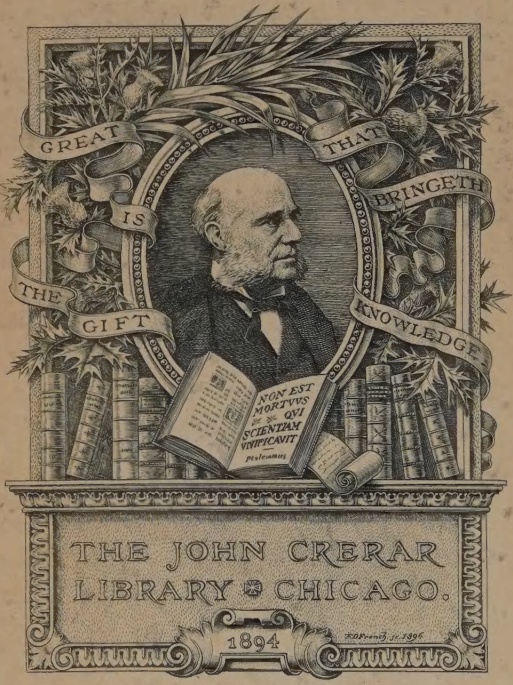
School of Theology at Claremont
1001 1397872

E
Nip
1



Withdrawn from Crerar Library

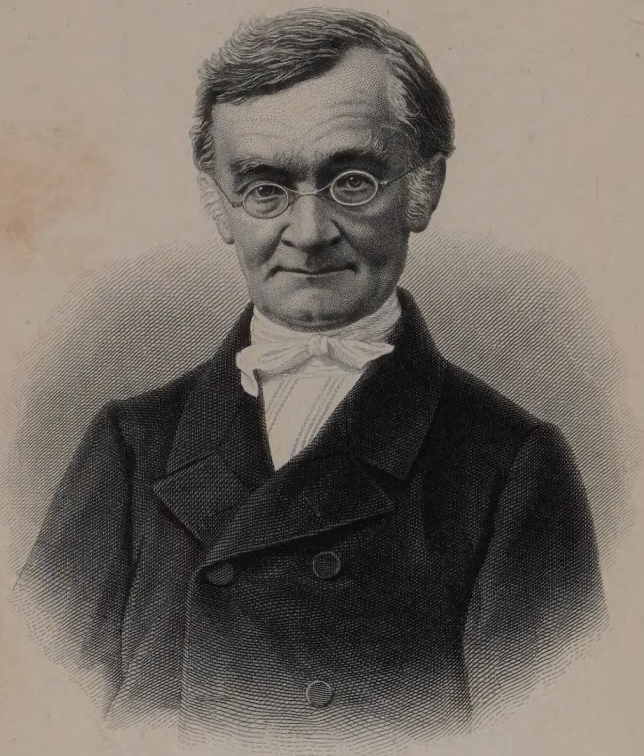
H. SPERLING
BUCHBINDEREI

The Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT

WEST FOOTHILL AT COLLEGE AVENUE
CLAREMONT, CALIFORNIA

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.



A. Weger sc. Leipzig.

Nicht nach Ruhe sehen ich mich, aber nach Stille.

Rothe.

Pl. 4
R84n
877
v. 1

Richard Rothe,

Doctor und Professor der Theologie und Großh. Bad. Geh. Kirchenrath
zu Heidelberg.

BX
4827
RG
N5
1877
v. 1

Ein christliches Lebensbild

auf Grund der Briefe Rothe's entworfen

von

Friedrich Nippold.

Erster Band.

Mit einem Portrait in Stahlstich.

Zweite Ausgabe.

Wittenberg.
Verlag von Hermann Koelling.
1877.

E. L.

Theology Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

Den Professoren der theologischen Fakultät zu Leiden

Dr. J. H. Scholten

Dr. A. Kuenen

Dr. J. J. Prins

Dr. L. W. E. Rauwenhoff

zum Zeichen des Dankes für die auf ihren Antrag von dem Leidener Universitäts-Senate am 1. April 1870 ihm honoris causa verliehene theologische Doktorwürde

und in Erinnerung an einen ununterbrochenen wissenschaftlichen und freundschaftlichen Verkehr

hochachtungsvoll gewidmet

von dem

Verfasser.

Withdrawn from Crerar Library

269.275
N62

101115

Vorrede.

Dem Charakter dieses Buches wie dem des darin geschilderten Mannes würde es wohl am besten entsprechen, wenn hier überhaupt keinerlei Vorwort folgte. Und es war auch die ursprüngliche Absicht des Herausgebers, ebenso wie in den „Stille Stunden" jede irgendwie vermeidbare Zuthat zu vermeiden, und nur in der Form von „Redaktionsbemerkungen" die nöthigsten Erläuterungen hinzuzufügen. Es ist dieser Absicht sogar schon im Texte selbst (S. 2. 11.) Ausdruck verliehen.

Mancherlei Ursachen haben von diesem Plane abstehen lassen. Und so werden denn die Redaktionsbemerkungen, mit der Uebersicht der Rothe-Literatur und mit dem Register der in der Biographie benutzten Briefe und Aktenstücke, ebenso wie ein Namenregister über beide Bände erst dem zweiten Bande angefügt werden. Statt dessen möge nun aber an diesem Orte Alles das kurz berührt werden, worüber der Leser hier einige nähere Auskunft erwarten darf.

Zunächst gilt es allerdings wohl, den Dank auszusprechen einmal gegen diejenigen, welche wie Prof. Oncken in Gießen, Prof. Palmer in Tübingen und Prof. Pfleiderer in Jena durch ihre eingehende und sachliche Kritik den Bausteinen, welche die „Stille Stunden" geboten, den richtigen Platz zur Beurtheilung ihres Verfassers angewiesen, sodann aber ganz besonders gegen alle die Verwandten und Freunde Rothe's, deren gütige Hülfe allein das jetzige „Leben in Briefen" ermöglicht. Vor Allem gebührt derselbe

Herrn Adolph Storch in Oeynhausen, der die reiche Sammlung der Briefe Rothe's an seine Eltern gerade zu einer Zeit auffand und alsbald zur Verfügung stellte, wo es eben noch möglich war, das ursprünglich auf einer viel kleineren Basis entworfene Charakterbild Rothe's aus dem Druck zurückzuziehen und demgemäß auch die Struktur des Ganzen analog zu erweitern. Der Briefwechsel mit den Eltern hat sich grade bis zur Rückkehr Rothe's nach Wittenberg erhalten, und kann der zweite Band daher nur noch einige wenige dieser inhaltreichen Briefe anfügen. Um so mehr schuldet der zweite Theil den Gliedern der Heubner'schen Familie, Herrn Pfarrer Heubner in Eutzsch, Herrn Pfarrer Mänß in Rackith und seinen Söhnen, sowie Frau Diakonus Gebler in Wittenberg, und nicht minder Herrn Professor Ludwig Hahn in Breslau, der außer den wichtigen Briefen Rothe's an seinen von diesem so besonders werthgehaltenen Vater noch durch manche andere werthvolle Mittheilung zur Vervollständigung unseres Lebensbildes beigetragen. Neben der eigenen Familie Rothe's sind es ferner seine alten Freunde, Collegen und Schüler, wie App.-Ger.-Präsident v. Schroetter in Bromberg, Prof. Lommatzsch in Wittenberg, Pfarrer Carstaedt in Schönbrunn in Schlesien, Pfarrer Frühbuß in Prittag in Schlesien, Superintendent Winckel in Berleburg in Westphalen, Pfarrer Müller in Frankenförde in Brandenburg, welche insgesammt durch belangreiche Mittheilungen an demselben Zwecke mitgearbeitet. Seitens der Familien Bunsen, Stier und Bleek ist der gleichen Bitte in freundlichster Weise entsprochen worden, und so sind es denn — zumal dem Herrn Verleger ein ungewöhnlicher Antheil an der Entstehung wie an der Ausführung dieser Schrift zukommt — in der That viele Hände, welche gemeinsam an solchem Denkmal für Rothe gebaut.

Dies denn auch der eine Grund für die eigenthümliche Gestaltung des Buches. Denn es bietet sich zwar auf der einen Seite ungesucht als Parallele zu dem schönen „Lichtbilde", welches Prof. Beyschlag von Nitzsch gezeichnet, und welches die herrliche Zeit seiner Blüthe auch jener jüngeren Generation lebendig vorgeführt hat, welche über der „trüben Zeit" seiner Berliner Periode die begeisternden Anregungen seiner Bonner Zeit nicht in vollem Maße würdigen mochte. Auf der andern Seite aber wird man hier vergebens eine

solche künstlerisch vollendete Darstellung suchen, wie sie Beyschlag von Nitzsch entworfen. Es ist im Gegentheil die schlichteste Art der Construktion eines Buches, die das unsrige aufweist — nur chronologisch und sachlich geordnet reiht sich Brief hier an Brief, und von dem Gefüge, das die einzelnen Bausteine verbindet, ist nirgendwo etwas verborgen. Aber es sei auch offen gestanden: diese Form ist hier mit Absicht gewählt. Einmal sollten nämlich die einzelnen Beiträge, die uns eine dankenswerthe Pietät schenkte, auch als solche sich abheben; zum andern mußte grade ein Mann wie Rothe überall selbst an den Leser herantreten, und auch die kleinste Zuthat sich sofort von dem Seinigen abgrenzen. Endlich aber sei auch daraus kein Hehl gemacht, daß diese Methode dessen, was der Engländer als Life and correspondance bezeichnet, dem Verfasser bei der mehrjährigen Arbeit an der Bunsen'schen Biographie persönlich lieb geworden war. Und wenn auch bei dem letzteren Werke, durch die Einfügungen von zweiter Hand in ein organisches Ganze, der Charakter der Einheit dieses Ganzen unvermeidlich etwas gelitten hat, so zeigte seitdem die so bescheiden auftretende und doch so viel bietende Biographie von Friedrich Arnold Brockhaus durch seinen Enkel, wie lebensfrisch ein in dieser Art angelegtes Werk, wenn es wirklich gelungen ist, den Leser anmuthet.

Der Brockhaus'schen Biographie muß hier zugleich auch deshalb gedacht werden, weil sie (neben den im Text genannten älteren Werken) zumal für die Jahre des Freiheitskrieges und die unmittelbar folgenden eine werthvolle Ergänzung für die allseitige Kenntniß auch von Rothe's Studienzeit ist. Ein Lebensbild wie das hier von Rothe gebotene kann ja der Natur der Sache nach keine die ganze Zeit schildernde Monographie sein. Wo es freilich möglich war, die Kreise selber in etwas zu schildern', in welche Rothe der Reihe nach eintrat, wie die in Heidelberg', Berlin und Wittenberg, da ist es, soviel es die nothwendige Kürze irgend erlaubte, geschehen. Und für Rothe's römische Wirksamkeit konnte die Grundlage, auf welcher sie ruht, aus dem Leben Bunsen's vorausgesetzt werden. Dagegen muß hinsichtlich der Breslauer Zeit hier wiederum bemerkt werden, daß für sie das 31. und 32. Kapitel von Brandes' Geschichte der kirchlichen Politik des Hauses Brandenburg (II S. 401 — 481:

Scheibel und die altlutherische Bewegung in Schlesien — die altlutherische Separation) mit großem Nutzen gebraucht worden wäre, wenn mir dieses gründliche und erfrischende Werk eben nicht selbst erst nach dem Druck des einschlägigen Abschnittes zu Händen gekommen.

Doch — wo nun einmal ein Vorwort nicht zu vermeiden war, sei denn auch weiterhin einigen der Gedanken hier Ausdruck gegeben, welche dem Herausgeber eines Rothe'schen Lebensbildes sich während einer solchen Arbeit aufdrängen mußten. Ist es doch ein eigenthümlich abgeschlossenes und abgerundetes Lebensganze, das uns hier entgegentritt, und stimmt die äußere Führung dieses Mannes doch gar merkwürdig überein mit der Art des Glaubens, von dem er getragen war. Dabei wird grade durch die verschiedenen Entwicklungsstadien, die der Jüngling durchmacht, es doppelt erklärlich, wie der unvergleichliche Zauber der Wirksamkeit des Mannes nun einmal doch auf nichts Anderm beruhte als auf der Intensität des einfachen Kindesglaubens an den Vater seines Herrn Jesu Christi. Wir lernen aber auch an diesem Bilde es erst recht würdigen, worin eigentlich die Natur dieses Glaubens besteht. Das zwar dürfte in den verschiedensten theologischen Schulen kein Verständiger leugnen, daß solche Lehrer der christlichen Theologie, welche nicht in ihrem lebendigen Verhältniß zu Christo einen unversieglichen Quell für ihr Berufsleben besitzen, sie mögen in diesem oder jenem Fach über noch so viel Wissen verfügen, vortreffliche „Schriftgelehrte" sein können, wie es deren zur Zeit Christi auch genug gab, daß sie aber nicht auf jenem Grund der Apostel und Propheten weiterzubauen vermögen, als dessen Eckstein Christus selber genannt wird. Worin nun aber dieses Verhältniß zu Christo, dieser „Glaube" an ihn sich kundgebe, so zu fragen ist in einer Zeit wahrlich nicht unerlaubt, wo die „Gläubigkeit" es so vortrefflich verstand, die „Dinge dieses Lebens" sich nutzbar zu machen, und wo der Vorwurf der „Heuchelei und Scheinheiligkeit" schon im Jahre 1858 von einer Stufe der Gesellschaft ihr gegenüber erscholl, die von keiner andern an Befugniß zu solchem Urtheile überboten werden kann. Und wie hätte sonst Rothe selber den Wortführern der so ziemlich überall mit allen Vortheilen der begünstigten Moderichtung begabten „Gläubigkeit" mit solcher

Ruhe und solcher Schärfe zugleich nachweisen können, daß es ihnen eben an „Glauben" fehle, wenn nicht dieser Glaube so oft grade da proklamirt würde, wo er am wenigsten wirklich bewährt wird. Da möchte denn nun in der That Rothe's eigenes Lebensbild ein gut Theil zur Entscheidung der Frage beitragen, was in Geist und Wahrheit christlicher Glaube genannt werden kann. Diesem Manne merkte man es ja sofort an, wie er wirklich „seines Glaubens lebte", wie „Christus in ihm Gestalt gewonnen" hatte, wie er „herangereift war zum Mannesalter in Christo". Grade das war das Seltene an ihm, daß er wirklich nie das Seinige suchte, sondern nur das was „des Herrn war", daß Nahe- und Fernstehende gleich sehr den Eindruck jener Selbstlosigkeit und jener Demuth empfingen, auf der allein starke und feste Mannescharaktere sich aufbauen können.

Daß denn auch zu seinen Lebzeiten sein „Glaube" öffentlich bestritten worden wäre, ist trotz der leidenschaftlichen Angriffe, mit denen seine Denk- wie seine Handlungsweise überschüttet worden ist, nirgends bekannt geworden. Das aber, was nach seinem Tode geschehen, glauben wir (wenngleich der Vollständigkeit wegen auch derartige Angriffe am Schlusse des ganzen Werkes zu verzeichnen sein werden) hier unberücksichtigt lassen zu müssen, eingedenk seines eigenen Wunsches in Bezug seiner Grabrede. Schweigen wir also hier von der Tendenz, deren Hauptwortführer den Namen der „protestantischen Jesuiten" beifällig adoptirte, und gedenken wir in den Kreisen der sogenannten Orthodoxie in vollem Gegensatze zu jenen zunächst nur derjenigen, mit welchen sich Rothe selber in christlicher Gemeinschaft gewußt hat. Denn nicht blos ist ja sein erster Ausgangspunkt ein streng orthodoxer, sondern es sind auch die in dieser Richtung verharrenden Freunde zeitlebens gleich eng mit ihm verbunden geblieben wie in den warmen Tagen der Jugend. Welch selten schönes Verhältniß ist es doch, das zwischen den drei Schwägern Hahn, Heubner und Rothe! Wenn man solche Briefe vor sich hat wie die zwischen ihnen gewechselten, deren allerdings der zweite Band die bei weitem größere Zahl bringt, so begreift man nicht blos, warum Rothe immer mit solcher Liebe von diesen Persönlichkeiten sprach, sondern man hat darin auch gleichzeitig den Grund, warum der so gewaltig einschlagende Aufsatz Rothe's von 1862 über die

gegenwärtige Lage der deutsch-evangelischen Kirche es so stark hervorheben konnte, daß bisher gewöhnlich altgläubige Prediger die ausgebreitetste Wirksamkeit ausgeübt. Für den Herausgeber ist es wenigstens grade deshalb, weil er selber die Theologumena des vierten Jahrhunderts von dem Glauben der ersten Jünger scharf unterscheiden muß, eine der größten Freuden gewesen, die ihm aus dieser Arbeit erwuchsen, auch jenen zwar andersdenkenden, aber Rothe's Herzen am nächsten stehenden Personen zugleich mit ihm selber gerecht werden zu können.

Wenn nun aber im Gegensatze zu den theologischen Anfängen Rothe's das im Grunde schon seit dem Sand'schen Attentate sich anbahnende zweite Stadium in Rothe's Entwicklungsgang als ein weniger normales erscheinen muß, so sind wir zu unserer Auffassung desselben wieder durch Rothe selber berechtigt, ja verpflichtet. Denn welcher Unbefangene fühlte sich nicht von der gluthvollen Frömmigkeit seiner pietistischen Durchgangs-Periode ebenso tief getroffen, als es ihn lebendig berühren muß, wenn derselbe Rothe schon am Ende der römischen Periode wieder und wieder Gott dankt, daß er die in der letzten Zeit seiner Studienjahre verlorene und ihm doch so unentbehrliche Unabhängigkeit von fremdem Einflusse wieder gewonnen. Haben wir darum keinen Anstand genommen, auch die, allerdings mehr der Richtung als der Persönlichkeit eignenden Schattenseiten jener Durchgangsperiode hervortreten zu lassen, so sind wir hiermit nur dem eigenen Urtheile Rothe's gefolgt. Und dieses selbe Urtheil ist es ja auch, das später der Ausgangspunkt wurde für jene epochemachende Stellung Rothe's in der Frage der badischen Kirchenverfassung. Wie sehr Diejenigen, welche Rothe's Kirchenbegriff Mangel an Liebe zur Kirche vorwerfen, selber „nicht wissen, was sie thun", das zeigt allein schon die bezeichnende Thatsache, wie er von dem Beginn seiner Studienzeit an und im Grunde sein ganzes Leben hindurch immer wieder auf den Begriff der Kirche zurückkommt. Allerdings ist ja das das Höchste und Gewaltigste in dem Manne, und dasjenige, was ihm grade für die Folgezeit eine stets steigende Bedeutung gewährt, daß er es so klar erkannte und aussprach, daß im Reiche Gottes selbst der Staat eine höhere Stufe als die Kirche einnehme. Aber wie Wenigen

lag diese Kirche, dieses „Kind seiner Schmerzen", grade ihm auf der Seele. Mit welcher inneren Wärme hat er doch nicht blos in der berühmten Eisenacher Rede, sondern gradezu bei jeder passenden Gelegenheit die Noth der Kirche gemalt. Als einen ferneren Beweis darf der Verfasser hier wohl auch sein erstes Gespräch mit Rothe anführen. Denn fast augenblicklich brachte dieser das Gespräch auf die traurige Lage unserer Kirche, und wie dieselbe zunächst daraus erwachsen sei, daß, statt die Einseitigkeiten der rationalistischen Periode innerlich zu überwinden, ihre berechtigten Seiten aber anzuerkennen und weiterzufördern, durch die Lieblosigkeit und Herrschsucht der modernen „Gläubigkeit" fast die gesammte gebildete Gemeinde der Kirche entfremdet worden sei. Es war im Juni 1860, also ein volles Jahr vor der badischen Generalsynode von 1861, welche die neue Kirchenverfassung begründete, daß Rothe sich so erklärte.

Neben den Eindrücken, die Rothe's orthodoxe und pietistische Periode bei dem hinterläßt, der diesem so recht alle Entwicklungsstadien des Christenthums in sich selber verarbeitenden Bildungsgang folgt, darf aber auch der besondern Bedeutung der römischen Zeit nicht vergessen werden. Wie sie Rothe innerlich frei gemacht hat von den Sklavenfesseln eines seinem innersten christlichen Leben widersprechenden Pietismus, wie sie ihm das Auge für Wissenschaft, Kunst und vaterländische Interessen geöffnet, sei hier nur flüchtig berührt — seine eigenen Briefe ziehen deutlich und häufig genug dieses Facit. Dagegen darf der andere Faktor hier nicht vergessen werden, wie die Kenntniß des „Papismus", die Rom ihm bietet, den stark katholisirenden Elementen, die wir früher in ihm wahrnahmen, das nothwendige Gegengewicht bietet, und wie scharf er schon unter der Regierung Leo's XII. jene Tendenzen erkennt, die unter Pius IX. ihre äußersten Consequenzen gezogen. Die ganze Reihe von merkwürdigen Aeußerungen, die in dieser Hinsicht in Betracht kommen, ist, zumal wo hier der Raum dazu fehlt, bereits an einem andern Orte zusammengestellt, in den Anmerkungen zu einem Vortrage über die altkatholische Bewegung, welchen die „Zeit- und Streitfragen" bringen.

Am gleichen Orte ist denn auch weiter der protestantischen

Parallelen zu der gewaltsamen Durchführung des Unfehlbarkeitsdogmas näher gedacht, in welchen das Verfahren des Consistoriums Hegel in der Sydow'schen Angelegenheit einstweilen den Höhepunkt bildet. Wie Rothe selber sich zu diesem Vorgehen stellen würde, darüber belehrt schon hinlänglich die von ihm verfaßte Antwort des badischen Oberkirchenrathes auf den Absetzungsantrag gegen Schenkel. Ja, wie entschieden er sich persönlich zu der modernen Consistorialpolitik im Gegensatz wußte, bewies bereits eine Reihe von Jahren vorher sein Weggang von Bonn, nachdem er gegen seinen ausdrücklichen Protest zum Consistorialrathe ernannnt war. Umgekehrt ist freilich auch schon, bevor der jüngere Hegel in Sydow Schleiermacher aus der Kirche herauszudrängen versucht, die ihm vor Allem ihre Neubegründung verdankt, dasselbe gegen Rothe in einem seiner treuesten und ihm liebsten Schüler, Dr. Hanne, geschehen. Gründe genug, um an diesem Ort die verhängnißvollen Wege, auf welchen solche Consistorien wie das Hegel'sche zur Herrschaft gelangten, nicht unberücksichtigt zu lassen, könnte nicht abermals auf die eben erwähnten genaueren Mittheilungen verwiesen werden.*)

Dagegen darf schließlich neben dem jüngsten Hegel'schen Akt das kurz vorher erschienene Straußische Werk hier nicht unerwähnt bleiben. Trägt doch unser Buch den Titel eines „christlichen" Lebensbildes an der Stirn, während Strauß die Frage, ob seine „Wir" noch Christen seien, verneinend beantwortet. Es stehen aber nicht blos andere „Wir" den seinigen gegenüber, sondern es ist wohl grade Rothe's ganze Lebensaufgabe das diametrale Gegenstück zu dem, was Strauß nicht etwa blos seit gestern erstrebte. Denn wenn Rothe schon durch das Vorbild selten trefflicher und allseitig gebildeter Eltern sich auf die Lebensaufgabe gewiesen fand, Christenthum und Cultur in stetiger Wechselbeziehung auf einander zu zeigen, so ist bei Strauß eben wieder einmal das Wort wahr geworden, daß der Jesuitismus den Voltairianismus erzeuge. Denn

*) Der Verleger des vorliegenden Buches glaubt sich von seinem confessionell-lutherischen Standpunkte aus Gewissens halber zu der, von dem Verfasser mit voller Zustimmung hier aufgenommenen, Erklärung verpflichtet, daß er die persönlichen Ansichten des hochgeschätzten Herrn Verfassers in diesen Dingen nicht theilt, sowohl soweit solche den Behörden gegenüber, als in der angeregten Angelegenheit selbst hier zum Ausdruck gekommen sind.

kann es eine schlagendere Parallele zu Voltaire's Erziehung im Jesuiteninstitut geben, als das was Strauß selber von seinem Vater erzählt: „Er wußte sich mit dem pflichtmäßigen Handeln so sehr im Rest, daß er nothwendig etwas außer ihm haben mußte, das in diese Lücke trat. Das war der Versöhnungstod Christi, auf dessen sündentilgende Kraft er sich verließ. Ihm wurde es leichter, ein für allemal fest zu glauben, als jeden Tag von Neuem den Kampf mit seinen Neigungen und Leidenschaften zu beginnen. Die Mutter machte sich über das Geschleppe von Glaubenssätzen lustig, mit dem er sich behänge ꝛc." Nimmt man zu solchem Ergebniß des elterlichen Hauses noch den Totaleindruck jenes Pietismus hinzu, den Strauß' Freund Vischer als „Krätze" bezeichnet, so begreift sich ja leicht genug, daß ein scharfer Logiker wie Strauß das mit der Theologie der Stundenhalter, mit dem „erbaulichen Gesalbader von erweckten Schustern und Schneidern" identificirte Christenthum nicht blos anders beurtheilte als der unter den entgegengesetzten Einflüssen aufgewachsene Rothe, sondern die Bekämpfung dieses Culturhemmnisses als seinen spezifischen Lebenszweck ansehen mochte. Daß er freilich das Gegentheil von seiner Absicht, wenn wir sie so im besten Sinne deuten, erreicht, daß das „Leben Jesu" im Grunde die ganze kirchliche Reaktion erst ermöglicht, daß die „Halben und Ganzen" ganz dazu angethan waren, in dem letzten Bollwerk wissenschaftlich-theologischer Forschung in Deutschland den Forderungen der Orthodoxie entgegenzukommen, daß in dem „alten und neuen Glauben" die Herren Windthorst und Mallinckrodt einen freudigst begrüßten Succurs fanden, das Alles ist gewiß ebensowenig zu bestreiten. Und wenn „wir" nun im vollsten Gegensatze zu Strauß darüber klar sind, daß nur auf der Grundlage des Evangeliums Jesu Christi selber der Kampf gegen den „Papismus" hüben und drüben mit Erfolg geführt werden kann, so wissen wir uns dabei in erster Reihe von der Entwicklung der objektiven Wissenschaft selbst unterstützt. Denn es ist doch gewiß kein kleiner Unterschied zwischen den reifen Früchten eines Gelehrtenlebens, wie sie grade Rothe der Wissenschaft schenkte, und zwischen dem Erstlingswerk des jungen Tübinger Repetenten, welches seinen Namen mit der Geschichte der Theologie verbindet. Berichtet doch Vischer in

Ruge's Jahrbüchern (1838 S. 1113) nicht blos von der „unglaublich kurzen Zeit", in der das „Leben Jesu" geschrieben wurde, sondern deckt auch (S. 1107) die wirkliche Basis der von dieser Schrift proklamirten „Voraussetzungslosigkeit" bezeichnend genug dahin auf: „Er verschweigt bis zur Schlußabhandlung seine metaphysischen Principien, wie aus denselben die Verwerfung des Wunders folgt und wie sie die treibende Seele seiner ganzen Kritik sind. . . . Man hätte Strauß gradezu stehen lassen, hätte er mit dem offenen Bekenntnisse angefangen, daß es ein Mißtrauen der Vernunft gegen das Wunderbare sei, welches seine Kritik als bewegende Seele leite". Bei den Unfehlbarkeitsgelüsten der Straußischen „Wir", welche den römischen so trefflich in die Hände arbeiten, möchte es nichts weniger als überflüssig sein, daran zu erinnern, auf wie schwacher Basis sie ruhen. Dem natürlichen Edelsinn unsrer Zeit (der seit dem Züricher Putsch gegen Strauß in ihm ähnlich den Märtyrer sieht, wie Schlosser es hinsichtlich Bahrdt's so vortrefflich in's Licht gestellt hat) ist es gewiß zu Gute zu halten, wenn er dem so schnöde Angegriffenen ein besonderes Maß von Sympathie entgegengebracht hat. Und dem mit aller Kunst gemeißelten Styl der Straußischen Bücher werden auch ferner zahlreiche Leser geneigt sein. Daß aber die wissenschaftliche Theologie nach kurzem Staunen über die kecken Gewaltsprüche schon seines ersten Werkes den Weg ruhiger Einzeluntersuchung fortsetzte, auf dem seitdem Resultate wie (um nur einige Hauptwerke zu nennen) die Holtzmann's und Scholten's, Hilgenfeld's und Weizsäcker's, Keim's und Krüger-Velthusen's zeitigen konnten, dafür hat der doch gewiß freisinnige Credner bereits den Grund angegeben, in einem Aufsatze, worin er sich zugleich aufs Schärfste gegen die ungebührlichen Angriffe auf Strauß ausgesprochen (Allgemeine Literaturzeitung 1836 S. 26. 3.): „Sein Buch geht von Voraussetzungen aus, deren Richtigkeit in der Anwendung nirgends gehörig erwiesen ist und liefert ein Resultat, das schon längst vor der Untersuchung fertig und abgeschlossen ist. . . . Die Geschichte aber, die allein unbefangen macht, hat schon unendlich oft gezeigt und zeigt und bezeugt es laut noch heut zu Tage, daß jede historische Forschung, im Sinne eines gewissen philosophischen Systems angestellt, weit entfernt davon unbefangen zu sein, jederzeit

einseitig ist". Heute aber ist dieselbe Erkenntniß (von solcher fachtheologischen Würdigung wie der gediegenen, demnächst auch deutsch erscheinenden Recension Rauwenhoff's in der Leidener theologischen Zeitschrift noch ganz abgesehen) auch aus wissenschaftlich ernsten außertheologischen Kreisen dem Straußischen Dogmatismus entgegengetreten, und Untersuchungen wie die von J. Huber, A. Bacmeister, A. Dove, L. Weis, Kritiken wie die von M. Carrière und im „Literarischen Centralblatt" haben bestätigt, daß die Straußischen „Wir" arg zusammenschmelzen.

So dürfte denn auch wohl ein Lebensbild wie dasjenige Rothe's wissenschaftlich vollberechtigt sein, die ihm gegebene Bezeichnung offen in Anspruch zu nehmen. Und tritt darin zugleich die durch alle Miasmen auf dem kirchlichen Gebiete um nichts geschmälerte Herrlichkeit wie des lebendigen Christenthums so eines wahrhaft theologischen Studiums kräftig zu Tage, so mag es dem jüngeren Geschlecht hier und da gewiß auch die wirkliche Aufgabe einer Apologetik des Christenthums vergegenwärtigen.

— Noch sind aber an dieser Stelle endlich einige störende Druckfehler zu verzeichnen: S. 123 Z. 9 v. u. Cavacci (l. Caracci); S. 195 Z. 1 v. u. Boll (l. Ball); S. 257 Z. 4 v. u. Tscheggny (l. Tscheggey); S. 520 Z. 13 v. u. Geist (l. Kreis). Und ebenso möge gleichzeitig erwähnt werden, daß der zweite Band noch vor Ablauf des Jahres erscheinen soll, weshalb Alle, die noch Beiträge dazu bieten könnten, um baldige Zusendung derselben ersucht werden. Neben diesem „Leben in Briefen" wird dann zugleich auch das kirchenhistorische Hauptwerk Rothe's, die „Anfänge der Kirche und ihrer Verfassung" einer besonderen Darstellung unterzogen werden, sowohl hinsichtlich der Aufnahme, die es bei seinem Erscheinen gefunden (in solchen Besprechungen wie z. B. denen von Gieseler, Rettberg auf der einen, Hengstenberg, Stahl, Tholuck, Schmieder auf der andern, Baur, Vatke auf der dritten Seite, und unter gleichzeitiger Berücksichtigung der ausländischen und katholischen Kritik), wie mit Bezug auf die späteren, demselben Gebiete angehörigen Veröffentlichungen Rothe's selber.

Bern, am 74. Geburtstage Rothe's, 28. Januar 1873.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Charakteristiken Rothe's von Zittel, Holtzmann, Hönig, Schenkel, Winckel, Orendi, Hübbe, Spörri. — Schleiermacher und Rothe.

I. Jugend- und Studienzeit (1799—1819) 14

Das Elternhaus. Briefe der Eltern an Gen.-Sup. Hahn. Die früheste Jugendzeit. Präs. v. Schroetter über den elterlichen Kreis und die Gymnasialjahre. Breslau während des Freiheitskrieges. Confirmation. Dichterische Empfänglichkeit. Gymn.-Direktor Koch und Gymn.-Direktor Kayßler. Reise zur Universität.

Heidelberg im Jahre 1817. Daub. Schwarz. Abegg. Paulus. Creuzer. Hegel. Schlosser. — v. Schroetter über die Burschenschaft. Schenkel aus Rothe's Tagebuch.

Das erste Semester. Collegien und Antrittsbesuche. Imponirender Einfluß Daub's. Schwarz über das Johannisevangelium. Creuzer's Archäologie. Hegel's Logik. Erster Eindruck von Paulus. Feier der Waterloo-Schlacht. Besuch Jean Paul's in Heidelberg. Studentisches Fest zu seinen Ehren. Jean Paul'scher Naturcultus. Besuch Tieck's. Erster Abschiedscommers. Studienpläne für den Winter. Lewald. A. Müller. J. H. Voß. Gegensatz gegen die Union.

Das zweite Semester. Einfluß Creuzer's und Schlosser's. Vertheidigung des Heidelberger Studentenlebens. Das Wartburgfest. Jubelfeier der Reformation. Universitätsfest. Privatlektüre. Sammlerfleiß. Polititsches Glaubensbekenntniß. Verkehr mit Schlosser. Daub's Collegienschluß. Schlosser über Paulus. Die Osterferien. Beginnender Einfluß Abegg's. Vertheidigung der Burschenschaft. Ferienreise.

Das dritte Semester. Projekt der Theilung Badens. Hegel nach Berlin. Naturgeschichtliche Studien. Musikalische Genüsse. Besuch A. W. Schlegel's. Kritik der Breslauer Kunstausstellung. Göthe's Memoiren. Abneigung gegen Berlin. Hegel als Philosoph. Dogmatische Auseinandersetzungen. Stolberg über den Zeitgeist. Gegensätze innerhalb der Burschenschaft. Polemik gegen Jahn. Wissenschaftliche Verdienste der preußischen Regierung. Die badische Verfassung. Rheinreise.

Das vierte Semester. Die Turnerfrage. Augusti's Dogmengeschichte. Studium der Septuaginta. Beginnende Abweichung von Daub. Gegen Planck's Pragmatismus. Die Stourdza'sche Denunciation gegen die deutschen Universitäten. Landpfarrliches Ideal. Süd- und Nord-

Seite

deutschland. Religion und Philosophie. Predigtplan. Eine katholische Predigt. Lektüre des Angelus Silesius. Gegensatz gegen den Einfluß der Philosophie auf die Religion. Concerte von Romberg und Hummel. Vertheidigung der Orthodoxie. Hemmling'scher Christuskopf. Lateinisch und Deutsch. Der Münchener Landtag. Studentisches und bürgerliches Gesetz.

Das fünfte Semester. Protestantismus und Kirche. Abreise v. Schroetter's. Begeisterung für Abegg. Turnwesen und Duell. Das Sand'sche Attentat. Sand und der Zeitgeist. Rückwirkung auf Rothe. Ueber den Kirchenbegriff. Trübe Stimmung. Katholisirende Einflüsse. Eröffnung der badischen Kammern. Schlosser's Vincentius v. Beauvais. Die Harms'sche und die Schuderoff'sche Streitfrage. Müller's Schweizergeschichte. Studentische Unruhen. Die erste Predigt. Schweizerreise.

II. Berlin und die Anfänge des Pietismus (1819—1820) . . . 150

Lücke über die Berliner Fakultät. Rothe über die religiöse Erweckung. Schenkel über Rothe's Pietismus.

Das sechste Semester. Erster Eindruck von Neander. Schleiermacher's Leben Jesu und Predigten. Geselliger Verkehr in Berlin. Melancholische Stimmungen. Schleiermacher's Seminar. Opernbesuch. Censuredikt. Kritik Dräseke's. Hegel's Naturrecht. Landwehr und Schulplan. Manso's preußische Geschichte. Romantische Auffassung Gregor's VII. Steigende Unbehaglichkeit. Katholicismus und Protestantismus. Verhältniß zu Neander. Demagogen-Untersuchungen. Saint Martin. Tod des alten Lehrers Kephalides. Abgang v. Schroetter's und Thielau's. Prediger Löffler. Gegenwirkung der Eltern gegen die Melancholie des Sohnes.

Das siebente Semester. Rothe und Bleek. Sehnsucht nach dem Ende der Studentenzeit. Patristische Lektüre. Marheineke's Symbolik. Anerbieten des Wittenberger Seminars. Bedenken der Eltern. Innerer Kampf gegen den Pietismus. Rückblick auf die Studienjahre. Kritik des Pietismus. Rundschau über den modernen Pietismus. Der Kottwitz'sche Kreis in Berlin. Tholuck's „Vater Abraham". Separatistische Consequenzen.

III. Der Wittenberger Seminarist (1820—1822) 190

Ferien-Aufenthalt in Schlesien. Eintritt in das Seminar. Erste Eindrücke von Nitzsch sen., Schleusner und Heubner. Heubner an Hahn. Der Seminaristenkreis. J. H. Wiesmann. Archidiakonus Wunder. Rothe als Seminarsekretair. Opposition im Seminar gegen Schleusner.

Erste und zweite Predigt Rothe's in Wittenberg. Predigtreise nach Blönsdorf. Weitere Predigtthätigkeit. Peiper und Rütenik als Recensenten Rothe's. Rothe als Recensent Zedelt's und Wiesmann's.

Aufforderung Heubner's zur Habilitation. Correspondenz mit den Eltern über die Habilitation. Neue Aufforderung durch Schleiermacher. Entscheidung für die akademische Laufbahn. Ueber Stand und Gesellschaft. Verhältniß zu den Eltern. Politischer Freiheitssinn. Kirchliche Reaktionsströmung. Revolution in Neapel. Politische Enttäuschungen.

Das zweite Semester. Eintritt Stier's. Stier und Rothe. Gründler, Kottwitz und Tholuck. Rothe gegen das „fatale Werbesystem". Rothe für den Pietismus gewonnen.

Sehnsucht nach der Taufe der Leiden. Betheiligung an dem pietistischen Ketzerrichten. Geringschätzung Tzschirner's. Bedenken gegen die Gläubigkeit von Nitzsch jun. Spaltung im Seminar. Verstimmung gegen das Lutherfest. Polemik gegen das heidnische Zeitalter. Interesse

Seite

für de Valenti, Scheibel, Hamann. Abschließung des Conventikelkreises. Verkehr mit E. W. Krummacher. Bewunderung Tholuck's. Heftigkeit gegen Voß. Verurtheilung weltlicher Vergnügungen. Rechtfertigungsversuche gegen die Bedenken der Eltern.

Ferienaufenthalt in Schlesien. Rückkehr ins Seminar. Heimweh. Predigten im zweiten Halbjahr 1821. Ländliche Predigtthätigkeit. Recension Bahr's.

Erste Andeutungen der Verlobung. Nähere Mittheilungen über das Verlöbniß. Anfängliche Bedenken der Eltern. Zustimmung derselben. Briefe der Braut an ihre Schwiegereltern.

Eintritt des Prof. Schöne. Opposition gegen denselben. Aburtheilung über die Berliner, Hallenser und Magdeburger Theologen. Rendezvous mit Krummacher. Zutritt Hoff's zu dem Conventikel. Kritik der Predigten Tscheggey's. De Wette in Basel. Heubner in Pommern. Sympathie für den dortigen Separatismus. Antipathie gegen das Badeleben. Abneigung gegen den akademischen Beruf. Scharfe Verwerfung der Union. Bewunderung für Franz v. Sales.

Predigten des Jahres 1822. Besuch bei Nitzsch in Kemberg. Recension Kober's, Hartleb's und Carstaedt's. Carstaedt über sein Verhältniß zu Rothe. Besuch in Wernigerode. Seegemund und de Valenti. Rückkehr nach Wittenberg und Abschied nach dort. Unbefriedigter Rückblick.

IV. Der Breslauer Pfarramtscandidat (1822—1823) 279

Die Breslauer Erweckten. Scheibel. Steffens. J. Müller. Graf Gröben.

Erster Brief Rothe's an Heubner. Beurtheilung der Breslauer Zustände. Verkehr mit Scheibel. Scheibel gegen Gaß, Schulz und von Coelln. Uebelwollen gegen die Union. Vorbereitungen auf die wissenschaftliche Laufbahn. Predigten in Breslau.

Erster Brief an Stier. Der Herr und seine Leute. Die Breslauer Christen.

Weiterer Briefwechsel mit Heubner und Stier. Kirchengeschichtliche Arbeiten. Die schlesische Unionssynode. Gefühlsergüsse. Studien über die Paulicianer. Rathschläge Heubner's. Krummacher's Erweckungsbulletin. Scheibel und Steffens im Gröben'schen Hause. Mystische Neigungen. Ein Gichtelianer.

Scheibel's Schrift über das Abendmahl und Steffens' Schrift über die falsche Theologie. Beginnende Kritik Rothe's gegen beide. Passionspredigt. Die Brüder in Wittenberg. Religiöser Enthusiasmus.

V. Berufung nach Rom, Ordination und Heirath (1823) . . . 309

Vorschlag Heubner's. Rothe an Nicolovius. Beichte an Heubner. Selbstprüfung des Seelenzustandes. Losungen der Bibel. Heubner's Berathung.

Reise nach Berlin. G. R. Reinhart. Abwesenheit der theologischen Freunde. Wartezeit in Berlin. Brieflicher Verkehr mit den Eltern und Heubner. Theologisches Examen. Ordination.

Reise nach Wittenberg. Heirathsvorschlag der Eltern. Heubner an Rothe's Eltern. Rothe und Hahn. Heirathsanzeige an Stier.

Aufenthalt in Breslau. Mittheilungen an Heubner. Reisebriefe. Florenz und Rom.

VI. Der römische Gesandtschaftsprediger (1824—1826). . . . 337

Erste Eindrücke von Rom. Die Antrittspredigt. Chronik über die Predigten der ersten Monate. Bunsen über Rothe's Amtsantritt und Predigtweise. Rothe's erster Brief an Bunsen. Art des Verkehrs mit Bunsen.

Seite

Der diplomatische Kreis der evang. Gemeinde. Die Herzogin von Montfort. Der Künstlerkreis. Besuche der Kunstdenkmäler. Der römische Carneval.

Befestigung des protestantischen Standpunktes. Schilderung der Gemeinde. Die kirchenhistorischen Kränzchen. Kritik der herkömmlichen Conventikel. Abendgottesdienste. Volksbibliothek. Heubner's Mittheilungen über Rothe in Rom. Politische Eindrücke. Osterconcerte. Predigten der Oster- und Pfingstzeit 1824. Privatgottesdienst bei der Herzogin von Montfort. Predigtskizzen aus dem Sommer und Herbst 1824. Krankenbesuche und Leichenbegängnisse. Katechismusstunden.

Wohnungswechsel. Ausflug nach Tivoli. Das Blumenfest in Genzano. Deutsches Naturgefühl in der römischen Landschaft. Ekel an der sittlichen Verkommenheit der Papstkirche. Verhinderung der Conversion eines Prinzen Schönaich-Carolath. Krankheit der Frau. Uebermaß der Geschäfte. Portraitmalerei in Rom. Innigkeit des Verhältnisses zu den Eltern. Das Torlonia'sche Vermögen. Das Jubeljahr unter Leo XII.

Abhandlung über die Natur des christlichen Glaubens und Lebens. Betonung der Heiligung gegenüber der Erweckung. Wissenschaftliche Arbeitslust. Frömmigkeit und Wissenschaft. Freude an Lücke und Nitzsch. Liturgische Arbeiten mit Bunsen. Selbstkritik dieser liturgischen Pläne. Ueber den Agendenstreit.

Die Osterzeit 1825. Der König von Neapel in Rom. Gefahren des Salonchristenthums. Religion und Theologie. Heiligsprechungen Leo's XII. Geschichtsforschung und Spekulation. Nervenfieber der Frau. Villeggiatur in Frascati. Debatte mit dem Jesuitenpater Kohlmann. Resignation auf Elternfreuden. Maestro Baini. Rückblick auf die beiden ersten römischen Jahre.

Vermehrung der pastoralen Funktionen. Verhältniß zur Gemeinde. Krankheit der Frau. Verkehr mit Röstell, Maydell und Schnorr. Conversion des Herzogs von Cöthen. Fremdenbesuche. Heubner'sche Mittheilungen. Kritik der äußerlichen Erweckungen und der Missions- und Traktatgesellschaften.

Die evangelische Gemeinde in Neapel. Monod. Bellermann. Valette. Verkehr mit Bellermann.

Art der wissenschaftlichen Thätigkeit. Gegen das Haschen nach christlichen Bekanntschaften. Brief Friedrich Wilhelm's III. an die Herzogin von Cöthen. Confessionswechsel Beckedorff's und der Herzogin von Liegnitz. Ungläubige Grundlage des römischen Systems. Angriffe auf Schmieder in Schulpforta. Besuch Schubert's in Rom. Champollion und Seyffert.

Natur und Fortschritt des christlichen Lebens. Die erste Gevatterschaft. Hahn's Berufung nach Leipzig. Gegen die politischen und weltförmigen Missionsgesellschaften. Christenthum und Spekulation. Heimweh. Politische Zustände im Kirchenstaat. Ausflug in's Sabinergebirge. Liturgische und katechetische Arbeiten. Schriftstellerische Pläne. Aus der pastoralen Seelsorge. Casualien. Geschäftsbriefe an Bunsen.

VII. Das letzte Jahr in Rom (1827—1828) 451

Vorschlag des Wittenberger Direktoriums. Rothe's Empfehlung von Schmieder. Rückblick auf die Ergebnisse der römischen Stellung. Selbstkritik der pietistischen Durchgangsperiode. Wissenschaftlicher Trieb. Hermeneutische Grundprinzipien. Erfahrungen an Sterbebetten. Glänzendes Elend Roms. Ueber die Natur des Evangeliums. Savigny in Rom. Gerhard's Rückkehr nach Rom. Wissenschaftliche

Seite

und künstlerische Bedeutung Münchens. Familienchronik. Heubner, G. R. Rothe und Hahn.

Ueber den akademischen Beruf. Bibel und Spekulation. Gegen den Plan der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung. Tholuck's Römerbrief. Hahn's Leipziger Streit. Lücke in Göttingen. Nitzsch gegen Delbrück. Die Welt als Werk Gottes. Uebersättigung an Rom.

Die Bewegungen unter den schlesischen Katholiken. Bischof Schimonsky. Die Theiner'sche Schrift. Professor Braun. Pfarrer Pohl. Ungefährlichkeit des Katholicismus.

Melancholische Stimmung. Heftige Erkrankung. Langsame Genesung. Waagen und Erskine. Erste Predigt nach der Krankheit. Schillinger und Schenkel über die römischen Predigten.

Bunsen's Reise nach Berlin. Bunsen's und Heubner's Thätigkeit für die Wittenberger Berufung. Allgemeine Erwägungen über die dortige Stellung. Ungewißheit und Spannung. Protest gegen jede Doppelstellung. Briefwechsel mit Heubner, den Eltern und Bunsen über den Wittenberger Antrag. Kenntniß und Unkenntniß des N. T. Biblische Logik und Metaphysik. Unabhängigkeit von dem kirchlichen Parteigetriebe. Stier in Wittenberg.

Bunsen an G. R. Rothe. Rothe an Bunsen. Kritik des ministeriellen „Wunsches" und des Diakonats ohne Seelsorge. Resignation. Stille Feste. Bibelstunden. K. A. Menzel's Reformationsgeschichte.

Entscheidung über die Wittenberger Stellung. An die Eltern und Heubner nach der Entscheidung. Theologisches Glaubensbekenntniß. Gesammtresultat der römischen Periode. Entscheidung des Königs über die römische Liturgie. Tholuck's Vikariat in Rom. Abschied von Bunsen. Dankschreiben an G. R. Reinhart. Ministerialrescript des Grafen Bernstorff. Bunsen's Widmung des „Hippolytus".

VIII. Reise nach Süditalien und Heimkehr (1828) 521

Wissenschaftlicher und künstlerischer Gewinn des römischen Aufenthalts. Aufenthalt in Neapel. Neapolitanische Zustände. Badekur auf Ischia. Exegetische Arbeit über Röm. V. Endgültiger Abschied von Rom.

G. R. Rothe an Bunsen. Bunsen's Charakteristik von Rothe. Reise nach Deutschland.

Briefe aus Florenz, München und Alexandersbad. Zusammentreffen mit den Eltern, Hahn und Heubner. Ankunft in Wittenberg.

Die Wittenberger Professur. Erste Predigt in Wittenberg. Art der Thätigkeit und Einwirkung. Superintendent Winckel und Pfarrer C. F. G. Müller über Rothe als Lehrer. Tholuck und Heubner.

Einleitung.

Es ist nicht der hervorragende Gelehrte, nicht der scharfe systematische Denker, nicht der gleich besonnene wie energische Kirchenpolitiker, den die folgenden, Richard Rothe gewidmeten Blätter dem Leser vor Augen führen möchten. Daß er das Alles gewesen, ist mehr als bekannt, ist allerseits anerkannt. Grade darum aber bedarf es keines Nachweises. Rothe's grundlegende Bedeutung für die Gesammtauffassung der Kirchengeschichte geht unmittelbar hervor aus dem wahrhaft schöpferischen Werke über „die Anfänge der Kirche und ihrer Verfassung", das noch vor dem Auftreten der Tübinger Schule die mannigfachen Einzelerscheinungen der nachapostolischen und altkatholischen Periode zu einem eng zusammenhängenden Gesammtbilde der inneren Entwickelung zu verbinden sucht. Der Ethiker Rothe hat, wie lange Jahre hindurch auch die „Theologische Ethik" dem Buchhandel entrückt war, doch von ihrem ersten Erscheinen an die fruchtbringendsten Keime ausgestreut für die Gedankenbildung des heutigen Geschlechts, und bereits jetzt erscheinen ihre Grundideen als ein unverkennbares Ferment für die Gestaltung der Zukunft von Kirche und Staat. Um den Dogmatiker Rothe zu würdigen, bedurfte es kaum noch, wie dankbar auch grade diese Veröffentlichung zu begrüßen ist, der Herausgabe der specifisch dogmatischen Vorlesungen; die in ihrer begrifflichen Schärfe wie ihrer inneren Wärme gleich durchschlagenden Abhandlungen „Zur Dogmatik" hatten bereits eine feste Grundlage für die Weiterentwickelung auch dieser Disciplin dargeboten. Die Eigenthümlichkeiten des Kanzelredners, der so wunderbar tief die Herzen ergriff

und die Geister bewegte, liegen nicht minder deutlich zu Tage, seit den beiden Bänden der von Schenkel herausgegebenen Predigten noch die Ergänzungen von Joh. Bleek und Walter Hübbe gefolgt sind. Auch der Kirchenpolitiker endlich bedarf kaum der Würdigung von anderer Hand, wo seine Aufsätze, Vorträge, Ansprachen alle eben so viele bedeutsame Ereignisse waren für den stets zunehmenden Kreis verehrender Schüler. Ja nicht einmal die eigenthümlich geschlossene Denkarbeit selber, aus der alle Einzelleistungen hervorgingen, fordert unsere Zeichnung; besser wie alle Versuche Fremder haben die „Stillen Stunden" den so vielfach gewünschten Einblick darin möglich gemacht.

Wozu denn aber nach all dem noch eine Biographie? wozu überhaupt nur eine neue Charakteristik, deren ja schon so viele von Berufenen und Nichtberufenen vorliegen?*)

Es ist eben etwas ganz Anderes, was diese Blätter zu geben wenigstens anstreben. Das was Rothe den wahrhaft einzigartigen Zauber über die Gemüther verlieh, es lag nun einmal doch nicht in dieser oder jener seiner Leistungen; es war die Persönlichkeit selbst, die jedem einzelnen Stücke seiner Arbeiten ihre Weihe verlieh, diese so ganz eigenthümliche, aus den sonst unvereinbarsten Eigenschaften zusammengesetzte und doch als ein geschlossenes Ganze anmuthende Persönlichkeit. Eine solche Persönlichkeit will eben in ihren eigensten Aeußerungen, zumal im vertraulichen brieflichen Verkehre gekannt sein, um sie völlig zu würdigen. Es ist kein irgendwie subjectives Gefühl, das uns über Rothe's Persönlichkeit so und nicht anders urtheilen läßt. Es ist vielmehr ein gradezu einstimmiges Urtheil, welches sofort nach seinem Heimgange in den weitesten Kreisen sich aussprach.

Schon bei der Bestattung hat Dekan Zittel diesem Eindrucke Worte geliehen, als er so sinnig den Text wählte, der das ganze Wesen Rothe's auf seine tiefste Quelle zurückführte, in der von seinem Herrn und Heilande an den Felsenjünger gerichteten Frage: „Hast Du mich lieb?" und der Antwort auf diese Frage: „Herr Du weißt alle Dinge, Du weißt, daß ich Dich lieb habe."**)

---

*) Ein Verzeichniß der bedeutenderen Arbeiten über Rothe folgt in den „Redaktionsbemerkungen".

**) Vergl. Reden an Rothe's Grab S. 4. 5.

Solch ein Jünger war unser heimgegangener Bruder. . . Dieser Mann hatte ein feines Ohr für diese Frage, überhörte sie nie, und ruhte nie, bis er aus tiefster Seele sein „Ja" darauf sagen konnte. Jesus Christus, sein Herr und Heiland erfüllte seine Seele ganz und jede andere Liebe — sein Gemüth war unendlich reich an Liebe — wurde in dieser Liebe zu seinem Heiland aufgenommen und darin geläutert und geheiligt. Wer diesem Manne näher kam, der lernte bald etwas an ihm bewundern, was man an wenigen Menschen in diesem Grade findet, die innere Einheit, die Harmonie seines ganzen Wesens. Ein Ton und eine Farbe ging durch all sein Denken und Streben, Empfinden und Wollen, denn Alles ging aus einem Mittelpunkt hervor, aus dieser Liebe zu seinem Heilande.

Dieser Charakteristik des Rothe persönlich engbefreundeten, nun auch heimgegangenen frommen Predigers, der auch noch auf dem zweiten Protestantentage in Neustadt die dort allgemein durchklingende Stimmung über den „Heiligen des Protestantenvereins" zum Ausdrucke bringen durfte, gesellt sich wohl zunächst die feine Zeichnung hinzu, welche der erste Jahrgang des „Jahrbuches des Protestantenvereins" von der Künstlerhand Prof. Holtzmann's gebracht hat.*)

Ein Mann von einer so künstlerisch in sich selbst abgeschlossenen, fein durchgearbeiteten Persönlichkeit, wie Wenige; aber auch allem lauten Treiben und Jagen, aller Agitation und Machination so abgeneigt, wie Wenige; ein Einsiedler, der auch als anregendster und liebenswürdigster Gesellschafter nie aufhörte, ein Einsiedler zu sein, und dessen Vorträge selbst vor dem gemischtesten und zahlreichsten Publikum doch immer noch etwas vom Gespräch einer in sich gekehrten Seele mit sich selbst an sich hatten; ein Mann, dem Gott in der That eine Wirklichkeit ersten Ranges war, von der er sich allenthalben und in jedem Augenblick umgeben und gehoben, gleichsam mit den Augen geleitet und mit den Händen geführt wußte; ein Mann von durchaus kindlichem Glauben, dem die übersinnliche Welt eine vertraute Heimath war, mehr als die sichtbare, der die Wunder der Propheten und Apostel, vor Allem Jesu selbst glaubte, mit einer unbedenklichen Herzhaftigkeit, die selbst nicht wenigen Theologen der kirchlichen Richtung wunderlich vorkam; ein Mann, in welchem die Religion eine Wohnstätte fand, die zugleich durch eine reine, heilige und glückselige Phantasie zu einem Paradiese umgeschaffen war, wie es uns sonst nur aus einzelnen Gebilden der mittelalterlichen Kunst bekannt ist! . . . . Uns hat diese Fülle von eigenthümlichem Werthbesitze, welcher sich in dieser Persönlichkeit vereinigte, immer zu mächtig imponirt und zu tiefen Respekt

*) Vgl. S. 108. 110. 114.

eingeflößt, als daß wir jetzt vor die Welt hintreten möchten mit dem Anspruche, den Schlüssel zu jenem Gefühl des Räthselhaften in der Hand zu haben, mit welchem jeder schärfer Blickende nicht eben selten zu dem verehrten Manne hinaufsehen mußte. Schließlich hat dieser Mann — das mußte Jeder sich sagen — eben stets noch seine eigene Art, die Welt zu betrachten, und unter der zauberhaften Beleuchtung seiner mystagogischen Fackel wird selbst der einzelne Fall, den er soeben unter der Voraussetzung des gewöhnlichen Tageslichtes mit uns behandelte, wieder eine ganz eigene Gestalt annehmen.

Nicht minder trefflich hat es Pfarrer Hönig verstanden, aus dem Herzen aller Schüler Rothe's heraus die lieben Züge des Lehrers zu entnehmen:*)

Wie in Rothe's ethischem System der Begriff der Persönlichkeit ein gewisser Centralbegriff ist, so hat auch seinem Leben und Wirken die Persönlichkeit eine so außerordentliche Bedeutung verliehen. Es war eine völlige Einheit in seinem Wesen, sein Denken und sein Leben waren eins, sein äußeres und sein inneres Leben sind genau mit denselben Zügen gezeichnet, Körper und Geist waren wie verschmolzen, Gefühl und Phantasie und auf der andern Seite der abstracte Verstand, so eminent ausgebildet auch das Alles in ihm war, sie gingen niemals auseinander, sie liefen ineinander. Schon seine äußere Erscheinung gab den Eindruck einer „Persönlichkeit." Wenn man Rothe schon von der „geistig beseelten Leiblichkeit" hatte reden hören, so gab seine eigene Erscheinung Einem die erste Ahnung, was er unter diesem Ausdruck verstehe. In nichts mehr trat diese Eigenthümlichkeit, diese Geistigkeit seines äußeren Wesens anmuthender und eindrucksvoller hervor als im geselligen Verkehr, im Umgange mit Menschen und im Auftreten vor Menschen. Aber dieses ganze Aeußere war ja nur das klare Spiegelbild eines unendlich reichen Gemüths- und Charakterlebens, dessen tiefe Bewegungen als lebendiges Wellenspiel an die Oberfläche kamen. Was dort als Höflichkeit erschien, war in dieser Tiefe eine großartige Menschenliebe; was dort Bescheidenheit war, war hier unbegrenzte Demuth; was dort Freundlichkeit hieß, war im Grunde die reiche Sanftmuth seines Gemüths. Wer mit Rothe in einige Berührung kam, der bekam bald das Gefühl, er habe hier die vollendete Selbstsuchtslosigkeit vor sich. Wie könnte man aber Rothe's Bild wieder erkennen, wenn man den Grundzug seiner Persönlichkeit überginge, das, was über seine Person eine verklärende Weihe goß, seine Frömmigkeit! Als ein Virtuose schlug Rothe jene göttlichen Saiten des Menschenherzens an, deren Accord man die Religion nennt.

Und wem tritt endlich nicht auch aus den schönen Worten

*) Südd. Wochenblatt 1867 No. 40 S. 275—279.

Schenkel's über Rothe's Persönlichkeit*) abermals diese Harmonie seiner ganzen Erscheinung entgegen:

Der Eindruck, den seine Persönlichkeit bei der ersten Begegnung auf mich machte, ist mir unvergeßlich geblieben. Hatte ich mich längst zu dem trefflichen Manne hingezogen gefühlt, so empfand ich sofort, als ich ihn sah, die innigste mit herzlichstem Vertrauen gepaarte Zuneigung für ihn. Dieser erste Eindruck ist entschieden gewesen, mein Vertrauen wurde von seiner Seite in beschämender Weise erwiedert, über das Sonnenfeld unserer Freundschaft ist, in mehr als dreizehnjährigem fast täglichem Verkehre, niemals ein Schatten gezogen. An Widerspruch, wie er es ja wünschte, habe ich es bei mancher Veranlassung meinerseits nicht fehlen lassen; allein dieser erhöhte gerade den Reiz unseres Gedankens- und Gefühls-Austausches. Nur daß sich keiner einbilde, Rothe sei im Verkehr mit Freunden vorzugsweise der Aufnehmende gewesen, der gutmüthig höfliche Freund, der sich leicht durch Klugheit habe überlisten, durch Keckheit imponiren lassen. Die haben ihn wenig gekannt, die so oberflächlich und geringschätzig von ihm urtheilen. Von leidenschaftlicher Erregtheit war allerdings im Gespräche nichts an ihm zu bemerken; bei Verhandlungen über Dinge, die seine Theilnahme lebhaft in Anspruch nahmen, wohl zuweilen etwas von tiefer, aber doch stets maßhaltender, Ergriffenheit. Dabei äußerte er sehr bestimmte Ansichten, und zeigte nicht leicht zu erschütternde Ueberzeugungen und Vorsätze. Mit Ueberredung war ihm gar nicht, schon aber mit ruhig und gemessen vorgetragenen Gründen beizukommen. Eigensinn, Rechthaberei und Selbstüberschätzung waren ihm gänzlich fremd; das Geständniß, sich geirrt zu haben, ward ihm gar nicht schwer, und so weit ein menschliches Auge die inneren Falten eines Menschen zu beurtheilen im Stande ist, wüßte ich keine Veranlassung, bei der Selbstsucht oder Eigenliebe in seinem Handeln oder in den Beweggründen dazu sich mir bemerklich gemacht hätten. Sein Umgang wirkte läuternd und erhebend; er ward mir bald ein sittliches Bedürfniß, und später meinte ich keinen recht fröhlichen Tag verlebt zu haben, wenn ich nicht wenigstens einige Worte mit ihm gewechselt hatte.

Genau derselbe Eindruck aber von der inneren Harmonie des Rothe'schen Charakters, welcher in den Nachrufen seiner Badischen Freunde und Schüler erklingt, spiegelt sich ferner auch in den Worten eines seiner ältesten Wittenberger Lebensfreunde, des (auch als kirchengeschichtlicher Quellenforscher hochverdienten) Superintendenten Dr. Winckel in Berleburg:**)

---

*) Vgl. seine Vorrede zu Rothe's Predigten I. Band S. XLIII—XLIV.

**) Die angeführten Worte sind einem Briefe Dr. Winckel's an den Herausgeber entnommen.

Was mich seit der ersten Bekanntschaft so mächtig zu ihm hinzog und stets an ihn gefesselt hat, es ist das, worin ich seine wesentliche Bedeutung finde, die in ihm lebende volle Ueberzeugung, daß das Christenthum göttlichen Ursprungs und göttlicher Natur, bei vollständiger Aneignung seitens der Menschheit auch dem denkenden Geiste völlig durchsichtig und in dem Maße erleuchtend für denselben werden müsse, daß es, die Fülle dessen, der Alles erfüllt, in der Menschheit deponirend sie zum vollbewußten Ebenbild der Gottheit erheben werde. So herzensdemüthig und weit entfernt von dem diabolischen Eritis sicut Deus, war ihm der Glaube an das vollkommen wissenschaftliche Erkennen und Durchdringen des Christenthums, wie weit er sich davon auch entfernt wußte, nur Gegenstand herzlicher Freude und mächtiger Antrieb zum unermüdlichen Fleiß der Spekulation. Dem unverstandenen „Gefangennehmen der Vernunft unter den Gehorsam Christi" gegenüber, war und ist Rothe der Mann, welcher der Zeit den Uebergang aus der vorzeitigen und unzeitigen Geburt des Rationalismus zu dem Ziele hin zeigt, welches allen edlen Geistern in demselben vorgeschwebt hat. Gewiß, auch Schleiermacher schon „kannte keinen Widerspruch zwischen den Forderungen des Glaubens und den Resultaten der Forschung"; doch empfing ich, bei der schönen Reinheit und Einheit seines Lebens, von ihm immer vorwaltend den Eindruck der wissenschaftlichen Größe, während mich der allerdings näher stehende Freund stets gleich sehr in seiner innigen Frömmigkeit und strengen Wissenschaftlichkeit fesselte.

Von besonderem Werthe für Rothe's allgemeinere Würdigung erachten wir ferner einen an der äußersten Ostmark deutsch-evangelischer Sitte gemachten Versuch, Rothe's Ethik für den „Unterricht in der Sittenlehre an evangelischen Mittelschulen" nutzbar zu machen, und führen wir deshalb auch dieses Urtheil über Rothe's Persönlichkeit an:*)

Er wußte es, daß er mit seinen Ueberzeugungen einsam dastand, daß er mit ihnen bei keiner Schule sich Dank erwerben konnte. Er war durch diese Schulen gegangen; aber an keine konnte er sich anschließen, so daß er zuletzt außer allen Schulen stand, wir sagen getrost, über ihnen.

Darum, und darum allein war er im Stande, in allen Schulen überhaupt ihre Wahrheit zu erkennen und anzuerkennen; denn die Wahrheit ist gewiß unter uns alle, die wir uns denkend widersprechen, vertheilt, wenn auch in sehr verschiedenem Verhältniß, und Niemand darf sich anmaßen, im Alleinbesitze, im vollen Besitze derselben zu sein. So konnte er „in jedem tüchtigen Gelehrten welcher Schule auch immer nur einen

*) Vgl. den unter diesem Titel in dem 1870er „Programm des evangelischen Gymnasiums in Schäßburg" (Siebenbürgen) veröffentlichten Aufsatz von Gottfried Orendi, S. 23—25.

werthen Mitarbeiter am großen Baue der Wissenschaft erblicken", konnte er überhaupt in den unversöhnbarst scheinenden Gegensätzen den Weg zur Verständigung und Versöhnung wenigstens zeigen; — zwischen Empirie und Speculation, durch volle Anerkennung beider, jeder in ihrem Gebiete; nur sind eben ihre Gebiete nicht zu vermischen, sondern im eigensten Interesse beider sorgsamst und rein auseinander zu halten; — zwischen Philosophie und Theologie (philosophischer und theologischer Speculation), indem er beiden die gleiche Ueberzeugungskraft zuerkennt, der einen für den philosophisch, der andern für den religiös gesinnten Denker. — Ihm ist auch der Gottesgedanke des religiösen Pantheismus ein wirklich religiöser Gedanke, ein Gedanke von nicht bloß (kaltem) wissenschaftlichem, sondern zugleich und vor allem von (warmem) religiösem Gehalte. Während dem Materialismus nur das Sinnliche palpable Wirklichkeit, ja alleinige Wirklichkeit hat, dem Idealismus das wahre Sein lediglich Gedanke und Denken ist, stellt er sich zwischen beide mit einem sichern, keine Consequenz scheuenden Realismus, dem das Sein beides ist, Gedanke und Dasein zugleich. Er leugnet also weder mit den Idealisten das Dasein der Materie, noch mit den Materialisten das Dasein des Geistes, sondern indem er beide setzt, wagt er also den Versuch, den alten Widerspruch der beiden aufzuheben, und zwar indem er, — nicht den Geist in der Materie „erlöschen," sondern die Materie zum Geiste gesteigert werden läßt. . . . Anlangend endlich das Verhältniß von Frömmigkeit und Sittlichkeit zu einander, so hat er auch hier den Gegensatz durch die volle Synthese beider Glieder zu beheben gesucht und — wie wir glauben — wirklich aufgehoben. Während den Einen die Frömmigkeit noch über den Umfang des Sittlichen hinausreicht, ja sie das erst für die rechte und eigentliche Frömmigkeit halten, was eben über die Linie des Sittlichen hinausliegt, was sich apart als Frömmigkeit, als Frömmigkeit rein als solche präsentirt; während die Andern von einer Sittlichkeit träumen, der die positive Beziehung zur Frömmigkeit nicht wesentlich sei und die folglich auch durch den Mangel dieser Beziehung nicht Schaden leiden soll, so giebt es für Rothe keine andere wirkliche und wahre Frömmigkeit, als eine sittlich erfüllte und keine andere vollendete Sittlichkeit, als eine religiös beseelte; denn die Frömmigkeit kann nicht anders als in der Sittlichkeit dem Gedanken der Gemeinschaft mit Gott Dasein geben, die Sittlichkeit nicht anders als im Lichte der Frömmigkeit ihre Idee in ihrer ganzen Klarheit und Tiefe verstehen, so daß beide in ihrer Vollendung gedacht schlechthin coincidiren. — Wissenschaftlich hat er den alten Streit zwischen der Frömmigkeit und Sittlichkeit entschieden durch die Entdeckung eines neuen Begriffs, für den er den Terminus „das Moralische" wählte, welchem als dem Gattungsbegriffe die beiden Artbegriffe: sittlich und religiös untergeordnet werden, wodurch nun beide bestimmbar und dadurch unterscheidbar geworden sind; denn ehe dieser Gattungsbegriff fixirt war, mußte man natürlich vergebens sich abmühen, die Artbegriffe zu bestimmen und von einander zu unterscheiden.

Ebensowenig aber dürfen wir hier an den geistvollen und tief empfundenen Aeußerungen vorübergehen, durch die der Hamburger Walter Hübbe seine werthvolle „Nachlese" zu Rothe's Predigten eingeleitet hat:*)

Wenn man eine Anzahl dieser Predigten gelesen hat, so muß es einem gleich auffallen, daß sie im Grunde alle auf einen einzigen Punkt hinauslaufen, welches auch immer der Ausgangspunkt gewesen ist. Sei es, daß eine Predigt sich durch feine Psychologie, eine andere durch überraschende und ansprechende Exegese oder geistreichen Gedankengang auszeichnet: wenn es Rothe darauf ankommt, dem Hörer warm zu Herzen redend, ihn schließlich auf die Hauptsache hinzuweisen, so fehlt sein ceterum censeo fast nie. Abweichend von sonstigen Predigten verschmäht er in Bezug auf das Ende jegliche Variation. Mit gutem Grund, denn es zeigt, wie sehr der Redner von dem Einen erfüllt ist, das nach seiner Ueberzeugung allein Werth hat und Noth thut, so daß um diesen leuchtenden Mittelpunkt alles Denken und Thun sich mit planetarischer Nothwendigkeit dreht. Diese Sonne ist ihm der Glaube an Christus. Dabei muß man aber bemerken, daß dieses Wort bei Rothe einen ganz besonderen Klang hat. Seine fast glühende Christolatrie entfaltete sich mit einer Unmittelbarkeit und Unabsichtlichkeit, wie sie nicht leicht ihres Gleichen finden wird. Es war sein letzter, mit einem gewissen Selbstbewußtsein ausgesprochener Gedanke, daß er als echter Jünger Christi sterbe; und fürwahr, niemand dürfte dieses Selbstbewußtsein auch nur im geringsten anzufechten wagen. Vielmehr gewann jeder, der ihn von diesem höchsten Gegenstande seines Glaubens sprechen hörte, die überwältigende Ueberzeugung, hier rede wirklich ein Jünger Christi — keinem Fremden zu Gefallen, ohne die leiseste Spur von Accomodation an das Herkommen, aus reiner Glaubensfreudigkeit, weil er es nicht lassen kann zu reden von dem was er gehört und gesehen. Wenn man ihn so sah und hörte, wie er mit bebender Freude gleich dem Empfänger einer Offenbarung von „seinem Herrn Christus" sprach, so nahm man unwillkürlich Theil an der göttlichen Schau, die sein Auge erleuchtete und seiner Stimme, wie ein feiner Beobachter sagt, den eigenthümlich tremolirenden Klang gab. Es war, als sähe er den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen, als thäte er dem Himmelreiche Gewalt an und zöge dessen Kräfte wie einen warmen Frühlingsregen auf seine Hörer herab. Immer darauf bedacht, dem Glauben keine bloßen Abstractionen, sondern möglichst plastische Bilder vorzuhalten, wie sie in seiner Seele lebten, war der Mittelpunkt seiner Verkündigung nicht eine Idee, sondern eine Person, „der lebendige Christus", d. h. eine ewige stets gegenwärtige zwar unsichtbare aber doch leibhaftige, geistig wahrnehmbare Gottheit ... Ihm genügte es nicht, in Christus den „Stifter der christlichen Religion" als historische Größe dankbar zu ver-

*) Vgl. die Vorrede S. XI—XV.

ehren, er wollte in ihn, in die lebendige Person, das Object seines gläubigen Anschauens, mit dem vollsten Vertrauen seines Herzens sich eintauchen . . .

Aber fast noch herrlicher als das Geheimniß seines Glaubens erscheint dasjenige seiner Liebe, denn nur mit diesem höchsten Worte läßt er sich gegen den von verschiedenen Seiten ihm gemachten Vorwurf eines inneren Widerspruchs, in welchem er sich befunden haben soll, vertheidigen . . . Es war allerdings ein Widerspruch zwischen seiner Natur und seinem Geiste in ihm angelegt; aber daß er diesen Widerspruch überwand, darin liegt grade seine eigenthümliche Größe. Er nennt sich selbst eine mönchische Natur; und daß er in seiner Jugend in pietistischen Kreisen sein Heil suchte, ist keineswegs zufällig, sondern entspricht seiner Natur vollkommen. Während diese ihn also zur Weltflucht und zu abstracter Frömmigkeit hinzog, hatte er zu tief in das welterlösende Herz seines Herrn Christus hinein geblickt, als daß er nicht grade in dieser die Menschen und die ganze Welt an sich ziehenden Liebe das eigenthümliche Wesen des Christenthums erkennen sollte. Und so war es denn nichts anderes als seine geistgetriebene Liebe, die ihn gegen seine natürliche Sympathie und Herzensneigung zu der Predigt von der Weltförmigkeit des Christenthums drängte .....

Das nun als Christenthum zu proclamiren, daß die christliche Frömmigkeit als einziges positives Mittel ihrer eigenen Realisirung nur die materielle Welt, also genau das Object des Materialismus in seinem ganzen Umfange anerkenne, und diesen Gedanken in allen seinen Consequenzen mit einer seltenen Klarheit und Geschlossenheit durchgedacht zu haben, ist gradezu der Triumph einer neuen Entdeckung des Christenthums, deren Anfang von Rothe selbst in die Reformation verlegt wird, auf deren abermals von Wittenberg ausgegangene Vollendung aber das neunzehnte Jahrhundert stolz sein sollte. Was Rothe bei seinem Auftreten „Auflösung der Kirche in den Staat" nannte, ist eben die wirkliche Constituirung des „weltgeschichtlichen Christenthums." . . . Diese vom Standpunkte der Kirche selbstverständlich ganz unvergebbare Ketzerei von dem unkirchlichen Christenthum ist nun aber bei Rothe keine nebensächliche Idee, sondern der eigentliche praktische Grundgedanke, auf den selbst schon in seinen römischen Predigten hingedeutet wird; für wie unpraktisch man denselben auch verrufen hat, und so sehr auch Rothe die Kirche als vor der Hand noch nützliches ganz bescheidenes Provisorium gelten lassen wollte. Daß er nicht im Kirchenrock begraben sein wollte, ist für alle, die diesem Wink einiges Gewicht beilegen wollen, ein deutliches Symbol dafür, daß die Kirche, die mehr sein will als ein vorübergehendes Mittel zum Zweck, in seinen Augen nicht nur kein Mittel mehr, sondern sogar, wie das schon in der Gegenwart hervorträte, eines der gefährlichsten Hindernisse für die Entfaltung des Christenthums ist.

Auch der Züricher (jetzt Hamburger) Spörri endlich, den schon die geistige Verwandtschaft zwischen dem von ihm früher geschilderten gemüthvollen Zwingli und unserm Rothe zur Würdigung des

Letzteren besonders in Stand setzte, hebt es nachdrücklich hervor: „Wer mit dem Bilde seiner Persönlichkeit an die Gedankenwelt des Mannes herantrat, dem löste sich der scheinbare Widerspruch bald." Gern geben wir daher auch seiner lebensfrischen Schilderung dieser „Persönlichkeit" Raum:*)

Ich hatte mir den Mann, welcher so frisch und kühn auszog, um dem Christenthum die volle Realität und Leiblichkeit des Daseins zu erobern, von selbst als eine auch äußerlich machtvolle und imponirende Erscheinung gedacht, und nun fand ich einen kleinen hagern Mann in langem zugeknöpften Rocke, mit schüchtern gesenktem Blick und sanfter, fast ängstlicher Geberde, die ganze Gestalt einem Klosterheiligen ähnlicher als dem Herold einer Zeit, wo das Christenthum aus der kirchlichen in die politische Form übergehen sollte. Und dieser Eindruck blieb, als er mir nun in seinem Studirzimmer entgegentrat, einem nicht eben großen, aber mit feinem Geschmack ausgestatteten Raum. Da war nichts von dem gewohnten gelehrten Unrath zu bemerken, nur ein paar sauber aufgeräumte Bücherschränke erinnerten an den Beruf des Mannes, der hier wohnte und der sich in seiner stillen Arbeit nicht stören ließ durch einige zwitschernde Kanarienvögel, die er als ein Geschenk seiner seligen Frau so sehr in Ehren hielt. Es war der Friede einer fast klösterlichen Athmosphäre, welcher den Besucher hier umgab.

Unwillkürlich ist unsere Schilderung des Eindrucks, den Rothe auf Andere machte, zu einer Zusammenstellung von Zeugnissen über sein eigenthümliches Wesen geworden. Aber alle diese Zeugnisse stimmen eben darin überein, seinen Charakter als einen nach allen Seiten gleich harmonischen zu bezeichnen. Und so hat es denn auch keinen Widerspruch gefunden, wenn der Herausgeber in seinem „Rückblick auf Rothe's Leben und Denken, Wirken und Scheiden" sich in demselben Sinn äußerte:**)

Hatte doch Jeder, der Rothe auch nur einmal im Leben entgegengetreten war, sofort den Eindruck, daß alle seine Eigenschaften in seltenem Einklange mit einander standen und auf den ihm Begegnenden unwillkürlich gleiche Stimmung übertragen zu wollen schienen! Denn eine ungeschminkte Demuth und Bescheidenheit, ein völliges Sichselbstvergessen paarte sich mit einer noch ungewöhnlicheren Milde im Urtheil, selbst über die bittersten Gegner, ein innerlich stilles und ruhiges Wesen, das fast aus einer andern Welt zu entstammen schien, mit dem liebevollsten Eingehen auf alle Interessen des Andern, ein feines ästhetisches Gefühl (das nicht

*) Züricher Zeitstimmen vom 1. Nov. 1867.

**) Vgl. Gelzer's Monatsblätter Januar 1868 S. 26.

nur in dem verständnißvollen Interesse an den Schöpfungen der Malerei, Poesie und Musik, nicht nur in der anmuthigen, lieblich geordneten Einrichtung der Wohnung, nicht nur in der klaren, reinlichen Handschrift hervortrat, sondern das selbst auf die eigentlichen Außendinge und Aeußerlichkeiten hinüberwirkte) mit begeistertem Preise der Religion als des Mittelpunktes eines wahrhaft menschlichen Lebens. Alles an dem Manne war so merkwürdig klar und fertig und in sich abgeschlossen, Eines paßte zum Andern, Eines ergänzte das Andere.

Wohl gilt nun gerade darum von wenig Anderen so sehr ein Wort, das Rothe selber an Thibaut's Grabe gesprochen: „Solchen Persönlichkeiten sind in besonders kenntlicher Weise die Spuren der schöpferischen Hand aufgedrückt, die sie gebildet hat."

Und wir dürfen ebenso auf ihn ganz besonders den sinnigen Ausspruch Hase's beziehen: „Was als durchgebildeter Begriff für das Zeitalter noch in harten Kämpfen und Ueberschreitungen liegt, das ist ahnungsvoll in einzelnen Persönlichkeiten bereits erschienen."

Aber es wird darum doch auch bei Rothe die alte Erfahrung wiederum neu bestätigt: „Es gehört zu denjenigen Thatsachen in der Geschichte, an denen die göttliche Leitung derselben in das hellste Licht tritt, daß die Männer, die der Menschheit als Begründer neuer Epochen geschenkt werden, für diesen hohen Beruf durch ihre ganze Entwickelung vorbereitet werden."*)

Und speciell hat das von Gelzer in Bezug auf Schleiermacher Gesagte auch volle Geltung von Rothe: „Die verschiedenen Momente der früheren Entwickelung, Orthodoxie, Pietismus, Rationalismus sind in ihm alle gleich sehr zu ihrem Rechte gekommen; darum hat er jene wunderbare Einheit des inneren Lebens, des glaubenden und des erkennenden Geistes erlangt."

Eben um dieser Bedeutung Schleiermacher's willen ist nicht blos sein 100jähriger Geburtstag als ein deutsches Volksfest gefeiert (so ganz anders als die bald darauf folgende Säcularfeier Hegel's), sondern wir besitzen bereits auch (abgesehen von der Sammlung seiner sämmtlichen Werke) eine eigene biographische Literatur über ihn von dem „Leben in Briefen" bis zu den Arbeiten von Dilthey, Schenkel, Kittlitz, Auberlen, Baxmann und den gradezu massenhaften Skizzen und Charakteristiken. Mag man nun auch von einer sich scharf abgrenzenden Parteitendenz aus eine solche Vertiefung in den

*) Vgl. m. Handbuch der neuesten Kirchengeschichte S. 213.

Geist großer Männer mit dem berufenen „Cultus des Genius" in Verbindung zu bringen Lust fühlen — so viel steht fest, daß bei einem Rothe wie bei einem Schleiermacher in der That das Bedürfniß nach genauester Erkenntniß ihres inneren Wesens ein nicht blos tief gefühltes, sondern auch in sich selber berechtigtes ist. Wir können uns in Bezug auf Rothe hier einfach auf das Zeugniß Hübbe's*) berufen:

Denen, welchen das hohe Glück zu Theil geworden, Rothe persönlich zu kennen, wird jede Reliquie seines Geistes werth sein, selbst wenn sie grade ihnen nichts überraschend neues sagen würde. Für sie tritt aus jedem Worte der eigenthümliche Zauber seiner Persönlichkeit hervor, wodurch sie gezwungen werden, jedes Wort mittelst der Erinnerung an seine lebendige Erscheinung und deren reiner Zusammenstimmung zu beleben... Der sonst unumgänglichen Bedingung einer Kenntniß der Gesammtanschauung Rothe's weniger unterworfen sein, ja sie vielmehr einigermaßen selber erfüllen würde eine möglichst vollständige Sammlung der Briefe Rothe's.

Diese möglichst vollständige Sammlung ist es denn auch grade, die unser „Leben in Briefen" dem Leser darbieten möchte. Die Güte und das Vertrauen zahlreicher Freunde und Correspondenten Rothe's haben es möglich gemacht, ein so reiches Material zusammenzutragen, daß die schwierigste Arbeit in der verkürzenden Auswahl bestand. Und die von vornherein berechtigte Vermuthung, daß ein Mann, der so sehr wie Rothe über die Last des Briefschreibens klagt,**) große Ansprüche an seine Briefe stellen und darum in denselben ungewöhnlich viel bieten werde, fand sich durch ihren Inhalt vollauf bestätigt. Mag nun vielleicht diesem oder jenem (im Unterschied von allen über diesen Punkt berathenen Freunden) trotz zahlreicher Verkürzungen des Guten zu viel scheinen, so setzt das angehängte Briefregister einen Jeden zu noch engerer Auswahl in Stand. Von dem Herausgeber selbst jedoch konnte nur in dieser Form, die zugleich ihm selber möglichst hinter dem objektiven Stoff zurückzutreten erlaubte, der dreifache Zweck erreicht werden: das Lebensbild eines tieffrommen Menschen so an den Leser herantreten zu lassen, wie der lebende Rothe fast immer den Besucher entließ — unwillkürlich nämlich sowohl religiös erhebend wie sittlich

*) Rothe's Predigten, Nachlese S. X. XI.

**) Vgl. die Aphorismen 700. 821. 1485. in „Stille Stunden" S. 5. 6.

läuternd; — sodann für das Zeitbild jener zukunftsreichen Neugestaltung der staatlichen und kirchlichen Verhältnisse, welcher nicht blos Rothe allein, sondern mit und neben ihm zahlreiche und edle Genossen ihre Gaben und Kräfte gewidmet, einen treuen Beitrag zu geben; — endlich aber die nicht blos angegriffenen, sondern nur zu oft zugleich entstellten, verdächtigten, verlästerten Anschauungen so zu Wort kommen zu lassen, wie grade die ehrlichen Gegner es zunächst wünschen müssen. Immerhin durfte, wo bisher die Freunde Rothe's sich für ihre Nachrufe mit der periodischen Presse begnügt und nur ein in der That Unberufener seine Darstellung Rothe's auf den Büchermarkt trug, nicht mehr gezögert werden, denen, die den ganzen Rothe, wie er wirklich war, kennen zu lernen wünschen, das Material dazu zur Verfügung zu stellen.

I.

Jugend- und Studienzeit.

Es ist Rothe selbst, der darauf aufmerksam macht, wie bei aller seiner Verwandschaft mit Schleiermacher in den großen allgemeinen Anschauungen und Bestrebungen doch ihre Ausgangspunkte nichts weniger als identische sind (Vorrede zur Ethik 1. Aufl.):

Es ist mir eine Genugthuung, es auszusprechen, wie viel ich Schleiermacher verdanke. Die Lehre des großen Mannes ist nicht die meinige, und er würde die meinige gewiß nicht gutheißen. . . Grade daß ich von so wesentlich verschiedenen Prämissen aus in vielen wichtigen Punkten mit Schleiermacher's Begriffsbestimmungen mich so nahe berühre, scheint mir von guter Vorbedeutung für mich zu sein.

Aber grade der Vergleich mit der Entwickelung Schleiermacher's, die (was vor Allem Ritschl mit großem Recht betont) sowohl in ihren ersten positiven Anregungen wie in dem durch dieselbe Atmosphäre erzeugten inneren Conflikt gleich sehr auf die Brüdergemeinde zurückweist, macht es um so leichter, die ganz anders gestalteten Bildungselemente, welche auf die Entwickelung Rothe's einwirken, in ihrer vollen Eigenthümlichkeit zu erkennen. Aus Spener's, Zinzendorf's, Spangenberg's Schule erwachsen, mit dem späteren Bischof Albertini enge befreundet, wird Schleiermacher unmittelbar durch die ihm in diesem Kreise sich aufdrängenden dogmatischen Zweifel auf jene geisteskräftigen Versuche einer Neugestaltung der christlichen Lehre hingeführt, als deren reifste Produkte seine „Kurze Darstellung des theologischen Studiums" (abermals von Ritschl im Gegensatz gegen Dorner in den Vordergrund für die

Würdigung Schleiermacher's gestellt) und sein „Christlicher Glaube" erscheinen. Der Ethiker Rothe dagegen geht nicht nur nicht aus herrnhuthischen Kreisen hervor, sondern er wächst nicht einmal in den vorwiegend kirchlichen Interessen eines Pfarrhauses auf; die ersten von ihm aufgenommenen Eindrücke gehören einem Kreise an, dem auch der Staat nicht „Welt", sondern Heiligthum ist. Daher denn vor Allem bei dem reifen Manne jener specifisch antiklerikale Gesichtspunkt, jenes stets energischer werdende Frontmachen gegen den „theologischen Egoismus", gegen den „einseitig geistlichen Gesichtskreis," gegen das „Pfaffenthum".

Es ist ein auffallender Mangel in den bisher erschienenen Zeichnungen des Rothe'schen Charakterbildes (und des Verfassers eigener früherer Versuch solcher Zeichnung ist davon so wenig frei wie die anderen), daß der Einfluß seines Elternhauses auf ihn nicht genügend gewürdigt ist. Wenn wir nun dem gegenüber nach näherer Einsicht in die Sachlage dieses Element des Laien-, des Staatsdienerkreises besonders betonen müssen, so geschieht es freilich in voller Würdigung des segensreichen Einflusses der deutschen Pfarrhäuser auf die reiche geistige Ausbildung unseres Volkslebens. Hat aber dieser Einfluß speziell in Gustav Freytag einen begeisterten Herold gefunden, führt die große Zahl hervorragender deutscher Philosophen, Dichter und Künstler, die wir als Theologensöhne kennen, unwillkührlich darauf hin, in welchem Kreise sie zunächst „Ideal und Leben" zu einen gelernt, — so zeigt umgekehrt schon die flüchtigste Umschau unter den Wortführern der Kirche, wie sehr ihr Blick oft dadurch beengt ist, daß sie schon von Kind auf das gesammte Volksleben unter den „Sehwinkel" des Pastorates zu stellen gewöhnt wurden. Und wir glauben deshalb den allseitig humanen Grundzug, der in scharfem Gegensatze hierzu in allen Besonderheiten der Rothe'schen Physiognomie gleich sehr hervortritt, nicht blos auf spätere Phasen seines Lebens zurückführen zu dürfen. Nur ein so feingebildetes, rücksichtsvolles, ästhetisches Haus wie das seines Vaters konnte den begeisterten Zeugen des „weltlichen Christenthumes" erziehen. Wie die äußere Statur und Haltung des Vaters in der seinigen sich wiederfindet, wie dasselbe „System der Höflichkeit" beiden eigen ist, so gilt dasselbe von den tieferliegenden Seiten ihres Charakters.

Die ganze gegenseitige Stellung zwischen Vater und Sohn würde

freilich um vieles lebendiger in's Licht treten, wenn nicht nach Rothe's Tode sein eigener brieflicher Nachlaß verbrannt worden wäre, und damit auch die Briefe seines Vaters an ihn, die gewiß nach Allem, was wir sonst von jenem wissen, die reichsten Mittheilungen über seinen Sohn bieten würden. Einiges Wenige über ihr innerliches Verhältniß können wir aber zunächst dem Nachlasse Hahn's und Bunsen's entnehmen. Und das sei denn hier (wenn es auch der Zeit nach in eine spätere Lebensperiode gehört) doch sofort eingeschaltet.

Der Sohn bekennt z. B. die „Herrlichkeiten in Rom" nicht gesucht zu haben, weil seine Wünsche auf eine viel stillere Herrlichkeit gerichtet waren, „im Kreise der Meinen, an den ich durch mancherlei Verhältnisse mit besonders starken Banden gefesselt bin."*) Der Vater spricht in einem (am 7. November 1827) an Bunsen gerichteten Briefe von den „reinsten Dankgefühlen innigst gerührter Eltern für die ihrem einzigen Sohne geschenkte, ihn und sie beglückende Liebe". Derselbe Brief fürchtet nach der genauen väterlichen Kenntniß des Sohnes, „allzuzarte andere Rücksichten möchten ihn bewegen, die für die Gesundheit seiner Frau so nothwendige Reise nach Ischia zu unterlassen." Eine Reihe anderer Briefe des Vaters an Bunsen, auf die wir später noch näher zurückkommen werden, zeigen dieselbe rührende Besorgtheit um den Sohn; selbst in der Art der Vermittelung von Geldsendungen tritt sie lebhaft hervor. Und umgekehrt berichtet der Sohn nach der Rückkehr in die Heimath vor Allem (11. September): „Die Tage, die wir in Alexandersbad mit meinen Eltern verlebt, gehören zu den ungetrübtesten Freudentagen meines Lebens." Um so tieferes Weh spricht aus allen Mittheilungen über den Tod der Mutter (Februar 1833); die Gemüthserregung ist so stark, daß ihr eine heftige eigene Erkrankung folgt. Und das seitdem noch zärtlichere Verhältniß zum Vater wird uns ebenfalls in einer Reihe von Briefen begegnen, gleichviel ob sie Sorge oder ob sie Freude aussprechen.

Wichtiger aber als das an sich schon natürliche Liebesverhältniß eines dankbaren Sohnes zu seinen Eltern ist hier die Frage, welcher Art ihr Einfluß auf ihn in derjenigen Beziehung war, die Rothe's eigenste Sphäre ausmacht, der religiösen. Und auch diese Frage können wir denn doch glücklicherweise wenigstens annähernd beantworten. In Rothe's Vater (preuß. Geh. Ober-Reg.-Rath) haben

*) Vgl. unten den Brief an Bunsen aus Laibach vom 16. Decbr. 1823.

wir nach dem übereinstimmenden Urtheil seiner Hausfreunde einen echten Vertreter jenes kernigen altpreußischen Beamtenstandes zu sehen, der den Staat Friedrich's des Großen nicht blos getragen, sondern gradezu zusammengeschweißt hat. Der selbstverleugnende Vaterlandssinn der geringbesoldeten, aber von strengstem Pflicht- und Ehrgefühl getragenen Vertreter des Staatsgedankens ist abermals von Gustav Freytag so treffend gezeichnet, daß wir einfach auf seine berühmte Schilderung verweisen. Wie Friedrich der Große — darin vor Allem im vollsten Gegensatz zu dem frivolen L'état c'est moi des Bourbonenthums — sich als den ersten Arbeiter seines Staats weiß, so trägt ein ähnlicher Stolz auch den geringsten seiner Mitarbeiter. Und wie nun grade der langjährige Oberpräsident Schlesiens, Merckel, nach den jüngst veröffentlichten Mittheilungen, einer der energischesten Vertreter des „altfritzischen" Staatsgedankens, so auch der ihm persönlich nahe stehende Reg.-Rath Rothe, der zur Zeit der Geburt seines Richard (30. Januar 1799) in Posen thätig, von dort später nach Stettin und schließlich nach Breslau berufen wurde.

Und dem Vater würdig zur Seite steht das Bild der Mutter (Tochter des Hofraths Müller in Liegnitz). Aus einer Familie, die dem Militair- und Beamtenstande ebenfalls tüchtige Mitglieder schenkt, sehen wir sie so energisch Front machen gegen den ersten pietistischen Rausch ihres Sohnes, daß wir letzteren einmal sogar in eine herbe Klage über diesen Dissensus ausbrechen sehen.*)

Wenn wir ihren Sohn nun aber grade in der der Trennung von den Seinigen unmittelbar folgenden Zeit so unverkennbar danach ringen sehen, sich von den drückend empfundenen Sclavenfesseln der pietistischen Schablone frei zu machen, — wenn er in Rom so warm Gott dafür dankt, daß er sich dort selbständig, unabhängig von den dem Jüngling imponirenden menschlichen Autoritäten entwickeln könne, — wenn er dann umgekehrt gleich nach der Rückkehr sich mit der innigsten Zärtlichkeit grade der Mutter anschließt, — wenn er über ihrem Tode fast selber zusammenbricht und schließlich in zahlreichen nach Breslau gerichteten Briefen selbst aus den letzten Jahren die Pflege des mütterlichen Grabes den dortigen Freunden ganz besonders an's Herz legt — so liegt der Schluß auf die Art der reli-

*) Vgl. den Brief an Heubner, vom 26. November 1823. — Der Verwandten der Mutter ist unten ebenfalls näher gedacht.

giösen Einwirkung seiner Mutter so nahe, daß jeder Urtheilsfähige ihn am liebsten selbst ziehen wird.

Statt weiterer Ausführungen über den Charakter der Eltern mögen sie sich daher in ihrer Lebensanschauung und Ausdrucksweise selber kennzeichnen. Wir schalten zu diesem Zweck einige Auszüge aus der Correspondenz von Rothe's Vater mit dem Schwager seines Sohnes, dem als General-Superintendent von Schlesien verstorbenen gelehrten und liebenswürdigen Dr. August Hahn ein, mit warmem Dank gegen den Sohn des Letzteren, Prof. Ludwig Hahn in Breslau, der uns den Einblick in diese wichtigen Briefe ermöglichte, welche auch für die weitere biographische Darstellung reiche Beiträge gewähren. An dieser Stelle entnehmen wir denselben dagegen nur einige allgemeinere Data, welche uns zur Selbstcharakteristik der Schreiber von Belang scheinen.

Von Rothe's Mutter liegt uns zwar nur ein Brief (vom 15. December 1831) vor, er genügt aber völlig, um uns ihre Persönlichkeit näher zu bringen, und ist dabei um so wichtiger, wo er kaum ein Vierteljahr vor ihrem Tode geschrieben wurde.

Wir hören nun hier Rothe's Mutter zunächst einer übernommenen Pathenstelle in einer Form gedenken, die wir oft fast wörtlich bei ihrem Sohne wiederfinden:

Ihr habt mir durch diese Pathenstelle ein sehr ehrenwerthes Geschenk gemacht! und sehr bedaure ich, daß die Entfernung mir nur einen Platz im Kirchenbuche erlaubt. Ich darf Euch Lieben wohl nicht erst versichern, wie so gern ich bei der feierlichen Handlung selbst gegenwärtig gewesen wäre, und am 11. d. in der Nikolaikirche zu Leipzig zu Gott recht herzlich für Euch und mein liebes Pathchen gebetet hätte! ich gedenke jedoch sein und Euer von ganzem Herzen auch hier in meinem Gebet.

Für die Mittheilung der andern Pathen, von welchen ich das Glück habe mehrere zu kennen, danke ich Dir ebenfalls bestens. Mein Sohn schrieb uns im letzten Briefe, wo er uns erfreut die glückliche Entbindung Deiner lieber Frau meldet, daß Du ihm die Ehre erwiesen, ihn als Pathen zu erwählen! er wünschte mir als Mitgevatter Glück, wovon ich noch nichts ahndete.

Der weitere Inhalt des Briefes bezieht sich, wie kaum anders zu erwarten, besonders auf Sohn und Schwiegertochter:

Der Briefwechsel zwischen uns ist jetzt besonders lebhaft gewesen, da wir wußten, daß die guten Kinder, während die böse Cholera hier sehr hauste, natürlich sehr in Sorgen um uns lebten! Gott sei gelobt, der

seine Hand bis jetzt über uns gehalten! wir wollen ihm vertrauen, daß er es auch fernerhin thun werde.

Nach einer eingehenden sehr lebendigen Schilderung der Epidemie geht die Schreiberin wieder auf die häuslichen Verhältnisse in Wittenberg ein:

Nitzschens Tod kam uns nicht unerwartet, der Sohn schrieb im letzten Briefe, daß er sehr krank sei. Du lieber Vetter setzest die Kinder schon in's Augusteum — ja Platz ist freilich darinnen. Auch geben wir den Wunsch nicht auf, wenn uns der liebe Gott Gesundheit und Leben schenket, sie künftigen Sommer zu besuchen. Da würde es freilich unter unsere großen Wünsche gehören, Euch Lieben und Eure lieben Kinder wieder zu sehen! die Bekanntschaft des lieben Pathchens zu machen (dessen Namen ich noch nicht weiß); aber Dein Haus, lieber Vetter, wird vom Segen des Himmels immer voller! — wenn wir auch nicht bei Euch wohnen, will ich dem ungeachtet mein liebes Pathchen schon pflegen! und so Gott will, wieder so froh bei Euch sein, wie wir es im vorigen Jahre waren. Mein Mann und Nantel denken sehr oft vereint mit mir mit herzlichem Danke daran.

Tritt in diesem — nicht mehr erfüllten — Wunsche die bis an's Ende bewahrte Geistesfrische und Lebensfreudigkeit von Rothe's Mutter deutlich hervor, so fügt sich sogar ein etwas schalkhafter Zug in den folgenden Worten hinzu:

Lieber Vetter, lache nur nicht über mein schlechtes Schreibsel! es gehört wahrlich ein großer Entschluß dazu, an einen so hoch Gelehrten zu schreiben! Dann denke ich aber an deine große Gutmüthigkeit und diese benimmt mir alle Furcht.

Stehen uns nun von der Mutter selbst auch keine weiteren schriftlichen Aufzeichnungen zur Verfügung, so können wir doch auf den in Rothe's elterlichem Hause herrschenden Geist und auf das gegenseitige Verhältniß der Eltern aus den Worten, in denen Rothe's Vater später seiner ihm entrissenen Gattin gedenkt, einen gewiß nicht unberechtigten Schluß ziehen. So schreibt er, in Antwort auf einen Condolenzbrief Hahn's, am 11. März 1832:

Wahrlich, außer den Gründen, die Du zur Stillung meines tief eingewurzelten Schmerzes so theilnehmend aufstellst, giebt es keinen von gesicherter Wirkung. Glaube und Hoffnung auf das stille Uebergehen in das helle Land der Wiedervereinigung, das allein ist ein lindernder Balsam für eine Wunde wie die meinige. Aber ich will nicht klagen und Dich nicht von neuem in Wehmuth zurückführen, denn ich muß doch dankbar

erkennen, daß Gott mir länger als 37 Jahre ein Glück in Ihr geschenkt hat, was nicht allen, die es mehr als ich verdient, zu Theil wird.

Und als $1^1/_2$ Jahre später Hahn selbst von Leipzig nach Breslau berufen wird, schreibt ihm der alte Rothe vor Allem (am 1. Juli 1833):

Ach, lieber Bruder, wie würde meine selige Frau sich gefreut haben, wenn sie es erlebt hätte, daß Du nach Breslau kämst. Das wäre eine rechte Lebensstärkung für sie gewesen! Großer Gott, warum durfte ihr diese Freude nicht gewährt sein. Nun, dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. Wir müssen uns ihm, wenn auch mit Thränen, vertrauensvoll unterwerfen. Verzeihe mir diesen Abweg aus der Freude über Deinen Entschluß in die Trauer eines noch immer blutenden Herzens.

Mit den Verwandten seiner Mutter ist auch der Sohn bis zuletzt in inniger Verbindung geblieben, erwähnt öfter mit Trauer eines Todesfalles in diesen Kreisen, und hat noch drei Jahre vor seinem Tode die damals noch lebenden Familienglieder in Schlesien besucht.*)

*) Da die mütterlichen Verwandten Rothe's sehr zahlreich sind und oft in seinen Briefen erwähnt werden, so darf eine kurze Uebersicht derselben hier so wenig fehlen, wie später bei den Verwandten seiner Frau, mit welcher wir ihn in nicht minder regem und innigem Verkehre sehen. Rothe's Mutter (Charlotte Bernhardine Sophie) war das fünfte Kind des im Jahre 1796 verstorbenen Hofraths Müller in Liegnitz. Die älteste Tochter war mit dem Liegnitzer Professor Storch verheirathet, dessen ältester, als Lieutenant a. D. verstorbener Sohn bei seinem früheu Tode einen Knaben hinterließ, den Rothe als Adoptivkind in's Haus nahm und testamentlich zum Universalerben erklärte. Außerdem wird einer Tochter desselben Professors Storch, Ferdinande Storch, in Rothe's Correspondenz häufig gedacht: es ist dieselbe, die in dem oben angeführten Briefe seiner Mutter als „Nantel" (sonst auch wohl als Nantula) erwähnt wird; nach dem Tode der Mutter führte sie Rothe's Vater die Haushaltung. Häufig erscheint neben ihr noch eine zweite Ferdinande oder Nantel, ebenfalls im Hause von Rothe's Vater, außerdem dem Hahn'schen Hause sehr nahe stehend: diese (Ferdinande Grimm) ist die Tochter einer jüngeren Schwester von Rothe's Mutter, die mit dem Prof. Grimm in Liegnitz verheirathet war; Ferdinande Grimm heirathete den jetzigen Prof. Semisch in Berlin, ihr späteres unglückliches Loos wird in der Rothe'schen Correspondenz sehr häufig mit Kummer erwähnt. Die andern Geschwister von Rothe's Mutter, mit deren Kindern wir ihn oft im Verkehr finden, sind drei Brüder, ein Kriegsrath Müller in Glatz (dessen Söhne, ein Oberstlieutenant Heinrich M. und ein Major Ferdinand M.), ein Salzdirektor Müller in Schwusen (dessen Söhne, beide Rittergutsbesitzer in Schlesien, gewöhnlich nach ihren Gütern Golgowitz und Wurschland bei Glogau unter-

Den die Mutter überlebenden Vater sehen wir später seine letzten Lebensjahre bei dem Sohne zubringen. Und grade die Briefe des Vaters geben für diese Zeit manche bedeutsame Notizen. Dabei tritt z. B. in den auf einer Reise mit seinem Sohne im Jahre 1834 geschriebenen Briefen (aus Frankfurt vom 23. Juli, Nürnberg vom 7. August 1834) ein selten tiefer Natur- und Kunstsinn zu Tage. Und noch eine andere Eigenschaft, die sich bei dem Sohne ebenso wiederfindet, spiegelt schon in den frühesten Briefen des Vaters, die uns vorliegen, sich ab: jene Briefscheu, die das Schreiben möglichst lange aufschiebt und dann, wenn es endlich zum Briefe kommt, eine Entschuldigung nöthig macht. So muthen uns z. B. die Eingänge der Briefe an Hahn vom 23. November 1823 und 3. April 1827 grade so an, als wenn sie nicht vom Vater, sondern vom Sohne herrührten.

Einige kurze Auszüge werden dies darthun. In dem ersten Briefe heißt es z. B.:

Macht mit einem dicken Strich durch meine Schuldrechnung dem Zustande meiner Buße ein erwünschtes Ende und vergönnet mir für künftige Briefe die tröstliche und Muth gebende Ueberzeugung, daß es Dir lieber ist, wenn ich den Raum im Brief mit etwas andrem als solchen Bußübungen ausfülle.

Und ähnlich sagt der zweiterwähnte Brief:

Ich schlage Dir unmaßgeblich vor, daß wir künftig, in Erwägung eines gemeinschaftlichen Hinneigens zu langem Aufschube im Briefwechsel, dieser Schwachheit nicht weiter gedenken, sondern thun, als wäre alles in gehöriger Ordnung.

Hinsichtlich der amtlichen Thätigkeit des Vaters, von der grade die Briefe an Hahn manches Nähere erwähnen, sei hier nur hervorgehoben, daß sie eine arbeits- und verantwortungsreiche war, und daß nur die strenge Pünktlichkeit, die alle persönlichen Neigungen gegen die amtlichen Pflichten zurückstellte, ihr gewachsen sein konnte. In all diesen Beziehungen also finden wir später den Vater im Sohne wieder.

Nähere Mittheilungen über den Geist des elterlichen Hauses

---

schieden werden), ein Landrath Müller auf Straupitz (dessen Sohn wieder nach letzterem Gute genannt wird), — und zwei Schwestern, die Frau des Amtsrathes Cyrus und des Majors von Bülzingslöwen.

und die Eindrücke, die der jugendliche Rothe in demselben empfing, hat er selbst in einem Tagebuche niedergelegt, welches von Schenkel den werthvollen Mittheilungen in seiner Zeitschrift über Rothe's Entwickelungsgang zu Grunde gelegt worden ist. In der Hoffnung, daß einer späteren Zeit auch die Kenntniß des Wortlautes dieses Tagebuches zu Theil werden möge, beschränken wir uns an dieser Stelle auf die Hervorhebung der für unseren Zweck bedeutsamen Daten.

Grundzug des Rothe'schen Hauses ist auch diesen Mittheilungen zufolge jene schlichte praktische Frömmigkeit, die nicht viel Worte über ihr Heiligstes macht. Es wird ausdrücklich im Tagebuche vermerkt, es sei von religiösen Dingen zu Hause wenig gesprochen, nur die Großmutter habe den Wunsch geäußert, den Knaben einmal auf der Kanzel zu sehen, aber schon in dem drei- bis vierjährigen Knaben sei wie von selbst der Gedanke aufgestiegen, ein Prediger zu werden.

Als Haupteigenthümlichkeit schon der frühesten Kinderjahre finden wir weiter speziell den Zug angegeben, sich nach innen hinein zu beschäftigen, ja einen Hang zur Zurückgezogenheit und Einsamkeit. Bis zum achten Jahre vielfach kränklich, ist der Knabe zudem sehr auf das Lesen von Bilderbüchern und Reisebeschreibungen hingewiesen, wodurch seine Phantasie früh geweckt wird. Ebenso übt etwas später das Theater großen Reiz auf ihn aus.

Ausdrücklich bezeugt Rothe uns ferner, innerhalb einer vorwiegend rationalistischen Atmosphäre als Supranaturalist aufgewachsen zu sein, einen lebhaften Zug nach dem Mysteriösen empfunden, das religiöse Leben als die Erhebung über die Alltäglichkeit aufgefaßt zu haben. So hat denn vor Allem die Bibel, sobald er sie zu lesen begann, großen Eindruck auf ihn gemacht.

Konnten wir diese einzelnen Daten den Mittheilungen Schenkel's entnehmen, so darf denselben doch wenigstens eine eigene bezeichnende Aeußerung Rothe's über diese früheste Jugendzeit im Elternhause hinzugefügt werden. Sie findet sich in einem Briefe vom 6. December 1828 an Bunsen:

Mein inneres geistiges Leben hat seine verborgene, aber ziemlich romanhafte Geschichte, die ich nicht in's Licht ziehe, weil es lächerlich wäre, eine Geschichte dessen zu erzählen, der selber der Geschichte gar nicht angehört; aber sie kostet mich so manchen Seufzer und so manche Stunde der Qual und Pein, daß ich nun mit desto stärkerer Macht an dem festhalte,

was aus dem Schiffbruch eines reichen und hoffnungsvollen geistigen Lebens, das in die Zeit der vor menschlichen Augen sorgsam verborgenen Entwickelung meiner frühesten Jugend fällt, noch gerettet ist.

Dieser kurzen eigenen Erinnerung Rothe's an seine Jugendzeit können wir glücklicherweise noch eine werthvolle Charakteristik seines elterlichen Hauses anschließen, die seinen vertrautesten Jugendfreund v. Schroetter (jetzt Appellations-Gerichts-Präsident in Bromberg) zum Verfasser hat:*)

Es ist ihm das nicht hoch genug zu schätzende Glück beschieden gewesen, Eltern gehabt zu haben, welche zwar ihm, dem einzigen Kinde, ihre Liebe im vollsten Maaße gewidmet, sich aber von der unter gleichen Umständen sonst häufig hervortretenden übergroßen Zärtlichkeit frei gehalten haben. Der Vater hatte während der ersten Zeit seines Staatsdienstes die Stelle eines Auditeurs bei einem mir nicht mehr bekannten Regiment der preußischen Armee bekleidet, war aber im Jahre 1810 als Rath zu der Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau versetzt worden und befand sich zuletzt als Oberregierungsrath bei der dortigen Regierung, betraut mit der Direction der Abtheilung für indirecte Steuern. In seltenem Maaße begabt, mit umfassenden Kenntnissen ausgestattet und durch seine amtliche Thätigkeit sich auszeichnend, nahm er durch sein anspruchloses, gegen Jedermann verbindliches, aber doch den entschiedenen Charakter zeigendes Wesen außerordentlich für sich ein, und selbst die Herzen der Jugend wandten sich ihm mit großem Zutrauen zu. Seine Gattin, geborene Müller, durfte mit Recht geistreich genannt werden, vor ähnlich bevorzugten Frauen hatte sie aber den Sinn für die Aufgaben des weiblichen Berufs und der Mutterpflichten voraus. In ihrem häuslichen Walten bestätigte sie einen sicheren practischen Blick und nicht gewöhnliche Ordnungsliebe. Beiden Eltern war ein fest begründeter patriotischer Sinn eigen, welcher in der Zeit der trüben Lage des preußischen Staates in Wort und That zum Ausdruck kam. Daß von solchen Eltern die Erziehung des Sohnes mit großer Aufmerksamkeit und mit seltener Umsicht geleitet worden ist, wird sich ermessen lassen.

Am 18. September 1810 traf Richard Rothe mit seinen Eltern in Breslau ein. Das herzliche Verhältniß der Väter, welche die während des Universitätslebens geschlossene Freundschaft mit seltener Treue bewahrt

*) Die so außerordentlich dankenswerthen „Erinnerungen an den Jugendfreund, Geh. Kirchenrath Dr. Rothe", auf die noch mehrfach zurückzukommen ist, gingen dem Herausgeber erst zu, nachdem der vorhergehende Text bereits gedruckt war. Ich füge aber die v. Schroetter'sche Charakteristik trotzdem hier wörtlich hinzu, weil der Leser vermittelst ihrer in den Stand gesetzt ist, selbst an die obige Darstellung die Probe anzulegen.

hatten, übertrug sich auf ihn und mich, und die Wärme der Zuneigung wurde dadurch nicht gemindert, daß wir nicht dieselbe Schule besuchten. Er trat in das reformirte Friedrichsgymnasium ein, wogegen ich das lutherische Gymnasium ad St. Mariam Magdalenam besuchte. Obwohl Rothe mit musterhaftem Fleiße den Gymnasialunterricht verfolgte und sich ersichtlich mit großem Ernste ihm widmete, entzog er sich doch nicht dem geselligen Verkehr. In den beiderseitigen elterlichen Häusern waren wir allwöchentlich zu mehreren Malen zusammen, bei welchen Gelegenheiten meistens wissenschaftliche Gespräche gepflogen wurden. Es wurden aber auch Excursionen unternommen, und da in der Zeit der politischen Bedrängniß die patriotischen Gefühle und Wünsche der Eltern sich auch den Söhnen mitgetheilt hatten, so wurden auch im Verein mit anderen Altersgenossen militärische Uebungen unternommen und bei dem Besuche des vielleicht eine halbe Meile entfernten Lustortes Scheitrich Gefechte geliefert. In seiner sich immer gleich bleibenden kindlichen Heiterkeit nahm Rothe an allen solchen Vergnügungen mit lebhaftem Interesse Theil, und ebenso zeigte er, als er mich und meinen Bruder im Jahre 1811 nach Gnerau, dem damaligen Gute meines Vaters, begleitete, vielen Gefallen an dem Landleben. Wenn auch nicht groß und von schwächlicher Constitution, erfreute er sich doch einer festen Gesundheit, und mit einer gewissen Leichtigkeit, freilich nicht grade immer mit großem Geschick, unterzog er sich körperlichen Anstrengungen. Nur ist mir nicht erinnerlich, daß er Tanzunterricht gehabt, oder je getanzt hat, und ebenso wenig habe ich wahrgenommen, daß ihm Musikunterricht ertheilt worden ist. Im Monat März 1817 legte Rothe ebenso wie ich, das Abiturientenexamen ab, und wie vorauszusehen war, bestand er die Prüfung mit Auszeichnung; gleichwohl hat er über sie unter anderen Memorabilien auf ein Blatt meines Stammbuches bemerkt: Gemeinschaftliche Aengsten und Nöthen wegen des Abiturientenexamens. Wir entschlossen uns in Heidelberg unsere Studien in den ersten beiden Jahren zu absolviren und die Reise gemeinschaftlich zu unternehmen.

Von diesen Schuljahren sind Rothe's eigene Tagebuchaufzeichnungen, wie es scheint, weniger eingehend. Um so gewaltiger aber erscheint auch nach ihnen der Impuls der großen nationalen Erhebung des Freiheitskrieges, und grade hier tritt wieder der Charakter des Elternhauses bedeutsam hervor. Wie Breslau überhaupt der erste Mittelpunkt des heiligen Krieges war, so sieht der junge Rothe speziell eine Reihe von Verwandten und Bekannten der Eltern freiwillig eintreten. Auch die äußere Unruhe des zuerst so wechselvollen Feldzuges wirkt auf das Rothe'sche Haus ein. Man muß Breslau verlassen, hält sich vorübergehend bald hier, bald dort auf; erst nach dem entscheidenden Blüchersiege an der Katzbach erfolgt die Heimkehr.

Und nun schließt sich sofort an den Gymnasialunterricht die Vorbereitung zur Confirmation an. Grade Rothe darf somit mehr wie viele Andere das Zusammengehen nationaler und religiöser Erhebung von seinen Knabenjahren bezeugen. Das Bedürfniß eines unmittelbaren persönlichen Verkehrs mit seinem Gott gestaltet sich denn auch schon jetzt zum Mittelpunkte seines Lebens. Sein süßester Genuß ist der Aufschwung der Seele im Gebet, und grade im Gebete zu Jesu Christo. Dabei ist dies Gebet kein unklares Schwelgen in mystischen Gefühlen. Er sucht bei Gott die Kraft, wider seine bösen Neigungen anzukämpfen. Schmerzlich vermißt er die rechte Lauterkeit seiner Seele, ist seiner moralischen Mängel auf's deutlichste sich bewußt und von Scham darüber durchdrungen.

So schon der Grundton seiner jugendlichen Frömmigkeit. Von Kind an steht dieselbe in vollem Gegensatze zu jeder Art von Selbstgerechtigkeit, kann sich aber grade deshalb reiner und normaler ausbilden, als es auf dem augustinisch-methodistischen Wege möglich ist. Schärfer läßt sich der Gegensatz zu der modischen Erweckungs-„Methode" wohl kaum zeichnen, als Rothe selber in dem in Stier's Biographie mitgetheilten Tagebuche es thut:*)

Ich hatte meinen Herrn und Erlöser ohne Leitung eines bestimmten menschlichen Führers und unabhängig von jeder traditionellen asketischen Methode gefunden, von sehr früh an ohne besondere äußere Anregung innerlich zu ihm hingezogen aus einem sich allmählich immer tiefer gründenden persönlich sowohl als universell menschlichen Bedürfniß. . . . Es kam mir aber nicht in den Sinn, daß es etwas Ueberlieferungsmäßiges und Statutarisches, überhaupt etwas Conventionelles geben müsse in der christlichen Glaubensdoktrin und in der christlichen Ausgestaltung des Menschenlebens; . . . um es kurz zu sagen, mein Christenthum hatte eine sehr moderne Art an sich; es hielt sich furchtlos offen für Alles, wovon irgend es sich menschlich angesprochen fühlte in Gottes weiter Welt.

Der echt humane Charakter seines religiösen Aufschwungs geht besonders daraus hervor, daß demselben das Erwachen der dichterischen Empfänglichkeit zur Seite geht. Er kennt keinen Widerspruch zwischen diesen beiden Anregungen; sie fließen ihm aus einer gemeinsamen Quelle, ergänzen und erfrischen sich gegenseitig. Schiller, Goethe, Jean Paul, beide Schlegel, Tieck, Fouqué werden ihm Lieblingsdichter. Seit dem sechzehnten Jahre aber bereits vertieft er

*) Vgl. Stier's Leben I. S. 182. 183.

sich mit Vorliebe in Novalis. Und diese Vorliebe ist ihm zeitlebens geblieben. Fast der einzige nichttheologische Vortrag seiner späteren Jahre handelt über Novalis als „religiösen Dichter". Und über hundert von dessen Lichtblicken finden sich in der Sammlung von Lesefrüchten (Nr. 1723 bis 1839), denen wir die Aphorismen seiner „Stillen Stunden" entnehmen durften.

Diese Vorliebe des Knaben für den Dichter des Heilandsliedes „Was wär' ich ohne Dich gewesen, was würd' ich ohne Dich, Herr, sein!" beweist besser als alles Andere, daß die Einseitigkeiten der rationalistischen Anschauung ihm schon damals fremd blieben. Wie anders bei dem ebenfalls in Breslau aufwachsenden Tholuck, dem nicht blos die höheren Bildungselemente des Rothe'schen Hauses erst von außen erwachsen, sondern der auch das Gymnasium mit einer Abiturientenrede über Muhammed verläßt, und als Vierundzwanzigjähriger sein berühmtes Büchlein über die Sünde „im ersten Herzensdrange des neu gefundenen Glaubens für eine diesem Glauben fast gänzlich entfremdete Welt" schreibt. Der kindlichen Frömmigkeit Rothe's liegt, eben weil sie von Anfang an eine im eigentlichen Sinne positiv christliche ist, dieses Richten über Andere fern. Ihn selbst lockt der Rationalismus nicht an. Das Christenthum ist und bleibt ihm etwas Uebernatürliches. Aber vor jener strengsittlichen Frömmigkeit, die den wesentlichen Zug des Rationalismus ausmacht, hat er sich immer „gebeugt", wie er denn noch in den vertrauten Aufzeichnungen der „Stillen Stunden" (S. 264) von ihm bekennt:

> Der Rationalismus ist eine schlechte Theologie, aber keine so üble Religion. Er ist die populäre Fassung des religiös-sittlichen Christenthums und thatsächlich viel älter als die Rede von ihm in der Theologie. Auch zur Zeit der unbestrittenen Herrschaft der theologischen Orthodoxie in der Kirche war er in der evangelischen allezeit das wirkliche Christenthum der großen Masse der nicht Gleichgültigen oder gar Ruchlosen.

Zeigt sich in dieser würdigen Beurtheilung des Rationalismus, wie Rothe das Wahrheitselement desselben in sich aufzunehmen bemüht ist, so trägt doch seine eigene jugendliche Frömmigkeit in der That den schon aus der Beschäftigung mit Novalis zu entnehmenden supranaturalen Charakter. Und auch seine theologische Entwickelung verläuft von Anfang an in einem bestimmten Gegensatz gegen den herkömmlichen Rationalismus. Er selbst erzählt darüber in dem bald

näher zu erwähnenden Aufsatze „Zur Orientirung über die gegenwärtige Aufgabe der deutsch-evangelischen Kirche", da wo er mit der feinsten Psychologie die Entstehung der neuen Orthodoxie malt:*)

Es steht mir noch in lebhaftester Erinnerung, wie uns zu Muthe war, als in jenen Tagen der Zauber des fast unbestritten herrschenden Rationalismus vor unserm überraschten Blicke sich löste. Das Unrecht dieser sich so viel dünkenden aufgeklärten Theologie gegenüber von der positiv christlichen Glaubensüberzeugung, nicht blos von der Bibel, sondern selbst von dem kirchlichen protestantischen Lehrsystem, die zahllosen Willkür- und Gewaltthaten, die sie an der heil. Schrift bei ihrer Auslegung und nicht minder an der Geschichte des Christenthums verübt hatte, dies alles fiel uns natürlich genug mit solchem Gewicht auf die Seele, daß wir für den Moment gar kein Auge hatten für ihr relatives, und zwar immerhin sehr bedeutendes, gutes Recht. Von der historischen Kritik, die der Rationalismus an den heil. Schriften vollzogen hatte, sahen wir zunächst nur ihre abenteuerlichen zum Theil gradezu abgeschmackten Ausschreitungen, und nahmen um dieser willen an, ihr ganzes Verfahren überhaupt habe in der Sache selbst keinen Grund und sei nur aus der Abneigung gegen ein positives und übernatürliches Christenthum entsprungen und aus dem Mangel an dem Sinn für die eigenthümliche religiöse Herrlichkeit des Buchs der Bücher. Und wie wir so die Bibel, wie sie vorliegt, unbesehen frischweg für das nahmen, was sie unsrer älteren Theologie ebenso unbesehen gewesen war, so griffen wir in gleicher Arglosigkeit auch wieder nach der alten kirchlichen Dogmatik, die uns ohnehin durch die bewunderungswürdige Ausführung ihres, allerdings mehr künstlichen als kunstvollen, Baues bestach, eines Baues, der sich neben der sehr bürgerlichen Bauart der damals gewöhnlichen dogmatischen Lehrbücher gar imposant ausnahm. Trunken, wie wir in jenen herrlichen Tagen der ersten Jugendliebe zu dem wiederentdeckten Evangelium waren, von der Freude darüber, die Küste einer übernatürlichen Welt, nach der unsere Sehnsucht so lange ausgeschaut hatte, endlich in Sicht bekommen zu haben, konnte uns des Uebernatürlichen, des Geheimniß- und Räthselvollen gar nicht genug geboten werden. Jeder Gedanke an einen Abzug, den es zu erleiden haben dürfte, widerstrebte dem überschwänglichen Gefühl, das den kaum gewonnenen Schatz sorgsam behütete. Genug, es dünkte uns ganz selbstverständlich, daß mit dem alten evangelischen Glauben auch die alte evangelische Theologie wieder auferstehen müsse.

Gilt nun diese Schilderung gewiß in erster Reihe von Rothe's Universitätsstudium, so war es doch bereits das letzte Gymnasialjahr, aus dem er sich später (nach den Mittheilungen darüber im Tagebuche) erinnert, sich grade in dieser Zeit recht in die Bibel eingelesen

*) Allg. kirchl. Zeitschrift 1862, I. S. 38.

zu haben, wobei ihm der Sinn aufgegangen sei für die einzigartige Weihe, die auf ihr ruhe, die überirdische Luft, die in ihr wehe, den übersinnlichen Duft, der über sie ausgegossen sei. An ihren Wundern nahm er schon in dieser Zeit keinerlei Anstoß, und ebenso wenig an der kirchlichen Dogmatik. Eigentlicher Gegenstand des Glaubens war ihm jedoch vor Allem die Person Christi, und sein Verständniß erschien ihm als die wesentliche Aufgabe der theologischen Erkenntniß.

Dies der Standpunkt, von dem aus er sich denn (Ostern 1817) zum theologischen Studium selbst wendet. Es hätte nahe gelegen, in Breslau selbst dies Studium zu beginnen. Aber die weise väterliche Fürsorge hielt es für den Charakter des Knaben angemessener, daß er aus dem elterlichen Hause heraustrete, um sich draußen um so selbständiger zu entwickeln. So wurde denn Heidelberg als erste Universität ausersehen, obgleich der von Stettin her mit dem Rothe'schen Hause befreundete Gymnasial-Direktor Koch vor dieser „Brutstätte des finsterſten Mysticismus" warnte.

Bevor wir zu Rothe's Studienzeit selbst übergehen, um sie an der Hand seiner reichhaltigen Briefe an die Eltern zu schildern, dürfen wir hier noch zwei interessereiche Aufzeichnungen von anderer Hand einfügen, von denen die erste einen Einblick in Rothe's Verhältniß zu seinen alten Lehrern gewährt, während die zweite ihn uns im Freundes-Verkehr zeigt.

Ein, von Rothe's Vater abgeschriebener und dadurch erhalten gebliebener Brief des Breslauer Gymnasialdirektors Kayßler, an welchen auch seine eigenen Briefe an die Eltern häufige Grüße enthalten, gibt dem jungen Freunde beim Beginn seines zweiten Semesters bedeutsame Winke. Der vom 22. Novbr. 1817 datirte Brief lautet wie folgt*):

Mit welcher Herzensfreude ich Ihren Brief gelesen habe, mein lieber sehr theurer Rothe, das sollen Sie nicht auf dem Papier, sondern in Ihrem eigenen Herzen lesen. Ich bin mit Ihnen in dem seltenen Falle, daß mir mein Gefühl sagt, ich dürfe auf Sie mit aller Gewißheit und in aller Hinsicht rechnen, und so wird mir stets alles, was ich von Ihnen sehe, höre und erfahre, so an's Herz gehen, als wären Sie mit mir durch Bande der Natur eng verbunden. Wie viel glücklicher sind Sie, als ich es war, da ich in Ihrem gegenwärtigen Alter stand. Damals schwelgte ich in der Idee eines Mannes, der meinem Herzen und Geist das sein konnte, was

*) Rothe's Erwiederung auf dieses Schreiben kommt (nach einem Briefe an seinen Vater) später zur Sprache.

Ihnen jetzt mehrere sind, und wie freue ich mich, daß Sie so glücklich sind, weil ich überzeugt bin, daß Sie den Ausspruch der ewigen Wahrheit:

„Wem viel gegeben wird, von dem wird auch viel gefordert werden"

nie in Ihrem Leben mit Beschämung zu denken veranlaßt sein werden. Vielmehr möchte ich Ihnen jetzt die Pflicht der Mäßigung selbst in Aneignung des Guten vorhalten, versteht sich, nicht des Sittlichen, denn das ist absolut, sondern des Spekulativen — ich erschrak in der That, als mir Ihr guter Vater die Collegia und Stunden herzählte, welche Sie diesen Winter zu hören beschlossen haben. Denn abgesehen von dem nachtheiligen Einfluß, den diese Anstrengung auf Ihren noch im Wachsthum und in der Entwickelung stehenden Körper haben muß, so scheinen Sie nicht daran gedacht zu haben, daß selbst der Gewinn, den Ihr Geist durch gleichzeitige Aufnahme so vielfältiger und verschiedener Kenntnisse erhält, mehr scheinbar als wahr ist, weil der Geist in solchem Gedränge des Auffassens unmöglich zu der freien, richtigen mäßigen Bewegung kommen kann, in welcher, wie in milder Frühlingsluft allein das Wissen gesunde Wurzeln treiben, und zu lebendigen Kräften des Geistes gedeihen kann. Bedenken Sie noch Ihre eigenthümliche Weise, wie Sie alles Gute und Schöne mit Begeisterung auffassen, und glauben Sie mir es, wenn auch Ihr jugendliches Gefühl Ihnen das Gegentheil sagen sollte, daß zwar die Eine Begeisterung, welche in der Tiefe der Seele ruhig und heiter wie der himmlische Aether wohnt, die ewig währende Kraft der Seele ist, daß sie aber, hervorbrechend und bald diesen bald jenen Gegenstand, oder wohl gar mehrere zugleich ergreifend, wie ein verzehrendes Feuer auf die Kräfte der Seele zurück wirkt.

Wären Sie ein gewöhnlicher Student, der nur Hefte schreibt, oder wären Ihre Leser von gewöhnlicher Art, die nur diese Hefte lesen, so möchte bloß die Rücksicht auf Ihre körperliche Gesundheit zu nehmen sein, oder selbst die hohe Tüchtigkeit und Begeisterung Ihrer Lehrer mit Sie zur Mäßigung in Benutzung derselben auffordern. Oder gehörten Sie zu jenen stürmischen Geistern, welche von Zeit zu Zeit vom Heißhunger des Wissens befallen werden, und dann alles, was ihnen vorkommt, verzehren und auch verdauen, dann wieder eben so gern müßig gehen, und der Sinnlichkeit volles Recht widerfahren lassen: so wäre freilich aller Rath überflüssig und man könnte der Natur ihren Gang lassen. Allein Ihr ganzes Leben ist auf den Ernst hingerichtet, und so müssen sie auch eine geordnete Reihenfolge und ruhige Mäßigung in Ihrer Bildung beobachten, wenn Sie nicht künftig etwas bereuen sollen. Meine Liebe zu Ihnen und meine Erfahrung hat Ihnen dieses geschrieben.

Mit dem Bildniß des höchst würdigen Daub haben Sie mir ein sehr werthes Geschenk gemacht. Es ist der beste Kommentar zu der religiösen (nicht bloß theologischen) Denkungsart des Originals.

Ueber die Reise nach Heidelberg selbst erzählen uns die lebensfrischen „Erinnerungen" Herrn v. Schroetter's:

Von lebhafter Erkenntniß seines Berufes getrieben, hatte Rothe sich für das Studium der Theologie entschieden, ohne daß seine Eltern, welche wohl eine andere Wahl nicht ungern gesehen hätten, seinem Vorsatz irgend entgegen getreten wären. Nachdem ich von meinen Eltern in Oppeln mich verabschiedet hatte, trafen mir nach Verabredung am 5. April 1817 in Glatz zusammen, wo Rothe dem Bruder seiner Mutter, Kriegsrath Müller, einen Besuch abgestattet hatte, und am 8. April 1817 wurde die Reise, welche durch Böhmen und Baiern gehen sollte, gemeinschaftlich angetreten. In Prag, wo ein mehrtägiger Aufenthalt zur genauen Umschau benutzt und von den altehrwürdigen Denkwürdigkeiten Kenntniß genommen wurde, zeigte sich bereits in erheblichem Maaße, wie ungeeignet zu einer längere Zeit erheischenden Reise die von den Eltern von Rothe in bester ökonomischer Absicht veranstaltete Miethung eines Lohnwagens sei: dieser aber wünschte das Arrangement seiner Eltern aufrecht zu erhalten und es kostete viele Mühe die Pietätsrücksichten desselben zu überwinden, indem er lieber die außerordentlich langsame Zurücklegung der Reise und ähnliche Opfer ertragen, als von einer seitens seiner Eltern mit einer gewissen Vorliebe getroffenen Disposition abweichen wollte. Vielleicht wäre es auch nicht gelungen hierzu seine Zustimmung zu erhalten, wenn nicht der Fuhrmann selbst, da eins seiner Pferde lahm geworden, die Entbindung von der vertragsmäßigen Verpflichtung gewünscht hätte, als der Uebergang von Böhmen nach Baiern erfolgen sollte. Aber nun entstand eine neue Verlegenheit. Auf den Abgang der Fahrpost nach Nürnberg mußte durch zwei ganze Tage gewartet werden, und in dieser Zeit gesellten sich zwei junge katholische Geistliche in dem, wenn gleich ersten, doch sehr einfachen Gasthause zu uns. Anfangs ward eine ernste Unterhaltung geführt; als diese aber allmählich stockte, wurden wir beiden Reisegefährten von den neuen Bekannten zu einem Kartenspiel vermocht. Es ist dies der einzige Fall gewesen, in welchem Rothe meines Wissens bei einem solchen Spiel sich betheiligt hat. Er war mit dem Spiel ganz unbekannt; zu meiner Verwunderung nahm er an ihm mit bemerkbarem Wohlgefallen Theil, und das Glück war den beiden Geistlichen abhold, wenn gleich der von ihnen erlittene Verlust sich auf einen geringen Betrag reducirte. Im Uebrigen bot die Reise nicht erheblich interessante Momente. Die Witterung war kalt und unfreundlich, die Gegend auch nicht selten von Regenschauern und Nebeln verhüllt. Nur in Nürnberg und Würzburg war der Himmel der Besichtigung der schönen Oertlichkeiten und der Merkwürdigkeiten der beiden Städte günstig. Für Jünglinge, welche bisher in den elterlichen Häusern im allgemeinen ein einfaches Leben geführt und hauptsächlich mit Mitschülern gleicher Richtung in Verkehr gestanden hatten, bot die in dem Postwagen häufig wechselnde Reisegesellschaft manches Interessante, und die Eigenthümlichkeiten der Mitreisenden gaben nicht selten zu heiteren Scenen Veranlassung. Dessen ungeachtet verursachte nach einer grade 14tägigen Dauer der Reise die Ankunft in Heidelberg große Befriedigung.

Von dem gleichen Zeitpunkte an fließt nun eine andere Quelle für Rothe's Leben so reich wie nur wünschenswerth, in seinen häufigen und eingehenden Briefen an beide Eltern. Schon während der Reise selbst hat er mehrfach geschrieben, am 5. April 1817 aus Glatz, am 8. aus Prag, am 12. aus Waldmünchen, am 16. aus Nürnberg. Und es bieten selbst diese einfachen Reiseberichte ein bedeutendes psychologisches Interesse, theils durch die genaue Beschreibung von Land und Leuten, theils durch die außerordentliche Zärtlichkeit, die sie besonders der Mutter gegenüber aussprechen. Bei der Menge und Ausführlichkeit seiner Briefe an die Eltern können denselben aber überhaupt nur die für seine wissenschaftliche Entwickelung bedeutsamsten Stellen entnommen werden, und muß eine, wenigstens theilweise, Veröffentlichung des übrigen Inhalts der Zukunft vorbehalten bleiben.

Wir wenden uns daher sofort zu Rothe's Studienzeit in Heidelberg, um uns zunächst über den Kreis, in welchen er hier eintrat, zu orientiren. War es doch eine erst seit kurzer Zeit datirende Blüthe seiner Wissenschaft, die Rothe in Heidelberg vorfand — ja gradezu eine ähnliche neue Epoche, wie sie mit der Begründung der Universitäten Berlin und Bonn für Norddeutschland begann.

Erst von dem Jahre 1804 datirt ja die Reorganisation der unter der Jesuitenherrschaft der Neuburger Linie gänzlich verwahrlosten Universität durch den verdienstvollen Kurfürsten Karl Friedrich;*) speziell die theologische Fakultät, die seit 1705 in direktem Vertragsbruch der Majorität nach mit Jesuiten besetzt worden, war erst durch Karl Friedrich wiederhergestellt, und zwar nun zugleich in jenem positiven Unionsstreben, das lutherische und reformirte Theologen neben einander berufen ließ. Und wenn auch, so lange die Zeit des Rheinbundes währte, das nationaldeutsche Streben der in Heidelberg studirenden Jugend nicht zum Durchbruche kommen konnte, so brachte der frische Geist der Freiheitskriege auch diese Anregung, so daß für das beginnende Studium kaum ein gleich günstiger Ort gewählt werden konnte.

Allerdings — nicht weniger als drei der seit der Reorganisation der Universität nach Heidelberg berufenen theologischen Lehrer hatte sie alsbald an die neubegründete Berliner Hochschule abtreten müssen,

*) Vgl. Häusser's Rektorrede von 1864 über Karl Friedrich, und die Schrift Dittenberger's „Die Universität Heidelberg im Jahre 1804." (1844).

und zwar die glänzenden Namen Marheineke's, de Wette's und des jungen Neander. Aber es fehlte nicht an tüchtigem Ersatz, und auch von den älteren Lehrern waren vor Allem Daub, Schwarz und Abegg geblieben.

Unter allen Heidelberger Lehrern der Theologie hat nun Rothe selbst immer Karl Daub's mit besonderer Ehrerbietung gedacht. Seine eigenen Aeußerungen über Daub entsprechen vollkommen dem Bilde, wie es Marheineke, Dittenberger und Rosenkranz gezeichnet, von denen u. A. Dittenberger grade mit Bezug auf die Reorganisation der Universität sagt:*)

Das eigentlich theologische Princip war durch Daub gewaltig vertreten, und seine ganze großartige Persönlichkeit erschien damals schon, wie keine andere bei der Universität, dazu gemacht, eine neue bessere Zeit über Heidelberg heraufführen zu helfen.

Schon Daub's erstes Auftreten in Heidelberg war nach Häusser's Schilderung**) ein recht eindrucksvolles gewesen, und mit gutem Grund heißt es anderswo von dieser Anfangszeit seiner pfälzischen Wirksamkeit:

Es gehörte ein Charakter von der Stärke des seinigen hierzu, um in jener, der Wissenschaft der prot. Theologie und der prot. Kirche noch so ungünstigen Zeit der vorletzten pfälzischen Regierung mit ihrer bigotten Maitressen- und Jesuitenwirthschaft in Vertheidigung der freien Wissenschaft und der freien Religion Stand zu halten, bis unter der kurzen Regierung Max Joseph's und dann mit dem Anfalle der diesseitigen Pfalz an Baden bessere Zeiten kamen.

Die geistesmächtige Persönlichkeit Daub's spiegelt sich in seinen Schriften nur unvollkommen ab. Und der enge Anschluß an Hegel, der sich wohl besonders auf ihren persönlichen Freundschaftsverkehr zurückführt, ist später, als das Hegel'sche System dem Loose aller philosophischen Systeme verfiel, einer größeren Verbreitung der Daub'schen Theologie hinderlich gewesen. Aber es mag wohl gradezu die Frage aufgeworfen werden, ob nicht Daub Hegel selbst als consequenten Denker hinter sich läßt. Und wenn seine persönliche Ein-

*) A. a. O. S. 17. 18.

**) Vgl. Häusser's Geschichte der rheinischen Pfalz II. S. 950. 970. — Daub's Berufung hatte jedoch nicht, wie es bei Häusser erscheinen könnte, 1794, sondern erst 1796 statt.

wirkung nicht in die Breite ging, so um so mehr in die Tiefe: die Art, wie Rothe mit ihm und in ihm weiter arbeitet, ist dafür der beste Beleg.

In Bezug auf Daub's eigene Stellung zu Rothe verdanken wir Herrn Kreisgerichts-Rath Dr. Guyet in Mannheim die folgende schätzenswerthe Mittheilung:

Was den Verkehr Rothe's mit Daub betrifft, kann ich im Allgemeinen bestätigen, daß letzterer R. als seinen hochgeachteten und geliebten Schüler immer betrachtete und behandelte, nach dessen Studienzeit bei mehrmaligen Besuchen R.'s in Heidelberg und insbesondere noch in den 30er Jahren in solcher Weise mit R. (welcher damals mit dem Wunsche einer Versetzung nach Heidelberg, weil sein Halsleiden unter anderen wohl vorhandenen Gründen ihm diese räthlich erscheinen ließ, dort hin gekommen war), verkehrte und wahrscheinlich auch für ihn handelte. Den Ueberzug R.'s nach Heidelberg erlebte aber mein, im November 1836 verstorbener Schwiegervater nicht mehr.

Mit welcher Begeisterung der jugendliche Rothe seinerseits sich an Daub anschloß, darüber werden wir alsbald seine brieflichen Ergüsse selbst reden hören.

An Daub's Seite erscheint vor Allem Fr. H. Ch. Schwarz, von dem Dittenberger*) mit Recht sagt:

Als Theologe wurde er durch seine gemüthlich-kirchliche Richtung besonders neben Daub, dem Repräsentanten der speculativen Theologie, eine für die Zeit wesentlich nothwendige Ergänzung der Fakultät, und nahm zugleich als Lehrer der Pädagogik und nachheriger Direktor des pädagogischen Seminars eine für die philosophische Fakultät eben so wichtige Stelle ein.

Auch zu ihm hat Rothe sowohl als Schüler wie im späteren Leben in den freundlichsten Beziehungen gestanden. Eine uns gütigst mitgetheilte schriftliche Aufzeichnung sagt darüber:

Rothe hörte nicht blos Vorlesungen bei Schwarz, sondern war auch öfters mit ihm und in seiner Gesellschaft. Später schlug Schwarz ihn zum Seminardirektor vor und hat ihn als tüchtigen theologischen Collegen hochgeehrt und geliebt.

Allerdings ist auch Schwarz wie Daub, nicht lange bevor Rothe als akademischer Lehrer nach Heidelberg zurückkehrte, selbst durch den Tod abgerufen worden. Aber die von ihm ausgegangenen Wir-

*) Vgl. „Die Universität Heidelberg im Jahre 1804" S. 30.

kungen sind kaum geringer anzuschlagen, wie die des ihm innig befreundeten Daub. Als Schwiegersohn des — ebenfalls von Karl Friedrich nach Baden berufenen Jung-Stilling — mit den erweckten Kreisen ebenso verbunden, wie durch seine weit und breit anerkannten pädagogischen Anstalten und Schriften von Einfluß auf die Ausbildung der Pädagogik; der erste lutherische Theologe, der an die bis dahin confessionell reformirte Fakultät berufen wurde, gleichzeitig aber der entschiedenste Förderer der evangelischen Union, hat Schwarz nicht blos in Baden ein dankbares Andenken hinterlassen. Und wie häufig sich grade Rothe auf seine pädagogischen, dogmatischen und ethischen Arbeiten stützt, ist jedem Kenner von Rothe's Ethik bekannt. Seine Briefe aber werden uns darthun, wie auch dieses Verhältniß gleich von Rothe's Ankunft in Heidelberg an datirt, wie er überhaupt mehr wie es bei den meisten akademischen Lehrern der Fall, späterhin selbst die alte Heidelberger Tradition fortführen konnte.

In ganz besonderem Grade gilt dies nämlich noch ferner von dem dritten seiner Heidelberger Lehrer, von Abegg, dessen Bild uns Rothe's eigene Hand später in einer solchen Wärme und Frische gezeichnet hat, daß wir auf ungewöhnlich rege von ihm empfangene Eindrücke schließen müssen, ja in dem späteren Rothe gradezu Abegg's Bild wiederfinden. Wir entnehmen daher schon hier seiner Grabrede auf Abegg (am 19. Dec. 1840)*) dessen allgemeine Charakteristik (S. 209. 210):

Haben wir uns ihm nahen können, ohne von ihm erbaut zu werden? Und wodurch erbaute uns seine Nähe so? Vor allem dadurch, daß ihr unmittelbarer Eindruck auf uns ein Zeugniß von der Wahrheit der Frömmigkeit selbst, und zwar bestimmt der christlichen, gab, ein überführendes Zeugniß davon, daß diese kein Wahn oder Traum sei, sondern vollstes, unvergängliches Wesen und Wirklichkeit. So empfanden wir nicht nur, wenn er an heiliger Stätte oder im engeren häuslichen Kreise den beredten Mund aufthat und die Fülle des Herzens überfließen ließ von dem kindlich großen Geheimniß der Gottseligkeit; nein, seine ganze Erscheinung überhaupt gab uns diesen Eindruck. Man durfte nur auf seinem freundlich ehrwürdigen Antlitz den tiefen, stillen Frieden Gottes ausgegossen sehen, dem man es bald abfühlte wie er höher sei als alle Vernunft, oder in das Licht aus der unsichtbaren Welt hineinschauen, das so freudig aus seinem Auge leuchtete, und den belebenden Athem

*) Die im Mohr'schen Verlage erschienene Rede ist in Hübbe's Predigtsammlung (S. 208—213) mit aufgenommen.

empfinden, der von der bis in sein hohes Alter unverwelklich frisch bleibenden Jugend seines inwendigen Menschen herwehte. Man durfte nur an sich die reinigende Kraft seiner Erscheinung erfahren, nur inne werden, wie um ihn her immer ein Heiligthum war. Mir selbst ist er — und könnte ich einem sterblichen Menschen größeres nachrühmen? — einer der ersten gewesen, deren Anschauung mir die Wesenhaftigkeit und Wirklichkeit der christlichen Frömmigkeit mit überwältigender Gewißheit versiegelt hat. Das werde ich dir nie vergessen, väterlicher Freund, und das will ich auch hier nicht verschweigen! Und dessen bin ich überhaupt gewiß, daß ihm gegenüber auch der Leichtsinnigste nicht vermocht hätte, der Frömmigkeit zu spotten.

Rothe zeichnet dann ferner einmal die Wahrheit und sodann die Liebenswürdigkeit der Abegg'schen Frömmigkeit mit wahrhaft begeisterten Worten. Von der ersteren sagt er (S. 210. 211.):

Nirgends erschien er selbst mit seiner Frömmigkeit im Widerspruche, nein, seine Frömmigkeit war er selbst, daher war so gar nichts Gemachtes an ihr; daher ihre völlige Freiheit von aller Manier, ihre völlige, reine Farblosigkeit, ihre Unbefangenheit, bei der sie für alles Edle, Große und Schöne ein offenes Auge und einen empfänglichen Sinn sich bewahrte; daher ihre hohe Lauterkeit, bei der ein Gedanke an die Möglichkeit, daß er mit ihr zugleich etwas für sich selbst suche, uns gar nicht ankommen konnte. Ja, dieses klare, ungefärbte Licht der Frömmigkeit, ich bekenne es, so rein habe ich es bei keinem andern Christen je gefunden. Aus dieser Ganzheit seines Christenthums erklärt es sich, wie in ihm die Gegensätze der menschlichen Eigenthümlichkeiten auf so überraschende Weise vereinigt sein konnten: Ehrfurcht gebietende Hoheit und durchgängige Würde und dabei doch wieder die höchste Natürlichkeit und Anspruchslosigkeit, so daß man in ihm ganz eigentlich mit Augen sehen konnte, wie Hoheit der Seele und unbefangene Kindeseinfalt eins und dasselbe sind; — kühner Flug des Geistes und Ueberschwänglichkeit des Gefühls und der religiösen Anschauung und dabei der nüchternste, klarste, schärfste, umsichtigste Verstand in allen Angelegenheiten des wirklichen Lebens; — heitere Zwanglosigkeit und dabei doch ein so feiner, sicherer Takt für das Richtige und Angemessene, dem man zuversichtlich vertrauen durfte; heiliger sittlicher Ernst, und doch auch wieder die liebevollste, schonendste und duldsamste Milde, wo es die Beurtheilung anderer galt; — Männlichkeit, Entschiedenheit, Festigkeit und Sicherheit eines kräftigen höchst ausgesprochenen Charakters und dabei jene uns allen so wohlbekannte äußerste Bescheidenheit, jene rührende Zartheit der Rücksichtsnahme auf andere; — Zartheit seines ganzen eigenthümlichen Wesens (denn er war eine zarte, feingebaute Natur,) und leises Zartgefühl, und dabei doch so gar keine bemerkbare Verletzbarkeit und Empfindlichkeit; dieses lebendige Gefühl der göttlichen Gnade, dieses tiefe Durchdrungensein davon, daß er durch sie allein sei was er sei, und doch so gar kein Schatten von geistlicher

Ueberhebung über andere; — diese aufrichtige, liebliche Demuth und dabei doch auch wieder diese unbefangene dankbare Hinnahme der Erweisungen verehrungsvoller Liebe. Er brauchte diese Gegensätze nicht erst in sich zu schlichten; in seiner reinen Seele klang alles harmonisch wieder, und die Gegensätze lösten sich von selbst auf. War doch sein Wissen Andacht und Liebe geworden; beides ganz und darum im schönsten Einklange.

Von der Liebenswürdigkeit einer solchen Frömmigkeit aber heißt es (S. 211. 212):

Die Frömmigkeit unseres Dahingeschiedenen hatte noch ihre ganz eigenthümliche Lieblichkeit. Sie hatte etwas so Freudiges, Anmuthvolles und Wohlthuendes an sich; sie war so gar frei von allem Strengen, Scharfen, Schroffen, Herben; sie hatte so ganz die Milde der reifen Frömmigkeit. Zwar war auch er durch viele Trübsale, durch scharf und tief in seine Seele einschneidende Schmerzen in das Reich Gottes immer tiefer eingeführt worden, und sein Herz hatte viel geblutet in einem langen Pilgerleben; aber die Wunden hatten in ihm keine entstellenden Narben zurückgelassen und unter den Kämpfen hatte sich keine Härte an seinem Wesen angesetzt. Selbst die sich häufenden Jahre konnten die frische Anmuth seiner Erscheinung nicht abbleichen .... Man konnte ihn nicht fürchten; denn man mußte ihn verehren. Ja, man *mußte* ihn verehren; und ihm gegenüber wurde man inne, was Verehrung ist, und wie süß und selig sie ist. Ich halte es nicht zurück, ja, für keinen Menschen noch habe ich eine tiefere, reinere, zuversichtlichere Verehrung im Herzen getragen als für Dich, Du theurer Entschlafener!

Haben wir bisher die Männer genannt, an die Rothe selber sich mit persönlicher Vorliebe anschloß, so dürfen wir jedoch bei dem Umblick über das damalige Heidelberg einen Mann nicht vergessen, der, wie wenig auch seine theologische Richtung grade Rothe anzuziehen vermochte, doch als sittlicher Charakter von ihm nie ohne hohe Achtung genannt wurde, den berühmten exegetischen Wortführer des Rationalismus, *Paulus*. Wiederholt sprechen Rothe's Briefe dieses Gefühl aus, dem er auch mündlich häufig und gern Ausdruck verlieh, wie ihm nicht minder das unglückliche Loos der an A. W. Schlegel verheiratheten Tochter von Paulus persönlich nahe ging. Doch bedarf es an diesem Ort keines weiteren Eingehens auf Paulus' Persönlichkeit und theologische Richtung, und begnügen wir uns mit dem Hinweis auf die alsbald mitzutheilenden Briefe Rothe's aus seiner Studienzeit sowohl wie auf die später folgenden aus der eigenen amtlichen Thätigkeit.

Bei beiden Anlässen werden wir ihn ferner des gelehrten Kirchenhistorikers *Lewald* mit Achtung gedenken sehen, sowie wir endlich

auch diejenigen der nichttheologischen Professoren, die auf ihn einwirken — Creuzer, Hegel und Schlosser vor Allem — mit seinen eigenen Worten zu zeichnen vermögen.

Indem wir jetzt daher nur noch die eine Bemerkung vorherschicken, daß auch das zwanglose und heitere gesellschaftliche Leben des deutschen Südens dem jungen Schlesier schon damals lieb und zeitlebens von ihm geschätzt wurde (vgl. „Stille Stunden" S. 292. 293.), lassen wir zunächst seinem Freunde v. Schroetter zur Zeichnung ihres gemeinsamen akademischen Lebens das Wort, um dann einige der uns am wichtigsten erscheinenden Aeußerungen seiner eigenen Briefe im Zusammenhang folgen zu lassen.

Der vorher abgebrochene v. Schroetter'sche Bericht fährt — nachdem die Ankunft der Freunde in Heidelberg mitgetheilt worden — folgendermaßen fort:

Dort bezogen wir in einem Hause der Hauptstraße ein zwar zusammenhängendes, aber für jeden von uns ein Wohnzimmer und ein Schlafgemach gewährendes Quartier und beobachteten auch in allen anderen Beziehungen treue Gemeinschaft. Mit strenger Gewissenhaftigkeit wurden die angenommenen Collegien, welche fast den ganzen Vormittag und einen Theil des Nachmittags ausfüllten, besucht, und nur an einzelnen Abenden wurde an geselligen Zusammenkünften Theil genommen. Das Leben nahm einen höchst regelmäßigen und gemüthlichen Charakter an, und bezeichnend wird es sein, wenn erwähnt wird, daß Rothe an jedem Sonntage die Kirche besuchte und seinem frommen Sinn auch sonst Ausdruck gab, namentlich allabendlich in seinem Schlafgemach ein geistliches Lied sang. Die Natur hatte ihm eine volle Stimme versagt und sein Gesang hatte überhaupt einen schwermüthigen Ton; doch konnte er nicht ohne Gefühl von Andacht gehört werden. Das in hohem Grade ansprechende Verhältniß der gemeinschaftlichen Wohnung erfuhr bald eine üble Störung. In der Studentenwelt hatte sich neben den alten Landsmannschaften eine neue Verbindung, die Burschenschaft gebildet; die unzweifelhaft mehr sittliche Richtung derselben bewog Richard Rothe ebenso wie seinen Stubengenossen in sie einzutreten und hierdurch eröffnete sich allerdings eine Gelegenheit zu angenehmer Geselligkeit, um so mehr als der Verbindung der größte Theil der norddeutschen Studenten, insbesondere auch der breslauischen Schulfreunde angehörten. Leider ergaben sich aber nicht selten Conflicte zwischen den alten Landsmannschaften und der neuen Verbindung. Zur Ausfechtung einer derartigen Ehrensache hatte der Vorstand der letztern die geräumigen Wohnungsgelasse der beiden Hausgenossen ausersehen, und mit einer gewissen respektvollen Bereitwilligkeit war die Benutzung der Räume zugesagt worden. Wie sehr erschraken die beiden unerfahrenen Jünglinge, als gleich an einem Tage sechs Duelle

successive Statt fanden, die Action von 6 Uhr Morgens bis zum Nachmittage dauerte, nicht unbeträchtliche Verwundungen erfolgten und endlich die Intervention des Oberpedells eintrat, welcher indeß das Freundespaar mit einer anerkennenswerthen Rücksicht vor einer Disciplinarverfolgung zu bewahren wußte. Während dies Ereigniß wohl geeignet war den beiden Freunden das ihnen sonst sehr zusagende Quartier zu verleiden, und während überdies die Besorgniß sich aufdrängte, daß dasselbe noch mehrfach zu ähnlichen Vorgängen in Anspruch genommen werden möchte, gab Rothe doch diesen Empfindungen im Ganzen wenig Raum. Offenbar faßte er die Verpflichtung eines Mitgliedes, der Verbindung auch Opfer der gedachten Art zu bringen, sehr ernst auf. Gleichwohl wurde das Quartier nach einem halben Jahre aufgegeben, und da ein für beide Freunde ausreichendes nicht gefunden werden konnte, mußten diese die bisherige Wohnungsgemeinschaft aufgeben; doch erlitt die Innigkeit ihres Verhältnisses keine Störung. Von Rothe wurde ein Haus bezogen, in welchem mehrere aus Schlesien stammende Commilitonen wohnten. Mit ihm bildeten sie den Stamm für die Vereinigung einer größeren Zahl von Landsleuten, welche fast täglich zusammentrafen und auch gemeinschaftliche Reisen unternahmen, wie in dem Sommer des Jahres 1817 nach dem Odenwald und im April des Jahres 1818 nach dem Hardtgebirge, nach Frankfurt a. M. und nach Darmstadt. Unter ihnen hatte Rothe, wenn gleich körperlich zurückstehend, begreiflich die größte Bedeutung und Anerkennung. Mit seiner leichten und scharfen Auffassung und seiner sicheren Beurtheilung zeichnete er sich vor Allen aus, und bei den wissenschaftlichen Unterhaltungen trat der Reichthum seiner Kenntnisse hervor. Obwohl der einzige Theologe unter Commilitonen, welche die Rechts- oder Cameralwissenschaft studierten, nahm er doch an deren Besprechungen, welche sich auf diesem Gebiete bewegten, lebhaften Antheil. Fast einem Examinatorium war es ähnlich, wenn er mit einem oder dem andern Freunde eine Unterhaltung über ein juristisches oder cameralistisches Thema, ersichtlich in dem Wunsche führte sich über dasselbe Aufschlüsse zu verschaffen. Sonst wird es nicht Jedem leicht die juristischen Definitionen und Deductionen bald und scharf zu fassen. Bei Rothe war dies der Fall. Er vermochte sogar auf Controversen mit klarem Urtheil einzugehen. Für Andere war dies staunenswerth, mitunter sogar beschämend, wenn der Theilnehmer an dem Gespräch ein weniger richtiges Verständniß zeigte. Dessen ungeachtet bewahrte Rothe seine Anspruchslosigkeit und seinen Sinn für gesellige Freuden. Die Versammlungen, sogar die Commerse der Burschenschaft wurden von ihm ganz regelmäßig besucht; in den ersteren, in welchen die Angelegenheiten der Verbindung verhandelt wurden, entwickelte er freilich keine hervortretende Thätigkeit; immer aber äußerte er große Heiterkeit, nur keine irgend tadelnswerthe Ausgelassenheit. Unbedenklich war Rothe einer der wenigen glücklichen Menschen, welche im Umgange den Wünschen und Neigungen Anderer besonders nachgiebig zu sein vermögen und selbst fehlerhafte Gewohnheiten ohne äußere Zeichen der Mißbilligung zu ertragen im Stande sind. Ueberhaupt bethätigte er in selte-

nem Maaße Verträglichkeit; so leidenschaftliche Reibungen auch zwischen den Mitgliedern verschiedener Verbindungen vorkamen, und in verschiedenen Perioden fast zahllose Duelle nach sich zogen, Rothe hat während seines zweijährigen Aufenthaltes in Heidelberg niemals eine Mißhelligkeit gehabt. Unangenehm berührte ihn, wie alle damaligen Besucher der Universität, die damalige Theuerung, welche in dem westlichen Deutschland in Folge ansehnlicher Mißerndte herrschte; doch fühlte er dies Ungemach wohl weniger als Andere, indem seine Eltern ihm reichliche Geldmittel gewährten, und von ihm in jeder Hinsicht exemplarische Mäßigkeit beobachtet, auch seine Oeconomie, wenn schon nicht grade ängstlich, in vollkommener Ordnung gehalten wurde. In ganz anderer und viel schlimmerer Art wurde ihm, wie seinen Freunden, die Freude an dem academischen Leben durch die im Anfange des Jahres 1819 in dem benachbarten Mannheim von dem jenaischen Studenten Sand ausgeführte Ermordung des russischen Staatsraths von Kotzebue gestört. Dies Ereigniß traf wie ein Wetterstrahl in die Gemüther der nicht der teutonischen Richtung zuneigenden Mitglieder der Burschenschaft, welche die politischen Ansichten des Verbrechers verabscheuten und den von seiner That auf die eigene Verbindung gefallenen üblen Schein schwer empfanden. Von Rothe galt dies vorzugsweise. Die allerdings schon früher gehegte Absicht eine andere Universität zu beziehen, wurde von ihm und mir mit weniger trüben Empfindungen ausgeführt.

Mit diesen „Erinnerungen" stimmt es genau überein, wenn von Schenkel berichtet wird, daß Rothe's erste Studienzeit als ein „poetisch-religiös-wissenschaftliches Idyll" verlief. Andere Universitätsbekannte aus dieser Zeit, zu denen der als Herausgeber der Spinnstube bekannte W. Oertel (v. Horn) zählt, erinnerten zudem später gerne daran, wie Rothe schon damals jenes feine ästhetische zierliche Wesen eigenthümlich war, das ihn später so wohl kleidete. Und der scherzhafte Beiname „Prinzchen", der ihm beigelegt war, läßt wohl auf die gleiche Veranlassung schließen.

Ueber seine Heidelberger Studien ist außerdem bereits aus dem Rothe'schen Tagebuche bekannt, daß er Hegel's Vorlesungen zwar hörte, aber nicht recht zu verstehen erklärte, — daß Daub's würdevolle geisteskräftige Persönlichkeit ihm schon damals imponirte, ohne ihm aber die Lösung der sich ihm grade aufdrängenden Schwierigkeiten näher zu bringen, — daß die historische Kritik endlich ihm die wenigste Freude machte. Dagegen hätten besonders Abegg's Predigten ihn sehr angezogen, und habe er sich gern in Luther's Schriften vertieft. Wie Luther selbst hielt auch er sich dabei mit Vorliebe an die pauliniſchen Briefe, denen er zunächst das Verständniß entnahm, daß

Christus nicht eine neue Lehre gebracht, sondern eine neue göttliche Lebenskraft, die wir nicht in uns selbst tragen, sondern die wir von oben empfangen müssen. —

Die Collegien des ersten Semesters, die der junge Student nach Rücksprache darüber mit Daub ausgewählt hatte, verzeichnet nun sein erster Heidelberger Brief an den Vater (vom 22. April 1817) folgendermaßen:

1. Encyclopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften bei Daub, 6 mal.
2. Erklärung ausgewählter Stellen des A. T. bei Lauter, 4 mal,
3. Kirchengeschichte, 1. Theil, bei Lewald, 6 mal.
4. Anthropologie und Psychologie bei Hegel, 5 mal, vielleicht statt dessen auch Logik und Metaphysik bei Ebendemselben, 6 mal.
5. Archäologie, oder Geschichte und Theorie der bildenden Kunst des Alterthums ꝛc. bei Creuzer, 4 mal.

Derselbe Brief enthält (neben einer sehr eingehenden Beschreibung der Wohnung und der täglichen Lebensweise) bereits Einiges über die ersten Besuche:

Bei dem Geh. K.-R. Daub bin ich gewesen und habe in ihm den ehrwürdigsten und freundlichsten Mann gefunden, den ich seit langem gesehen. Sehr überrascht hat mich sein durchaus ungekünstelter wohlwollender Anstand, und es war mir sehr erfreulich, daß er mir die Erlaubniß ihn zu besuchen, in welcher Angelegenheit und zu welcher Zeit es immer wäre, gab. . . Auch Herrn Hofrath Zachariae habe ich besucht und bin von ihm sehr artig aufgenommen worden; die übrigen Besuche habe ich bis jetzt noch nicht absolviren können, werde es aber baldigst thun. Herr Hofgerichtsrath v. Kleudgen ist ganz anders, als ich ihn mir vorgestellt habe, ein großer, schöner noch recht jugendlich aussehender, auch äußerlich fein gebildeter Mann, auch er hat uns gebeten, ihn öfter zu besuchen und uns in allen Verlegenheiten an ihn zu wenden.*)

Die hiesigen Umgebungen und besonders die noch so wohl erhaltenen Ruinen des Schlosses haben meine sehr hoch gespannten Erwartungen noch bei weitem überstiegen. Viel Genuß verspreche ich mir davon für

*) Es mag hier wohl noch die erklärende Bemerkung am Platze sein, daß der Besuch bei Zachariae dem derzeitigen Prorektor galt, und daß Herr v. Kleudgen auf Wunsch von Rothe's Vater nicht blos das erste Quartier für die jungen Schlesier gemiethet, sondern außerdem auch dem Vater in mehreren Briefen über die Heidelberger Verhältnisse alle wünschenswerthe Auskunft ertheilt hatte.

den Sommer und gedenke der Worte, die Daub zu mir sagte; „es spräche die Natur oft kräftiger zum Menschen als das Katheder".

Ein gleichzeitiger Brief an die Mutter geht auf Stadt und Umgegend im Einzelnen ein, in einer Weise, die zahlreiche Anhaltspunkte für den Vergleich zwischen Damals und Jetzt bietet. Von allgemeinstem Interesse ist in diesem Briefe aber wohl die folgende Stelle:

Gewiß liegt Dir daran, die Stimmung, in welcher mein Gemüth sich hier regt, kennen zu lernen. Sie ist im Ganzen erfreulich, und in meinen Träumen sehe ich der schönsten Zukunft entgegen; denn in wissenschaftlicher Beziehung hoffe ich unendlich viel zu finden, und von den Studierenden fürchte ich nicht, daß sie mir viel in den Weg legen werden. Dazu kommt die herrliche Gegend, die immer mehr gewinnt, je tiefer man in sie eindringt. Bei allem diesen jedoch komme ich mir immer wie verlassen vor und aus einem harmonischen Lebensvereine herausgerissen und als einzelnes Glied in eine weite Welt regsamer Theile gestoßen, zu denen ich meine eigentliche Stellung noch nicht gewinnen kann; ja es gibt Augenblicke, in denen es mir scheint, als wäre ich auf immer aus dem Kreise meiner Lieben geschieden. Indeß sind solche Gedanken thöricht und Du darfst nicht fürchten, daß ich ihnen unterliegen werde; etwas Heimweh bisweilen ist recht gut. Je herrlicher die Natur ist, desto öfter und sehnlicher wünsche ich Dich und den treuen Vater hierher.

Schon wenige Tage später (am 27. April 1817) folgt ein anderer langer Brief an die Mutter, der mit speziellem Bezug auf ihren nahen Geburtstag geschrieben, theils von den eigenen Vorsätzen für die Zukunft berichtet, theils die Wünsche zu dem Festtage in die Erhaltung des „innern Friedens", den „der Himmel ihr und dem guten Vater so lange geschenket", zusammenfaßt. Dann kommen alsbald wieder nähere Berichte über alle häuslichen und wirthschaftlichen Verhältnisse, die durch die darin enthaltenen Besonderheiten über die damalige Hungersnoth ein gewisses statistisches Interesse bieten. Ueber den Beginn der Studien selbst hören wir das Folgende:

Bis jetzt bereue ich es noch keinen Augenblick, daß die Wahl auf Heidelberg fiel, ja wachse im Gegentheil täglich im Glauben, daß meine hiesigen Studien von dem bleibendsten Einflusse auf mein ganzes folgendes Leben sein werden, und ich denke immer noch das, was ich so vielen, die mich zur Unzeit fragten, weshalb ich eigentlich die Heidelberger Akademie gewählt, hätte sagen mögen: „mein guter Engel, hoffe ich, hat mich hierher geführt". . . .

Ich werde hier schon einheimischer werden, besonders wenn meine

Collegia erst ganz in Ordnung sein werden. Morgen früh um 7 Uhr höre ich das erste bei dem lieben Kirchenrathe Schwarz, die Erklärung der johanneischen Schriften, verbunden mit einer Darstellung des johanneischen Lehrbegriffs, ein Collegium, auf welches ich mich in Wahrheit sehr freue. Ich habe gestern den Kirchenrath Schwarz besucht und in ihm einen sehr lieben und freundlichen, wiewohl kränklich aussehenden Mann gefunden, der mich mit sehr viel unerheucheltem Wohlwollen aufgenommen und zu ferneren Besuchen eingeladen hat. Die Liebe und das Feuer des Geistes in der harmonischesten Mischung sprechen sich in seinen früher gewiß schönen Zügen, die ich noch in dem einen seiner liebenswürdigen Knaben ausgedrückt gefunden habe, und in seinem feurigen blauen Auge aus.

Ein Brief vom gleichen Tage an den Vater enthält noch die folgende, insofern nicht unwichtige Bemerkung, als sie zeigt, wie das Mißtrauen der regierenden Kreise gegen den burschenschaftlichen Geist auf den Universitäten bereits schon vor dem Wartburgfest und dem Sand'schen Attentat sich auch thätlich geäußert und so die Stimmung der Jugend von vorn herein erbittert hat:

Hier ist jetzt wieder Alles gespannt. Die allgemeine Burschenschaft, welche sich den Landsmannschaften entgegengestellt, hat den Plan zu ihrer Constitution nach Karlsruhe eingesandt, und dort ist er gemißbilligt und die ganze Verbindung gesetzlich aufgelöst worden. Aber eben dadurch haben sich ihre Mitglieder nur um so enger an einander angeschlossen. Daher sind für diesen Sommer vielfache Reibungen zu erwarten. Wohl dem, der so wie wir keiner Partei angehört und ganz aus dem Spiele bleiben kann.

Einen etwas ausführlicheren Auszug müssen wir sodann einem Briefe an den Vater vom 15. Mai 1817 („am Tage der Himmelfahrt Christi") entnehmen, da derselbe den Vater speziell in den Heidelberger Universitätskreisen orientiren soll:

Habe ich in meinen vorigen Briefen schon mir Glück dazu gewünscht, daß mich das Schicksal und Deine Liebe und Güte hierher geleitet: so wünsche ich es mir jetzt aus noch weit vollerem Herzen. Ich wüßte wahrlich nicht mit was ich hier unzufrieden sein könnte, außer etwa mit der Theuerung, die aber schon etwas nachzulassen anfängt, da die fröhlichsten Aussichten zu einer recht gesegneten Erndte sind. Der Frühling ist nun in aller seiner Blüthenpracht unter dem blauesten Himmelsdache erwacht, und die von grünen, weiß beblümten Bergen umschlossene Stadt von Duft überschwemmt. Fröhlich windet sich der Neckar in im Sonnenscheine blinkenden kleinen Katarakten in schnellem Laufe und fast smaragdgrünem Gewande — der schönsten Farbe, die ich je an einem Strome oder Bache

gesehen — durch die lang hingelagerte Stadt hindurch, und von der alten epheuumrankten Burg schweben sanfte Flötentöne und gediegene Waldhornakkorde — denn fast immer findest Du Musik in jenen herrlichen Ruinen — herab. — Doch was kann alles das Beschreiben helfen? eine einzige Stunde, die Du hier verlebtest, würde Dir mehr sagen als bogenlange Briefe.

Und bei alledem, — Du wirst es selbst wohl denken, — muß ich hier sehr froh leben; ja es würde vielleicht zu meiner Glückseligkeit nichts mehr fehlen, wenn hier die Meinen und meine Heimath wären. So ist denn freilich kein irdisches Glück vollkommen; wir aber wollen heute des unvollkommenen nicht gedenken. Darum höre denn mit wenigen Worten, wie das wissenschaftliche Element beschaffen, in welchem ich mich hier bewege. Sehr rein kann ich Dir im voraus sagen.

Geh. Kirchenrath Daub ist ein Mann, auf den nicht etwa nur Heidelberg stolz sein kann, sondern unser ganzes deutsches Vaterland. Ich zweifle nicht daran, daß er der erste aller jetzt lebenden akademischen Lehrer und — Menschen ist. Die Begeisterung, mit der hier von ihm gesprochen wird, ist durchaus allgemein, so wie die Liebe, die er bei den Akademikern aus allen Fakultäten hat, ja die er während seines letzteren stürmischen Prorektorats sich nicht nur zu erhalten, sondern noch zu erhöhen wußte. Ich glaube nicht, daß außer ihm noch Jemand zu gleicher Zeit einen so natürlichen, würdevollen, klaren und verständlichen, feurigen, und dabei doch durchaus ruhigen und hinreißenden Vortrag hat. Ich wünschte seinen Gegnern nichts mehr, als daß sie die hohe starke Gestalt des schon dem Greise sich nähernden, und doch noch in allen Zügen in voller Kraft blühenden Mannes, mit den blitzenden dunkelbraunen, in's Schwarze überspielenden Augen, mit dem schwarzen Käppchen, hinter welchem sich die mitunter schon schneeigen Locken bis in den Nacken hinunter ergießen, einmal wie den donnernden Zeus — denn so kommt er mir oft vor — von dem Katheder herunter die Religion in ihrer reinsten und höchsten Würde herabpredigen hörten. Sicher würden sie eingestehen, daß da aus der reinen Quelle nur klare Wahrheit fließen könne. — Niemanden habe ich gehört, der mit einem einzigen Worte so viel zu sagen vermöchte, als Daub, mit einer einzigen Parenthese, einem einzigen Blicke oder Tone so gewaltig das Gemüth in seinen geheimsten Tiefen zu erschüttern, und den harten Boden desselben gleichsam umzuwühlen vermöchte, daß es den Samen aufnehme und Frucht trage; niemanden ferner, der mit eben diesem eine solche Gabe, seine Zuhörer zum deutlichsten Verständniß gleichsam zu zwingen, und eine so ungezwungene Gründlichkeit hätte, ja selbst den treffendsten Witz — der aber dennoch nie in Bitterkeit ausartet, — verbände. — Möge Gott über diesem theuren Haupte wachen, und es so lange uns erhalten, als seine Jahre — er ist geboren 1765 zu Kassel — seine robuste Konstitution und seine Gesundheit es versprechen. Ich selbst bin schon zum öfteren in seinem freundlichen Häuschen, an das ein geräumiger Garten stößt, der aber noch im Heranwachsen ist, bei ihm gewesen. Auf das freundlichste hat er mich jedesmal

aufgenommen, mir auch bis meine Tonne kam, mit einer hebräischen Bibel ausgeholfen, und mir versprochen beim nächsten schönen Sonntage mich auffordern zu lassen, ihn nach Schwetzingen zu begleiten. Auch hat er mir ausdrücklich aufgetragen, wenn ich nach Hause schriebe, ihn dem Herrn Direktor Kayßler angelegentlichst zu empfehlen. Du thust es gewiß, und fügst auch von mir an Herrn Direktor Kayßler, so wie an alle meine theuren Lehrer dasjenige hinzu, was Dankbarkeit und Liebe von mir fordern.

Ich gehe über zum Hofrath Fr. Creuzer, diesem wahrhaft einzigen Manne, und vertrautesten Freunde Daub's und Schwarz's. Ich habe mir in Breslau viel von seinem schlechten Vortrage erzählen lassen. Aber wie war ich erstaunt, als ich zum ersten Male die Archäologie bei ihm hörte. Zwar sieht er der Regel nach durch den vorgestützten Arm und die Hand auf sein Heft; aber dann hebt sich sein Haupt auch wieder mit einem Male empor, und er blickt die Versammlung wie ein höherer Geist ruhig und gewaltig an. Immer spricht er mit der höchsten Lebhaftigkeit, und von seinem Körper ruht gewöhnlich nur der Kopf und der linke Arm des Mannes, den ich Dir nicht besser zu beschreiben wüßte, als wenn ich Dich versichere, daß er mir auf dem Katheder immer vorkommt wie die Pythia auf des Delphischen Apollo Dreifuß. Wie dieser herrliche Mann mag wohl keiner durchdrungen sein vom Geiste des Alterthums, von so inniger Religiosität kein Alterthumsforscher; und wer von ihm nicht die classische Weihe empfängt, empfängt sie gewiß nie. In seinen Vorlesungen bin ich oft im Innersten, wie wenn ich durch heilige Gräber wandelte, durchschauert worden.

Von dem Kirchenrath Schwarz habe ich schon in meinem vorigen Briefe geschrieben. Täglich gewinnt dieser wahrhaft johanneische Geist durch seine anspruchslose Liebe und Tiefe mehr. In seinem Collegio über die johanneischen Schriften mag ich wohl das herrlichste hören, was je hierüber gedacht und gesagt worden ist.

Hr. Prof. Schelver hat mich sehr freundlich aufgenommen. Er ist ein junger Mann, von wahrhaft idealischer Schönheit. Sein Gesicht ist ganz griechisch, und sein dunkelbrauner Lockenkopf der schönste den ich je gesehen. Leider fehlt mir nur die Zeit ihn zu beschreiben. An Hrn. Prof. Voß habe ich meinen Brief erst spät abgeben können, weil er eine Reise nach Jena gemacht hatte; noch später an Hrn. Prof. Cropp, der erst seit 8 Tagen von Hamburg zurückgekehrt ist, und mich ausnehmend artig empfangen hat. Er ist außerordentlich für die heutige Universität eingenommen, und hat mich auch versichert, daß noch ein Professor der Theologie und noch einer für Orientalia hierher berufen werde. Ebenso kommt auf Michaelis an das hier nun errichtete chirurgische Klinikum der berühmte Prof. Walther aus Landshut, wodurch die Universität außerordentlich gewinnt.

Hr. Hofrath Zachariae hat mich mit Artigkeiten überhäuft, und ich habe bei ihm vor 14 Tagen ungefähr in Handschuchsheim einen

Familien-Geburtstag gefeiert. — Den alten J. H. Voß habe ich noch nicht zu sehen bekommen; sein Haus liegt wahrhaft romantisch.

Wie sehr ich mich nach Euch sehne, darf ich Dir nicht erst sagen; darin aber hast Du doch Recht gehabt, daß man auch in der Fremde gute Menschen findet; und ganz besonders in Heidelberg. Auch unter den Studierenden giebt es hier wirklich ganz herrliche Leute, von ungemeiner Treuherzigkeit und Kraft, und sie sind es, die hier den Ton bestimmen, der in der That jetzt ganz vortrefflich ist.

Am 29. Mai wird über einen viertägigen Ausflug in den Odenwald und die große Wassersnoth, welche (die größte seit 1784) den untern Theil der Stadt unter Wasser setzte, näher berichtet, u. A., daß die beiden Freunde einen in jener Gegend wohnenden Landsmann in ihrer Behausung aufgenommen. Am 1. Juni folgt u. A. noch ein ausführlicheres Tagebuch jener Reise. Sodann heißt es hinsichtlich der Universitätsverhältnisse:

Ich bleibe vollkommen bei dem, was ich früher geschrieben habe. Auch die Logik und Metaphysik bei Herrn Professor Hegel gefällt mir stündlich besser, und ich hoffe, daß mir sein Vortrag, worüber die meisten seiner zahlreichen Zuhörer klagen, nicht unverständlich bleiben soll. . . An Wilken's Stelle wird der berühmte Schlosser aus Frankfurt kommen. An dem Professor Munke aus Marburg hat die Universität eine sehr gute Acquisition gemacht. . .

Was das Verhältniß unter den Studenten betrifft, so besorge ich für mich gar nichts, um so mehr, da es hier wirklich recht herrliche junge Leute giebt, an die ich mich noch näher anzuschließen hoffe. Die Corps bilden zwar immer noch eine starke Oppositionspartei.

Ein Brief vom 17. Juni nimmt zunächst in anderer Hinsicht unser Interesse in Anspruch: durch eine ausführlich motivirte Weigerung des Sohnes, eine von dem Vater angeordnete Erhöhung seines „Wechsels" anzunehmen. Dann werden verschiedene Bergpartieen aus der Umgegend beschrieben, worauf wieder die Universität an die Reihe kommt:

Auf den Fürstenweihern bin ich vorigen Sonntag mit Hrn. Prof. Cropp in einer über 30 Personen starken Gesellschaft aus Professoren, Akademikern und weiß der Himmel wem alles, wo Hr. Prof. Cropp sehr flott tractirte, gewesen. Auch meinen alten Daub besuche ich sehr fleißig, wozu sich sehr oft eine Gelegenheit darbietet, ebenso Schwarz, der im Umgange ein außerordentlich liebenswürdiger Mann ist, und besonders zum Erziehen ganz geschaffen, so daß seine hiesige Erziehungsanstalt, der er sich mit dem seltensten Eifer widmet, leicht die vorzüglichste, wenigstens gewiß die geistig belebteste und belebendste in Deutschland sein mag.

Außerordentlich freut es mich, daß ich Gelegenheit gefunden habe, Dir von meinem Daub ein recht anschauliches Bild verschaffen zu können. . . .

Ueber Hrn. Geh. Kirchenrath Paulus kann ich bis jetzt eigentlich noch nicht urtheilen. Ich habe einige Male bei ihm hospitirt, und wohl soviel gesehen, daß er ein Mann von außerordentlich ausgebreiteter und gründlicher Gelehrsamkeit ist; auch mit der Religion es sehr aufrichtig meint, nur einer Ansicht folgen mag, die von einem etwas beschränkten Standpunkte aus gefaßt sein mag. Im übrigen ist er, wiewohl 53 Jahre alt, noch ein sehr rüstiger Mann, im Ganzen sehr ernst. Charakteristisch ist es, daß er nicht minder ausgezeichnet als Theologe, auch als Politiker ist, ja sich jetzt fast noch mehr als mit theologischen Gegenständen mit Politik beschäftigt, und besonders an den würtembergischen Angelegenheiten sehr lebhaften Antheil nimmt. Man trägt sich sogar mit dem Gerüchte herum, er werde, — zumal da er ein geborener Würtemberger ist — in das Stuttgarter Ministerium berufen werden. . . . .

Ich sprach neulich mit Daub über den weiteren Plan meiner Studien, der mir den sehr einleuchtenden Rath gab, hier womöglich einen vollständigen theologischen Curs durchzumachen; nach dessen Beendigung ich mich, seinem Rathe zu Folge, (und auf diesen ist hierbei allerdings sehr zu hören) schwerlich nach Göttingen wenden solle. Sehr schön sprach er über die dort durchaus herrschende Ideenlosigkeit, das Halten an eine menschliche Auctorität, wie es in Göttingen geschehe, die doch offenbar zu nichte gehen müsse, über die geistlose Ansicht, nach welcher dort der historische Theil der Theologie hervorgehoben, und der speculative vernachlässigt werde, da jener doch nur zu betrachten sei als die Vorhalle, durch welche man zu diesem gelange u. s. w. Und er kann allerdings aus Erfahrung reden, da er den Prüfungen so vieler in Göttingen studiert habender Candidaten beigewohnt hat. Auf jeden Fall wünschte er mir sehr Glück, daß ich meine Studien nicht in Göttingen begonnen habe; und gewiß hätte ich sie auch nicht trefflicher beginnen können, als hier. Was er mir nach Beendigung meines hiesigen Curses für eine Akademie anrathen soll, darüber ist er selbst noch nicht entschieden, auch läßt sich dies bei den häufigen Veränderungen der Docenten nicht füglich so lange voraus bestimmen; wahrscheinlich aber würde wohl die Wahl auf Berlin fallen, vielleicht auch auf Bonn, wenn diese Universität noch zu Stande und an sie tüchtige Männer kommen sollten. Heidelberg übrigens wird Bonn sehr großen Abbruch thun.

Morgen Mittag werde ich mit Schmidt nach Mannheim reisen, wo in dem Großherzogl. Schauspielhause von dem 300 Mitglieder zählenden Rheinischen Musikverein der Händel'sche Messias aufgeführt wird, wozu halb Heidelberg, Worms, Speier und die ganze Gegend herströmt. Ich glaube, so etwas darf man sich schon einmal anthun, da ja auch der Geist bisweilen erfrischt sein will.

19. Juni. Ich habe gestern nicht schreiben können, wegen der Unruhe, die hier war. Heute Nacht um 3 Uhr bin ich von Mannheim zurückgekehrt.

Der Messias wurde herrlich ausgeführt, und hat mich auf lange Zeit wahrhaft gestärkt und erhoben. Auch das Schauspielhaus hat meine Erwartungen befriedigt, so wie man es denn überhaupt der ganzen Stadt nicht absprechen kann, daß sie äußerst schön gebaut und freundlich ist; aber gewaltig todt bleibt sie doch immer. . . .

Aber ich sehe schon, es wird heute mit meinem Schreiben wieder nicht viel; denn wir begehen heute hier ein großes Fest, die Feier der Schlacht zum Schönen Bunde, worüber Du morgen etwas näheres hören sollst.

21. Juni. Ich komme nun auf die vorgestern erwähnte Feier der Schlacht zum Schönen Bunde zurück. Sie ist allerdings recht gut ausgefallen. Um 8 Uhr versammelte sich die Burschenschaft vor dem Neckarthore in der Hirschgasse, und zog von hier mit Musik und Fackeln in einem sich schlängelnden Zuge den heiligen Berg hinauf auf die sogenannte Engelswiese, wo sie einen Kreis schloß, und ein sich auf die Feier des Tages beziehendes Lied anstimmte. Nach Beendigung des Gesanges hielt einer der Burschen eine kurze Anrede, nach deren Beendigung sich eine eigens dazu erbaute Laube öffnete, und die transparente Inschrift: Vivat Germania zeigte. Zugleich wurden Flinten und Pistolen abgeschossen, und wohl eine kleine Stunde lang ein sehr anständiges Feuerwerk abgebrannt, bis endlich ein großer Scheiterhaufen angezündet wurde, und sich die Burschenschaft um ihn her zum Commersiren lagerte. Die ganze Nacht hindurch wurde auf der Engelswiese campirt, und erst gegen 5 Uhr des Morgens zerstreute sich die Gesellschaft. Ich ging mit mehreren Burschen früh um halb 4 Uhr auf die Spitze des heiligen Berges, wo wir auf den Trümmern des alten verfallenen Klosterthurmes den Aufgang der Sonne erwarteten, und von wo aus wir über Neuenheim, wo wir noch frühstückten, nach der Stadt zurückkehrten.

Auch aus einem gleichzeitigen Separatbriefe an die Mutter, der im Uebrigen besonders auf das Breslauer „Daheim" eingeht, möge noch die folgende Stelle beigefügt werden:

Nun will ich noch einige, theils von Dir, theils von dem Vater an mich gestellte Fragen beantworten, zuvörderst eine der Deinen: Daub ist verheirathet, und zwar mit einer Tochter des Consistorialrath Blum in Hannover, einer nicht schönen, aber sehr braven, stillen Frau. Auch hat er eine recht starke Familie, die meist noch unerwachsen ist, das jüngste Kind wird ungefähr 2 Jahr sein. Er wohnt sehr freundlich in einem kleinen netten Häuschen am äußersten Ende der Stadt beim Carlsthore, und hat am Hause einen recht niedlichen Garten, den er selbst angelegt. Ich wünschte nichts mehr, als daß ich seinen Kupferstich schon bei Euch wüßte.

. . Künftige Woche soll, wie die Sage geht, Jean Paul auf einige Zeit hierher zum Besuche kommen. Sollte dies wirklich noch der Fall

sein, so würde man ihn wohl einmal zu Gesichte bekommen, was mich ganz ungemein gaudiren würde; auch würde dann wohl die hiesige Burschenschaft ihm zu Ehren, wie vorigen Winter dem ꝛc. Görres, einen Fackelzug veranstalten und ein Vivat bringen.

Der hier erwähnte Besuch Jean Paul's, der auch von andern Zeitgenossen als ein für das damalige Heidelberg sehr bemerkenswerthes Ereigniß geschildert wird, findet sich auch noch in andern Briefen Rothe's in einer Weise berührt, welche zeigt, daß er persönlich lebhaft davon erregt war. Indem wir daher den sonstigen Inhalt seiner ausführlichen Briefe vom 6., 9., 12. und 12. Juli, sowie vom 2. August 1817 übergehen, möge zunächst eine einschlägige Stelle aus dem Briefe an die Mutter vom 9. Juli hier folgen:

Was ich in meinem vorigen Briefe schrieb, daß man die Ankunft Jean Paul's erwarte, ist wirklich eingetroffen. Seit einigen Tagen hat er hier sein Lustlager aufgeschlagen, und das Heidelberger Bier soll ihm sehr wohl munden. Gesehen habe ich ihn noch nicht, muß es aber auf jeden Fall, mag es mich kosten was es wolle. Das sicherste Mittel wird wohl sein, einmal einen Gulden und was darüber ist daran zu setzen, und einmal im goldenen Hechte, wo er wohnt und speiset, Mittag zu essen. Was ich bisher von ihm gehört, kann ich mir noch gar nicht recht zusammenreimen, und ich will daher auch nicht früher über ihn urtheilen, bis ich mich näher und selbst unterrichtet. Nicht genug kann man hier von seinem gewaltigen Biertrinken sich erzählen, wie er immer 15 Krüge (den Krug ungefähr zu $^5/_4$ Berl. Bouteille) voll dieses edlen Trankes um sich her stehen habe u. s. w. Einige, die ihn auf der Straße gesehen haben wollen, versichern, er gleiche unserm Prof. Voß dem jüngeren sehr, der ihm freilich, wenn auch nicht im Biertrinken, wenigstens doch im Weintrinken nichts nachgäbe. Seine Wohlbeleibtheit könnte man sich aus den guten Tagen, die er in poetischer Ruhe genießt, wohl allenfalls erklären. Doch, wie gesagt, auf alles dieses baue ich wenig oder gar nichts; es sehen die Menschen gar zu oft und zu gern schief. Indeß ist wenigstens gestern beschlossen worden, ihm zu Ehren einen Fackelzug zu veranstalten, und ich freue mich, daß ihm doch wenigstens diese, gegen seine Verdienste so geringfügige Höflichkeit erzeigt wird. Freilich waren, wie die Sache in Vorschlag kam, viele darunter, die fragten, was denn das für ein Ding sei, der Jean Paul. Es ihnen auseinanderzusetzen und in kurzen Worten deutlich zu machen, war eine schwere Aufgabe. Aber eine Schande bleibt's doch immer. Auch mich fragte Einer, von dem ich es gar nicht erwartet hätte, so.

Ueber die Ausführung des Fackelzuges selbst berichtet Rothe in einem, Abends $11^1/_2$ Uhr nach der Rückkehr von demselben in voller Frische niedergeschriebenen Brief an den Vater:

Der 12. Juli wird mir ewig ein denkwürdiger Tag bleiben, und deshalb setze ich mich auch noch so spät an den Schreibtisch, Dir zu schreiben, wie unaussprechlich glücklich ich heute Abend gewesen bin. Wie die Nähe eines großen Mannes auf den menschlichen Geist wirkt, in dem der Keim zu allem Großen liegt, weißt Du gewiß selbst. Ich habe es heute zuerst in aller seiner Stärke empfunden. Ich brauche Dir nicht mehr zu sagen, als daß die hiesige Burschenschaft (im engeren Sinne des Worts) heute Abend um $9^1/_2$ Uhr Jean Paul unter Fackeln und Gesang ein Lebehoch gebracht. Die Heidelberger Burschenschaft hat gezeigt, daß sie eine deutsche und die geistig kräftigste in Deutschland ist. Die Hindernisse, welche sich diesem Fackelzuge entgegen stellten, kann ich Dir nicht deutlich machen, weil ich dazu erst eine weitläufige Auseinandersetzung der Verhältnisse unter den hiesigen Akademikern vorausschicken müßte; aber ich kann Dich versichern, daß sie groß und wahrhaft niederdrückend waren. Aber dadurch ließen wir uns nicht abschrecken und zeigten, daß uns ein herrlicher Geist mehr sei, als alle von außenher uns aufgedrungenen Verhältnisse. In unserem Festsaale in der Hirschgasse vor dem Neckarthore versammelten wir uns, zogen still und feierlich nach dem dicht am Neckarthore gelegenen goldenen Hecht hinein, wo uns ein Kreis von Fackeln erwartete, sangen hier das auf Jean Paul anpassend abgeänderte „Heil Dir im Siegerkranz", und brachten dem herrlichen Manne vielfache Lebehochs aus, zum Aergerniß der erbitterten Landsmannschaften, welche alles ruhig mit ansehen mußten. — Jean Paul kam herunter zu uns: „Wo sind Hände," war sein erstes Wort, „Kinder, gebt die Hände her; daß ich sie drücken kann; jede Hand ist ein Herz." Und die Hände häuften sich so sehr, daß er oft sechse und mehrere zugleich umfaßte. Die Rührung war wirklich von beiden Seiten außerordentlich; Jean Paul hatte so etwas nicht erwartet. Schwarz und der alte Voß waren bei ihm oben, und Schwarz hat sich auch bei dieser Gelegenheit wieder als den alten gezeigt. Sein Herz kann sich nie verläugnen. Aber, um wieder auf Richter zu kommen, so kann ich wohl sagen, daß ich nie eine so unaussprechliche Gemüthlichkeit gesehen wie in ihm. Mit der innigsten Leutseligkeit mischte er sich unter uns: „Wenn Sie mir," sagte er, „dieses Lebehoch bringen, weil ich ein Deutscher bin, wohl so nehme ich es freudigst an; aber wenn Sie es dem Dichter bringen, dann sei es fern von mir, mich dessen würdig zu achten. Doch wahrlich, einen solchen Abend erlebe ich in diesem Jahre, ja gewiß in diesem Leben nicht mehr; auch konnte eine solche Scene nur in Heidelberg erlebt werdeu; nicht in Jena, nicht in Göttingen, nirgends anders." Dies waren seine Worte. Er erkundigte sich nun, wo wir hinzögen. Wir erwiederten, daß wir nach unserem Festhause zurückkehren würden. „Nun wohl," sagte er, „so begleite ich Sie wenigstens ein Stück." Wir nahmen ihn an die Spitze des Zuges, der die Hüte mit Eichenlaub bekränzt Paarweise Arm in Arm einherschritt. Er selbst war im bloßen Haupte; es regnete sanft, und mit der ersten besten Mütze bedeckten wir ihn. Bis auf die Mitte der Neckarbrücke zog er mit uns, dann kehrte er um; wir theilten uns und bildeten zwei Reihen, durch die er

mitten hindurch ging. Habe ich je die Rührung einem Menschen auf dem heitersten Gesichte angesehen, so war es Jean Paul. Seine Herzlichkeit, verbunden mit der kindlichen Natürlichkeit ist ganz unbeschreiblich: ich kann nicht mehr sagen, als er war wahrhaft Jean Paul. Durch und durch und allgemein begeistert kehrten wir in unseren Festsaal zurück, und ein wahrhaft fröhliches Lustgelage beschloß den seltenen Abend. Wir sangen das rührende, durch Mark und Bein dringende Schweizerlied: „Wie wir so treu beisammen sitzen" u. s. w., und riefen uns immer wieder den Herrlichen, der uns diesen Abend bereitet, ins Gedächtniß zurück. — Doch mehr kann ich nicht sagen: Schlafe wohl, und lächle, wenn Du willst, über Deinen kindlich enthusiastischen Sohn! — Es ist unterdeß Mitternacht geworden. —

Noch heißt es sodann in einem Briefe vom 21. Juli 1817:

Jean Paul befindet sich noch immer hier und bleibt auch wenigstens künftige Woche noch. Unter dem 18. hat ihn die hiesige philosophische Fakultät unter den größten Lobeserhebungen zum Dr. der Philosophie creirt. Er soll eine fast kindische Freude darüber gehabt haben. Sein Diplom ist merkwürdig, nur zu lang, um es hier mitzutheilen. Die hiesigen Professoren genießen ihn förmlich ab, und er hat in dieser Hinsicht wenig Ruhe.

Auch der Brief vom 2. August meldet noch von einem Jean Paul zu Ehren gegebenen Schmause, der „die Professoren von den Kathedern bannte". Und Rothe selbst finden wir in dieser Zeit nicht blos für Jean Paul begeistert, sondern es enthalten seine Briefe sogar einen eigentlich Jean Paul'schen Anflug. Wir theilen, um dieser Stimmung wenigstens theilweise ihr Recht angedeihen zu lassen, aus seinem Briefe vom 17. August an den Vater die Beschreibung eines durch frohe Briefe der Eltern beglückten Tages mit:

Ich habe gestern wieder durch Eure lieben Briefe einen italienischen Tag (wie ihn Jean Paul nennt) gehabt, einen Tag, an dem ich, nur in etwas anderem Sinne, immer mit des Sophokles Electra dem ganzen Chor der Alltagswelt zurufen möchte: „ἔατε μ' ὧδ' ἀλύειν, αἰ, αἰ, ἰκνοῦμαι." Ich erhielt Eure Briefe, wie gewöhnlich, als ich vom Mittagessen nach Hause kam, und meine Freude über sie mußte um so größer sein, da ich auf sie heute gar noch nicht gehofft hatte, fürchtend, die Landecker Reise möchte ihren Abgang verzögert haben. Als ich das Couvert erbrach, standen Schroetter und Drogand um mich her, die beide in gleicher Briefesnoth leben, und von denen der erstere ungefähr seit 2 Monaten, der andere seit einem Vierteljahr keinen Brief von Hause erhalten hat, und ich theilte ihnen sogleich alles allgemein interessante aus Deinem Briefe mit.

Den Nachmittag beschreibe ich Dir nicht, weil da im Ganzen wenig

zu beschreiben ist; aber den Abend. Sehr gern schließe ich, wenn es angeht, zu jetziger Jahreszeit des Abends um 7 Uhr auf ein Paar Stunden mein Tagewerk, und schwärme bis gegen 9 Uhr hinaus ins Freie. Heute durfte es nicht anders sein; denn ich hatte ein Paar so liebe Briefe, und die mußten auch einmal unter dem weiten blauen Himmelsdach gelesen werden, der verlöschenden Sonne gegenüber. — Ich ging zum Karlsthore (meinem Lieblingsthore, zu dem ich herein gekommen, obgleich es von meiner jetzigen Wohnung sehr entfernt liegt) hinaus, anfangs immer hin am Fuße der Vorhügel des Kaiserstuhles, bis ich an Schlierbach kam, und mich nun rechts hinauf zog nach den Höhen. Die Hügel sind an dieser Stelle nicht hoch, und ich hatte bald eine Art natürlicher Altane erreicht, wo ich grade der versinkenden Sonne gegenüber war. Hier streckte ich mich in das hohe Gras, und las meine Briefe mit dem innigsten innerlichen Wohlbehagen mir vom A bis zum O laut vor. Nun war ich in der Stimmung, in welcher ich am liebsten ganz rücksichtslos ins Blaue hineinschweife. Zwar war die Sonne schon ausgebrannt, und über dem alten Schlosse stieg der Mond schon herauf; aber in mir wars noch Tag, und den konnte ich noch nicht in die Nacht der Stube begraben. Ich stieg immer höher und höher, und immer näher an Neckargemünd, wo ich auch neulich an einem ähnlichen Abende gegangen war, als unter mir ein Schiff mit umkehrenden Schweizern oder Würtembergern, die nach Amerika hatten auswandern wollen, den Neckar langsam hinauffuhr, unter einem sanften, wunderbar ergreifenden Gesange, halb geistlich, halb jodlerartig. — Endlich war es Zeit, daß ich umkehrte; ich hatte mich fast ohne mein Wissen schon weit von der Stadt entfernt, und schon standen die Sterne am Himmel. Ich kehrte langsam um, strich hin an dem Berghange, der die weite Aussicht in das Neckarthal eröffnet und, besonders wenn die Sonne sich Abends gesenkt, eine Ansicht gewährt, die zu den lieblichsten und freundlichsten gehört, die ich noch gesehen, und vollends erst, wenn der Mond sie zauberhaft bescheint. Jetzt strich ich über den Wolfsbrunnen hinweg, und hörte in der Todtenstille um mich her zu meinen Füßen das Rauschen der Wehre an seinen Forellenweihern. Wo möget Ihr jetzt, dachte ich, in Landeck (denn heute habt Ihr wahrscheinlich den ersten Tag daselbst für dieses Jahr verlebt) umherwandeln? Ja, gewiß schön ist es in Landeck, unendlich schön, aber so schön wie an diesem Abend hier doch nicht. Und dennoch, wie gern hätte ich heute Heidelberg mit Landeck vertauscht, denn Ihr waret ja dort. — Noch immer ist nach Nordwesten hin das Thal geschlossen, und der Neckar, der heute nach langer Zeit wieder einmal sein smaragdenes Gewand angelegt, schien ein großer ruhiger Landsee. Drüben am jenseitigen Ufer liegt Ziegelhausen mit seinen zerstreuten Lichtern; noch immer zieht der Weg sich eben hin, und mein Blick ist noch frei. Aber bald tritt hohes Gebüsch, das gleichsam über mir eine Laube bildet, zu beiden Seiten meines Fußpfades, und ich sehe nur den Mond durchschimmern und die Sterne und die Lichter der Menschen. Es geht wieder etwas aufwärts, bald habe ich den höchsten Punkt des Weges erreicht; dann öffnet sich das Thal, und ich sehe in die weite Ebene, von

zwei Flüssen durchschlängelt, einem grünlichen und einem im Mondscheine silbern glänzenden, und im Hintergrunde von grauen Riesen, den Bergen, bewacht. Dann liegt das Schloß unter mir mit seinen hohen Mauern und Thürmen, und die Stadt mit ihren tausend lichten Fenstern, und ich höre nur entferntes Hundegebell. (Die Abendglocken von Schlierbach und Ziegelhausen haben schon ausgehallt, sie läuteten als ich die Briefe las.) Ich habe die Höhe erreicht, und die Ebene ist vor mir ausgegossen; der Mond steht in dunklem Goldgelb schon hoch, und das Blaue des Himmels hat sich nun ganz verdunkelt. Matt wetterleuchtet es um den Gipfel des Heiligenberges. — Nun steige ich hinab; anfangs sanft, nach einer Weile steiler. O, dachte ich da, Ihr müßt auch hier sein, Ihr müßt Euren Sohn hier sehen, ehe ihn Berlin oder Göttingen wieder abgekühlt, und den bunten Staub von den Flügeln seiner Phantasie hinweggewischt. Aber es fiel mir auch zugleich der Gedanke schwer auf's Herz, daß die schönen Jahre, die ich hier verträumen soll, bald selber nur noch ein Traum sein werden; o, fänden wir uns dann alle an einem Orte wieder, wo wir ähnliche Träume träumen könnten! Jetzt geht es steil hinab; — unter mir lärmt vor dem Wirthshause des Schloßgartens eine Gesellschaft lustiger Brüder bei Wein und Kerzenschein. Die Ebene verbirgt sich hinter die Stadt, und ich bin schon am Eingange in die weithingestreckte Bergstadt. Nur wenige Lichter brennen hier noch, und es scheint mir alles so fremd, als käme ich des Abends in einem unbekannten Orte an. Nun endlich (fast über 10 Minuten stieg ich schnellen Schrittes durch die Bergstadt hinab,) bin ich in der Stadt, auf dem schönen Paradeplatze, und nur noch ein Paar Schritte habe ich bis in mein Zimmer. —

Ich wollte dieses gestern Abend schreiben; aber ich besann mich eines andern. — Warum sollst du dir nicht, dachte ich, die unschuldige Freude machen, den heutigen Abend noch einmal zu genießen, morgen früh nämlich, wenn du ihn abschilderst? Und dabei blieb es. . . Es war $9^1/_2$ Uhr vorbei, als ich nach Hause kam; noch eine Stunde ungefähr blieb ich auf, und diese schlug ich zu meinen Horis Hebraicis (überhaupt betreibe ich, beiläufig gesagt, das Hebräische jetzt ziemlich stark; aber es thut auch Noth). — Nun genug von gestern. Wir lächeln gar oft über solche Abende; aber dessen sollte der Mensch doch immer dabei gedenken, daß er sie nicht ganz aus dem Leben hinwegläcHeLn darf, wenn es ihm ein menschliches bleiben soll. — Nur das Eine füge ich noch hinzu: die Frage: Wem wohl verdanke ich diesen Abend? und die fragende Antwort: wem anders als Dir, theuerster Vater, und der guten Mutter, durch Eure Briefe? —

Wie sehr die Persönlichkeit Jean Paul's seinen jugendlichen Verehrer damals beschäftigt, zeigt außerdem gleich die Fortsetzung dieses selben Briefes:

Ich komme nun zum eigentlichen Briefe, und zur Beantwortung des Deinigen. Einen schicklichen Uebergang, scheint es mir, wird die Beantwortung Deiner Frage:

Warum ich nicht auf meine eigne Hand sogleich Jean Paul aufgesucht, und seine nähere Bekanntschaft zu machen gesucht habe?

bilden. Ich will hierüber ganz offen sein. In meiner Art ist so etwas eigentlich nicht, aus vielen Ursachen, und besonders weil ich mir meinen idealischen Eindruck nicht gern mag schwächen lassen; und dennoch sage ich Dir ganz offenherzig, daß ich fast den ganzen folgenden Morgen (es war ein Sonntagsmorgen, wie heute) auf dem Schlosse träumend umhergeschwärmt bin, immer im Sinne hin und herbedenkend, was ich in dieser Sache wohl thun könnte. Große Lust hatte ich, Jean Paul zu besuchen; er würde mich sicher sehr freundlich aufgenommen haben; aber wie wäre es nun weiter geworden? Ein mündlicher Dank erhält in einer solchen Lage nur zu leicht den Schein von Schmeichelei; und die hätte alles zerstören müssen. Und dann, was wäre mit dem ganzen Besuche gewonnen worden? Nicht so wohl, daß ich ihn hätte kennen lernen (denn das geschieht in solchen Augenblicken, wie die an jenem Abende waren, tiefer und klarer, als in ganzen Jahren des Alltagslebens), als vielmehr daß er mich kennen (vielleicht auch verkennen) gelernt hätte; und daran ist gewiß niemandem weniger gelegen als mir. Dazu bin ich noch viel zu jung, noch viel zu unmündig. Ueberhaupt müssen solche Bekanntschaften, wenn sie ihren Zweck nicht ganz verfehlen sollen, schon gemacht sein, ehe man sich von Angesicht zu Angesicht gesehen, ich meine schriftlich, daß man sich schon lange kennt, wenn man sich zum ersten Male sieht. Auch wollte ich mich wirklich schriftlich an Jean Paul wenden; aber dazu war ich mir wieder noch zu wenig. Uebrigens hätte ich auf die leichteste Weise zu seiner Bekanntschaft kommen können, wenn ich sonst gewollt hätte, da er schon seit vielen Wochen bei seinem alten Jugendfreunde, dem Kirchenrathe Schwarz wohnt (jetzt ist er grade auf ein Paar Tage nach Mainz und die dortige Gegend gereist, kömmt aber wieder hierher zurück); und ich will hier nur beiläufig bemerken, daß ich meine Vermuthungen habe, ob dieser Christian (Schwarz) nicht der Christian sein sollte, den Jean Paul am Schlusse seiner „unsichtbaren Loge" so schön apostrophirt; ich glaube es sehr stark. — Wie gesagt, ich hätte sehr leicht zu diesem allen kommen, aber auch sehr leicht alles verderben können. Will ich schreiben, so kann ich es ja an jedem Posttage thun; und wozu da mich übereilen? — Du giebst mir gewiß Recht. —

Auch der Umstand darf hier freilich nicht übergangen werden, daß Rothe in einem Briefe vom gleichen Tage an seine Mutter dieser gegenüber seine Schwärmerei für Jean Paul zu entschuldigen hat:

Aber liebste Mutter, was den einen Punkt anbetrifft, von welchem Du schreibst, so kann ich Dir unmöglich Recht geben; nämlich hinsichtlich Jean Paul's, von welchem Du Dir (von wem auch immer) hast erzählen lassen: er verstehe sich selbst nicht, sei so liederlich und schmutzig, daß man

ihn nicht gern ansehe, und dadurch in die größte Armuth versunken. — Da, liebe Mutter, bist Du sehr schlecht berichtet worden. Ich getraue mich dreist grade die entgegengesetzten Prädikate von ihm zu behaupten. Denn was das Selbstverständniß anbelangt, so mögen sich wohl wenig Erdensöhne so verstehen, wie dieser Heros unter den Sterblichen (denn das ist er, der Schwärmer). Die übrigen Beschuldigungen sind fast lauter Contradictiones in adjecto. Der beiden Vorwürfe der Liederlichkeit und des Schmutzes begiebt sich gewiß ein jeder bald, der ihn (was man zwar nicht gern thun soll) nur einmal von Angesicht zu Angesicht gesehen. Der 58jährige Mann blüht noch in der vollen Kraft, und es ist kein unsaubres Pünktchen an ihm zu finden. Auch darfst Du hierbei gar nicht auf mein Zeugniß allein bauen, sondern zugleich auf das der hiesigen philosophischen Fakultät, die ihm in seinem Doctordiplom außer den ehrenvollsten moralischen Prädikaten, auch das eine Lob zutheilt, das alle anderen in sich faßt, mit den Worten, die Horaz vom Virgil sagt (vielleicht den schönsten und poetischesten im ganzen Horaz), ihn nennend: „animam, qualem non candidiorem terra tulit." — Und nun erst die große Armuth! — Das fällt ins Lächerliche und Absurde. An so etwas hat noch niemand gedacht; aber daß er in sehr sorgenfreien und wohlhabenden Umständen lebt, weiß Jedermann, der ihn kennt. Und bei diesem allen seine außerordentliche Anspruchslosigkeit, seine Einfachheit in Kleidung u. s. w., seine unbeschreibliche Lebhaftigkeit, und, um auch dessen zu erwähnen, seine treue Anhänglichkeit an seinen alten Spitz, der schwerlich viel jünger sein wird als er. — Oder sollte auch das in Deinen Augen nicht für ihn sprechen, daß Schwarz sein so inniger Freund ist? Auch von dem herrlichen Daub kann ich Dich versichern, daß er ihn auf's Höchste achtet. —

In ähnlich enthusiastischer Weise wie über Jean Paul's Besuch hören wir Rothe kurz darauf sich über einen diesem alsbald folgenden Besuch Ludwig Tieck's ausdrücken, den er zwar zu seinem großen Bedauern nicht zu sehen bekam, den er aber als „diesen genialen hohen und liebenswürdigen Dichter" bezeichnet, „dem an Phantasie und Gemüth unter den Deutschen wohl schwerlich ein anderer gleichkommen möchte."

In demselben Briefe (vom 31. August 1817) spricht er auch bereits von seinen Studienplänen für das zweite Semester, für das er sich zunächst vier Collegien ausgewählt hat:

1. Erklärung ausgewählter Stellen aus dem Pentateuch, G. K.-R. Paulus, 3 mal.
2. Einleitung in das neue Testament ꝛc., K.-R. Schwarz, 5 mal.
3. Prolegomena zur Dogmatik, G. K.-R. Daub.
4. Kirchengeschichte zweiter Theil, Dr. Lewald, 5 mal.

Zweifelhaft ist er noch hinsichtlich der Daub'schen Dogmatik, die er zwar für sein Semester noch zu früh findet, aber doch hören zu müssen glaubt, weil Daub sie in drei Cursen las, „und mir also, wenn ich es noch länger anstehen lassen wollte, seine Dogmatik ganz entgehen würde. Und das darf auf keinen Fall geschehen. Denn eine solche Dogmatik bekomme ich in der ganzen Welt nicht mehr zu hören."

Gleichzeitig sehen wir jedoch Rothe auch dem eigentlich studentischen Leben mit Freude folgen, wofür besonders die Beschreibung eines Abschiedscommerses spricht, die sein Brief vom 14. September enthält, und die wir hier folgen lassen:

Gestern vor 8 Tagen, also den 6ten, haben wir in Neckargemünd den feierlichen Abschiedscommers, von welchem ich Dir schon in einem früheren Briefe geschrieben habe, gehalten. Des Nachmittags um 4 Uhr zogen wir zusammen auf dem schönen Wege immer längshin des Neckars und der Bergkette nach dem 2 Stunden von hier entfernten Städtchen hinaus. Die, welche dem allgemeinen Zuge nicht beigewohnt hatten, kamen einzeln nach, und nach 8 Uhr lagerte man sich in dem geräumigen Saale der Pfalz unterm Schalle der Musik zu einer fröhlichen Abendmahlzeit, worauf im Namen der Zurückbleibenden eine Rede an die Abgehenden gehalten wurde. Der Rede folgte der Commers, unter dessen Pausen die Gesellschaft an die Fenster strömte, hinaus in die ruhige sternenhelle Nacht zu blicken; denn ausgesucht schön ist jenes Fleckchen. Der Neckar, der dicht unter den Fenstern der Pfalz vorbeifließt, und auf dem jenseitigen Ufer durch die Berge und Burgen von Neckarsteinach begränzt wird, scheint hier gleichsam, weil er zu beiden Seiten bald sich in Krümmungen abbiegt, ein kleiner See zu sein. Am jenseitigen Ufer erheben sich, besonders in dem zauberischen Scheine der Sternennacht, die Berge wie Terrassen, und in der reinen Fluth spiegelte sich jeder Stern in seiner schönsten Klarheit ab. Dabei wehte kein Lüftchen, und außer den erleuchteten Fenstern des Saales brannte nur noch in dem gegenüberliegenden Dörfchen Klein-Gemünd ein einsames Licht. — Es kam mir in jenen Augenblicken vor, als sei ich in Spanien, und wandelte dort durch die laue Sommernacht. — Allmälig verlief sich die Gesellschaft; einzeln gingen Viele in der Nacht noch nach Heidelberg zurück, zu welchen auch Schroetter gehörte. Andere suchten Betten, noch andere warfen sich auf die Streu. Mir schien jetzt nach Hause zu gehen sehr am unrechten Orte, denn ich mag eine Freude, die ich einmal angefangen, nicht gern unvollendet lassen, zugleich aber versprach ich mir auch von dem folgenden Tage noch einen schönen Nachsommer des abendlichen Festes. Ich hielt mich daher zu dem wachenden Theile, und harrte unter Musik und Gesang aus, bis sich gegen 2 Uhr des Morgens die ganze Gesellschaft zerstreut auf Streuen, Stühlen und Tischen zur Ruhe niederließ. Indeß war da an viel Schlaf nicht zu denken, denn

jeder machte sich es zum eifrigsten Geschäfte, den anderen kein Auge zuthun zu lassen. Gegen 5 Uhr des Morgens wachte auf, wer geschlafen, und erhob sich, wer blos gelegen hatte. Alle Brunnen der Stadt wurden von Waschlustigen blockirt, gefrühstückt und zum Abmarsch geblasen. Wir waren sehr zusammengeschmolzen, und es war ungefähr nur noch ein Stamm von 60 übrig geblieben. Der Vormittag sollte nun noch zu Spazierstreifereien durch die Umgegend benutzt werden, und gegen Mittag sollte von Neckarsteinach aus den Neckar hinab zu Schiffe nach Heidelberg zurückgefahren werden. Da nicht grade alle eines Weges gingen, so wurde die Mittelburg in Neckarsteinach zum Sammelplatz bestimmt. Die Gesellschaft theilte sich in zwei Theile. Der eine ließ sich sogleich in Neckargemünd übersetzen, und wollte dann gemächlich nach Neckarsteinach schleichen; der andere Theil erwählte einen mühsameren und beschwerlicheren, zugleich aber auch schöneren und belohnenderen Weg. Er blieb auf dem diesseitigen Ufer, bestieg den Dielsberg, durchkroch dort die alte Festung, stieg dann auf der entgegengesetzten Seite den steilen Pfad von ihr hinab, und ließ sich dann unmittelbar nach Neckarsteinach übersetzen, wo er sich mit den übrigen Gefährten am bestimmten Sammelplatze vereinigte. Ich schlug mich zu den Dielsbergern, und unser Gang war so heiter und unbewölkt wie der stille frische Herbstmorgen, der für mich immer einen ganz eigenthümlichen Reiz gehabt hat. Ich dachte mir recht lebhaft, wie ihr wahrscheinlich an jenem Morgen dem schönen Landeck untreu werden, und längs der Biele hin nach Glatz zu rollen würdet. Gegen 11 Uhr fuhren wir insgesammt von Neckarsteinach in einem geräumigen Kahne ab unter Gesang. Vor Neckargemünd landeten wir noch einmal, um den dort zurückgelassenen Festapparat und noch einige Erfrischungen, sowie auch unser Musikchor, das unterdeß dort verblieben war, zu uns einzunehmen. Als wir die Anker lichteten, ließ der Philister zur Pfalz noch eine Waldhörner-Musik anstimmen, und 3 mal einen Mörser abbrennen. So ging es denn nun fröhlich unter steter Musik und unter Gesang wie im Fluge auf dem grünen Flusse dahin, bis wir um $^3/_4$ auf 1 Uhr in Heidelberg landeten, und herzlich und erfreut von einander schieden. Die mit Eichenlaub bekränzten Hüte zerstreuten sich in alle Enden der Stadt. Das Mittagsessen war nun freilich versäumt; aber auch kein sonderlicher Hunger vorhanden, da überdies ein Stück Butterbrod, mit fröhlichem Herzen genossen, erquickender ist, als die auf's reichste besetzte Tafel.

Ein zwei Tage später geschriebener Brief Rothe's an seine Mutter berichtet u. A. von dem Schluß der Collegien, von einer projektirten, hernach freilich aufgeschobenen Rheinreise, von seiner Beherzigung der mütterlichen Bitte, seine Gesundheit (speziell Augen und Brust) nicht außer Acht zu lassen. In dem Verzeichniß der Collegien heißt es dabei, er habe während längerer Zeit für einen verreisten Juristen die Thibaut'sche Rechtsgeschichte nachgeschrieben, was an die oben

mitgetheilte Bemerkung seines Freundes v. Schroetter über seine Theilnahme an juridischen Debatten erinnert.

Demselben Briefe, dem Bilder von Heidelberg beigelegt waren, glauben wir noch eine weitere Charakteristik Daub's entnehmen zu sollen:

Klarer wird Dir das Bild des herrlichen Daub durch den beigefügten Kupferstich in dem Geiste aufgehen. Die männlich kräftige Ruhe, die durch keine Stürme von außen her mehr getrübt zu werden vermag, und dabei das hohe geistige Leben und die aus den Augen blitzende hohe geistige Empfänglichkeit und Erregbarkeit wird Dir gewiß in seinen Zügen nicht entgehen, und Du wirst daneben, je länger Du das Bild ansiehst, in dem ernsten Mann eine ganz unbeschreibliche Gutmüthigkeit, Freundlichkeit und Milde entdecken, die seiner ungeheuren geistigen und ganz besonders sittlichen Energie den Zauber der Schönheit verleiht. Und so ist es grade auch in seinem Leben und in seinen Vorträgen. Eine solche sittliche Kraft, Fülle und Bestimmtheit, wie sie der Verehrte besitzt, kann aber auch nur die Frucht eines langen, unendlich thätigen und regsamen, durchaus christlichen Lebens sein. Uebrigens ist er während seines Vortrages auf dem Katheder gezeichnet, und der Maler Wintergerst saß selbst ohne Daub's Wissen unter seinen Zuhörern.

Zwei Briefe Rothe's an Vater und Mutter vom 28./29. September 1817 zeigen das zärtliche Verhältniß zu den Eltern wieder einmal darin, daß er die letzten Stunden in seiner alten und die ersten Stunden in seiner neuen Wohnung eingehendem Schreiben an beide widmet. Der Vater hatte zu verschiedenen Ferienausflügen ermahnt, er erwiedert aber darauf:

Ich muß Dir aufrichtig sagen, daß ich diese Ferien einmal ein tüchtiges Stück Arbeit vor mich bringen möchte; denn ich bin diesen Sommer doch ganz gewaltig gestört worden, und die Ruhe und Stille, ohne die ich nun einmal durchaus nicht heiter leben kann, soll mir ungemein wohlthun.

Hinsichtlich der Studienpläne für den Winter fügt der Brief an den Vater noch den früheren Mittheilungen das Folgende hinzu:

Als nichttheologische Collegien will ich die deutsche Geschichte bei Schlosser, und die Geschichte der Philosophie bei Hegel hören. Vielleicht gehe ich auch noch in das Publicum, welches Wegemann über die französische Revolution liest. Physik will ich künftigen Sommer hören bei Munke, der sie sehr gut lesen soll, und mich diesen Winter durch Privatstudium auf dieses Collegium etwas vorbereiten. Für den Winter habe ich mir dagegen noch ein zweistündiges Publicum des Prof. Voß, den Bion und Moschus, zu besuchen vorgenommen. Auch möchte ich diesen Winter gar zu gerne das Italienische anfangen, ohne mich jedoch mit einem

Sprachlehrer einzulassen. Es ist mir dieses Volk, ich kann gar nicht sagen wie sehr, widerwärtig, und im Ganzen doch wohl nur für die, welche nur lernen wollen und nie können wollen. Du hast daher wohl die Güte, mir zu schreiben, welche italienische Sprachlehre Du mir zur Selbsterlernung empfehlen würdest; und mir auch wohl einigen Rath an die Hand zu geben, wie ich die Sache am kräftigsten angreifen könne.

Noch finden wir hier eine Charakteristik eines seiner ersten theologischen Lehrer:

Sollte ich Dir von Dr. Lewald noch nichts geschrieben haben? Soviel kann ich Dir wenigstens jetzt sagen, daß ich mit seinen Vorlesungen, die er mit ausgezeichnetem Fleiße abgewartet hat, sehr zufrieden bin, und es keines Weges bereue, die Kirchengeschichte bei ihm und nicht bei Paulus zu hören. Er wird nächstens eine Schrift über die Gnostiker herausgeben.

Völlig unberührt sehen wir Rothe dagegen von dem damaligen Aufenthalt Adam Müller's in Heidelberg. Er sagt gradezu „daß hier kein Mensch seiner mit einer Silbe gedenke, daß er ihn jedoch auf keinen Fall unbesucht und ungesehen lassen wolle, und wäre es auch blos der Merkwürdigkeit halber."

Umgekehrt heißt es freilich auch mit Bezug auf Joh. Heinr. Voß:

Den alten Hofrath Voß habe ich noch immer nicht zu Gesichte bekommen, ich muß mich aber damit trösten, daß sehr viele Leute, welche hier geboren und erzogen sind, ihn noch mit keinem Auge gesehen haben. Er lebt ganz innerhalb der Mauern seines Gartens eingeschlossen und läßt sich mit keinem Tritte blicken.

Eine sehr ausführliche Antwort gibt Rothe auf eine andere Frage seines Vaters, die nach seinem Urtheil über die (zuerst in Nassau durchgeführte) Union. Es erscheint dasselbe freilich noch unklar und abhängig von einer ihm selbst fremden Terminologie; als Moment für die Bildung seines späteren, der Union sich sehr langsam zuwendenden Standpunktes darf es aber hier nicht fehlen:

Wenn Du mich um meine Meinung zu dem Zusammenschmelzen der protestantischen Confessionen im Nassauischen fragst: so sage ich Dir aufrichtig, daß ich die Sache lieber ungeschehen wüßte. Ich für mein Theil kann solchen Vereinigungen, die jetzt sehr Mode zu werden scheinen, keinen Geschmack abgewinnen. Schon deshalb mißfallen sie mir, weil sie Theile vereinigen wollen, die, wie sie selbst eingestehen wollen, eigentlich gar nicht getrennt sein sollen. So meinen sie wenigstens. Oder sind sie in der That getrennt — und das scheinen sie mir allerdings zu sein —: nun

wohl, so haben wir ja wahrlich in unsern Tagen im Protestantismus gegen Indifferentismus, nicht gegen Intoleranz zu kämpfen. Dann aber auch: was soll der Kirche ein Schritt frommen, der doch so unmittelbar von der weltlichen Herrschaft ausging? Oder hätte diese vielleicht in solchen Angelegenheiten auch zu bestimmen? Wahrhaftig es wäre schön, sehr schön, wenn alle Christen eine Kirche umfinge. Und das wird sie auch sicherlich einmal; an diesem Glauben hänge ich von Tage zu Tage stärker und fester; aber soll die Vereinigung eine wahre sein, so muß sie, die Blüthe und Krone des Christenthums, wie sein Beginn von oben kommen, sie muß, um in dem Bilde zu bleiben, die Blüthe sein, die der im Herzen der Menschheit grünende und wachsende Lebensbaum der Christusreligion mit Nothwendigkeit treiben muß, eben darum, weil er der Lebensbaum ist, mit einem Worte, sie muß eine rein welthistorische Begebenheit sein, (denn jedes welthistorische Factum ist unmittelbar nothwendig bestimmt durch die Idee der Welt, unabhängig von dem Thun und Treiben der Menschen) und nicht eine künstliche und erklügelte Veranstaltung und Berechnung der Menschen. — Wenn sich die beiden großen Parteien des Christenthums nur erst vereinigt, dann fallen die kleinen Spaltungen von selber weg; aus deren Vereinigung nie ein Tertium hervorgehen wird; denn was sollte das sein: etwa der Protestantismus? oder hätten wir diesen noch nicht? was freilich eine andere Frage wäre. In der That, den ächten Protestantismus möchten wir wohl schwerlich bei uns finden. Aber den können auch jene nicht machen, eben darum, weil sie den Protestantismus wollen. Denn das Wesen des ächten und vollendeten Protestantismus ist es, gegen allen Protestantismus, gegen sich selber zu protestiren; und wenn es erst soweit gekommen, dann bedürfen wir keiner weiteren Vereinigung. — Ich will versuchen, mich Dir deutlicher zu machen. Die ewigen Urformen und Urmomente, die allem Leben bedingend, erregend und bestimmend zum Grunde liegen, offenbaren sich, soweit mir bewußt, am klarsten — und wie sollten sie auch dies nicht, da ja das Christenthum das Göttlichste ist, was die Welt faßt? — wie in allen Dingen drei Momente obwalten — was schon die Logik lehrt —, das abstrakte oder verständige (das unmittelbare), das dialektische oder negativvernünftige (das in sich selbst entzweite, da Unruhe die Thätigkeit) und das speculative oder positivvernünftige, das Moment, in dem sich die beiden Gegensätze, welche in dem dialektischen obwalteten, zu einer lebendigen Identität einander aufheben und durchdringen, so auch im Christenthum. Der Katholicismus ist das erstere Moment, der seiner Erscheinung nach unmittelbare Christianismus. Dieser schreitet fort zu dem dialektischen, der innere Zwiespalt der Menschennatur erwacht in ihm, und so bildet sich der Protestantismus; aber nicht ein Protestantismus, sondern — denn die Natur des dialektischen ist innerer Zwiespalt — mehrere Protestantismen. Es ist daher das Wesen des Protestantimus — freilich nicht des vollendeten, aber dieser ist nur ein Moment des Ueberganges oder vielmehr der zum Selbstbewußtsein erhobene Katholicismus, nur denkbar als Moment der Rückkehr in den Katholicismus — in sich ge-

trennt zu sein, aber auch sich selbst zu vernichten, somit Katholicismus zu werden; aber, — wenn ich so sagen darf, — denn nun tritt das speculative Moment seine ewige Herrschaft an, — speculativer, positivvernünftiger Katholicismus. Du siehst also hieraus, daß ich das Heil für das Christenthum aus dem Protestantismus allein erwarte, und es mag diese Ansicht vielleicht manchen zu protestantisch scheinen; aber warum soll der Protestant denn nicht Protestant sein, zumal wenn die allgemeine Gültigkeit einer Ansicht klar zu Tage liegt? — Also laßt die Elemente immer gähren, so allein kann ein drittes hervorgehen; und gießt nicht beide in — Wasser; denn nichts anderes thut ihr ja doch bei solchen — sogenannten — Vereinigungen. — Verzeihe diese in großer Flüchtigkeit und unter dem Gespräche der halben Silesia hingeworfenen Aeußerungen; da Du diesen Punkt berührt, so glaubte ich Dir meinen Glauben in dieser Hinsicht eröffnen zu müssen. Uebrigens spricht man hier auch von solchen Vereinigungen und viele halten sie für ein Zeichen der Zeit, aus dem sich viel Erfreuliches folgern lasse; aber in Baden wird dergleichen sobald nicht zu Stande kommen; denn dort sind die reformirten Gemeinden zu reich, und die lutherischen zu arm. — Also in solchen Angeln hängt unsere protestantische Toleranz! —

Spricht sich in dieser ganzen Behandlung des Unionsgedankens ersichtlich eine gewisse Verstimmung aus, so richtet er doch noch im gleichen Briefe an den Vater die Bitte: „Theile mir, wenn es Dir nicht zu beschwerlich fällt, etwas von der Breslauer Feier des Reformationsfestes mit, das in den preußischen Staaten gewiß sehr festlich und feierlich begangen werden wird."

Aus dem gleichzeitigen Briefe an die Mutter sei nur eine nochmalige Bezugnahme auf Rothe's dichterische Lektüre entnommen:

Daß Du mit Nantchen das Käthchen von Heilbronn von Heinrich von Kleist (der sich noch dazu bald auf sein Stück erschossen hat) besucht, freut mich; ich meine, Du wirst Dich gut amüsirt haben, wenn auch an dem Stücke nicht gar so viel ist, als immer in dem deutschen Beobachter daraus gemacht wird. Wenigstens ist etwas (d. h. hier viel) zu sehen daran, und das Stück mag sich überhaupt besser ansehen als lesen lassen. Am meisten hat mir die im ganzen Drama vorherrschende geniale Naivetät gefallen.

Wir gehen nun, nachdem wir Rothe's erstes Semester näher verfolgt, über eine Reihe von Briefen (unter denen auch mehrere lateinisch geschriebene an den Vater) kurz hinweg, und stellen nur noch die wichtigsten Mittheilungen und Aeußerungen derselben einfach neben einander.

So sagt ein Brief vom 9. November 1817 über die Vorlesungen von Creuzer und Schlosser:

Ich habe noch Creuzer's römische Antiquitäten angenommen, weil ich sie sonst wahrscheinlich doch nicht mehr würde hören können, und ich sehr ungern ein Creuzer'sches Collegium ungehört ließe; auch ganz besonders noch auf den Rath des Hrn. Hofrath Schlosser, der mir zu diesem Collegium ungemein große Lust gemacht hat; und ich bereue es auch bis jetzt keineswegs, seinem Rathe gefolgt zu sein, wiewohl Creuzer noch eine fünfte Stunde hinzugefügt hat. So will auch Schlosser noch eine sechste Stunde zu seinen Vorlesungen über die deutsche Geschichte schlagen, und Paulus liest den Pentateuch nicht wie er angekündigt hat, 3 mal, sondern 6 mal. Ich bekomme also Collegia über Collegia zusammen, und habe allerdings Ursache, diesen Winter besonders fleißig zu sein; indeß kann ich auch wirklich sagen, daß meine Collegien diesmal alle ausgezeichnet interessant sind. An dem Hofrath Schlosser hat unsere Akademie einen wahren Schatz gewonnen. Seine historischen Vorträge sind ganz merkwürdig, und für die Zuhörer wäre zuweilen nichts zu wünschen, als daß ihr Docent nicht gar so ideen- und kenntnißreich wäre. Ich habe nie einen so geistreichen Menschen gesehen, eine neue glänzende Idee verdrängt die andere, und man möchte sagen, er käme vor lauter Gedanken nicht zu Worte. Dabei ist sein Vortrag in dem Maaße frei, daß er gar nicht einmal ein Heft mit auf's Katheder bringt; des Tacitus Germania scheint er förmlich auswendig zu wissen. Die Masse seiner Kenntnisse muß ganz ungeheuer sein; dabei aber sind sie alle so durch und durch in Mark und Geist verarbeitet, daß man die ewigen Ideen und Gesetze des Weltalls ganz enthüllt in der Geschichte walten zu sehen glaubt. Bei einer solchen Fülle des Geistes, einem so weiten Felde und einer so bedrängten Zeit hat er denn natürlich einen schweren Stand, und der Zuhörer vermag nicht immer seinem Faden zu folgen. Ich wünschte nur er läse 10 Jahre hindurch beständig deutsche Geschichte; dann könnte er sie so von sich geben, wie er sie in sich hat. Dabei ist er auch ein sehr freundlicher und artiger, noch recht rüstig aussehender Mann und sehr vertrauter Freund von Daub und Creuzer, und einer jener Schlosser, die in Göthe's Leben vorkommen. Er kann daher, wie auch sonst bestimmt ist, nicht weit von den Sechszigern sein, was gewiß jedem auffällt, der ihn sieht; denn nach seinem Aussehen würde man ihn höchstens für 45 Jahre alt schätzen.

Von dem Einflusse Creuzer's zeugt auch eine Mittheilung vom 17. November:

Hofrath Creuzer hat wegen Krankheit heute nicht gelesen und wird wahrscheinlich die ganze Woche aussetzen. Ich will nicht wünschen, daß der Fall oft eintritt, sonst wird er, trotzdem daß er 5 Stunden wöchentlich liest, nicht fertig werden, und das wäre mir besonders bei diesem höchst interessanten Collegium äußerst unangenehm. Es ist so stark besucht, daß

nicht nur im ganzen Auditorium kein Platz mehr übrig ist, sondern auch die meisten eigentlich nur halbe Plätze haben. Künftigen Sommer liest Creuzer wahrscheinlich die Symbolik und Mythologie der Völker des Alterthums, worauf ich mich ungemein freue.

Eine unmittelbar darauf folgende Aeußerung („Ich habe hier gehört, Schleiermacher sollte an die neu zu errichtende Universität nach Bonn gehen, was mir indeß sehr unwahrscheinlich ist. Auf diese Art könnte ich mir vielleicht den trübseligen Aufenthalt in Berlin ersparen") ist wohl der erste Beleg für die schon früh feststehende Absicht Rothe's, den Schlußtheil der theologischen Studien unter Schleiermacher zu absolviren. In demselben Briefe finden wir aber umgekehrt auch bereits den Gegensatz gegen die rationalistische Auslegungsmethode — bei aller Anerkennung der anerkennenswerthen Leistungen ihrer Vertreter — noch bestimmter wie im ersten Semester von Rothe ausgesprochen:

Seit vorigem Montag sind nun alle meine Collegia in Ordnung und Bewegung, auch die Paulus'schen. Paulus ist wirklich ein ganz originneller Mann, und ich kann mich manchmal nicht genug darüber verwundern, wie einen so verständigen Mann eben sein allzugroßer Verstand zu so (ich möchte fast sagen) unvernünftigen Behauptungen verleiten kann. Wer nicht suchen will, wird freilich nie finden; aber wer durchaus nur das Negative sucht, und von nichts positivem hören, auch durch alle seine geistigen Bestrebungen nichts positives gewinnen mag, der sollte doch alles in der Welt, nur kein christlicher Theologe, auch kein Philosoph werden. Uebrigens verkenne ich auch Paulus' große Seiten nicht, sein ungeheures grammatikalisches und besonders etymologisches Genie, und in dieser Hinsicht hoffe ich sollen mir seine Vorlesungen für meine hebräischen Sprachstudien von großem Nutzen sein, und ich kann nicht läugnen, daß ich große Lust bekommen habe, die Erlernung des Syrischen und Arabischen bei ihm anzufangen, was freilich erst frühestens in $1^1/_2$ Jahren geschehen könnte.

Die für einen so jungen Studenten ungewöhnlich unbefangene Urtheilsweise, die uns in dieser Charakteristik auffällt, hindert jedoch nicht, daß dieselbe jugendliche Begeisterung für ein echt deutsches Studentenleben, die seine Beschreibungen von Fackelzug und Commers erwärmte, auch im zweiten Semester ebenso Stand hält. So finden wir in dem eben angeführten Briefe noch folgende Stelle:

An Herrn — —*) habe ich noch immer nicht geschrieben, es soll

*) Der Name ist von der Hand von Rothe's Vater durchstrichen.

aber gewiß nächstens geschehen. Uebrigens möchte ich nur wissen, was in aller Welt ihn so gegen Heidelberg erbittert haben kann. Auch Wentzeln (der ja doch gar nicht einmal Theologe ist) hat er aus allen Kräften abgerathen, hierher zu kommen, und hinzugefügt: wir beide, Schmidt und ich, bereuten es jetzt schon längst, hierhergegangen zu sein, und hätten es auch schon oft geschrieben, wie sehr es uns hier mißfiele. Wo er diese sonderbare Nachricht her erhalten, möchte ich doch wissen, da weder Schmidt noch ich jemals an etwas ähnliches gedacht, sondern uns, wie Du ja selbst am besten weißt, zum öftersten aus vollem Herzen im entgegengesetzten Sinne geäußert haben. Auch bleibt — — dabei, daß hier eine ungemein große Roheit und Unsittlichkeit herrsche, wogegen ich dreist versichern kann, (und darin stimmt mir gewiß jeder bei, der Heidelberg und das Leben daselbst nur einigermaßen kennt,) daß gewiß auf keiner deutschen Universität weniger Roheit und Unsittlichkeit herrscht als hier, wobei ich freilich die, sich ihrem Untergange von Stunde zu Stunde mit immer stärkeren Schritten nähernden, Landsmannschaften ausnehme, die im Trinken ein unglaubliches Talent besitzen; aber existiren denn diese Landsmannschaften nur allein in Heidelberg? treiben sie denn in Göttingen, Berlin, Leipzig, Erlangen u. s. w. ihr Wesen nicht weit ärger? Ich muß gestehen, daß mich eine solche muthwillige Erdichtung geärgert hat.

Ganz besonders aber tritt jenes hohe sittliche Pathos, welches mit dem edlen und berechtigten Theile der burschenschaftlichen Bestrebungen sich so unabtrennbar verbunden zeigt, in Rothe's Aeußerungen über das Wartburgfest hervor. Er schreibt darüber zunächst am 22. November 1817:

Du frägst, ob ich nicht Lust gehabt hätte, am 18. Oktober dem Feste auf der Wartburg beizuwohnen? An Lust hat es mir wahrlich nicht gefehlt, und ich hoffe es auch, so Gott will, noch einmal mitzufeiern; denn es soll alljährlich wiederholt werden. Von den Heidelberger Burschen waren 10 zugegen; auch habe ich grade mit Euern lieben Briefen zugleich die Rede erhalten, welche Rödiger aus Jena daselbst gehalten hat; allein in der ist mehr Flamme, als Licht und Wärme. In Wahrheit aber ist es ein großes Fest; denn es ist ein Fest der Verbrüderung der gesammten deutschen Jugend für Recht und Vaterland, für die Verkündigung der Wahrheit in Leben und Wissenschaft, und so ist es denn freilich kein Wunder, wenn die Lichtscheuen eine solche Verbrüderung zu einem solchen Zwecke fürchten, so wie man auch wirklich in Berlin auf diejenigen Studirenden, welche dem Feste auf der Wartburg beigewohnt haben, von Seiten des Staats ein wachsames Auge hat. Aber deshalb wird das Gute doch obsiegen, und dafür bürgt der herrliche Geist, der jetzt auf den deutschen Akademien den größeren Theil der Jugend beseelt. Ich habe immer nicht an Deutschlands Wiedergeburt glauben wollen; aber jetzt sehe ich mich dazu gezwungen, und wie süß ist dieser Zwang! Die Mehr-

heit will jetzt das Gute, und die Wahrheit stärkt sie. Es wird kein Blut fließen; die bessere Zeit wird sich still aus sich selbst herausbilden, und die Machthaber müssen entweder sich zum Guten wenden, oder als abgestorbene Blätter ohne allen Gewaltstreich abfallen, verdrängt von dem keimenden jungen Laube. Auch die Kunst wird wieder blühen und die Wissenschaft; denn der wissenschaftliche Sinn ist wieder erwacht, der Geist der Gerechtigkeit und der Schönheit, und Gott ist wieder aufgenommen in das Leben und in die Herzen. — Und damit will ich für heute schließen.

Ganz besonders aber gehört die eingehende Erörterung vom 7. December hierher:

Man fürchtet sich vor den Wartburgern! Die Antwort auf die Frage, wer sich vor ihnen fürchtet, wird sich bald von selbst ergeben. Schon der österreichische Beobachter hat Lärm geschlagen, und vor ihm noch der österreichische Gesandte in Dresden. Das macht wahrscheinlich der Korporalstock. Der Sache kann man am besten auf den Grund kommen, wenn man darauf sieht, was die Zeitungsschreiber und ihre Brodherren den Wartburgern denn eigentlich vorwerfen. Politische Absichten nämlich; eine religiöse Absicht, sagen sie, habe sie nicht zusammengeführt. — Sie haben daran recht und unrecht, wie sie aber meinen, sicher unrecht. Daß die Leute dort nicht blos um das Andenken der Reformation zu feiern sich versammelt haben, das ist sehr gewiß und sehr gut; denn bei einer solchen bloßen Erinnerung kommt doch im Ganzen sehr wenig heraus; allein warum soll sie deshalb sogleich kein religiöser Beweggrund vereint haben? Und dieser Beweggrund mag allerdings kein rein religiöser sein, wie selber die Wahl des Tages der Zusammenkunft andeutete; er war einerseits auch ein politischer, wenn man nämlich einen bürgerlich-ethischen Zweck einen politischen nennt. Junge Leute von 17 bis 20 Jahren, heißt es, können nicht erfahrenen und einsichtigen Staatsmännern vorgreifen und sie meistern wollen; aber wer hat denn dem österreichischen Beobachter gesagt, daß sie das wollen? wäre der österreichische Beobachter nur so vernünftig gewesen, als die unerfahrenen kindischen Burschen, und es würde ihm eben so wenig eingefallen sein so etwas zu schreiben, als jenen so etwas zu denken. Staatsmänner haben wir genug, ja leider viel zu viel, denen beneiden die Burschen ihr Glück gar nicht, wollen sie auch im Genuß desselben keineswegs stören; sondern sie wollen nur, da sie, trotz ihrer Unerfahrenheit, wohl wissen, wie viele Egoisten und Schurken es unter den gerühmten Staatsmännern giebt, sich feierlich dazu verbinden, wenn sie dereinst, wie doch natürlich, auf den Ministerial-, Präsidialsesseln u. s. w. jener hochweisen Herren sitzen werden, keine Egoisten und Schurken, keine Fürstenkriecher und Achselträger, sondern grade, biedere, genügsame, thätige, einzig und allein Gott, der Gerechtigkeit und dem Vaterlande mit heiligem Ernste und reinem Herzen dienende, innerlich durch und durch gebildete, dem höheren Leben der Religion, Kunst und Wissenschaft kindlich und fromm hingegebene Bürger zu

sein. Ihr Zweck ist ein absoluter und er hängt weder von dem Reformationsfeste, noch von dem 18. Oktober ab; letzterer zumal ist eine große Zufälligkeit. Das obige und nichts anderes ist es, wie ich Dich heilig versichern kann, wozu die deutsche Jugend sich anfeuert und verpflichtet, und immer mehr anfeuern und verbinden will, und was man revolutionaire Absichten nennt. Daß unter den hier Studierenden mit Ausnahme der Landsmannschaften und weniger Individuen dieser Geist durch und durch belebt, das glaube Du mir; daher auch grade bei denen, die am meisten von jenem Geiste belebt sind, grade der allerregste Eifer für die Wissenschaft; daher sind Hegel's Vorlesungen so gedrängt gefüllt, der wahrlich nicht Politik predigt, sondern Wissenschaft, und die ernsteste, die in der Tiefe aller Geister wohnt, und das auf die ernsteste Weise. Aber jener oben besagte Zweck ist freilich auch eine Gewissensprobe, die ein böses Gewissen nicht aushält. Der Schlechte kann nur durch und über Schlechte herrschen, und es ist natürlich, daß er erzittert, wenn er vernimmt, daß die Welt sich dem Teufel entwinden will. Wo die Throne auf die Hölle gebaut sind, da stürzen sie, wenn die Hölle zusammengedonnert wird. Wenn die Völker Menschen, wenn sie Christen geworden sind, müssen die Teufel von selbst fliehen, ohne daß die Völker sie mit einer Ruthe berühren. — Die Gerechten also kann die deutsche Jugend getrost zu ihren Richtern aufrufen, ob sie ihren Bund für das Wahre, Gute und Schöne sträflich finden werden. Es ist da gar nicht die Rede von Deutschthum, wovon so viele schwatzen, sondern von Menschenthum, von Bürgerthum, von praktischem Christenthum; es soll die Gerechtigkeit siegen nicht durch das Schwerdt, sondern durch Gerechtigkeit. Daß die preußische Regierung dieses nicht will, ist ein schlimmes Zeichen. Es beschämt sie darin allerdings die kleine Weimarische sehr, die alles mögliche, was in ihren Kräften stand, zur Erleichterung und Feier jenes Festes gethan hat, das denn natürlich, eben weil es gar keinen temporären, sondern einen absoluten Zweck hat, alljährlich wiederholt werden wird. Du giebst mir gewiß Recht, daß nur durch die Verbreitung eines solchen Geistes, welcher grade von der Jugend, und namentlich von der studierenden ausgehen muß, unserem bürgerlichen und politischen Leben wieder aufgeholfen werden kann. — Bei der Feier auf der Wartburg sind indeß einige, wie es gar nicht verheimlicht wird, unbesonnene und unzeitige Autodafées vorgenommen worden. Daß ein preußischer Gardeschnürleib und ein österreichischer Korporalsstock in den Flammen aufgegangen sind, das ist an und für sich etwas sehr unschuldiges, und wir nehmen gewiß beide weder den Schnürleib, noch den Korporalsstock in Schutz (wiewohl man auch diese Einäscherung hätte unterlassen können, weil grade sie die Schneider und Korporäle erbittert); aber wissenschaftliche Produkte, weil sie einem grade nicht nach dem Sinn sind, sogleich den Flammen zu übergeben, das ist voreilig, und es ist doch geschehen, namentlich mit Zach. Werner's Weihe der Kraft (und wer hat denn diese so ganz verstanden, daß er sie so bestimmt verdammen könnte?), Kotzebue's deutscher Geschichte, der Allemannia, mehreren Schmal-

zischen Schriften u. s. w. Aber muß man um eines tadelnswerthen Schrittes, den noch dazu die, welche ihn gethan, oder vielmehr thun gesehen haben, ganz unverholen mißbilligen, sogleich alles verdammen? Er ging gar nicht einmal von der Allgemeinheit aus, sondern von einigen übererhitzten Köpfen. Denen mag man ihn vorhalten! Ich glaube, daß Dir diese Bemerkungen über einen Vorfall nicht unangenehm sein werden, über den man bis jetzt nur immer von der Throntreppe oder aus dem Großvaterstuhle geschrieben hat. Eine sehr tüchtige Widerlegung der im österreichischen Beobachter und aus diesem in der Frankfurter und in der Allgemeinen Zeitung enthaltenen Bemerkungen über die Feier auf der Wartburg wird einer unserer hiesigen Commilitonen, Dr. Wildt, in die Frankfurter Zeitung setzen lassen; vielleicht kommt sie aus dieser auch in andere Zeitungen, und so auch Dir zu Gesichte.

An Rothe's Urtheil über das Wartburgfest reihen sich naturgemäß seine Aeußerungen über das dreihundertjährige Jubelfest der Reformation. Von der Heidelberger Feier sagt er in zwei Briefen (vom 9. und vom 11. November), daß er von ihr eigentlich nicht viel zu schreiben wisse, und im zweiten Brief gradezu, daß sie „nicht zum glänzendsten ausgefallen sei". Doch rühmt schon der erst angeführte Brief die von Paulus gehaltene Rede als eine „recht geistvolle Darstellung der psychologischen Entwickelung des Reformationsplanes Luther's", und verspricht, sie, sobald sie gedruckt sei, den Eltern zu schicken. Und der folgende Brief gibt auch eine nähere Schilderung, wie Rothe selber das Fest gefeiert:

Am 30sten, Abends um 6 Uhr, verkündigte das Läuten der Glocken aller hiesigen protestantischen Kirchen das Herannahen des festlichen Tages. Wir drei Hausgenossen setzten uns des Abends zu einer Tasse Thee zu einander und ich suchte aus meinen Papieren alle die Urtheile ausgezeichneter Schriftsteller über Luthern zusammen, die ich mir gesammelt hatte, und gab sie zum besten. Am folgenden Morgen strömte alles in die Kirchen; die Stadtkinder und die angesehensten Bürger zogen in Processionen in dieselben; wir hörten in der h. Geistkirche eine Predigt des Kirchenrath Bär. Um 11 Uhr begann die Feier in der aula academica und dauerte bis gegen halb 2 Uhr. Herr Geh. K.-R. Paulus hielt eine recht schöne, deutsche Rede, in welcher er mit großem Scharfsinn entwickelte, wie in Luthern der Gedanke der Reformation entstanden, aufgegangen und zur Reife gediehen. Bis jetzt ist die Rede noch nicht im Druck erschienen.— Des Abends war das Haus in Neuenheim, in welchem Luther auf seiner Reise nach Worms übernachtet hatte, erleuchtet und mit transparenten Gemälden verziert.

Bald darauf heißt es noch mit Bezug auf denselben Gegenstand:

Vor allem danke ich Dir für Deine Beschreibung der Reformations-Feierlichkeiten, die, wie ich aus Deinem Briefe ersehe, bei Euch besser ausgefallen sind als hier. Deinem Urtheile über die Ablehnung des Herrn C. R. Fischer betreffend den an ihn gemachten Antrag stimme ich von ganzem Herzen bei. Man hatte hier etwas ähnliches vor, und wollte gleichfalls, daß an jenem Tage ein lutherischer Geistlicher in der reformirten und ein reformirter in der lutherischen Kirche predigen solle, indeß ist die Sache nicht zur Ausführung gekommen. Daß auch auf dem Friedrichsgymnasium der denkwürdige Tag durch eine kleine Feierlichkeit begangen, freut mich sehr, und besonders hätte ich die Rede des Herrn Direktor Kayßler mit anhören zu können gewünscht. Der Titel jenes Augusti'schen Programms aber zeigt mir wieder deutlich, wie unsere Zeit gewohnt ist, das Große nur darum für groß und wichtig anzuerkennen, weil sie damit spielen kann, und der Religion nur noch darum eine Wissenschaft von ihr gönnt, weil diese Gelegenheit dazu giebt, seine Gelehrsamkeit auszupacken.

Eine dritte Feier, die des Stiftungsfestes der Heidelberger Universität, schildert Rothe am 22. November 1817:

Wir haben heute eine akademische Feierlichkeit gehabt. Die Universität feierte den Geburtstag des seligen Kurfürsten Karl Friedrich, des Restaurators und zweiten Stifters der hiesigen Akademie, nach welchem sie auch den Namen Carolina angenommen. Der Prorektor, Herr Hofrath Zachariae, hielt in sehr schönem Latein ohne Concept eine Rede, in welcher er die Schicksale der Ruperto-Carolina im verwichenen Jahre darstellte und theilte hierauf die Preise für die Beantwortung der akademischen Preisfragen aus. Es waren deren nur 2 beantwortet worden, die juristische und die medicinische. Den juristischen Preis erhielt Ferd. Walter aus Köln, ein äußerst gescheidter Kopf, der der Pallas im Kriege und im Frieden treu gedient (im h. Kriege war er nämlich Adjutant bei dem General von Gneisenau) und uns seit Michaelis verlassen hat, und den medicinischen ein gewisser Marx aus Karlsruhe. Der ganze Aktus geschah unter Kanonendonner. Bei der ganzen Sache hat mich nur das Eine geärgert, daß, wie auch schon am Reformationsfeste, die beiden hier studierenden Prinzen dem feierlichen Zuge der Professoren vorangeführt wurden. Zachariae führte den Kronprinzen von Schweden, und der alte Daub mußte, als vorjähriger Prorektor, oder Gott weiß aus welcher anderen Ursache, den kleinen dicken Prinzen von Waldeck führen.

Wir schließen hieran zuvörderst einige Mittheilungen über die Privatlektüre des zweiten Semesters:

18. Novbr. Daß Calderon's „Das Leben ein Traum" Deinen Beifall davontragen würde, war vorauszusehen. Wenn Du das Drama noch einmal lesen willst, so rathe ich Dir an, es auf jeden Fall nach der

Griessischen Uebersetzung zu thun (im ersten Theile seiner Uebersetzung der dramatischen Werke des Don Pedro Calderon de la Barca. Berlin, Nikolai 1815), wo Du das reine Kunstwerk noch unentstellt genießen kannst. Beiläufig will ich hier noch bemerken, daß an der Griessischen Uebersetzung des Calderon auch unser Prof. Voß d. j. einen nicht ganz unbedeutenden Antheil hat. Gries nämlich hat ihm jeden Bogen derselben, bevor er ihn zur Presse gab, zur Durchsicht und Correktur mitgetheilt und ihn bei allen schwierigeren Stellen zu Rathe gezogen. — Tausend Dank habe für die Beschreibung von der Art und Weise, wie Du den alten ehrlichen Daub und die Heidelberger Ansichten untergebracht, und für die Ehre, die Du ihnen angethan. . . Ueber meinem Schreibepult hat der herrliche Daub auch seinen Platz eingenommen, und in seiner Nähe sein Geistesverwandter, Martin Luther. Auch hierin sympathisiren wir also.

22. Novbr. Ich habe heute auch auf dem akademischen Leseinstitute ein Bruchstück aus des Herrn Kephalides' (der übrigens noch zu meiner Zeit Professor am Gymnasium wurde) Reise nach Italien und Sicilien (die Ostern 1818 in zwei Theilen zu Leipzig bei Fleischer herauskommen wird) im Morgenblatte gelesen. Es war die Aetna-Reise, und ich habe mich sehr gefreut, so in der Ferne etwas von ihm zu lesen zu bekommen.

26. Novbr. Heute Abend hat mir endlich Herr Oswald meine längst erwartete „Italienische Sprachlehre von Jagemann" zugeschickt. Es ist die dritte, nach dem Tode des Verfassers von Flathe durchgesehene Ausgabe. Uebungsstücke zum Uebersetzen finde ich aber in ihr nicht, ich werde mich also zu diesem Behufe wohl nach einem andern Buche umsehen müssen, und bitte Dich deshalb um Deinen gütigen Rath. Herr Jagemann wird morgen mit frühestem auf den Paradeplatz in die Neue Pfalz zum Buchbinder Meyer sich verfügen.

Zu dieser Vielseitigkeit der Interessen paßt auch die Aeußerung in einem Briefe an die Mutter vom 23. November 1817: „Daß Ihr jetzt zuweilen in's Theater geht, freut mich sehr. Ihr thut sehr wohl daran; denn es ist doch immer eine kleine Aufheiterung, deren Du sowohl als der gute Vater gar sehr bedarfst."

Sodann aber dürfen die zusammenhängenden Ergüsse Rothe's über die große Zahl seiner Collegien nicht fehlen, zumal er damit den Warnungen seines Vaters und seines Lehrers Kayßler*) zu begegnen sucht:

18. Novbr. Daß ich dieses Halbjahr sehr viel Collegia habe, darin hast Du vollkommen recht; ob aber zu viel, zweifle ich noch. Bedenke nur, theuerster Vater, das Verhältniß, in welchem die Aufgabe des akademischen Studiums und die Zeit von 3 Jahren zu einander stehen! Und

*) In dem bereits oben Seite 28. 29. mitgetheilten Briefe.

dazu lebe ich ja jetzt recht in der Zeit des Sammelns; denn gesammelt muß doch nun einmal sein, ehe das Gesammelte selbständig verarbeitet werden kann. Uebrigens sei versichert, daß mein Körper gewiß nicht darunter leiden soll; ich stehe täglich um 6 Uhr auf und arbeite bis um 11 Uhr des Abends. Dabei kann Leib und Seele bestehen, Ueberdieß fehlt es mir auch nicht an Bewegung; denn wenn das Wetter nur irgend erträglich ist, so benutze ich die Stunde von 1—2 Uhr Nachm., um mich ein wenig zu ergehen; und außerdem habe ich einen ganz horrenden Weg zu Creuzern hinaus, der am äußersten Ende der Mannheimer Vorstadt wohnt. Du kannst also deswegen ganz außer Sorge sein. — Die Collegia bei Schlosser und Voß muß ich allerdings leider als Nebencollegia betrachten; allein mit der Hegel'schen Geschichte der Philosophie kann ich es unmöglich so leicht nehmen; was überhaupt bei keinem Hegel'schen Collegium, wenn man es nicht ganz ohne allen Nutzen hören will, der Fall sein kann; auch sind jene Vorlesungen dieses tiefen Denkers und wahrhaft philosophischen Geistes ungemein interessant. Leichter aber kann ich dafür die Schwarzische Einleitung in's N. T. behandeln, besonders da ich diese Doktrin bisher für mich, vornehmlich nach Joh. Leonhard Hug's vortrefflichem Compendium, schon etwas getrieben und mir auch über sie reichhaltige Excerpte gesammelt habe. Der Vossische Aristophanes*) behagt mir recht gut, besonders hat Prof. Voß eine eigenthümliche Gabe, die naive Scherzhaftigkeit und Ausgelassenheit des griechischen Dichters aufzufassen und wiederzugeben.

7. Decbr. Wegen meiner Collegia kann ich Dich zuvörderst versichern, daß ich mich, ehe ich dieselben angenommen, reiflich mit Herrn G. K.-R. Daub besprochen, und daß dieser ihre Zahl annehmbar gefunden. Auch Du wirst mir gewiß beistimmen, wenn ich Dir genauer auseinandergesetzt, auf welche Art und Weise ich sie mir eigentlich zu bearbeiten vorgesetzt habe; und ich nehme hierbei auf des Herrn Direktor Kayßler mir sehr theuren und werthen Rath Rücksicht. Ich müßte Dir vollkommen Recht geben, daß ich eine sinnlose Anforderung an mich selbst gemacht, wenn ich mir vorgesetzt hätte, alle diese Collegia, wie sie eigentlich bearbeitet sein wollen, mit Zuziehung der Quellen selbständig zu bearbeiten. Daran kann ich freilich zur Zeit noch nicht denken, und das muß auf spätere Jahre aufgespart bleiben. Auch kann ich das nicht läugnen, daß ich, wenn ich 6 oder 8 Jahre hier studieren wollte, gewiß immer nur eine sehr mäßige Anzahl Collegien hören und sie dann natürlich ganz anders bearbeiten würde als jetzt; inzwischen weiß ich doch selbst nicht, ob diese Art und Weise mir zuträglicher sein würde. Unfehlbar würde ich zwar für den Augenblick bei ihr *weit mehr* lernen, aber ob ich es *besser* lernen würde: daran möchte ich stark zweifeln. Wer darauf ausgeht *nur die Wissenschaft seines Lehrers* und die *Wissenschaft selber* zu lernen, wer überhaupt meint auf der Universität mit *seiner wahren Wissen-*

*) Dies Colleg war an die Stelle des S. 57. erwähnten über Bion und Moschus getreten.

schaft, wenn auch nicht grade zu Rande, doch wenigstens bedeutend vorwärts zu kommen, der höre ja so wenig Vorlesungen als nur immer möglich. Das aber habe ich mir noch nie einreden können; ich habe die Universitätszeit immer nur als eine Zeit der Saat und des Sammelns betrachten können, und geglaubt, verarbeiten könne man erst, wenn man gesammelt habe. In meinen eigentlichen Collegien-Beschäftigungen sammle ich bis jetzt nur, und der Versuch, irgend eine Disciplin selbständig durch und durch zu verarbeiten, wäre auch noch viel zu früh, zumal da man ja keine einzelne Doctrin verarbeiten kann, ohne zu wissen, wie man auch mit den übrigen daranstehe. Und was will denn auch der Theologe in seinem Gebiete gewinnen ohne Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaft? Daß er der Philologie nicht entbehren könne, ist anerkannt. Wer nicht schon etwas fest im Philosophischen geworden, sollte an das Theologische gar nicht gehen. Das Studium der Philosophie also kann ich eben so wenig, als das der Philologie hintansetzen. Und dann: wo in aller Welt finde ich denn einen Hegel, einen Creuzer, einen Schlosser wieder? wäre es nicht unverzeihlich, wenn ich diese Männer ungenutzt ließe? ja im Gegentheil ich werfe es mir vor, daß ich noch viel zu wenig bei ihnen höre, was ich leider freilich nicht ändern kann. Sodann höre ich ja auch gar nicht verschiedenartige Dinge durcheinander, sondern betreibe nur das, was jeder Gebildete zum allerwenigsten immer treiben soll. Die Frösche bei Voß ersparen mir eher Zeit als daß sie mir Zeit raubten, denn Griechisch muß ich doch immer treiben. Und dann hat es mich ja auch die Erfahrung gelehrt, daß ich recht gut bei jenen Collegien bestehen kann.

Nur ungern sind wir bei diesen Mittheilungen aus Rothe's Briefen an einer Reihe anderer Ausführungen vorbeigegangen, so an einem innigen Geburtstagsbriefe an seinen Vater, vom 13. Oktober 1817, an mehreren Briefen an die Mutter, worin u. A. einige lebhafte Träume, in denen der Schreiber sich in die Heimath versetzt sah, ebenso lebendig erzählt werden, an den Weihnachts- und Neujahrsbriefen an beide Eltern, sowie den Danksagungen für die ihm selber gesandten Geburtstagswünsche. Hinsichtlich der Studien findet sich am 18. Januar 1818 eine Bemerkung über „eine ziemlich mühsame, und, ut ajunt, klaubrichte Arbeit, nämlich das Durchgehen und Excerpiren der Vertheidigung der Aechtheit des 1. Briefes an den Timotheus von dem jüngeren Planck gegen Schleiermacher." Es fehlt auch nicht an scherzhaften Anekdoten, so über eine komische Scene zwischen Helmine von Chezy und einem Waldhüter, der sie vom „Teppich" des Rasens wegweist, über heitere Spaziergänge mit den Freunden, über einen Maskenball, dem Rothe selber zwar nicht beiwohnt, mit Bezug auf welchen er aber bei einem Bekannten

„die Dienste einer Kammerjungfer verrichtet". Als eine Fortsetzung seiner patriotischen Aeußerungen über das Wartburgfest mag dann noch die folgende Auseinandersetzung vom 2. Februar 1818 hier beigefügt werden:

Was die beiden von Dir angeführten Artikel aus dem deutschen Beobachter anbetrifft, so thut es mir leid, sie nicht vollständig lesen zu können, da hier nirgends, auch nicht auf unserer mit Zeitungen so sehr reich ausgestatteten Leseanstalt ein deutscher Beobachter aufzutreiben ist; ich vermuthe daher fast, daß er im Badischen verboten ist. Das allerdings merkwürdige Concordat des Papstes mit dem Könige von Baiern habe ich vor längerer Zeit in der Allgemeinen Zeitung gelesen. Das prophetische Wort Napoleons ist eines Propheten würdig und das eigentliche Prinzip jeder wahren Ansicht der Weltgeschichte, der politischen, wie der historischen; nur wünschte ich, daß es nicht hieße: „wer ein Kind seiner Zeit wird", sondern: „wer seine Zeit verstehet". Es wirft jener erstere Ausdruck so ein gewisses Licht eigennütziger und selbstsüchtiger Schlauheit auf das Ganze, und die ewige Gewalt der sich aus sich entwickelnden und die Zeit und Welt durchdringenden Idee der Menschheit in ihrer Göttlichkeit und heiligen Reinheit erscheint wie eine thörichte Laune des sinnlosen Zeitgeistes (im schlimmeren Sinne des Worts); der Prophet selber aber steht da, als habe er sich hohnlächelnd erhoben über seine eigene Zeit, und gebrauche sie als sein Werkzeug. Dagegen spreche ich dreist aus: wir alle stehen in der Hand der Zeit; der Geist der Menschheit ist höher als der Geist des Menschen, und von allen, die auf Erden wandelten, war nur Einer über ihn und die Zeit erhaben; aber dieser Eine war kein Sterblicher, war selber der Gott. Hat übrigens Napoleon dieses Wort wirklich gesprochen, so würde ich mich getrauen, daraus sehr viel zu schließen, das nämlich, ob sein Werk Gottes Werk sei oder des Teufels Werk; je nachdem er nämlich jenen Ausspruch in dem ersteren (hochmüthigen und das Göttliche in der Menschheit höhnenden und läugnenden) oder in dem anderen (wahrhaft erhabenen) Sinne gethan. Der Schein spricht wider ihn; aber wer möchte auf den bloßen Schein bauen, mir wenigstens soll er meinen alten Glauben nicht entreißen. Der Ausgang muß alles lehren; wehe Napoleon, wenn er schon jetzt da sein sollte. — Ich habe unterdessen den zweiten Satz jener prophetischen Rede, die Exegese des ersteren, noch einmal gelesen, und jetzt scheint mir auch nicht einmal der Schein noch wider den Helden von Helena zu sein; und ich bin meiner Sache nun fast sicher; doch gereut es mich nicht, das Obige hingesetzt zu haben, es ist damit wenigstens angedeutet, wo sich im Menschen der Gott vom Teufel scheidet, und ein Fingerzeig zur Beurtheilung Napoleons denen gegeben, die sehen wollen, und die nicht unter der Zeit stehen, wie immer die Meisten. Was übrigens die liebe Deutschheit anbelangt, so ließe sich darüber gar manches sagen, was man, obgleich man dieses Thema und die wenigen, im Ganzen sehr oberflächlichen Gedanken, die davon hineingebracht, schon 1000 mal

aufgewärmt (ob es wohl wie Sauerkraut und anderes Gemüse durch wiederholtes Aufwärmen besser geworden sein mag sammt der ganzen Deutschheit selber?) noch immer zu sagen vergessen hat, und besonders auch wie der wahren Deutschheit Napoleon gar nicht im Wege stehe. Du wirst vielleicht meinen, dies widerspreche demjenigen, was ich Dir früher einmal geschrieben; aber es scheint dies nur; namentlich angehend das Wartburger Burschenfest, so sehe ich darin gar keine Apotheose oder Kanonisation der Deutschheit, oder will sie wenigstens nicht darin gesehen wissen. Daß wir grade Deutsche sind, thut gar nichts zur Sache; wir könnten eben so gut Chinesen oder Tungusen sein; darauf allein kommt es an, daß wir ein Volk sind. So kosmopolitisch diese Aeußerung immerhin klingen mag, so bin ich doch in der That nichts weniger als Kosmopolit (wiewohl mich das Geschick äußerlich dazu verdammt zu haben scheint), sondern wahrhaftig von Herzensgrund ein Deutscher; nur wird mir niemand die Ueberzeugung rauben, daß die Menschheit höher steht als jedes einzelne Volk, und dieses ist mein kosmopolitisches Prinzip; dagegen aber (und dies ist mein antikosmopolitisches), bin ich eben so fest davon überzeugt, daß die Menschheit nicht gedeihen kann, wenn sich nicht ihre eigenen Elemente elementarisch und organisch gestaltet haben, und selber Ganze, selber Organismen, d. h. Völker sind. Aber auch das ist noch nicht genug, daß wir Völker haben, und zwar nichts als Völker, die schon dann ihren Zweck zu erfüllen glauben, wenn sie nur Völker sind. Das Volk ist ein großes Individuum, es muß individuell sein; auf der organischen Ordnung und Verbindung dieser einzelnen Völkerindividuen zu einem durch sich selber lebendigen und sich aus sich selbst in ewig höheren Potenzen schaffenden Ganzen beruht alles, sie ist das heilige Werk des ewigen Geistes der Geschichte oder der Welt, Gottes, und die Erhaltung dieses (durchaus chemischen) Verhältnisses wirket die Wirksamkeit Gottes in der Menschheit. Kein Volk kann sich aus ihr wahrhaft herausreißen, auf kurze Zeit vielleicht kann sich, so zu sagen, das eine oder das andere Glied in dem großen Körper verrenken; aber ein solcher Mißgriff ist von kurzer Dauer; damit darf der Deutsche sich also gar nicht brüsten, daß sein Volk vor anderen die ihm gebührende elementarische Stelle einnehme und behaupte (wenn er auch die vielfältigen Verirrungen desselben vergessen hätte); das gilt von jedem Volke ohne Unterschied, nur unterscheidet sich das echtgebildete Volk, so wie auch der echtgebildete Mensch dadurch, daß es die Stelle, auf welcher es in dem Ganzen steht, selbständig erkannt und zum Bewußtsein gebracht hat. In wieweit wir Deutschen uns dessen rühmen können, mag ein anderer entscheiden, das aber glaube ich hinzusetzen zu dürfen, daß Deutschland vielleicht nicht mit Unrecht das Herz Europa's heißt, und Europa vielleicht selber wieder die Brust unserer Erdkugel ist (wenigstens für jetzt); aber darum wird ja das Herz die übrigen Glieder nicht verachten und sich nicht von ihnen aussondern wollen, sondern, wenn es anders verständig und nicht ein bloßer Blutklumpen ist, erkennen, daß es allein durch das organische Zusammenwirken mit allen übrigen Gliedern Energie für

sich und für das Ganze gewinnt. Das Herz ist von der Erde genommen, wie jedes andere Glied, die göttliche Vernunft allein ist's, die in allen lebt.

Verzeihe mir diese Episode, in der ich mein bisheriges politisches Glaubensbekenntniß ausgesprochen habe, dem ich auch in Zukunft treu zu bleiben hoffe.

Einem Briefe vom 13. Februar 1818 (Abends um 9 Uhr) entnehmen wir die folgende Mittheilung über F. Ch. Schlosser:

Ich komme soeben vom Hofrath Schlosser, bei dem ich seit 6 Uhr mit einem Schweizer Burkhardt (einem der treuherzigsten Menschen, die ich je gesehen habe,) bei einer Tasse Thee gesessen habe. Ich besuche Schlossern recht oft, besonders da ich weiß, daß man ihm einen Gefallen thut, wenn man ihn nach dem Schlusse seiner Collegien auf ein Paar Stunden besucht, und eine Tasse Thee mit ihm trinkt. Er gehört zu den Menschen, mit denen man außerordentlich schnell bekannt wird, die sich jedem ganz geben wie sie sind, und einem jeden nur den Menschen zeigen, ohne daß man in ihrem Gespräch nur irgend merkte, welchen Stand sie im Leben einnehmen. Daß seine Unterhaltung sehr lehrreich und bei dem gewissenhaften Ernste, mit welchem er das menschliche Leben und Wirken ansieht, selbst sittlich bildend ist, kannst Du Dir wohl denken; und für den Theologen gewinnt er noch besonders durch seine theologischen Ansichten (denn er hat eigentlich Theologie studiert, und seine früheren schriftstellerischen Arbeiten sind alle kirchenhistorisch) ein eigenthümliches Interesse. Er hat, wie er auch selbst versichert, sich von dem theologischen Studium zu dem historischen gewendet, weil er an der Möglichkeit der Aufstellung eines consequenten und durch und durch christlichen Systems der christlichen Theologie habe verzweifeln müssen. In ihm, sagte er, stehe das Christenthum fest, aber seine Lehre habe er nicht lehren können; für ihn sei die Bibel sichere Beruhigung; und daher steht auch seine Bibel beständig ihm zu allernächst auf seinem Schreibtische. Aus diesem Gewissensgrunde hat er auch den nach Griesbach's Tode an ihn ergangenen sehr vortheilhaften Ruf in dessen Stelle als Prof. der Kirchengeschichte nach Jena ausgeschlagen. Er lebt hier sehr eingezogen, und hat wenig Umgang außer mit Daub, Creuzer (seinen intimsten und speciellsten Freunden) und Hegel; am liebsten hat er junge Leute um sich. Ich wünschte nur englisch und italienisch zu können, dann hätte ich die beste Gelegenheit mich darin zu üben; denn Schlosser spricht beide Sprachen wie deutsch, und er liest z. B. jetzt zu seinem Vergnügen mit einigen Studierenden den Milton. Er ist übrigens sehr zuvorkommend gegen mich gewesen, und hat mich mehrere Male zu sich eingeladen, so z. B. auch heute schon wieder für künftigen Dienstag zum Abendessen. — An seiner Weltgeschichte, von der bereits 3 starke Bände herausgekommen sind, arbeitet er unausgesetzt mit der unermüdlichsten und umfassendsten Kritik der Quellen. Dabei studiert er immerfort Phi-

losophie, und hat mir erst heute gesagt, daß er jetzt über Hegel's Encyclopädie sitze, und mir seine Ansichten darüber mitgetheilt.

An diese Stelle reiht sich unwillkürlich eine andere aus dem Briefe vom 28. Februar 1818 an:

Wenn ich Dir auch von meinem Nestor Daub in den letzteren Briefen nichts geschrieben habe, so soll ihm dies doch keinen Eintrag thun; ich habe auch in diesem halben Jahre öfters Veranlassung genommen, ihn zu besuchen; und um Dir sogleich wieder etwas von ihm zu schreiben, so will ich doch kürzlich die Worte hier hersetzen, mit denen er gestern seine Prolegomenen in die christliche Dogmatik sehr schön geschlossen hat:

„Vor ungefähr 60 oder 70 Jahren war eine Einleitung in die „christliche Theologie, und in die Dogmatik besonders, noch auf dem „gradesten Wege möglich, auf dem Wege des christlichen Glaubens „und der christlichen Gesinnung. Aber dieser Weg ist uns verlegt, „versperrt und verkümmert worden auf die allerwunderbarste Weise, „theils durch Naturalismus, der zunächst aus England kam, beson„ders durch David Hume, theils durch Freigeisterei in Frankreich „und Deutschland, theils durch den kritischen Rationalismus. Auf „anderem Wege also geht es nicht mehr vorwärts, sondern nur „durch ein Labyrinth von Zweifeln, Irrthümern und Einwürfen. „In dieses haben Sie die Prolegomenen eingeführt, die Dogmatik „ist die Fortsetzung jenes Weges. Mir aber gilt es nicht darum, „in diesem Labyrinthe noch ein Paar Stockwerke höher zu bauen, „sondern einzig und allein darum, das ganze Labyrinth von Grund „aus nieder zu reißen, und den Minotaurus in ihm, so grimmig er „sich auch immer stellen, und so tief er sich auch immer verbergen „möge, heraus zu ziehen; und da ist denn meine Hoffnung, daß „unter Ihnen noch Viele sind, die aus dem väterlichen Hause und „aus der Gemeinde der Heimat einen festen, treuen Glauben mitge„bracht haben in die theologischen Auditorien, und daß diese ihn „aus meinen Vorlesungen wieder mitnehmen werden. Wenigstens „wird keiner klagen können (was seit 30—40 Jahren so oft der „Fall war, wo die Jugend reich an Glauben die Universitäten bezog, „und glaubensleer sie wieder verließ;), ich habe ihm das Christen„thum genommen; und so kann ich denn wenigstens getrost sagen: „Dixi et salvavi animam." —

Hier nieder geschrieben und gleichsam todt gelten diese Worte freilich kaum halb so viel, als in seinem Munde lebendig. Auch Schlosser's sehr angenehme Bekanntschaft cultivire ich fortwährend; ich habe erst gestern wieder einen großen Theil des Abends bei ihm zugebracht, und er hat mich auf übermorgen wieder zum Abendbrod eingeladen, und meist theologische Gespräche geführt. Ich verehre den Mann so sehr wegen seiner felsenfesten echt christlichen schlichten Frömmigkeit und seinem religiösen Glauben, welche sich mir auch gestern von Neuem bewährt haben;

in der Art und Weise, wie er mir eine ganz herrliche, im höchsten Schwunge des Geistes gedichtete Stelle aus dem Milton, betreffend den Versöhnungstod Jesu, aus dem Original vorübersetzt hat, und zwar zu meinem größten Erstaunen durchaus im Metrum des Urtextes auf das Fließendste, ohne nur ein einziges Mal inne zu halten, und die Stelle war 3 eng gedruckte Octavseiten lang. Er rühmt mir Neandern in Berlin wegen seiner Frömmigkeit und gründlichen Gelehrsamkeit sehr an, und hält ihn für den besten und gelehrtesten der jetzt lebenden Kirchenhistoriker, zieht ihn auch weit dem alten Planck vor. Auch Neander war bis zur Errichtung der Berliner Universität hier Professor der Theologie. Dagegen hält er auf Marheinecken gar nichts, und schreibt ihm weder Gelehrsamkeit noch ernstlichen Wahrheitseifer, sondern blos eine eitle und aufgeblase Neodoxie zu.

Derselbe Brief spricht sich bereits über die für das dritte Semester beabsichtigten Collegien aus, und noch dazu in höchst charakteristischer Weise:

Künftiges halbes Jahr werde ich, so wie mein Plan bis jetzt fest steht, hören: 1) Den allgemeinen Theil der Ethik bei Daub, 6 Stunden; 2) Symbolik und Mythologie der Völker des Alterthums bei Creuzer, 6 Stunden; 3) Erklärung des Platonischen Gastmahls bei Creuzer, 4 Stunden; 4) Aesthetik bei Hegel, 5 Stunden; und 5) allgemeine Geschichte der Cultur, vorzüglich in Rücksicht auf die Litteratur, von den Zeiten der Römer bis auf neuere Zeiten bei Schlosser, 6 Stunden. — So bekäme ich im Ganzen wöchentlich 27 Stunden, was recht mäßig wäre. Ein Uebelstand ist es, daß Daub's Fortsetzung der Dogmatik und Creuzer's Symbolik collidiren. Nach Daub's eigenem Rathe werde ich daher, im Falle es Creuzern wegen anderweitiger Collisionen nicht möglich sein sollte, die Stunden zu verlegen, Daub's Dogmatik aufgeben; denn, da Daub's Vortrag so eingerichtet ist, daß man, wenn man nur an Schnellschreiben gewöhnt ist, Wort für Wort zu Papiere bringen kann, so kann ich die Dogmatik von Stunde zu Stunde nach dem Hefte eines treuen und gewissenhaften Nachschreibers sehr füglich tagtäglich nachholen und nachstudieren, was bei Creuzer's weit schnellerem und ungebundenerem Vortrage nicht wohl der Fall sein dürfte. Creuzer's Symbolik zu hören aber hat mir Daub schon von Anfang an auf mein Gewissen gebunden, und wenn ich sie diesmal vorüber lasse, kann ich sie nie mehr hören, da er sie höchstens nur alle $1^1/_2$ — 2 Jahre liest. Vielleicht ist es indessen möglich, daß in diesem bösen Collisionsfalle noch eine andere Auskunft getroffen werde.

Ein anderer Uebelstand ist, daß Lewald (der nunmehr angefangen hat, seine gelehrte Schrift über die älteren gnostischen Sekten drucken zu lassen,) künftigen Sommer nicht den 3ten, sondern wieder den 1sten Theil der Kirchengeschichte liest, wiewohl ich hoffe, den 3ten Theil seiner Kirchengeschichte noch ein anderes Mal hören zu können. Ich wollte daher künftigen Sommer bei Paulus (der denselben, wie ich, von freilich ziemlich

uncompetenten Richtern, gehört hatte, sehr gut lesen sollte,) den 3ten Theil der Kirchengeschichte künftigen Sommer hören (3 St.); desgleichen bei ebendemselben die Erklärung der Psalmen nach seiner Clavis (3 Std.); allein ich bin in diesem meinem Entschlusse wieder wankend geworden, denn Schlosser hat mir von beidem sehr abgerathen. In Ansehung der Kirchengeschichte, weil Paulus sich einmal mit derselben gar nicht mehr beschäftige, sondern seine ganze Zeit auf Politica verwende, und dann die ganze Sache nur aus dem politischen und nicht im mindesten aus dem religiöshistorischen Standpunkte behandle, und was die Psalmen anbelangt, weil ich mir theils in der neuen Ausgabe seiner philologischen Clavis über die Psalmen dasselbe selbst erholen könnte, was er im Collegium sagt, und besonders weil er glaubt, daß seine Gewohnheit, ohne Noth, und überall, wo ihm der Sinn nach der hebräischen Grammatik und Etymologie nicht recht gefällt, sogleich alle möglichen Bedeutungen für das gegebene Wort aus dem Arabischen abzuleiten, auf das gründliche Studium der hebräischen Sprache sehr verderblich wirken müsse. Und in der That jene Ableitung aus dem Arabischen ist aus mehr als einem Grunde die ungewissefte, die sich denken läßt; denn, 1) wer von unsern ganzen Theologen und Orientalen kann sich bei der ungeheuren Schwierigkeit dieser Sprache denn rühmen, daß er ordentlich arabisch könne, da selbst die geborenen arabischen Sprachgelehrten von Profession in ihrem ganzen Leben mit ihrer Muttersprache nicht zu Rande kommen? Unsere Theologen thun daher gewöhnlich nichts weiter, als sie schlagen das ihnen im Wege stehende Wort in des Golius Lexicon nach, und schwören auf die dort angegebene Bedeutung, über die der geborene Araber oft nicht genug lachen kann. 2) Die jetzige arabische Schrift ist erst 100 Jahre nach Christo entstanden; früher, und dies ist bei den semitischen Sprachen von der größten Wichtigkeit, schrieben die Araber die Vocale nicht unter die Consonanten wie jetzt, sondern neben dieselben, so daß die Vocale, auf welche man bei dem jetzigen Etymologisiren gar keine Rücksicht nimmt, das Wort ebenso gut als die Consonanten modificirten. 3) Wie sind wir dazu berechtigt, die von den Rabbinen, die oft die enormste Sprachgelehrsamkeit besaßen, festgesetzten und traditionell erhaltenen Wortbedeutungen gradeswegs zu verschmähen, weil sie uns grade nicht in unseren rationalistischen oder was sonst immer für einen Kram passen? u. s. w. — Schlosser's Urtheil hat übrigens für mich hierin allerdings Autorität, denn er hat mich selbst versichert, daß er Arabisch verstehe, und wahrscheinlich versteht er es eben so gut als Paulus. Ohnehin muß ich gestehen, daß mir Paulus' exegetische Methode gar nicht gefällt, theils weil er durchaus gar keine Rücksicht auf die Meinungen und Erklärungen Anderer und überhaupt auf gelehrte Exegese nimmt, sondern blos mit wenigen Worten seine eigne Meinung darlegt, und dann noch eine Weile über sie schwazt; theils weil er die Sachen so desultorisch und mit so viel unvorhergesagten Uebersprungen und Auslassungen durchnimmt, daß es gar nicht möglich ist, sich auf sein Collegium ordentlich vorzubereiten. Seine eigne Meinung aber ist doch manchmal wirklich ganz absurd, so z. B. läßt er zu Abrahams Zeiten schon

ein Fehmgericht existiren, und hält die 3 Männer, die zu Abraham kommen (I. Mos. Kap. 18) und von da nach Sodom gehen, für Diener des Fehmgerichts; eben so glaubt er, daß Moses Schießpulver aus Egypten gehabt und sich auf seinen Gebrauch verstanden habe, und glaubt, daß er durch angelegte Pulverminen bewirkt habe, daß die Rubeniten Dathan und Abiram in die Erde verschlungen seien (IV. Mos. Kap. 16; dann hätten sie ja doch wenigstens in die Höhe gerissen werden müssen, nicht in die Tiefe) u. dergl. mehr. Ich bin also in der That in Rücksicht jener beiden Collegia unschlüssig; Daub (das weiß ich schon) läßt sich in einem solchen Falle gar nicht aus, um Paulus, mit dem er in näheren collegialischen Verhältnissen steht, auf keine Weise zu nahe zu treten.

Noch enthält derselbe Brief ein beachtenswerthes Urtheil über die Creirung protestantischer Bischöfe in Preußen:

Was den quästionirten Bischof anbetrifft, so kommt mir das grade so vor, als wenn jetzt jemand hier zu dem Prinzen Gustav von Schweden gehen, und ihm zu seiner Succession in Folge des Todes Karls des XIII. gratuliren wollte. Es giebt eine Art von (ich weiß selbst nicht recht, wie ich es nennen soll) Schmeichelei, die sehr nahe an Spott und Ironie grenzt, besonders im Munde hoher Personen. . . .

Bei den Bischöfen fällt es mir übrigens ein, und bei dem in die Stelle des sel. Sack, wie ich aus den Zeitungen ersehen, erwählten Eylert, daß es doch wohl gut sein möchte, wenn man zu solchen Leuten nicht blos (welches erstere freilich die unerläßlichste Bedingung ist) sittlich würdige Männer und gute Kanzelredner, sondern auch wahrhaft gelehrte Theologen wählte. Uebrigens wird von selbigen Bischöfen das Heil überhaupt nicht ausgehen.

Endlich sei wenigstens bemerkt, daß ein gleichzeitiger Brief an die Mutter wieder eine malerische Beschreibung des Abschiedscommerses der Burschenschaft giebt.

Aus dem Anfang der Osterferien meldet ein Brief vom 16. März:

In den Ferien, die wohl so ziemlich, da Ostern dies Jahr so spät fällt, 7 Wochen dauern werden, will ich Anfangs womöglich fleißig sein, und ich habe mir schon mehrere Arbeiten für diese Zeit aufgespart, besonders auch Hebraica treiben. Sollte ich später mich einmal nach Frankfurt machen, so würde ich es in der Art angenehm treffen, als ich Schlossern daselbst fände, indem mir dieser in vielem behülflich sein könnte. Schlosser wird nämlich gegen den 8. April von hier nach Frankfurt reisen, da er seinen dortigen Freunden hat versprechen müssen, sie alle Ferien von hier aus zu besuchen. Er macht diese Reise im Sommer gewöhnlich zu Fuße. Morgen zu Mittag bin ich wieder bei ihm; und wenn uns der Himmel gutes Wetter schenkt (worauf freilich wenig zu hoffen ist; denn seit vier Wochen regnet es nun fast fortwährend, und auch diese Zeilen schreibe ich während des heftigsten Regens,), so wollen wir uns nachher etwas auf die

Berge machen. Es gilt damit eigentlich einem Abgehenden, den ich, nachdem er erst $^1/_2$ Jahr hier gewesen, uns äußerst ungern schon wieder verlassen sehe. Ich meine den Dr. phil. Cleß, einen Würtemberger und Sohn des Prälaten Cleß, der neuerdings dem Könige die Sprünge gemacht hat, einen äußerst braven, gemüthvollen und kenntnißreichen jungen Mann.

Auf die damaligen politischen Verhältnisse geht eine andere Stelle desselben Briefes ein:

Die Weimarer Preßfreiheit war wohl eine Blüthe, die im harten Winter zu früh hervorgebrochen war, und daher wieder erfror; aber zu dem Bundestage ist gar nichts zu sagen, denn der ist gar nichts; Schlosser wird ganz aufgebracht, wenn er nur an ihn denkt. Er hat die Leute nun da alle kennen gelernt und namentlich auch Friedrich v. Schlegel, der nach dem, was er mir von ihm erzählt hat, von Seiten seiner Unachtsamkeit nicht eben sehr achtbar ist, und im ganzen Schauspielerei treibt, und das gute deutsche Publikum zum besten hat; was ihm übrigens leiblich sehr wohl bekommen soll, nach seiner sehr bedeutenden Korpulenz zu schließen. — Und was wollen denn die guten Monarchen künftigen Sommer wieder einmal in Düsseldorf (denn von Frankfurt sagen unsere Nachrichten hier nichts)? nach der Speyerer Zeitung will sich sogar der König von Spanien mit dorthin verfügen. Düsseldorf ist der halbe Weg nach Paris; denn sonst hätten sie einen für alle drei näher gelegenen Ort finden können.

Der folgende Brief vom 22. März 1818 beginnt mit der Beschreibung eines Mondschein-Spazierganges auf dem Heidelberger Schlosse, eines Genusses, auf den Rothe noch in seinen letzten Jahren Andere mit Vorliebe aufmerksam zu machen pflegte:

Soeben (des Nachts um $12^1/_2$ Uhr) komme ich in der schönsten Mondnacht von unserem alten Schlosse, wohin ich noch gegen 11 Uhr mit Schroetter, Schmidt und Neumann gegangen war. Letzterer nahm seine Guitarre mit, und wir zogen mit Spiel und Gesang durch die alten unterirdischen Hallen, die das durch die verfallenen kleinen Fenster hindurchdringende Mondlicht nur halb erhellte, und die von allen Seiten von dem langsam durchsickernden und herabtropfenden Regen des gestrigen Tages gleich einer Tropfsteinhöhle dumpf erklangen. Von da zogen wir hinauf auf die große Altane des Schlosses in die freie warme Sternennacht und in den Schloßgarten. Aus der zu unsern Füßen dahin gestreckten stillen Stadt schimmerten uns nur noch wenige zerstreute Lichter entgegen, und nur das dumpfe Hundegebell tönte zu uns hinauf. Aber in dem weit sich dahin schlängelnden Neckar spiegelte sich der Mond. — Gute Nacht; für heute mag dies genug sein.

In dem gleichen Briefe finden wir zum ersten Male auch

Abegg's näher gedacht, und dies gleich in einer Weise, die ganz mit dem bereits mitgetheilten Nachrufe*) übereinstimmt:

Ich komme eben aus der h. Geistkirche, wo der Kirchenrath Abegg eine sehr schöne Homilie über Luk. XXIV. 36—45. hielt. Er ist offenbar der beste und ausgezeichnetste Kanzelredner, den ich bis jetzt gehört, und zugleich einer der vortrefflichsten, religiösesten und christlichsten Menschen, die es nur geben kann. Eben so ausgezeichnet ist er auch als gelehrter Theologe und Philologe, und hat auch vor langen Jahren hier philologische Collegia gelesen. Es ist nur zu wünschen, daß ihn Heidelberg lange behält; denn er hat schon oft sehr annehmliche Vocationen nach Frankfurt und Bremen gehabt, die er aber seiner Frau zu Liebe ausgeschlagen; und diese ist nun todt.

Nicht minder bemerken wir auch jetzt die schon früher hervorgehobene Begeisterung für die Schönheiten des Frühlings:

Am Charfreitage Nachmittag war ich mit Cleß und den Tübingern für dieses Jahr zum ersten Male wieder auf dem Kaiserstuhle, wo es noch ziemlich winterlich aussieht, während im Thale die Stachelbeersträucher schon ganz grün, und ein Theil der Bäume wenigstens halb belaubt sind. Der eine der vor meinem Fenster stehenden Bäume ist hierin hauptsächlich mein Barometer, jeden Morgen beim Aufstehen finde ich ihn grüner. Gestern habe ich einige Blumen für Dich in den Gesenius zum Trocknen gelegt; sie sollen mit diesem Briefe ihre Reise nach Breslau antreten.

24. März. Eine offenbar sehr wichtige Neuigkeit muß ich Dir doch sogleich frisch und aus der ersten Hand mittheilen. Die Sache ist folgende. Ich ging heute nach 1 Uhr eine Stunde zum Neckarthore hinaus spazieren, und entdeckte da zwischen dem Thore und dem ehemaligen Kloster Haarlaß den ersten blühenden Baum, und zwar einen Mandelbaum; die Pfirsichen werden nun wohl auch bald nachfolgen. Auch habe ich durch die Kunde vernommen, daß auf dem Pariser Spaziergange, der sich um die südliche Seite der Stadt von dem Klingenthore bis auf die Rohrbacher Chaussee herumzieht, mehrere Mandelbäume in Blüthe getreten sind. — Ich weiß nicht ob ich Dir in meinem letzteren Briefe eine sonderbare meteorologische Erscheinung mitgetheilt habe, die wir hier kürzlich erlebten. Ich glaube, daß es unterblieben ist, und darum mag es hier stehen. Wir hatten nämlich am 13ten, Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr, hier für dieses Jahr das erste Gewitter, Donner und Blitz, und zwar was das sonderbarste bei der Sache ist, während ein starker Schnee fiel.

Einige Tage später beantwortet Rothe eine näher eingehende Frage seines Vaters hinsichtlich der Burschenschaft:

*) Vgl. oben Seite 34—36.

Die Burschenschaft ist eine freie, für alle Akademiker ohne Unterschied berechnete Verbindung zur Beobachtung des von ihnen selbst verfaßten und anerkannten Burschenbrauches, zur gegenseitigen Beschützung der Freiheit und der Rechte jedes Einzelnen, und zur Erhaltung und Beförderung der Ordnung und Sittlichkeit, so wie des Rechtes in dem Ganzen, zunächst gerichtet als Bollwerk gegen das Unwesen der landsmannschaftlichen, despotischen Verbindungen und als Mauer, an welcher sich ihre ohnmächtige Macht aufreiben soll und wird. Es bildete sich dieser Verein in Heidelberg im Winter 1816—17, als die Despotie der Corps die sogenannten Renoncen abermals zu unterdrücken strebte, früher war schon in Jena etwas ähnliches geschehen; jetzt sind auch Gießen, Erlangen und Halle beigetreten (letzteres aber wohl nur formaliter, oder vielleicht wollen sie dort gar, was noch schlimmer wäre, unter dem Namen einer Burschenschaft das alte Corpswesen nur um so ungestörter forttreiben). Das eine Heft der Carovée'schen Reden, welche Du erhalten, wird Dir zum Theil das Gesagte deutlicher auseinandersetzen. Mit nächster Gelegenheit aber will ich Dir einen auch von Carovée am 23. Februar 1817 bei Darlegung des Verfassungs-Entwurfes für eine allgemeine Burschenschaft zu H . . . (Heidelberg) im Namen der zu diesem Entwurfe Beauftragten gehaltenen Vortrag zusenden, der einen gedrängten, aber vollständigen Auszug aus dem damals entworfenen und jetzt hier bestehenden Burschenbrauche enthält. Nur müßte ich Dich dann bitten, mein Dir zugeschicktes Exemplar sorgfältig aufzubewahren, weil die im Druck erschienenen Exemplare vergriffen sind, und ein solches Andenken mir doch immer lieb und werth sein und bleiben muß.

In dem gleichen Briefe äußert sich Rothe über Tieck's Dichtungen, aus denen er sich noch in späteren Jahren so manche Auszüge machte:*)

Daß Du Tieck's h. Genoveva gelesen hast, freut mich sehr, und noch mehr, daß Du sie für ein Meisterstück und wahre Poesie anerkannt hast, trotz der scheinbaren Unkunst, Kunstlosigkeit und Unordnung, die in ihr, so wie in allen Tieck'schen Sachen, und überhaupt in der romantischen Poesie herrscht (ist es denn anders in Goethe's Faust?). Ich erinnere hier nur an das, was Fr. Schlegel bei Gelegenheit der Emilia Galotti sagt (Charakteristiken und Kritiken. I. 203 f.): „es ist allerdings viel Verstand darin, nämlich prosaischer, in dieser prosaischen Tragödie, ja sogar Geist und Witz. Gräbt man aber tiefer, so zerreißt und streitet alles, was auf der Oberfläche so vernünftig zusammen zu hängen schien. Es fehlt an jenem poetischen Verstande eines Shakespeare, Goethe oder Tieck. In den genialischen Werken des von diesem poetischen Verstande geleiteten Instinkts enthüllt alles, was beim ersten Blicke so wahr, aber

*) Vgl. das den „Stillen Stunden" angehängte Register.

auch so inconsequent und eigensinnig, wie die Natur selbst auffällt, bei gründlicherem Forschen stets innigere Harmonie und tiefere Nothwendigkeit." — Da Du die Genoveva gelesen hast, so muß ich voraussetzen, daß Dir auch der Zerbino im 1. Bande der romantischen Dichtungen nicht unbekannt geblieben. Auch über ihn hörte ich gern Dein Urtheil, so wie über das mit der Genoveva im 2. Bande enthaltene Rothkäppchen. Vor allem aber lies doch ja den Octavianus, wo Tieck's poetische Elemente ganz im Großen hervortreten. Die Genoveva habe ich vorigen Sommer, größtentheils auf dem Schlosse, gelesen.

Dem gleichzeitigen Briefe an die Mutter möge wenigstens eine der scherzhaften Schilderungen entnommen sein, hinsichtlich deren Rothe schon früher einmal bemerkt, seine Briefe müßten den Eltern doch auch Stoff zum Lachen geben:

Wahrscheinlich hast Du schon in meinem Briefe gelesen, daß ich Dir ganz im Geheimen eine wichtige Siegesnachricht mitzutheilen habe. So höre denn zu, und versprich mir, sie niemandem mitzutheilen; sie jedermann vorzulesen sei Dir jedoch gern zugestanden. Die Sache ist die. Seit den Tagen des letzteren Casinoballes bis hierher leidet das Himmelreich Gewalt, und die Gewalt thun, die Studenten, reißen es an sich, und treiben heraus das Frauenzimmer. Denn alle Propheten und das Gesetz haben geweissagt Ungewitter, so sie übel thäten, und nun ist es an der Zeit, daß alles erfüllt werde und der Zorn des Herrn komme über die Uebermüthigen und die Wortbrüchigen. — Der dunkle Orakelspruch wird durch eine kurze Erklärung leicht in's Klare gesetzt. Sie folgt anbei. — Die Casse der diesjährigen Casinogesellschaft (mit der ich, beiläufig gesagt, nichts zu schaffen habe,) hatte, was sonst eben selten der Fall ist, einen so bedeutenden Ueberschuß, daß die Direktoren sich in den Stand gesetzt sahen, noch drei außerordentliche Casinobälle zu veranstalten. Von diesen wurde der erste auf den verwichenen Donnerstag oder mit anderen Worten auf gestern angesetzt; um aber in keinem Falle vergebliche Kosten zu machen, und gesichert zu sein, daß eine gehörige Anzahl Tänzerinnen erscheine, ließen die Direktoren zuvor bei den abonnirten Tänzerinnen einen Zettel herumgehen, mit dem Ersuchen, daß diejenigen von ihnen, welche gewiß versprechen könnten und wollten, auf dem Balle zu erscheinen, sich unterzeichnen möchten. Es unterzeichneten sich 39. Der Ball wurde also arrangirt; ein Paar Minuten aber vor Eröffnung desselben ließ die gesammte schöne Welt, 8 Tänzerinnen ausgenommen, den Contract aufkündigen, und sich für den heutigen Ball entschuldigen, so daß also das ganze weibliche Ballpersonal aus 8 Personen bestand. Dieses nun hat den Burschen fürchterlich erbittert, und mehrere der Ergrimmten beschlossen sogleich, schreckliche Rache zu nehmen. Diesen Beschluß wollen sie nun folgenderweise ausführen. Heute Abend wollen sie den 8 Tänzerinnen, welche anwesend waren, ganz ordentliche Ständchen bringen; dagegen wollen sie morgen Abend die übrigen 31 mit einem Katzenconcert unter

ihren Fenstern begrüßen. Den blechernen und zinnernen Pfeifen soll ein gräßlich unmelodischer Schall enttönen, Katzen, in die Schwänze gezwickt, werden den Accord angeben, alte Geigen dazwischen quitschen, Gießkannen sie überbrummen und was dergleichen mehr ist. Siehst Du, dies ist die ungeheure That der Rache, die sie im Schilde führen. Zum Glück für das bedrängte Frauenzimmer werden sich, wie ich denke, die Schnurren wohl bald hinein legen, unterdessen ich mich für heute in's Bett legen will, während die da draußen musiciren werden. Doch für jetzt ist es noch nicht Zeit dazu, sondern man wird besser thun, vor der Hand noch einen honorigen Spaziergang zu riskiren. . .

29. März. Diesem Briefe lege ich einige (5) Veilchen und 1 Gänseblümchen bei; sage doch dem Vater, sie seien am ersten Osterfeiertage gegen Abend an der südlichen Hofmauer des Stifts Neuburg gepflückt, er weiß dann die Stelle, wo sie geblüht, gewiß eben so genau, als ich, und wird sie Dir ohne weiteres auf der Karte nachweisen, auch vielleicht die kleine Lücke finden, welche diese Blumen nun nicht mehr ausfüllen können. . .

Nachträglich kann ich noch folgenden Tagesbericht mittheilen: Die besagten Ständchen sind am Freitag glücklich vollführt worden; die Katzenmusik aber ist, was sehr vernünftig war, unterblieben.

Am 13. April 1818 heißt es, abermals in einem Separatbriefe an die Mutter:

Ich kann nicht leugnen, daß von allen Wochentagen für den Empfang Eurer mir so tröstlichen und erfreulichen Briefe keiner mir angenehmer und lieber ist, als der Sonnabend. Ich habe dann gewöhnlich beim Empfange Eurer erwünschten Zuschriften, auf welche ich mich schon die ganze Woche zum Voraus gefreut habe, wieder eine Woche mit der ihr zugetheilten Mühe und Arbeit hinter mir, und kann die herrlichen Blätter recht eigentlich als den Lohn dafür und einen süßen Nachtisch in Ruhe genießen. Den Sonntag, wo mir die sonnabendliche Lust noch in der Seele wiedertönt, kann ich dann so schön zur Beantwortung benutzen, der Sonntag Abend, an dem man doch nicht eben gern viel studiert, verfließt auf diese Weise so froh, kurz alles ist dann in der Ordnung, so schön als es jetzt hier ist, denn hier wird es in der That jetzt ganz gewaltig schön, und kann ich mich selbst unter dem Briefschreiben nicht enthalten bisweilen von dem Pulte an's offene Fenster zu treten, und nach dem Neckar und den Bergen hinüber zu sehen, welche letztere freilich noch mehr braun als grün sind. Aber im Thale drunten und auf dem Schlosse da schießt und knospet und grünt und blüht es, und selbst aus meinem Fenster sehe ich schon fast seit 14 Tagen 2 Bäume blühen, was es aber für Bäume sind, kann ich durchaus nicht heraus bekommen. Mein Nachbar, Herr Dr. med. Nebel, hat sein vor meinen Fenstern liegendes Gärtchen recht schön herausgeputzt, und die Frühlingsluft die Blattknospen seiner Bäume zu einem erfreulichen Grün entfaltet. Täglich habe ich sie beobachtet, wie sie allmälig grüner wurden. Sogar eine Nachtigal habe ich mit mei-

nem alten Schmidt am Donnerstage schon schlagen hören, jenseits des Neckars, ein Stück hinter dem Haarlaß.

Zwei weitere Briefe an Vater und Mutter, vom 24. und 26. April 1818, geben eingehenden Bericht über eine achttägige Ferienfußreise nach Speier, Edenkoben, Neustadt, Grünstadt, dem Donnersberge, Worms, Oppenheim, Mainz und von da über Darmstadt und die Bergstraße zurück. Rothe flicht dabei Parallelen mit einer im Jahre 1815 mit zwei Schulfreunden gemachten achttägigen Reise durch die Grafschaft Glatz ein. Gleichzeitig meldet er, daß er, „um doch auch etwas Französisches zu treiben" die Corinna von Frau von Staël lese. Dagegen antwortet er dem Vater auf eine von diesem an ihn gerichtete Frage am 10. Mai, die Schrift von Baumgarten-Crusius „Die unsichtbare Kirche" habe er noch nicht gelesen, wohl aber eine Recension, welche sie als Erbauungsschrift rühmte. Derselbe Brief gedenkt auch der Berufung von Coelln's nach Breslau, und enthält außerdem wieder eine Notiz über die Wirksamkeit Abegg's:

K.-R. Abegg liest mit dem außerordentlichsten Beifall, so daß mehrere Theologen, welche schon längst ausstudiert haben, und 5—6 Stunden von hier Vicariate bekleiden, um ihn zu hören, täglich in die Stadt hereinkommen.

Endlich folgt das definitive Verzeichniß der nunmehrigen Vorlesungen, zu denen, außer den schon am 28. Februar verzeichneten, noch Abegg's Philipperbrief und Daub's zweiter Theil der Dogmatik gekommen sind, während es in Bezug auf Hegel heißt: „Um beide Hegel'sche Collegia bin ich diesmal gekommen, da beide unglückseligerweise mit den beiden Daub'schen collidiren." Der Mutter schreibt er gleichzeitig von seiner und seiner Freunde Absicht, am Nachmittage zu dem Schwetzinger Frühlingsfest hinauszugehen. Und ähnlich wissen auch die Briefe aus dem Mai 1818 neben den Studien auch von gemeinschaftlichen Ausflügen nach Neckarsteinach und auf den Kaiserstuhl zu erzählen. Freilich heißt es aber nachträglich von der Schwetzinger Tour:

Ich für meinen Theil langweile mich bei dergleichen Lustpartieen immer sehr und wußte das auch schon voraus. Uebrigens bin ich sehr froh, den berühmten Schwetzinger Garten einmal gesehen zu haben, auf jedes zweite Mal thue ich von Herzen gern Verzicht, und glaube auch kaum, daß ich meinen Stab noch einmal hinübersetzen werde, zumal da

der Weg selbst der langweiligste ist, den man von Heidelberg aus nur irgend machen kann.

Mehreres Belangreiche findet sich ferner in dem an den Vater gerichteten Briefe vom 7. Juni 1818. Zunächst wird hier der damals auftauchenden Projekte einer Theilung Badens in lebendiger Weise gedacht:

Um Deinen Brief nach der Zeitfolge zu beantworten, fange ich mit jenen famosen Briefen an, welche Du in dem Deutschen Beobachter gelesen hast, und die ich in dem Hamburger Correspondenten oder in der Bremer Zeitung (in welcher von beiden Zeitungen will ich unentschieden lassen), aber in keiner einzigen süddeutschen Zeitung gefunden habe. Ich habe darüber kein Urtheil, hier aber hält man sie allgemein für untergeschoben, welcher Meinung ich unbedingt beitreten würde (denn sie sind in einer Weise abgefaßt, die dem jetzigen Kabinetsstyl wahrlich nicht ähnlich sieht,), wenn es mich nicht befremdete, daß man sie noch nicht offiziell widerrufen, da sich die beiden correspondirenden gekrönten Häupter durch dergleichen Herzensergießungen vor dem deutschen Publicum und ihren Unterthanen nicht viel weniger als prostituiren. Herr Dr. Benzenberg dagegen konnte in Hamburg ohne alle Gefahr sich diesen literarisch politischen Spaß machen. Das punctum quaestionis in den obengedachten Briefen aber ist wohl nicht so aus der Luft gegriffen; denn nach dem Tode des jetzigen Großherzogs von Baden könnte sein Großherzogthum gar leicht zerrissen werden, und die Pfalz Baiern, der Breisgau aber Oesterreich anheimfallen, und daß diese beiden Mächte das wünschen, läßt sich wohl nicht in Zweifel ziehen. Es hat nämlich der jetzige Großherzog keine männlichen Erben, und wiewohl er in Ermangelung dieser die Grafen von Hochberg, die Söhne seines seligen Großvaters, des Großherzogs Carl Friedrich aus dessen zweiter Ehe, zu seinen Nachfolgern ernannt hat, so sind diese von den übrigen deutschen Fürsten doch noch nicht als solche anerkannt, und ich glaube schwerlich, daß man Lust hat ihnen mehr zukommen zu lassen, als etwa das alte Markgrafthum Baden. Beiläufig gesagt: es ist dies wahrscheinlich auch mit eine von den Ursachen, welche Hegeln bewogen haben, den Ruf nach Berlin anzunehmen; denn da auf diese Weise Heidelberg leicht bairisch werden könnte, hätte er zu fürchten gehabt, einmal wieder unter den bairischen Scepter zu kommen, der ihm überaus verhaßt ist.

Die bevorstehende Abreise Hegel's läßt zugleich den schon früher besprochenen Gedanken, Heidelberg mit Berlin oder Bonn zu vertauschen, noch mehr zur Reife kommen:

Was Berlin anbetrifft, so ließe sich jetzt zwar allerdings noch nichts mit Bestimmtheit über diesen Punkt beschließen; doch wäre es, bei der jetzigen Lage der Dinge, und unter der Voraussetzung, daß sich binnen

einem Jahre in der dortigen theologischen Facultät keine Veränderung in pejus zutrüge, so viel ich sehe, und wenn Du es erlaubst und nichts dawider hast, für mich wohl offenbar am gerathensten, nach Vollendung meines hiesigen Cursus noch nach Berlin zu gehen, und ich kann nicht leugnen, daß mich jetzt nun auch noch wieder Hegel dorthin zieht. Wenn nicht alles dieses zusammenkäme, würde ich freilich lieber jede andere Universität wählen als das mir bis in den Tod verhaßte Berlin, und Se. Majestät der König von Preußen würden mir gewiß keinen kleinen Gefallen thun, wenn sie in Bonn eine recht gute theologische Facultät zusammenbrächten, und Schleiermachern, Neandern und Hegeln dorthin versetzten, woran übrigens gar nicht zu denken ist. Ueberhaupt sehe ich gar nicht ab, wie man in Bonn eine theologische Facultät zusammenbringen will, da fast auf allen Universitäten ein fühlbarer Mangel an theologischen Docenten stattfindet. Höchstens in Breslau und Halle müßte man einige entbehren können, und da scheint es mir denn auch, daß man den Herrn v. Coelln vorzüglich deshalb nach Breslau berufen habe, um dafür einen der Breslauer Professoren, etwa Herrn Dr. Schulz, nach Bonn schicken zu können. Was man von Halle dahin versetzen könnte, möchte sehr unerheblich sein.

Doch wird Alles, was Heidelberg an wissenschaftlicher Anregung bietet, nur um so mehr in den Bereich gezogen, wie eine im gleichen Briefe gemachte Mittheilung über den Besuch naturwissenschaftlicher Collegien darthut:

Herr Geheimrath und Professor Ritter Carl Cäsar von Leonhard hat am 1. Juni öffentliche Vorlesungen über die Naturgeschichte der Vulkane (Montags, Mittwochs und Freitags von 4—5 Uhr) eröffnet vor einem sehr zahlreichen Auditorium, worunter auch Creuzer, Schwarz, Gmelin und mehrere andere hiesige Professoren. Er verbindet zugleich damit Demonstrationen seines glänzenden Naturalien-Cabinets. Bis jetzt habe ich diese Vorlesungen auch besucht.

Seiner Mutter berichtet Rothe am folgenden Tage von einem ihn sehr erhebenden musikalischen Genusse:

In diesen Wochen war der bekannte Herr Kaufmann aus Leipzig hier, und gab Concerte mit den von seinem seligen Vater und ihm erfundenen großen musikalischen Automaten: dem Chordalaudion, dem Belloneon, dem Harmonichord und dem Trompeter-Automat. Ich habe mir das eine dieser in der That merkwürdigen Concerte mit angehört, und beim Herausgehen nur den Wunsch gehabt, auf einem solchen Harmonichord mir täglich eine Stunde vorspielen zu lassen, denn über die reinen, sanft verschwindenden, das Herz bald mit unnennbar tiefem Schmerz durchdringenden, bald es leicht und mild emporhebenden und in süße Lust einwiegenden reinen, hellen Wogen dieser Töne geht nichts. Es ist von den 4 genannten Instrumenten das einzige, das förmlich gespielt wird,

und also im strengen Sinne des Worts eigentlich kein Automat ist. Die übrigen 3 Instrumente, wiewohl sie viel künstlicher eingerichtet sind als dieses Harmonichord, würde ich kaum versucht werden, mir zum zweiten Male anzuhören, wenigstens nicht für einen Gulden.

Schon zwei Tage später beginnt Rothe wieder einen Brief an den Vater, der von der fortdauernden Anregung durch Schlosser Zeugniß giebt:

Ich komme eben von einem recht schönen Spaziergange, den ich mit Schlossern an der Lehne des Kaiserstuhles in einer mittleren Höhe und auf mir zum Theil noch unbekannten Wegen gemacht habe. Der gute Mann hat eine ausnehmende Freude an der Natur, die ihn für die geselligen Vergnügungen, aus denen er sich eigentlich ganz zurückgezogen hat, entschädigen muß. Ich sagte ihm, daß ich noch einige Hoffnung hätte, Euch noch einmal hier zu sehen, und er hilft nun mit bitten um die Gewährung dieses Wunsches. Es kam auch die Rede auf das Manuscrit d'Hellène. Schlosser hält es zwar nicht für Napoleontisch (wobei er jedoch nicht leugnen will, daß es größtentheils Aeußerungen enthalte, die aus Napoleon's Munde gekommen, sondern nur dies, daß der große Mann in diesem Buche sein eigentliches unverhohlenes Herzensgeständniß niedergelegt), aber auch nicht für ein Machwerk der seligen Frau v. Staël, schon darum nicht, weil (was auch mir schon immer ein Stein des Anstoßes war) diese entschiedene Feindin Napoleon's diesen auch in solchen Lichte, wie es in der Schrift geschieht, wohl schwerlich würde dargestellt haben. In meinem Sinne ist das Manuscrit auch nicht Napoleontisch, was aber wieder ganz etwas anderes ist. — Heute ist in der Hirschstraße bürgerlicher Bal paré. Vor solchen Sommererholungen möge mich der Himmel gnädig bewahren; lieber tüchtig ausgeschlafen, und bei Zeiten wieder aufgestanden; also gute Nacht! Könnte ich Euch doch erst wieder aus dem Bette eine gute Nacht zurufen, und ohne Licht zu Bette gehen hinter der Glasthüre! Wann werde ich's wieder?

Gleich am 14. Juni meldet Rothe weiter, daß er bei Schlosser zu Mittag gegessen und den größten Theil des Nachmittags bei ihm zugebracht habe. Noch entnehmen wir aber demselben (gleich vielen anderen zehn große, enggeschriebene Seiten langen) Briefe einige Aeußerungen über Goethe, Jean Paul und A. W. Schlegel:

Hast Du das kürzlich herausgekommene 3. Heft von Goethe's „Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden" schon gelesen? Zu Anfange der zweiten Abtheilung und auf den folgenden Blättern stehen wahrhaft goldene Worte über die sinnlosen und einseitigen Bestrebungen der neuesten Zeit, und die Tendenz einer solchen Opposition scheint durch das ganze Heft hindurch vorzuwalten. Auch findet sich unter derselben Rubrik eine (gewiß sehr richtige) Bemerkung über den Humor und sein

Verhältniß zum poetischen Genie, die mir besonders auf Jean Paul (der jetzt in Frankfurt a. M. ist) eine treffende Anwendung zu leiden, und Friedr. Schlegel's berühmtem Urtheil (im Athenäum B. I. St. 2. S. 131 ff.) über diesen Dichter e diametro zu widerstreiten scheint. Mir ist es immer so vorgekommen, als ob Jean Paul's ausgezeichnetes Talent zur Allegorie und seine eigentliche, durch und durch echte, poetische Eigenthümlichkeit und Individualität weder in den rein humoristischen Stellen, noch in den sentimentalen (am vollendetesten im Titan), sondern in jener hohen, edlen, ernsten und tiefen, echt orientalischen Beschaulichkeit, die sich gepaart hat mit dem poetisch scharfen, gleichsam magischen Prophetenblicke in das Wesen der Dinge und des Geistes (die durch und durch in den beiden ersten Theilen seiner Vorschule der Aesthetik herrscht) in ihrer ganzen Reinheit und Klarheit strahlen.

... Als ich eben nach Hause ging, traten auf dem Markte einige Bekannte an uns heran, und frugen uns, ob wir nicht Aug. Wilh. Schlegeln sehen wollten? Wir bejahten es gern, und erfuhren, er sei heute hier angekommen, woselbst er sich länger aufzuhalten gedenke, und spaziere grade auf der Hauptstraße auf und ab. Wir kehrten sogleich mit ihnen um, und hatten den Dichter bald erreicht. Ich kann eben nicht sagen, daß sein Aeußeres einen besonders anziehenden Eindruck in mir zurückgelassen hat. Schlegel ist von mittlerer Größe und hager, und kam uns allen vor, wie ein französischer Abbé oder ein vornehmer Emigrant, wozu seine moderne englische Kleidung das Ihrige auch beigetragen haben mag. Die ganz eigenthümliche Lieblichkeit, die alle seine Dichtungen durchleuchtet und dieselben vor allen übrigen der Deutschen so schön auszeichnet (einige Goethische vielleicht ausgenommen), spiegelt sich nicht im Mindesten in seinem Aeußeren ab; und ich würde ihn nach diesem weit eher für einen Hofmann, als für einen Dichter gehalten haben. Doch muß man hierbei wohl seine Jahre (er ist 1767 geboren) sehr in Anschlag bringen. Auch Jean Paul ist heute wieder hier angekommen und wird sich länger hier aufhalten. Beide Poeten wohnen im Karlsberge. Auch Friedrich Schlegel soll, wie ich höre, wieder erwartet werden. Diese Sachen sind eben sehr schön, und es kann sich gewiß niemand mehr darüber freuen, als ich; nur bedaure ich von ganzem Herzen die Zuhörer des Herrn Prof. Voß.

Ein näherer Bericht über die studentische Feier der Schlacht bei Belle-Alliance ähnelt dem vom Vorjahre. Dagegen geht eine Kritik der Breslauer Kunstausstellung in allgemeine Bemerkungen über die Kunst über, die hier nicht fehlen dürfen:

Ich für mein Theil muß gestehen, daß ich von solchen Mitteln, die Kunst zu befördern, nicht viel halte, sondern, daß ich sie im Gegentheile dahin wünschte, wo der Pfeffer wächst. Die Weimarer, Dresdener, Berliner u. s. w. Kunstausstellungen sind vielleicht schon ein Uebelstand, ein noch weit größerer aber ist jede solche Anstalt da, wo man nun einmal die Kunst zu suchen durchaus nicht berechtigt ist, eben darum weil sie schon

der äußeren Verhältnisse wegen dort gar nicht bestehen kann; was doch von Breslau gewiß gilt. Was in aller Welt, wenigstens welches künstlerische Interesse sollte wohl den fremden (wahren) Künstler nach Breslau hinziehen, welches den einheimischen dort halten? Der Mittelmäßigkeit aber, die grade in der Kunst gar nicht mehr mittelmäßig bleibt, sondern durchaus aus der Sphäre der Kunst heraustritt, werden auf diese Weise Thor und Angel geöffnet, desgleichen dem Hochmuthe unkünstlerischer Künstler und dem schalen Kunstgeschwätze des Publikums, und eine Menge in ihrer Art guter Kräfte dem bürgerlichen Leben entzogen und auf einen Punkt hingelenkt, auf dem sie ihrer Natur nach immer unwirksam bleiben müssen, des schmerzlich drückenden Gefühls gar nicht zu gedenken, das uns ergreift, wenn wir sich Arbeiten an Kunstwerke anreihen sehen, die ihnen toto genere entgegengesetzt sind. Darum würde ich auch nicht zugeben, daß man z. B. in Bildergallerien Werke der höheren Kunst (und diese ist ja eigentlich die alleinige; eine niedere läßt sich gar nicht denken) mit bloßen Malerei- oder Sculpturkunststücken, die einen so bedeutenden Theil der Werke aus der holländischen Schule ausmachen, zusammenstelle. Nicht das Object der Darstellung entscheidet übrigens, ob ein Werk der Kunst (ich spreche hier vorzüglich von Malerei und Sculptur; Poesie und Musik, so wie die noch übrigen Künste schließen sich hier von selber aus) angehöre oder nicht. Keinesweges will ich die Sphäre der Objecte für die Kunstdarstellung etwa blos auf den menschlichen Körper beschränken; sondern es soll und darf hier nur die Weise entscheiden, nur das Eine kann das Kriterium des Kunstwerkes sein, daß es eine Idee (im platonischen Sinne) ausdrücke, daß es beurkunde, daß sein Meister in dem dargestellten Gegenstande die ihm immanente Wesenheit geschaut und in dem Bilde wieder ausgeprägt habe, was eben so gut von einer menschlichen Gestalt gelten kann, als von einer historischen Scene, von einer Landschaft, von einem Blumenstrauße, ja einer einzigen Blume, einer Katze, einer Kuh u. s. w.; aber z. B. schon nicht mehr von einer pissenden Kuh, weil bei der Darstellung einer solchen der Meister das Wesentliche nur als ein Mittel gebrauchen würde um das Unwesentliche darzustellen, um seine Kunstfertigkeit in Darstellung derselben zu zeigen. Daraus folgt aber, daß ein Kunstwerk nie eine Copie der Natur sein kann, sondern allein die Frucht der poetischen Anschauung oder des philosophischen Erkenntnisses (und insofern fällt die Philosophie unmittelbar in das Gebiet der Kunst) der sowohl der gesammten Natur, wie jedem einzelnen natürlichen Dinge einwohnenden Idee, als seiner wesentlichen Substanz, und der organischen und an und in sich nothwendigen Verwebung und Verbindung dieser einzelnen Ideen untereinander und mit der ganzen Welt, so wie ihres Verhältnisses zu dem menschlichen Geiste; und ebenso, daß darum noch nicht jede Rose, Landschaft, Kuh u. s. w. sogleich ein Kunstwerk sei, weil man von ihr zugestehen müsse, sie sei fehlerlos gemalt und finde sich in der Natur wieder, sondern erst dann, wenn sie, die Rose, Kuh u. s. w. in genere selber, gleichsam die ροδίτης, die μοσχότης u. s. w. ohne daß sie durch hinzugefügte Beisätze irgend verdunkelt werde, darstellt,

wenn der Künstler aus der in ihm selbst ideal lebenden Natur sein Object freithätig a priori reconstruirt hat. — Aber, wahrlich, ich hätte auch etwas Besseres thun können, als Dir mit solchem Zeuge die Ohren vorgellen; das muß ich nur noch hinzufügen, daß eben der allein ein Dichter und Künstler überhaupt ist, der diese unmittelbare Anschauung der ideellen Natur und Geschichte und des ideellen Lebens im Allgemeinen, wie im Besonderen als ein göttliches Geschenk in sich trägt; durch Reflexion läßt sich jene Idee nie gewinnen, und wenn der Philosoph sie aus dem Begriffe demonstrirt und erphilosophirt zu haben glaubt, so täuscht er sich hiermit selber; nicht dem Philosophen ist es gelungen zur Idee, welche es auch immer sei, zu gelangen, sondern dem Künstler im Philosophen, der letztere hat ihr nur die Form des Begriffes angezogen. Zu dem Reinideellen zu gelangen giebt es nur zwei Wege, die Kunst und die Religion; die letztere aber, weit höher stehend als die erstere und sich allein im Elemente des Absoluten bewegend, entzündet in dem Gemüthe, das sie zu ihrem Tempel geweiht, nothwendig immer wenigstens den Glauben an diese und das Bewußtsein derselben.

Nicht ohne Interesse ist auch die folgende Bemerkung über Höflichkeitsbesuche:

Herrn G. R. Zachariae habe ich bei Gelegenheit seines Titularanwuchses keineswegs gratuliret, theils weil ich gewiß weiß, daß dies überhaupt von keinem der hier Studierenden geschehen ist, da dergleichen Formalien hier überhaupt gar nicht gebräuchlich sind, theils weil ich schon seit beinahe $^3/_4$ Jahren weiter keine Veranlassung mehr gehabt habe mit ihm in Berührung zu kommen. Es gehörte diese Bekanntschaft zu denen, die fast ohne Nutzen sind, und wenn sie cultivirt werden sollen, einen nicht geringen Aufwand von Zeit kosten, ohne doch dafür Herz und Gemüth schadlos zu halten, und die grade in der ungebundenen Lage des Studierenden noch mehr zu vermeiden sind. Ich bin gewiß, daß Du hierin ganz mit mir übereinstimmst, zumal da Du weißt, daß ich sonst jeden Umgang, der bildend, belehrend und erholend ist, gewiß in vollem Maße zu schätzen weiß; aber wo ich nichts finden kann als unnöthigen Zwang und lange Weile von beiden Seiten, dahin, das gestehe ich offenherzig, gehe ich nicht, und werde es hoffentlich in meinem Leben auch nicht nöthig haben, da ich die persönliche Freiheit unter allen äußeren Lebensgütern immer für das höchste und erste halten werde.

Der gleichzeitige Brief an die Mutter berichtet ihr, „der Aerztin, collegialisch“ über eine an einem leicht erkrankten Commilitonen mit Erfolg vorgenommene Kur, der folgende Brief an den Vater, vom 6. Juli 1818, von den damals in Heidelberg von Professor Schelver versuchten sympathetischen Kuren. An demselben Orte findet sich ein nicht eben günstiges Urtheil über die Goethe'schen Memoiren:

Von Goethe's Leben habe ich jetzt den 1. Theil der 2. Abtheilung (der 2. Theil ist auch schon heraus) erwischt und angefangen. Die Sache bleibt sich durchaus gleich, nur glaube ich, wird die niedliche zierliche Waare durch den leichten Briefstyl manchmal etwas gar zu leicht. Doch habe ich mich noch nicht tief genug hineingelesen, um darüber schon urtheilen zu können. Die ersteren Briefe schweben wirklich ordentlich federleicht in der Luft. Schade ist nur, daß man doch eine sehr große Lücke (auch besonders in psychologischer Rücksicht) zwischen diesem Bande und dem 3. der 1. Abtheilung empfindet. Das 3. Heft von „Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden" ist aber offenbar eine gar zu leichte Arbeit, und könnte ein neues Muster abgeben, mit einem geringen Aufwande von Zeit, Kraft und Druckerschwärze dicke Bücher zu schreiben und zu drucken.

Doch muß hier gleich beigefügt werden, daß ein späterer Brief (vom 3. August) ausdrücklich erklärt: „Ich glaube, ich habe einmal geäußert, die 2. Abth. von Goethe's Leben schiene mir zu leichte Waare. Da nehme ich mein Urtheil völlig zurück und bekenne im Gegentheil, daß mir Goethe in diesem Theile sich selber übertroffen zu haben scheint."

Und ebenso heißt es am 16. August: „Ich habe jetzt auch den 2. (1817 erschienenen) Theil der 2. Abtheilung von Goethe's Leben gelesen. Er übertrifft sich nach meinem Urtheil immer mehr, und auch als Dichter steht er gewiß hier (über Goethe den Menschen enthalte ich mich alles Urtheils) unübertroffen da. Das ist denn doch eine ganz andere Sache als im 3. Heft von Kunst und Alterthum."

Von Interesse ist aber in dem vorerwähnten Briefe besonders die Antwort auf eine nähere Frage des Vaters wegen der Fortsetzung der Studien in Berlin und zugleich nach den Gründen des Widerwillens gegen Berlin selbst:

Daß mein theologisches Studium hier nicht fertig werden kann, weißt Du wohl selbst, und daß ich, namentlich was Exegese und Kirchengeschichte anbetrifft, noch gar viel zu thun habe, desgl. in der biblischen und kirchlichen Dogmatik. Mein Plan also wäre, wenn es Deinen und der Mutter Wünschen nicht entgegen wäre, auf meinen hiesigen Cursus noch ein Jahr in Berlin darauf zu setzen. Ich würde dann freilich, statt 3 Jahre $3^1/_2$ Jahr studieren, indessen würde ich mich deshalb wohl mit unseren Alten zu trösten wissen, die wenigstens 5 oder 6 Jahr studierten, und das aus allen Leibes- und Geisteskräften, und noch dazu gewöhnlich erst in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre. Du wirst mir einwenden, daß ich ja Heidelberg schon künftige Ostern verlassen könnte und nicht erst zu Michaelis 1819; aber Du wirst mir gewiß darin Recht geben, wenn ich

den einmal angefangenen Daubischen Cursus nicht in der Mitte abbreche, was dann geschehen würde, indem ich in jenem Falle weder seine Ethik noch seine mit seiner Dogmatik so eng zusammenhängende Dogmengeschichte würde vollenden können. Dazu kommt noch, daß ich dann den Sommer 19 nur einige ganz wenige Collegia hören, und also dann einmal die so sehr gewünschte Zeit erhalten würde, um die allerhand Materialien, die ich bis dahin zusammenbekommen habe, einmal recht zu sichten und zu ordnen, was doch allein eine gründliche Kenntniß begründen kann. Dieses würde ich in Berlin nicht thun können, weil ich da wieder mit Collegien überströmt werde. Dies stimmt nun vortrefflich zu der projektirten Reise durch die Schweiz; denn ich würde mir dann, ohne sonderlich viel Collegia zu versäumen, zu derselben grade die schönste und gelegenste Zeit im Jahre aussuchen können, und nicht nöthig haben, in den in der Schweiz schon rauhen September hinein zu reisen und doch noch genug Collegia dabei zu schwänzen. Dann käme ich zum Winter nach Berlin, wo ich den Abstand mit Heidelberg schon nicht so sehr fühlen würde, als im Sommer, ohne erst daran Dich zu erinnern, wie viel ich den ersten Sommer wohl in Berlin gewinnen würde, da, wenn ich mich kaum eingerichtet hätte, der Cursus schon um wäre, der im Sommer auf den preußischen Universitäten bekanntlich eigentlich nur 3 Monate dauert. Wenn ich dann von Berlin zurückkäme (Michaelis 20), könnte ich, so Gott will, mein Examen pro licentia concionandi machen, und das zwischen dieses und das Examen pro ordine fallende Jahr dem allerhöchsten Militairedikt Genüge leisten, und dann das übrige, quae Deus bene vertat. — Du willst wissen, was mich von Berlin eigentlich abstößt. Vor allem die Leute, die nun doch auch mit zum Ganzen gehören, und deren Art mir (mag es in meiner Natur liegen oder worin sonst auch immer) nun einmal in den Tod widerwärtig sind. Auch hier bleiben sie sich ganz gleich. Es ist mir nichts unerträglicher als eine solche Eingebildetheit auf die eigene Leerheit, eine solche äußere Glätte, ein so totaler Mangel an allem inneren Sinne, ein solches Absprechen über Dinge, von denen sie gar keine Vorstellung haben, ein solcher Residenzendünkel u. s. w. Behüte doch nur Gott jedermann vor dem Hochmuth und dem Selbstdünkel sowohl in genere als in specie (Du verstehst mich wohl so? wo nicht, so will ich es ein andermal deutlicher sagen, wenn mich die Zeit nicht so drängt,); beim Hochmuth faßt der Teufel den Menschen am sichersten, — 2) (supple: stößt mich von Berlin ab,) die Gegend. Das soll einmal einem nicht bange thun, der von Heidelberg kommt, und nur irgend ein bischen Sinn hat für die Natur. Dagegen gestehe ich gern, daß mich die vortrefflichen Männer, welche dort die Wissenschaften pflegen, nicht wenig anziehen, und um ihretwillen würde ich ja auch allein nach Berlin gehen, wenn es noch dazu kommt, um ihretwillen würde ich ja Berlin jeder anderen Universität, die ich etwa noch besuchen könnte, vorziehen; und namentlich leugne ich gar nicht, daß mich jetzt ganz besonders Hegel wieder dort hinlockt, den ich für mein Leben gern noch recht in succum et sanguinem vertiren möchte, so sehr ich auch auf der anderen Seite überzeugt bin, daß es keinen größeren Mißgriff

geben kann, als die Philosophie in die Religion zu tragen, und selbst in die Theologie, wenn man nicht zuvor diese geborene Feindin aller Religion grade ihres wesentlichsten Momentes, nach welchem die Vernunft Grund alles Wissens und Seins ist, welches allen Glauben und alle Demuth ausschließt, beraubt hat, gleichsam ihres giftigen Stachels.

Von dieser Bemerkung kommt der Schreiber zugleich auf eine längere Auseinandersetzung über die Bedeutung der Philosophie und Hegel's insbesondere, um schließlich wieder nach solchem Exkurs auf die Frage wegen Berlin zurückzugreifen:

So lange die Philosophie noch mit diesem Zauberstabe im Dünkel ihrer Autonomie, kann der wahrhaft Religiöse, kann sie der Theologe nie für etwas anderes ansehen als mit dem Apostel Paulus für die μωρία τοῦ κόσμου, die Weisheit der Welt für die Narrheit der Welt. Dem Religiösen aber, und namentlich dem Theologen kann dennoch, wenn nur sein Geist und sein Herz unverrückt auf dem frommen, Gott erleuchteten Standpunkte (dem absolut höchsten für das menschliche und alles Leben) verharrt, das ernste Studium einer gründlichen und consequenten Philosophie, die sich vor keinem Resultate scheut, von dem außerordentlichsten Nutzen sein; ihm kann sie das reine Bild der Welt in ihrem Stande der Erniedrigung, der Sündhaftigkeit zeigen, während die Religion und Offenbarung ihm das Bild derselben in ihrer göttlichen Reinheit und in ihrem Erlöstsein, in ihrem Stande der Erhöhung vorführt; auch für die speculative Dogmatik, insofern diese eine menschliche Ergründung des Göttlichen ist, kann sie große Hilfe leisten. — Eine andere interessante Frage wäre: was wird und muß (nach der inneren Consequenz) auf die Hegel'sche für eine Philosophie folgen? Daub meinte zu mir, keine mehr, es könne keine mehr folgen. Daraus ergäbe sich nothwendig, daß die Religion in ihr unumschränktes Herrscherrecht eintreten müßte. Wenn sie das thäte! aber daran kann niemand glauben, wer unsere Zeit sieht. Was soll also werden? Da thut sich mir eine schauerliche Kluft auf, ein langer Schlaf gleich dem durch das Mittelalter hindurch. Sollte es Hegeln, wie dem Aristoteles gehen? sollte nun auch ihm, wie diesem, Jahrhunderte lang blos nachgebetet werden? und in der That, welche Aehnlichkeit zwischen Hegel und Aristoteles, dieselbe Präcision und Consequenz, dieselbe selbstgenügsame Kühnheit; und auch nur historisch betrachtet, steht Hegel wohl ziemlich in demselben Verhältnisse zur gesammten neueren Philosophie, wie Aristoteles zur gesammten alten. Plato und Aristoteles: Schelling und Hegel, welche auffallende Aehnlichkeit! ich habe es gesagt, wenn so etwas eintrifft, so erinnere ich Dich einmal daran. — Ich kehre mich an die lange Episode nicht weiter, sondern fahre im Context folgendermaßen fort: Schön, prächtig, durch und durch eben, regelmäßig gebaut mag Berlin sein; das glaube ich gern; muß aber dazu ausrufen leider. Darin hat sich mein Geschmack gewaltig geändert, und meiner Vorliebe für die regelmäßige, nette Bauart unter einem Dach u. s. w. haben Mannheim

und Darmstadt den letzten Stoß gegeben. Der letztere Ort besonders hat mich gelehrt, wie unerträglich langweilig eine solche Manier für mich ist. Städte im modernen Geschmack, mit platten Dächern u. s. w. gehören unter einen italienischen oder griechischen Himmel, in eine Oertlichkeit und unter ein Volk, wo der Mensch mehr auf der Straße lebt und handelt und nicht so viel in der Stube, wie wir. Unter unserm Himmel paßt schon ein schlichtes, treuherziges, anspruchsloses Haus am besten, wie unsere Vorfahren bauten, wenn auch selbst mit Giebeln, die dem ganz griechischen Winkelmann, als er sie zum ersten Male wiedersah, das Herz so zerschnitten. Ich kann mir das jetzt sehr gut denken, und möchte es eher für alles andere, als für Affectation halten. Eben sehe ich erst, daß uns das vermaledeite Berlin über 3 Seiten weggenommen hat.

Auch der folgende Brief (vom 6.—19. Juli 1818), der im Uebrigen eine Reihe statistischer Fragen über Handel und Industrie in Heidelberg beantwortet, beginnt sofort wieder mit einer Art von dogmatischer Abhandlung:

Daub's Judas Ischariot besitze ich, d. h. das 1. Heft und die 1. Abtheilung des 2. (denn mehr ist noch nicht herausgekommen, wiewohl an der 2. Abtheilung des 2. Heftes heftig gedruckt wird). Das ganze Werk (das aus 3 Heften bestehen soll) handelt von dem Bösen im Verhältniß zum Guten theologico-philosophisch. Daß man dem Mann deshalb gewaltig zu Leibe gestiegen ist, versteht sich, besonders weil er den armen Teufel den modernen Herren nicht hat hergeben wollen, wie das denn überhaupt kein christlicher Theologe wollen und können wird. Uebrigens war es, wie Daub es auch selbst in der Vorrede zum 1. Hefte schon sieht, vorauszusehen, daß das Buch von allen Seiten würde angefochten werden, denn unsere jetzigen Theologen, so im Durchschnitte, fürchten sich vor nichts so sehr, als einerseits vor dem Christenthum, andererseits vor dem Philosophiren, und unsere Philosophen können natürlich alles Theologisiren nur belächeln. Nun gestehe ich zwar gern ein, daß mir das Philosophico-theologisiren gar nicht die wesentliche Seite der Theologie ist, sondern die reine positive und historische Entwickelung und Darlegung des Dogma's und namentlich der beiden, in denen das ganze Christenthum seinen ewigen Grund hat, und die sich eigentlich wieder auf das Eine von der Dreieinigkeit zurückführen lassen: des Dogma's nämlich von der Gottheit und göttlichen Sohnschaft Jesu Christi und der damit innigst zusammenhängenden Erlösung und Versöhnung der gesammten Welt und der Menschheit durch ihn, im allerstrengsten dogmatischen Sinne, und des von der im Menschen thätigen göttlichen Gnade und der Glauben wirkenden Kraft derselben. Wir dürfen kein Haar von der Lehre der Schrift ablassen, wenn wir uns nicht selber die ganze Religion umwerfen wollen, namentlich wir Protestanten, denen das so durchaus wesentliche Dogma eines direkten und unausgesetzten Waltens des heiligen Geistes Gottes über seine Lehre und Gemeinde fehlt, ohne welches, so weit ich sehe, eine

Kirche nie Realität erhalten kann, und wovon jetzt wahrhaftig auch eher die Rede sein sollte als immer und ewig von der Einführung eines neuen Cultus. Ich bin hierin ganz Schlosser's Meinung, welcher ebenso dafür hält, daß der Religiosität und dem ungeheuchelten Christusglauben allein dadurch unter uns wieder aufgeholfen werden kann, daß wir den christlichen Lehrbegriff streng und klar aufstellen, und nur diejenigen als Glieder der christlichen Gemeinde anerkennen, welche diesen von ganzem Herzen gläubig bekennen; wer dies noch nicht kann, wem seine eigene Meinung gewisser ist, der wird sicher gar bald, wenn er sich äußerlich von der Religion abgeschnitten sieht, in denjenigen Seelenzustand sich versetzt fühlen, in welchem er die ganze Kraft des göttlichen Wortes und die Nichtigkeit alles menschlichen Wissens empfinden und der unwiderstehlichen Gewalt des Christusglaubens hingegeben fühlen wird; denn ohne Religion können wir ja doch Alle, so lange wir noch nicht zu der Fahne des Bösen geschworen, nicht sein und bestehen, wir mögen uns nennen wie wir wollen, Philosophen, Philanthropen, Materialisten u. s. w.

Zeigt diese Ausführung den fortdauernden Einfluß Daub's und Schlosser's zugleich, so die folgende wieder den Schlosser's:

Du hast mich neulich gefragt, wo wir jetzt bei Schlossern in der Culturgeschichte stehen; wir sind grade bei Dante, und die letzteren Stunden waren besonders ganz herrlich; er hat uns die durch die ganze Divina Comoedia hindurch versteckt liegende Allegorie aufgedeckt und nach Abstreifung der Bilder eine kleine Skizze des ganzen Ganges des Gedichts vorgelesen, und dabei die Ansichten von Sismonde Sismondi und Bouterweck (welchen letzteren er besonders stark mitgenommen) bekämpft. Die ungeheure Tiefe der Religiosität und der Poesie in dem Gedichte hat er selbst mit wahrhaft religiösem und poetischen Geiste entwickelt. Er hält ungeheure Stücke auf den Dante und hat ihn außerordentlich studiert, so wie er dies auch noch immer fortsetzt, und er hat über die gesammte Divina Comoedia ein vollständiges Heft ausgearbeitet. Ebenso hält er auch sehr viel auf die Vita nuova. Solltest du Dich vielleicht hierdurch zu einer neuen Lectüre des Dante veranlaßt finden, so würde ich Dir auf Schlosser's Empfehlung die römische Folioausgabe mit dem Commentario von Landino und Velutello empfehlen.

Grade bei solchen Einwirkungen, wie denen Daub's und Schlosser's, erscheint es nun allerdings zunächst doppelt auffällig, daß wir Rothe (am 3. August 1818) den (von Voß nur nach Gebühr gezüchtigten) Aufsatz des Grafen F. L. Stolberg über den Zeitgeist (in Adam Müller's deutschem Staatsanzeiger, Januar und Februar 1818) als „einen recht schönen" bezeichnen hören, dessen Lektüre den Vater „gewiß nicht gereuen werde". Nur das wird getadelt, daß „manches einfacher und kürzer hätte gesagt werden können". Doch darf man bei dieser Aeußerung einmal nicht vergessen, daß der Stolberg'sche

Aufsatz nur eine von vielen ähnlichen Schriften war, die in rascher Aufeinanderfolge dem „revolutionairen" Zeitgeiste den Krieg machten und die heranwachsende Generation in „reaktionairem" Sinne beeinflußten.*) Und nicht minder ist es umgekehrt zu berücksichtigen, daß grade im Laufe des Jahres 1818 die excentrische Richtung in der Burschenschaft bedeutende und die besonneneren Elemente abstoßende Fortschritte gemacht hatte. Wir finden denn auch bereits in dem Rothe'schen Briefe an den Vater vom 16. August 1818 eine (von ihm selbst als „Herzensergießung" bezeichnete) Klage über den besonders in Jena herrschenden Geist, welche ein treffendes Correlat zu jenem Lobe des Stolberg'schen Bannfluches bildet. Und grade über die verschiedenen Parteien und Kämpfe in der Burschenschaft selbst dürfte seine lebhafte Schilderung zugleich lehrreich sein:

In Wahrheit ist jener sittliche und geistige Formalismus und jener durchaus nichtige und hohle Deutschheitshochmuth, der auf eine fast unglaubliche Weise in Jena herrschen muß, ein höchst trauriges Zeichen der Zeit, und ich glaube nicht, daß sich ein frisches und noch unbefangenes Gemüth, dem sich der ewige Geist in der Welt und in dem Universum noch schöner und heiliger abspiegelt als in einem kleinen, armen Erdtheilchen, dem die Wahrheit noch lieber ist als die Einbildung, und sein eigener Rock lieber ist als ein geborgter (ich meine es vom Geiste), sich in einem solchen schaurigen Elemente wird gefallen können. Freilich ist diese jenaische Krankheit leider nur zu epidemisch im lieben deutschen Reiche; und man braucht gar nicht erst bis in's Weimarische zu reisen, um dergleichen Leute anzutreffen. Auch in Heidelberg hat sich ein solches Nest angesiedelt, das aber, Gottlob! ziemlich unbedeutend ist. Merkwürdig aber bleiben sie mir immer im höchsten Grade. Es wurde im Anfange dieses Cursus, in Folge der in den Ferien zu Jena von Seiten aller Burschenschaften zur Feststellung eines allen deutschen Hochschulen gemeinsamen Burschenbrauches gepflogenen Verhandlungen, in unserer Burschenschaft auch debattirt bei Gelegenheit einer neuen Aufstellung des Zwecks derselben. Die Leute in Jena hatten eine christlich-deutsche Burschenschaft gewollt, wir bis dahin immer eine im strengsten Sinne des Wortes allgemeine, und wir beschlossen daher auch Juden und Ausländern, wenn sie sich anders durch die Matrikel das akademische Bürgerrecht erworben, wie jedem anderen den Zutritt zu uns zu gestatten. Darob ergrimmten denn die Deutschen gewaltiglich, thaten sich zusammen (etwa 20 an der Zahl) und schickten einen Brief an uns, in welchem sie uns in ziemlich anmaßenden und fast

*) Unter den gleichartigen Schriften heben sich durch die begabte Persönlichkeit des Dichters und die massenhafte Literatur, die sie veranlaßten, da Costa's „Beschwerden gegen den Zeitgeist" besonders ab. Vgl. den Bericht darüber in Gelzer's Monatsbl. vom Juli 1861.

drohenden Worten erklärten, sie würden, falls wir uns nicht über den Zweck unserer Vereinigung vernehmen ließen, aus derselben austreten; denn sie suchten Ruhe, Friede, Ordnung und ein sittliches Leben unter den Studierenden zu erzielen, sodann, abgesehen von jenen Nebensachen, wollten sie sich deutsch und allein deutsch ausbilden, abgesondert von allen Fremden, Nichtdeutschen, sich streng scheiden von allen, die nicht ihres Sinnes wären, nur für ihr Vaterland sich anschicken, dieses zu retten aus Sclaverei und Tyrannei, alles Nichtdeutschen geschworene Feinde ꝛc. Darauf wurde denn natürlich beschlossen, was, wenn sie noch 1000 andere Briefe geschickt hätten, immer beschlossen worden wäre, daß wir keinem Menschen wehren würden, sich, ut ajunt, deutsch auszubilden, wiewohl wir eigentlich nicht recht einsähen, was das heiße, daß wir im Gegentheil, so weit es in unseren Kräften stehe, dahin zu wirken suchen würden, daß jeder Einzelne die Zeit seines akademischen Lebens so anwende, wie es seinem und unserem deutschen Vaterlande zum Nutzen und Frommen gereiche, daß ferner eine kräftige und fruchtbringende Liebe zu Volk und Vaterland in den Gemüthern aller erweckt werde, daß wir aber auch eben so fest überzeugt wären, daß wir für die Erreichung jener Zwecke nur wenig thun könnten, und daß für sie zu arbeiten hauptsächlich jedem einzelnen überlassen bleiben müsse; vor allem aber werde unser Streben dahin gerichtet sein, auf der Universität ein sittliches und vernünftiges Leben zu bewerkstelligen, in ihm überall Gerechtigkeit und Brüderlichkeit walten zu lassen, und alle die Hindernisse wegzuräumen, welche dem Einzelnen entgegenstehen könnten, sich selbständig sittlich und wissenschaftlich, ernst und tüchtig und nicht zum Scheine und Prunke, sondern zu dereinstiger Frucht im Leben auszubilden. Wenn wir so jeden veranlaßten, sich sittlich und geistig zu kräftigen und tüchtig zu machen, und jeden, wenn nirgends anders, doch gewiß in seiner sittlichen Lebensquelle frei zu machen, und in seinem Gewissen und Pflichtgefühl ihm eine Sonne hervorzurufen, die ihn sein ganzes Leben hindurch den graden und ungekünstelten Weg des Rechts und der Tugend nie verfehlen lasse, dann würden wir gewiß, und das sei unsere festeste Ueberzeugung, unserem Vaterlande den größten Dienst leisten, den wir ihm bis jetzt mit unseren noch ungereiften Kräften zu leisten vermöchten. Das Ausländische zu hassen, wenn es gut und löblich sei, solle uns eben so wenig in den Sinn kommen, als das vaterländische Falsche und Schlechte als recht und gut anzubeten. Die Folge davon war, daß jene Leute wieder in die Burschenschaft eintraten, aber mit verzogenen Gesichtern. Sie machen seitdem eine Secte in der Burschenschaft aus, und zeichnen sich bei allgemeinen Verhandlungen hauptsächlich dadurch aus, daß sie eine constante Opposition bilden, und durchaus immer anderer Meinung sind, als die ganze andere Burschenschaft. Sie halten eng zusammen und haben ein ganz eignes Wesen; sie turnen fleißig, das muß man ihnen lassen, fechten auch, lachen selten, reden wenig (und darin gleichen sie den Trappisten), gehen in deutschen Röcken einher, mit gesenktem Blicke und halb trauernd (über Deutschlands Noth) wie Unerlöste, schwatzen viel über Constitutionen, Ständeverfassungen und dgl.,

seufzen viel, übernehmen sich im Studieren eben nicht, und thun dabei als ob sie den Stein der Weisen gefunden hätten, und es allein mit dem deutschen Vaterlande gut meinten, meditiren viel, wie sie dereinst (und warum nicht auch schon jetzt?) die Heilande und Retter desselben werden wollen, brüten viel dumpf hin 2c. Dies reicht gewiß hin, sie Dir kenntlich zu machen. Das auffallendste aber bei der ganzen Sache ist, daß sie sich alle auf's Haar ähnlich sehen, wie über denselben Leisten geschlagen. Jena nun ist die große Centralfabrik, wo das liebe bischen Deutschheit (und wie ist es denn bei der Lage der Dinge in Deutschland seit den frühesten Zeiten her möglich, daß wir viel ächten und natürlichen [nicht etwa wie Goldschaum aufgeklebten] Nationalsinn haben können?) nun vollends in die beliebte Form der deutschen Röcke und Bonnets, des Turnens und Fechtens, des Landstände- und Constitutionenwesens, der politischen Kannegießerei und des Schimpfens auf die Fürsten, mit Ausnahme des einzigen Großherzogs von Weimar, breit, platt und weit geschlagen wird, daher sich denn auch in der That alle Jenaer in Tracht, Reden und Thun auf's Haar gleichen und gar nicht zu verkennen sind; wobei das das Schlimmste ist, daß die dortigen Professoren mit in dieses Horn blasen, was die hiesigen, wenigstens die bedeutenden, denn doch hübsch bleiben lassen. Ich will aber auf der anderen Seite gar nicht verschweigen, daß sich unter jenen sogenannten Deutschen auch gar viele äußerst wackere und tüchtige Leute befinden, von denen es nur zu bedauern ist, daß sie in diesen Strudel mit hineingerissen worden sind; auch gar nicht in Abrede stellen, daß dieses Wesen um Vieles besser ist, als das alte Corpswesen; aber es ist doch immer nur ein kleineres Uebel, und wahrhaftig nicht gut. Der Student ist da, zu studieren, und nicht zu politisiren; und ich möchte doch in Gottes Welt wissen, was dem Geiste und Herzen mehr Energie giebt, ein ernstes und wahrhaft wissenschaftliches Studium, oder ein deutscher Rock, Tunika und die gesammte Deutschheit. Den Deutschen stehen in der Burschenschaft e diametro gegenüber die sogenannten Philosophen oder Hegelianer, die übrigens in den Burschenversammlungen ihre Philosophie nicht auskramen, sondern ganz anständig reden und handeln und nirgends mehr sehen als da ist, aber auch Augen haben für das, was da ist. Sie sind den Deutschen die Verhaßtesten und vor allen unter ihnen Carovée, der mir in dieser Hinsicht jetzt vollkommen gefällt. Ach, wie hat der sich binnen Jahr und Tag in seinen Ansichten geändert! ich habe ihn im Stillen beobachtet. — Uebrigens ist jetzt grade ein Zeitpunkt, wo die hiesige Burschenschaft vielleicht von der Regierung anerkannt werden könnte.

In Verbindung mit diesen Ausführungen steht auch eine spätere Stelle desselben Briefes, die sich über den Turnvater Jahn dahin ausspricht: „Jahn soll inzwischen immer noch zu den Vernünftigen gehören, und es soll wenigstens noch in der That Kern und Mark in ihm und hinter dem ganzen Wesen sein, im Leben schlicht und unaffektirt, weit anständiger als seine Nachäffer und Schüler."

Gleichzeitig hören wir Rothe sich auch aussprechen über den (von diesem abgelehnten) Ruf des Kirchenrath Schwarz nach Bonn, „zugleich mit der Vollmacht die ganze dortige Fakultät zu organisiren", über die Verlobung von A. W. Schlegel mit Fräulein Paulus, „einem sehr geistreichen, besonders ausnehmend musikalischen Mädchen", und den Wunsch des Bräutigams, in Heidelberg zu bleiben („man dürfte ihm von Seiten der Universität nur von Ferne die Hand bieten, so würde er sogleich von ganzem Herzen einschlagen"). Auch Friedrich Schlegel's Anwesenheit wird erwähnt, jedoch hinzugefügt: „Der ist äußerlich ein wahrer Unform, und sieht nichts weniger als anziehend aus. Ich wünschte ihn lieber nie, auch nicht einmal aus der Ferne gesehen zu haben; sein Anblick hat in mir für seine Schriften einen sehr unangenehmen Eindruck zurückgelassen."

Außerdem fällt in dem gleichen Briefe die Aeußerung auf: „Was Mode wird, ist in den Tod verloren. Leider gilt dies jetzt auch von der Religiosität in Deutschland."

Einem auch diesmal dem Briefe an den Vater angehängten Schreiben Rothe's an seine Mutter müssen wir noch die folgende Stelle entnehmen, in der er seine Zukunftsplane darlegt, einer Hinweisung der Mutter auf die Möglichkeit einer späteren Pfarre in Hochkirch gegenüber:

Was Dein Project mit mir anbetrifft, so finde ich es gar nicht bitter; wiewohl es nach meinem Sinne mit mir wohl eigentlich noch ein gutes Stück tiefer in's Gebirge hineingehen sollte, so hätte doch auch wieder, wenn die Gegend sonst erbaulich wäre, die Nähe von Breslau bedeutende Annehmlichkeiten, theils und vorzüglich weil ich dann Euch so nahe wäre, theils auch noch aus einem anderen Grunde. Ich habe schon oft über diesen Punkt nachgedacht, und er hat mich schon manchmal bange gemacht. Ich glaube nämlich doch so weit in der h. Theologie gediehen zu sein, daß mir ein gelehrtes Studium derselben zum Bedürfniß geworden. Dieses aber ist gründlich nicht möglich ohne die Benutzung der alten Schätze bedeutenderer Bibliotheken, denn unsere neueren Arbeiten in diesem Fache sind doch eigentlich alle nur leichte Fabrikarbeit, und die gründliche Gelehrsamkeit können wir nur aus den Minen der Alten gewinnen. Dazu kommt, daß ich fest davon überzeugt bin, daß keiner ein gründlicher und taktfester Theologe werden kann, der nicht aus den Kirchenvätern ein ernstes und lebenswieriges Studium gemacht, und sich an ihrem heiligen Sinne und ihrer echt religiösen Anwendung einer soliden Gelehrsamkeit sittlich und geistig aufgerichtet hat. Zu diesen Dingen aber ist das längste Leben immer noch zu kurz, geschweige denn gar, daß man sie auf der Universität abfertigen könnte. — Diese und ähnliche Betrachtungen

haben mich oft beunruhigt, und auch wohl bisweilen meinen Vorsatz zu erschüttern und mich allein der gelehrten Seite der Theologie zuzuwenden gesucht; aber daraus kann auf keinen Fall etwas werden; entweder ehrlicher Landpastor oder gar nichts; und da müßte es mir denn natürlich sehr willkommen sein, wenn ich dereinst in die Nähe einer Stadt käme, wo mir eine reichere Bibliothek zugänglich wäre. Ich habe in dieser Hinsicht schon an Hirschberg gedacht; sollte denn das berühmte alte Gymnasium nicht eine ziemliche, auch patristische Bibliothek haben?

Aus dem folgenden Briefe vom 30. August 1818 möge hier wenigstens eine längere Erörterung über einen Jahn zugeschriebenen Ausspruch mitgetheilt werden, die das damalige politische Leben überhaupt mit in Betracht zieht:

Jetzt komme ich auf Herrn Jahn's wahrhaft apostolischen Ausspruch; dazu aber muß nothwendig abgesetzt werden, um solche außergewöhnliche geniale Aeußerungen nicht unter die gemeinen Alltagssachen zu mischen.

In Bezug also auf die besagte Jahn'sche Sentenz: „es sei ihm (Jahn) gleichviel ob der Völkerfeind inwendig oder auswendig sitze", nehme ich zwei Fälle an, einen besten und einen schlimmsten; zwischen beiden sehe ich keinen dritten liegen. Im besten Falle ist der ganze Spruch eine sogenannte Redensart, wie sie einem berühmten Manne nie fehlen soll, damit sich das neugierige Publikum an ihm ergötze, und dann hat Herr Jahn, wie sich von selbst versteht, eigentlich damit gar nichts sagen wollen, sondern eben nur die Leute abspeisen, wie sie's vielleicht verdient hatten, d. h. eine gemeine Neugierde mit ungewöhnlich klingendem, in der That aber sehr gewöhnlichem Geschwätz. Nur war die Aeußerung unbedachtsam, weil man ihn leicht bei ihr festhalten könnte, ihn den Völkerarzt, der doch wahrlich wissen sollte, wo seinen Kranken der Schuh drückt, und wo die Fessel, ob am Herzen oder an dem Knöchel; oder der wenigstens, wenn er dies nicht weiß, oder gar nicht wissen will, sein Curiren fein sein lassen sollte; es sei denn etwa, daß er meine, man könne ja alle beiden Feinde todtschlagen, wenn dabei auch der eine unverschuldeter Weise ende, etwa Franzosen, Fürsten und Stände. Wir wollen hoffen, die Sache ist eine Redensart, denn im zweiten Falle stellt sich die Sache noch weit schlimmer. Setzen wir ihn, so hat dem großen Mann jenen Spruch kein anderer eingegeben, als eben der Völkerfeind selber, er, der auch der große und absolute Menschen-, Welt- und Gottesfeind ist, die gewaltige Negation in der Schöpfung, deren Sucht ewig auf Vernichtung gerichtet ist, und der in dem Menschen nur gar zu leicht Herrscher wird, ja der es unausbleiblich wird in jedem, der sich nicht in der Religion demüthigt, und durch den ungeheuchelten Glauben an das Geheimniß der Erlösung gegen diesen fürchterlichsten aller Tyrannen, der die unerlöste Seele in ewige Banden schlägt, mit der absolut siegenden Kraft der göttlichen Gnade rüstet. Hier fehlt's; hier ist der Arzt von Nöthen. Es sah traurig und verworren auf Erden aus, als Gottes Sohn Knechtsgestalt anzog, und es muß immer

wieder öde und trübe werden, wenn die Völker sein Evangelium schnöde von sich stoßen. Gott gebe, daß ihnen endlich einmal die Augen und Herzen aufgehen. Vor allen Dingen aber wäre sehr zu wünschen, daß alle Welt aufhörte zu politisiren, besonders jetzt in unserem lieben Deutschland, und ich muß gestehen, daß ich ordentlich wünschte, nur einmal eine Viertelstunde in einem gefürsteten Haupte zu stecken, um in meinem Lande alle Zeitungen und politischen Journale zu verbieten; natürlich würde ich hinzusetzen, jeder, der klugen Rath wisse, oder sonst etwas Verständiges zu tadeln hätte an mir und meinem Thun und Lassen, der solle mir's persönlich sagen, oder auch schriftlich, anonym oder auch nicht, je nachdem er feig sei, und unvermögend in irgend einem Menschen an die Uebermacht der Gerechtigkeit über die Selbstsucht zu glauben, oder frei und tugendgläubig. Ich habe in diesem Sommer wieder einmal so viel gottesjämmerliches politisches Geschwätz anhören müssen und zu lesen bekommen, daß es mir mehrere Wochen gar nicht möglich war in eine Zeitung zu sehen, ohne (ich rede durchaus nicht metaphorisch) eine deutliche Anwandelung von Uebelkeit zu verspüren; stark dürfte ich das Zeitungslesen auch jetzt noch nicht treiben, ohne dieselbe Gefahr zu laufen; daher magst Du Dir es erklären, wenn ich vielleicht ein wenig übertrieben habe. Solche Aeußerungen wie die Jahn'sche aber empören mich immer, und dafür sei Gott von ganzem Herzen gedankt.

Der weitere Verlauf des (wieder sehr ausführlichen) Briefes geht auf den Unterschied des wahren und falschen Mysticismus näher ein, und zieht dann eine Parallele zwischen Strauß' „Glockentöne" und Erasmus' Enchiridion militis christiani, mit dem Schlusse: „Du siehst also, daß ich eben gar kein blinder Mystiker bin, und gar nicht in Gefahr, in diesem Punkte auf Abwege zu gerathen."

Mit vieler Theilnahme wird dann über den „Auszug" der Göttinger Studenten berichtet, denen Rothe im Wesentlichen Recht gibt, obgleich er bereits an dem eigentlichen Studentenleben weniger aktiven Antheil mehr nahm, wenigstens nach der Aeußerung desselben Briefes: „Wir haben gestern einen großen Commerce gehabt, ich war aber gar nicht zum Commerciren aufgelegt und bin nicht hingegangen."

Eine interessante Ausführung über die allgemeinen Universitäts-Verhältnisse, wobei der damaligen preußischen Regierung für ihr, von dem späteren Raumer-Mühler'schen Régime allerdings sehr abweichendes Verfahren verdientes Lob zu Theil wird, findet sich in Rothe's Brief vom 13. September 1818:

Wenn Herr Dr. Kunisch meint, daß ich zum Theil mit Schuld sei an der Lust, die die Breslauer ergreift, unser Neckarathen zu besuchen, so

würde ich mir, wenn es der Fall wäre, kein Gewissen daraus machen, sondern ordentlich stolz darauf sein; leider fürchte ich nur, daß unsere Ruperto-Carolina nachgrade bald am längsten geblüht haben wird. Denn wiewohl sie nächstes Winterhalbjahr eine Frequenz haben wird, wie sie dieselbe lange nicht gehabt, so fürchte ich doch, und ich glaube mit gutem Grunde, daß ihr Bonn in einigen Jahren Abbruch thun wird. Auch angelt die preußische Regierung hier immerfort unter den Professoren herum, und möchte sie am liebsten allesammt nach Bonn haben. Daub hat einen sehr glänzenden Ruf dorthin erhalten, und er soll nicht ganz übel Lust haben, ihn anzunehmen. Ich hoffe man wird ihn nicht fortlassen. Ich für mein Theil würde zwar grade nicht viel dabei verlieren, da er den nächsten Winter auf jeden Fall noch hier bliebe; aber ich möchte ihn doch Heidelberg gar zu gerne gönnen; wiewohl ich eigentlich glaube, daß Daub in Bonn, wo die theologische Fakultät, wie ich vermuthe, stärker besetzt werden wird als hier, noch mehr an seinem Platz sein würde. Denn er ist ein Mann, der nicht in die Classe der gewöhnlichen Katheder-helden zu zählen ist, und der einen Wirkungskreis verdient, in welchem er freier und ungebundener wirken kann. Er ist nicht dazu da, miserable (wie sie meist sind) Pastoren zuzustutzen, sondern die anzuregen und zu leiten, die ein höheres Bedürfniß haben. — Ferner ist Hofrath Tiedemann von hier nach Bonn berufen, und zwar unter der Bedingung, daß es ihm völlig selbst überlassen bleiben solle, sich sein Gehalt zu fixiren. Es wäre ein außerordentlicher Verlust für Heidelberg, wenn es ihn verlöre; ich denke aber dies wird nicht der Fall sein. Ebenso ist der Ritter von Leonhard, nachdem er den Ruf nach Bonn schon einmal ausgeschlagen, von neuem dahin eingeladen worden. — Das muß man den Preußen lassen, Geld sparen sie bei solchen Gelegenheiten nicht, und das ist recht. Uebrigens sehe ich Bonn noch immer nicht ausgekrochen. Von Schelling heißt es zwar, er solle nicht übel Lust haben dorthin zu gehen. Was Herrn von Schlegel betrifft, so hat er allerdings den Ruf nach Berlin angenommen, da er hier nicht ankommen konnte, und hat auch schon seine Reise nach Berlin angetreten, auf der ihn sein Schwiegervater Paulus begleitet. Es concentrirt sich so in Berlin allgemach alles, und es kann bei der liberalen Weise, auf welche die preußische Regierung dieses schöne Institut beschützt, nicht fehlen, daß Berlin in wenigen Jahren die erste Universität von Deutschland, ja vielleicht von ganz Europa ist, und daß es für die Wissenschaft das wird, was früher Rom und Paris für die Kunst waren, und insofern mißgönne ich ihm keinen ausgezeichneten Geist, den es an sich zieht. Göttingen, das nun überdies darauf versessen ist, der Wissenschaft in der Form und Behandlungsweise der letzten Hälfte des Jahrhunderts ein ewiges Asyl zu gewähren, und nichts Neues und Besseres in seinen Mauern aufkommen zu lassen, kann sich gegen eine vielseitigere und wahrhaft lebendige Anstalt, wie die Berliner ist, auf keine Weise behaupten, auch ohne alle über dasselbe ausgesprochene Verrufe.

Weniger begeistert als über die preußischen Verwaltungsmaximen äußert sich Rothe über die badische Verfassung:

Was die badische Verfassung anbetrifft, so bleibe ich trotz allem, was dazwischen vorgefallen ist, ganz bei meinem früheren Ausspruche. Die neue Verfassung kam aller Welt hier wie aus den Wolken gefallen, und den Verfassungsliebhabern ist mit derselben im vollen Sinne des Worts eine ganz unerwartete Freude gemacht worden. Du hast sie gewiß jetzt schon gelesen. Ich für mein Theil muß leider zu meiner Schande gestehen, daß ich mehrere Male angesetzt und versucht habe mir den nöthigen Schwung zu geben, diese Urkunde wenigstens zu durchfliegen; aber durchaus nicht so viel Elasticität in mir gefunden habe, um auch nur bis in die Mitte des nicht eben sehr wohlgenährten Verfassungsleibes vorzudringen. Es heißt hier allgemein, unser Geh. Hofrath Zachariä habe großen Antheil an der Ausarbeitung der badischen Verfassung, was in den Augen der überdeutschen Herren, die sich, fürchte ich, den Magen mit Deutschheit und Volksthum dermaßen überfüllt haben, daß sie mit nächstem beides wieder werden ausbrechen müssen, ihr eben nicht zur Empfehlung gereichen dürfte. Ich wüßte nicht was mir eigentlich im Vergleich mit dem gewaltigen Treiben und Rennen, das darum verführt wird, so lächerlich vorkäme, und ein so durchaus unschuldiges Hausmittel zu sein scheine, als die vielbelobten Verfassungen. Ich erwarte von ihnen wahrlich das Heil der Menschheit und der Völker nicht, und wünschte nur, daß das Spiel die Leute nicht so viel Geld und Zeit kostete, und auch mitunter so viele der besseren Köpfe und Herzen einnähme und von ihrem Hauptzwecke ab in die Wüstenei eines oberflächlichen und begrifflosen Raisonnirens, die traurigste von allen, die ich mir denken kann, irre führte. Schließlich will ich nur noch hinzufügen, daß die Leute, welche sich auf das Verfassungswesen und was damit zusammenhängt, verstehen oder verstehen wollen, meinen, die besagte neue badische Verfassung sei eben gar keine, wenigstens nicht eine solche, wie die Herren sie wollen, und habe blos das eine Gute, daß sie doch wenigstens indirekt das Recht, repräsentirt zu werden, als ein dem Volke wesentliches anerkenne.

An diese Ausführung schließt sich eine andere über die Möglichkeit, daß Heidelberg an Baiern fallen könnte:

Etwas mehr als an der badischen Verfassung möchte leicht an dem Gerüchte sein, daß die Pfalz an Baiern kommen solle. Wenigstens ist davon hier stark die Rede, und man ist in dieser Hinsicht erwartungsvoll auf den Aachener Congreß gespannt. Viele wünschen diese Veränderung, eben so viele wünschen sie nicht, zu welchen letzteren auch namentlich im Ganzen die gebildeteren Stände gehören. Für die Heidelberger Universität glaubt man allgemein, würde sie von sehr nachtheiligem Einfluß sein; wovon ich mich aber noch gar nicht überzeugen kann. Vorzüglich, meint man, würde dann, wie auf allen übrigen baierischen Universitäten, die akademische Gerichtsbarkeit aufgehoben und die Gerichtsbarkeit über die

Studierenden der städtischen Polizei übergeben werden, was dann fast alle Ausländer abhalten würde, Heidelberg zu beziehen. Nun scheint es mir in der That vors Erste noch gar nicht ausgemacht, ob nicht grade dieser Fall die baierische Regierung dazu veranlassen sollte, die jetzt auf allen deutschen Universitäten bestehende akademische Gerichtsbarkeit auch auf ihren Akademien einzuführen, und dann sehe ich auch noch gar nicht ein, wie sich ein junger Mensch und diejenigen, welche über ihn zu bestimmen haben, durch eine solche Nebensache sollten abhalten lassen, einen Studienort zu wählen, an dem sonst etwas Tüchtiges zu lernen ist. Die Universität selbst aber, denn die Studenten machen diese denn doch wohl nicht aus, würde offenbar bei einer solchen Veränderung sehr gewinnen, indem Baiern weit mehr auf sie wenden könnte und würde, zumal, da es schon beschlossen sein soll, im Falle, daß Heidelberg baierisch würde, Erlangen aufzuheben.

Im gleichen Briefe finden wir noch eine Wiederholung der schon öfters geäußerten Klage, daß man den Deutschen Beobachter noch immer nicht nach Heidelberg bringen könne, und schließlich abermals charakteristische Bemerkungen über Jahn und F. Schlegel:

Für die Classicität von Herrn Jahn's Volksthum scheint mir das eben nicht zu sprechen, daß er das alte in ein neues umbacken muß, und zwar so bald. Wenigstens würde, wenn das alte Volksthum im Volke den beabsichtigten chemischen Proceß tüchtig bewirkt und vollbracht hätte, das neue jetzt nicht nöthig sein, welchem der Verfasser am Ende binnen wenig Jahren ein neueres, neuestes und allerneuestes nachfolgen läßt, bis ihm endlich Gott ein seliges Ende schenkt, und ihm das himmlische Bürgerthum in Christo zeigt, von dem der berühmte Mann, der sich wohl selber ein gewaltiger Steuermann des Welt- und Völkerschiffes dünken mag, schwerlich je geträumt hat. Zu diesen Weltsteuerleuten mag sich wohl auch Herr Fr. Schlegel rechnen, und da konnte es ihm freilich eben nicht gefallen, wenn ihn Herr v. Schauenstein am Frankfurter Bundestage zu nichts anderem gebrauchte, als zum Corrector der durch den Bundestag veranlaßten Druckschriften. Auch die Rede, welche dieser Minister bei Eröffnung des Bundestages gehalten, rührt nicht, wie es hieß, von Herrn Fr. v. Schlegel her, sondern soll ihm von Wien aus zugeschickt worden sein. Daß mir übrigens Herr Fr. v. Schlegel nach allem, was ich von ihm gehört und gesehen, und was mir über einen großen Theil seiner Schriften, besonders der späteren, Aufschluß giebt, ziemlich zuwider geworden ist, kann ich nicht läugnen. Er hat überhaupt hier kein Glück gemacht. Wo er jetzt ist, weiß ich nicht. Schon das wird wohl niemandem gefallen können, daß er sein ganzes Leben hindurch fast immer von der Unterstützung seines Bruders gelebt hat, und noch so lebt.

Es folgen nun eine Anzahl Briefe von einer Rheinreise aus Bonn, Cöln und Coblenz, denen sich noch ein spezielles Reisetage-

buch anschließt, das durch genaue und häufig zugleich humoristische Schilderungen eine äußerst angenehme Lektüre gewährt, so daß es im Zusammenhang veröffentlicht zu werden verdient. Rothe selbst legt grade diesem Tagebuch einen gewissen Werth bei, indem er darüber sagt: „Ihr werdet Euch vielleicht beschweren, daß ich zu umständlich gewesen sei und zu ausführlich; aber ich denke, grade dadurch könne die Sache erst für Euch Interesse gewinnen, daß Ihr uns in dem ganzen Dinge leben und weben seht, und nicht grade blos hört, wo wir gewesen u. dergl.; auch könnt Ihr wenigstens so viel daraus ersehen, daß ich keine Zeit und Mühe gespart habe, Euch, so viel in meinen Kräften stand, eine kleine Freude zu machen." An dieser Stelle kann aber nur auf die Separatveröffentlichung hingewiesen werden, um Rothe nunmehr weiter in sein viertes Heidelberger Semester zu begleiten.

Dasselbe beginnt abermals mit einer studentischen Erinnerungsfeier (an den 18. Oktober), worüber Rothe am folgenden Tage berichtet: „Gestern, als dem 18., haben wir auf dem Königsstuhle bei dem alljährlichen Festfeuer nach Herzenslust gefroren." Von den Collegien aber meldet ein Brief vom 2. November 1818, daß durch das Nichtkommen des fest erwarteten Professor Winer aus Leipzig zwei beabsichtigte Hauptcollegien ausgefallen seien, so daß nur die folgenden blieben:

10—11, 3 mal griechische Literaturgeschichte bei Danner, 2 mal Geschichte der Philologie bei Creuzer;
11—12, täglich Dogmengeschichte bei Daub;
3—4, 3 mal Römerbrief bei Abegg, 2 mal 3. Theil der Dogmatik bei Daub;
4—5, 5 mal neuere Geschichte bei Schlosser;
5—6, 3 mal hebräisches Privatissimum bei Lauter.

Der gleiche Brief theilt eine große Zunahme der Studierenden mit, besonders der Zuhörer Thibaut's, und erbittet nähere Auskunft über die Turnerstreitfrage in Breslau,*) mit der Bemerkung: „Das Turnwesen, soviel Unfug auch damit getrieben werden mag, ist doch, namentlich in den größeren Städten, in denen die Erziehung gemeinhin eine so einseitige Richtung nimmt, gewiß ein empfehlens-

*) Die Wuttke'sche Biographie Adolph Menzel's theilt über diesen Streit genaue Details mit.

werthes Institut, so lange es nicht überschätzt wird." Auch der folgende Brief vom 14. November kommt noch auf dieselbe Frage zurück. Im Uebrigen spricht letzteres Schreiben neue Hoffnungen in Bezug auf die Gewinnung Winer's für Heidelberg aus, und gedenkt einer neuen Berufung nach Bonn, die an Creuzer gekommen sei, außerdem auch der Beschlüsse des Aachener Congresses gegen die projektirte Theilung Badens. Von ganz besonderem Gewicht erscheint aber die nachstehende Aeußerung über den bis jetzt gewonnenen theologischen Standpunkt:

Bei Gelegenheit von Daub's dogmengeschichtlichen Vorlesungen habe ich Augusti's Lehrbuch näher kennen gelernt, und mich zu meiner großen Freude sehr überrascht gefunden. Ich wünschte wohl dem Verfasser mündlich danken, und ihm sagen zu können, wie sehr ich mit ihm, wiewohl bis jetzt mehr ahnend als wissend, übereinstimme in „der hohen Schätzung unseres alten dogmatischen Systems und in der innigsten Bewunderung seiner strengen Consequenz und vollendeten Harmonie, von dessen sublimem Standpunkte aus die Glaubenslehren einen Sinn und eine Bedeutung erhalten, von denen so viele der sogenannten Neologen keinen Begriff zu haben scheinen". Mein nächster theologischer Ankauf ist jetzt gewiß Herrn Augusti's patristische Chrestomathie und Dogmatik. Weniger glücklich scheint er mir in seiner Einleitung in das A. T. den richtigen Standpunkt getroffen zu haben. Ueberhaupt zieht mich meine ganze Neigung immermehr zu den patristischen Studien hin, und dem mit ihnen genau zusammenhängenden Studium der Geschichte der mystischen Theologie, als aus welchen für christliche Theologie und inneres christliches Leben gewiß unbezahlbare Schätze noch zu gewinnen sind, und die gewiß der alleinige solide Grund für die christliche Theologie sind. Immermehr kehre ich von der blos speculativen Haltung der letzteren zu der historisch positiven Ansicht und Behandlung zurück, und erkenne immer mehr wie die gelehrte Seite der Theologie — dieses conservatorischen Spiritus der Religion (während die Religion und der Glaube wieder umgekehrt das alleinige Licht der Theologie ist) — durchaus die wesentliche derselben ist. Wenn unser Zeitalter nur so glücklich wäre, die Theologie auf jenen bescheidenen Standpunkt zurückzuführen, auf welchem sie nichts anderes zu sein sich anmaßt, als eben Theologie, ohne alle Ansprüche auf philosophische Haltung. Der Theologe muß nach meiner festesten Ueberzeugung als Theologe von der Philosophie durchaus abstrahiren, und wie ihm die Theologie und die Religion durchaus, neben aller Subjectivität, welche die letztere außerdem in Anspruch nimmt, immer rein objectiv bleiben muß, so muß er in der Philosophie durchaus etwas rein Subjectives — so sehr auch die Philosophen dagegen protestiren mögen, — erkennen. Mich wenigstens hat eine Philosophie, deren Resultat das positive Gegentheil ist, grade zu der Erkenntniß geführt, daß in die menschliche Vernunft (und ich setze hinzu in das menschliche Gewissen, welches für

das Ethische des Christenthums von unendlicher Bedeutung ist,) mittelst des Sündenfalles durch den Teufel (ich weiß wohl, daß Du mir diesen nicht zugeben willst, bin aber eben so fest davon überzeugt, daß Dich ein tieferes Studium des Ganzen des Christenthums durchaus nöthigen würde, jene Meinung aufzugeben,) oder das böse Prinzip (oder wie Du es sonst magst), ja in das Universum selber, oder wenigstens in die Erde so zu sagen ein Prinzip der Fäulniß und der Lüge gekommen ist, das der Mensch durch eigne Kraft allein nicht zu ertödten vermag. Von diesem Standpunkte aus verbreitet sich über alle die christlichen Mysterien ein wahrhaft göttliches Licht, und mir wenigstens sind von hier aus die tiefsten Gedanken, die je unter der Sonne ausgesprochen worden sind, klar und licht geworden, Gedanken wie: Gottes Sohn der Welt Erlöser; Christus ist's der erst die Freiheit in uns wirkt; wie das Augustinische: gentilium virtutes sunt splendida vitia, oder das Lactantianische: Peccatum pabulum mortis est. Du siehst also, daß ich mich in wichtigen Punkten von Daub, den ich übrigens so hoch verehre, trenne. Viel verdanke ich in dieser Hinsicht meinem vortrefflichen Schlosser, der sich mir in der That als wahrer Freund und wahre Stütze erwiesen und fort und fort erweist; aber ich darf mir auch das Zeugniß geben redlich fortgestrebt und keinen inneren Widerspruch gescheut, sondern alles treulich, wie Hegel sich ausdrückt, verarbeitet zu haben. Mein Verhältniß zu der Philosophie des letzteren muß Dir aus dem Gesagten klar sein. Wenn ich noch das Glück haben sollte, ihn in Berlin noch ferner zu hören, so wird mein Auffassen seiner Philosophie immer ein rein historisches bleiben mit Bezug auf den oben angedeuteten subjectiven Zweck. — In dieser Hinsicht weiß ich selbst nicht, wie ich in Zukunft einmal Gelegenheit haben könnte, meiner Neigung nachzuhängen, da ich das ehrenvolle Amt eines praktischen Theologen nun doch auf keinen Fall aufgeben will, und mich alle meine übrigen Neigungen und Pläne von Tag zu Tag stärker auf's Land ziehen.

Wir verbinden damit sofort eine andere Mittheilung, vom 29. November, über die Privatstudien des Winters:

Du magst mir es glauben, daß ich gar nicht sehr zum Briefschreiben komme, da ich mir diesen Winter wirklich das Zeugniß geben kann, nicht ganz faul zu sein. Ich habe eine Arbeit begonnen, die, wie ich hoffe, für mich von vielseitigem großen Nutzen sein soll, d. h. ich habe mich über das neue Testament gemacht, und lese es für mich durch, ganz unabhängig von allen Commentaren, und zwar so, daß ich mir alles, was auch nur die leiseste Beziehung auf den neutestamentlichen Sprachgebrauch oder die neutestamentliche Lehre hat, sorgfältig in eigens dazu angelegte Repertorien eintrage. Auf diese Weise bin ich sicher, was den hellenistischen Sprachgebrauch und die systematische Theologie des N. T. betrifft, in's Reine zu kommen, was doch unumgänglich nothwendig und der alleinige sichere Grund für alles tiefere theologische Studium ist. Dabei wird das Hebräische nicht vernachlässigt und auch fleißig die LXX getrieben, deren Stu-

dium, wie ich immer mehr sehe, von unbeschreiblichem Nutzen für die Kenntniß der neutestamentlichen Sprache ist. Ich habe denn auch endlich für schweres Geld eine LXX aufgetrieben, nachdem ich lange vergeblich nach derselben geangelt. So wird der Winter unter allerhand, so Gott will, förderlichen Beschäftigungen hingehen, und es ist mir in sofern recht lieb, daß Herr Prof. Winer, der übrigens bestimmt hierher kommt, erst künftige Ostern seine Vorlesungen eröffnen wird, weil ich so nicht in die Verlegenheit komme, mich für diesen Winter mit Collegien zu überladen.

Gleich darauf findet sich ein weiteres, sehr bezeichnendes Urtheil über den Grund, welcher Rothe, bei aller Verehrung für Daub, doch immer mehr einen von diesem abweichenden Weg einschlagen ließ:

Künftigen Sommer will Daub über Hegel's Logik lesen. Ob er sich als Theologe und der Theologie selbst dadurch einen Dienst leisten wird, möchte ich sehr bezweifeln, wiewohl er sonst dem Geschäfte unbedenklich vollkommen gewachsen ist. Schlosser wollte es auch gar nicht billigen. Ueberhaupt hat Daub sich auf jeden Fall einen schweren Stand dadurch gemacht, daß er die Theologie so sehr zur Speculation sublimirt hat. Deshalb muß ihn der orthodoxe Theologe perhorresciren als Theologen, wenn er auch selbst in den Resultaten mit ihm ganz einverstanden wäre, weil er zu ihnen auf einem durchaus nicht theologischen und christlichen Wege gelangt ist, und dem Neologen kann er es auch unmöglich recht machen, da er grade, was jener (weiß der Himmel warum, eigentlich doch weil die göttliche Gnade nicht den Glauben in ihm gewirkt hat, oder er geistig zu träge ist,) wegwirft, zu retten sucht, und zwar auf einem Wege, gegen den jener eigentlich nichts gründliches einwenden, sondern nur im Allgemeinen auf die speculative Philosophie schimpfen kann. Dem Philosophen aber giebt Daub auf diese Weise soviel zu, als ihm, meines Bedünkens, der Theologe mit gutem Gewissen nie zugeben darf, und es möchte gewiß keinem Zweifel unterworfen sein, daß der Philosoph, wenn sich der Theologe auf diese Weise mit ihm einläßt, den letzteren doch nur auslacht, und zuletzt entwaffnet.

Noch schließt sich hieran ein weiteres Urtheil über die Einseitigkeit des Planck'schen Pragmatismus:

Neulich habe ich ein merkwürdiges Buch gelesen. Es war die neueste Schrift des frommen alten Planck über den Zweck Jesu. Planck war hier durchgereist und hatte das Buch Schlossern geschenkt, der es mir mittheilte. Wirklich ist's unbegreiflich, wie ein so gelehrter und vortrefflicher Mann ein solches Geschwätz in's Blaue und ein solches in's Fratzenhafte übergehende Pragmatisiren drucken lassen kann. An diesem Beispiele ist es mir aber wieder recht klar geworden, wie sich echte Frömmigkeit und Neologie durchaus nicht mit einander vertragen können, und wie sie den, in welchem sie sich vereinigen, wirklich so zu sagen um allen Verstand und um alle Haltung des Charakters bringen. Die Inconsequenzen, die daraus

natürlich in diesem Buche entstanden sind, sind nicht zu zählen. Es ist also schon am besten, man bleibt bei der schlichten, klaren, aber dabei unergründlich tiefen Lehre; der Glaube kommt sicher, und muß kommen, wenn man ernstlich an sich arbeitet, aber er kommt auch nur von oben.

Wir übergehen eine Reihe von (theilweise scherzhaften) Erzählungen Rothe's über die durch Heidelberg marschirenden, aus Frankreich zurückgekehrten Russen, über den Besuch des Kaisers von Rußland und des Königs von Würtemberg, über das Heidelberger Karl-Friedrichs-Fest, über die Thronbesteigung des Großherzogs Ludwig, eben so wie eine Reihe eingehender Familienbriefe an seine Mutter. Dagegen darf Rothe's Urtheil über die beim Aachener Congreß vorgelegte Stourdza'sche Denunciation gegen das deutsche Universitätswesen hier nicht fehlen. Er schreibt darüber vom 11. Dec. 1818:

Ich habe heute in der Frankfurter Oberpostamtszeitung ein bei dem Aachener Congresse eingereichtes Promemoria wegen des Universitätswesens in Deutschland gelesen. Es wird Dir gewiß auch zu Gesichte kommen. Ich urtheile hier gewiß nicht partheiisch, denn ich bin selbst zu sehr davon überzeugt, wie äußerst gut es wäre, wenn man diejenigen Leute, die durchaus kein ernster Zweck auf die Universitäten führt, von den Akademien abhalten und entfernen könnte. Aber soviel sehe ich aus dem ganzen Gerede, daß der Verfasser ein niedriger Kriecher ist, der sich durch seinen Wisch bei den hohen Herrschaften einheben will, und in dubio eben nicht den längsten akademischen Cursum gemacht hat. Wenigstens hat er noch nicht gelernt, vor und für zu unterscheiden, und die Pluralia der Adjective zu flectiren. Diesem letzteren Idiom gemäß konnte man geneigt sein, ihn für einen Schwaben zu halten. Die Wartburger und die Göttinger Sachen sind ihm heidnische Gräuel; die Göttinger Streiche, sagt er, fänden außer der Auswanderung der 3000 Prager Studenten wegen Huß in der Geschichte nicht ihres Gleichen, scheint aber ganz vergessen zu haben, daß z. B. auf der Pariser Universität schon im 13. und 14. Jahrhunderte ebenfalls in Folge von Eingriffen, die man in wohlbegründete Rechte der Studierenden gemacht hatte, ganz ähnliche Auftritte sich ereignet haben, bei welchen man von Seiten der Nichtstudierenden zuletzt doch immer wieder zu Kreuze kriechen mußte, eben weil man Unrecht hatte. — Wenn nur die Leute nicht immer über Dinge reden wollten, von denen sie nun einmal nichts verstehen.

In der Fortsetzung dieses Briefes stoßen wir wieder einmal auf den Zukunftstraum einer ländlichen Pfarrei:

Daß ich praktischer Theologe werde, wenn es anders Gott nach meinem Wunsche gehen läßt, kannst Du mir sicher glauben, da ich bis jetzt immer noch, Gottlob, die wahre Frucht der Theologie gefunden habe und

von Tag zu Tag mehr finde, so sehr auch auf der andern Seite meine Liebe zur gelehrten Theologie täglich zunimmt. Ich glaube, daß mein ganzes Wesen zu sehr von der Theologie durchdrungen ist, als daß mir diese wahrhaft heilige Wissenschaft je zum bloßen Buchstaben werden könnte. Außerdem müßte ich auch so viele meiner schönsten Hoffnungen und Pläne aufgeben, wenn ich auf die ländliche, stille und freundliche Muße und die Freuden des Naturlebens Verzicht leisten wollte. Es bleibt also in diesem Punkte ganz beim Alten. Wenn mir der Himmel erst eine Pfarre bescheert hat, so wird er Dir dann gewiß auch Ruhe und ländliche Muße bescheeren. Daran habe ich noch keinen Augenblick gezweifelt; und eben so zuversichtlich habe ich auch stets darauf gehofft, daß Ihr dann Euren Sitz bei mir aufschlagen werdet. Erst heute Nachmittag ging ich ein Stück nach Ziegelhausen zu spazieren, und hing diesem süßen Traume nach, der hoffentlich mehr als ein Traum ist. Bis ins einzelnste malte ich es mir aus, wie froh und glücklich wir dann noch wieder mit einander leben würden, wie ich dann noch einmal meine lieben Eltern zu meinen Pfarrkindern bekommen, und wie ich dann vielleicht wenigstens einen kleinen Theil meiner alten, schweren Schuld an Euch abtragen können würde, durch den Erguß meiner vollen Liebe und Ehrfurcht. Ich hoffe wir sollen da noch einmal die Seite des Lebens und der Menschheit vergessen lernen, die nichts als Schatten ist, und wieder frohe und fromme Kinder werden. Schon um dieser Aussicht auf eine so schöne Zukunft willen, bester Vater, das magst Du mir getrost glauben, würde ich den Dorfpastor um keinen Preis aufgeben, gegen alle Professoren und Consistorialräthe der Erde nicht. Ich fühle aber auch zugleich zu gut, daß ich meine eigenen Kräfte ganz verkennen müßte, wenn ich auf irgend einen anderen Stand Anspruch machen wollte, und daß ich mit meiner Unbeholfenheit in dem, was man gewöhnlich Leben und Welt nennt, gar übel zurecht kommen und gar wenig wirken würde; auf dem Lande kann sie mir dagegen vielleicht gar behülflich sein, wenigstens wenn meine künftige Gemeinde ist, wie ich sie wünsche, noch rein und unverdorben. Mit der Demuth steht es schlimm in den Städten, oft leider nicht nur bei denen, welchen sie gepredigt wird, sondern auch bei dem, welcher sie predigt. Der Hochmuth verlacht immer die Demuth, und wo sie verlacht ist, da ist nichts weiter anzufangen. — Wie gesagt also, bester Vater, es soll schon noch eine Zeit kommen, wo wir mit und unter den Blumen leben, und dann mache ich mich auch noch hinter die Botanik. So haben wir ja recht frohe Aussichten für die Zukunft, und mit diesen wollen wir 1818 endigen, und 1819 beginnen. Ich merke wohl, daß es allmählig Zeit wird an das neue Jahr zu denken, und daß dies wohl der letzte Brief sein möchte, den Ihr in diesem Jahre von mir erhaltet. Darum will ich Euch nur lieber bald noch Glück und Segen wünschen zu dem künftigen.

Um diese an den Vater gerichtete Ausführung in ihren inneren Motiven vollständig zu verstehen, muß übrigens eine Stelle aus

einem gleichzeitigen Briefe Rothe's an seine Mutter damit verbunden werden:

Du schreibst, mein Sinn würde künftig wohl wieder nach Heidelberg stehen. Das wüßte ich nicht, und hoffe es nicht. Mein altes Schlesien ist mir doch immer lieber als die Pfalz. Und was sollte ich denn auch in Heidelberg thun? Etwa Professor Theologiä werden? Das scheinst Du zu meinen; ei behüte Gott; dazu werden die Heidelberger schon andere Leute brauchen, und da würde ich auch sehr auf dem unrechten Flecke sein. Wir haben so ein Sprüchwort, und es ist wahr: ein Professor muß mehr können, als Brod essen. Von einem solchen blinden Hochmuthe bin ich Gottlob noch frei. Die Bauern, meinst Du weiter, würden mich nicht verstehen, und an der Gelehrsamkeit keinen Geschmack finden. Das wäre schön, wenn den Bauern das Christenthum nicht anstände, schlimm für das Christenthum, noch schlimmer für die Bauern; noch schöner aber wäre es, wenn ich den Bauern statt des Christenthums *meine* Sache auftischen wollte, Gelehrsamkeit u. s. w. Gelehrsamkeit suche ich nicht für die Bauern, die suche ich für mich; sie ist ein Kapital, von dessen Zinsen wir geistig leben wollen; auf die Zinsen haben meine Bauern Ansprüche, das Kapital sollen sie mir lassen. Ein rechter Bauernprediger ist mir weit achtbarer, als der berühmteste Universitätsprofessor; und es ist weit schwerer zu den Unmündigen zu reden, als zu den Mündigen. Du denkst, man komme in der Abgeschiedenheit des Landes rückwärts; ich fliehe die Stadt, weil ich weiß, daß sie mich hindern würde, vorwärts zu kommen. Das muß kein rechter Mensch sein, der nicht etwas besseres in sich hat, als um sich her. Freilich ist das der einzige Unterschied der Alltagsmenschen von den menschlichen Menschen, daß die ersteren den geistigen, besseren Theil des Lebens *an* sich, die anderen *in* sich tragen. Deshalb, beste Mutter, darfst Du nicht in Sorgen sein, Heidelberg wird Euch Euern Sohn nicht entreißen; und ich denke Du stimmst gewiß von ganzem Herzen in die Projecte ein, die ich schon zum Voraus mit dem Vater gemacht.

Außerdem hat auch Rothe's Vater noch verschiedene Fragen und Aufforderungen an ihn gerichtet, deren Beantwortung durch ihn von Interesse ist. Zunächst in Beziehung auf die erste Predigt:

Du erinnerst mich, lieber Vater, daran, doch einmal zu predigen. Daran habe ich auch schon oft genug gedacht, und ich hatte mir schon so halb und halb vorgenommen in diesen Weihnachtsfeiertagen das Experiment vorzunehmen. Indeß wird das wohl unterbleiben müssen, und auf die Osterferien, wie Du selbst schreibst, aufgeschoben werden. Ehrlich gesagt, es scheint mir mit einem solchen Experiment eine bedenkliche Sache; daß die christliche Gemeinde da sitzen soll gleichsam wie der Perrückenstock, an dem ein junger Pfuscher seine Predigt probiren will, ist doch wahrlich ein widerwärtiger Gedanke, und andererseits ist doch ein solches Experiment dem ganzen Wesen der Predigt nach gar nicht anders, als *in* der

Gemeinde anzustellen; man muß also doch einmal daran. Ueberhaupt halte ich die erste Predigt für eine sehr wichtige und einflußreiche Handlung für den Geistlichen; wie sie die erste heilige Handlung ist, die er selbst verrichtet, so hängt auch gewiß von dem Erfolge derselben gar sehr das Vertrauen, das er zu sich selbst, oder das Mißtrauen, das er gegen sich selbst faßt, ab. Ich kann diesen Schritt nun einmal nicht wohl anders betrachten, als einen Schritt der Weihe, und darum zögere ich, weil ich gern erst selbst zu ihm geweiht sein möchte. Auch das bekenne ich offenherzig, daß ich viel darum gäbe, wenn ich meine erste Predigt hätte auf einem schlesischen Dorfe halten können. Dort wüßte ich wohl noch allenfalls, wo ich den rechten Fleck träfe; hier aber, bekenne ich offen, fürchte ich sehr das Herz nicht zu finden, denn das scheinen mir die Leute in der hiesigen Gegend gar zu sehr im Weinberge, beim neuen Weine, auf dem Tanzboden und im Geldbeutel sitzen zu haben. Das ist unangenehm für den Anfang. Man darf nur jetzt vor das Thor gehen, so sieht man sicher mehr betrunkene Bauern, als nüchterne. Der neue Wein thut Wunderdinge, was mir freilich selbst wieder das größte Wunder ist, denn mir könnte Einer viel Geld geben, wenn ich einen halben Schoppen davon trinken sollte. Daraus sehe ich wieder, daß wir Norddeutsche ordentlich einen ganz anderen Gaumen und eine ganz andere Zunge haben müssen, als die Süddeutschen; denn die letzteren finden durch die Bank großes Behagen an diesem Getränke, die ersteren durch die Bank mögen es nicht genießen.

Von diesem Geschmacksunterschied kommt Rothe sofort auf die allgemeineren Unterschiede zwischen Süd- und Norddeutschland, die er schon jetzt ähnlich behandelt wie in den „Stille Stunden“:

Uebrigens bleibe ich im Allgemeinen doch bei den Norddeutschen, wünschte ihnen nur ein gutes Theil Hochmuth weniger, wiewohl die Süddeutschen auch ihre Dosis Bauernstolz haben mögen; und daß in den Rheingegenden die französische leichte und lustige Lebensansicht tiefe Wurzeln geschlagen hat, läßt sich auch nicht läugnen. „Es muß nun einmal gelebt sein, weil man auf die Welt gesetzt ist, auch eigentlich nicht weiß, ob's anderswo und außerdem noch ein Ist giebt; man aber doch vor allen Dingen sein Ich haben will, das nicht ist ohne ein Ist: ergo man lebe so lange es geht, lustig und in Freuden.“ — So stehts im Ganzen hier mit der Masse des Volks; daß es, namentlich in den gebildeteren Ständen, sehr viele ehrenvolle Ausnahmen von dieser Regel giebt, das versteht sich von selbst. Besonders ist aber, auch im Allgemeinen, eine gewisse gutmüthige Zutraulichkeit und Gastfreundlichkeit ein großer Vorzug, den diese Gegenden vor den nördlicheren Deutschlands haben.

Andere Antworten Rothe's beziehen sich auf die von seinem Vater gewünschte Betheiligung an einer Disputation, auf die Hallische Fakultät, von der er (gewissermaßen in Ergänzung früherer schärferer Bemerkungen) jetzt sagt: „Es muß dort für den Theologen doch

immer noch relativ viel zu holen sein, wenigstens Gesenius und der alte Knapp sind aller Ehren werth", und auf den wirklichen Beginn der Bonner Universität. Sodann schließt sich in Ergänzung der früheren Lobpreisung Augusti's, eine längere Erörterung über dessen und Anderer theologischen Standpunkt an:

Daß ich mit Herrn Dr. Augusti schon in eine bedeutende theologische Sinnverwandtschaft getreten bin, will ich noch nicht grade behaupten. Mich freute nur seine Liebe für das patristische Studium und seine Vorliebe für das alte kirchlich dogmatische System, so wie mir seine Gelehrsamkeit alle Achtung einflößte. Ein anderer Punkt aber ist's, wenn man von jenem Systeme als rein wissenschaftlichem Producte abstrahirt, und von seinem absoluten Werthe spricht und von seinem nothwendigen Verhältnisse zum menschlichen Geiste und dem Geiste und der Welt überhaupt, dann, fürchte ich, möchten unsere Ansichten gar nicht mit einander übereinstimmen. Augusti gehört aber doch wenigstens nicht zu den christlichen Theologen, die alles besser wissen wollen, als Christus selbst. Abegg, das ist ein rechter Mann nach der Wahrheit Christi, ein Mann, in dem Christus, wie die Schrift sagt, wahrhaft eine Gestalt gewonnen hat; der durch und durch durchdrungen ist von der Grundanschauung des Christenthums, der nichts anders sehen kann, als mit christlichen Augen. Wenn es nur mit mir auch einmal dahin käme! ich hoffe wenigstens auf gutem Wege dazu zu sein. Dabei ist Abegg ein ganz ausgezeichnet vortrefflicher Mensch, der hier wie ein halber Engel verehrt wird, und ein Mann von außerordentlichen philologischen, besonders biblisch-philologischen Kenntnissen; ein Mann, der überall, wo er steht, als Mann steht, und nie die Haltung eines wahrhaften Charakters verliert. Schlosser ist namentlich ein sehr großer Verehrer von ihm.

Der folgende Brief vom 26. December 1818 berichtet über die Weihnachtstage, klagt dabei, „daß die Menschen, wenn sie sich festlich stimmen wollen, immer denken, sie müssen dabei durchaus lustig sein". Grund der Klage sind neben der Art der Weihnachtsfeier mehrere für die Winterarbeit störende Abhaltungen: ein Commers und ein Comitat eines Abgehenden. Von weiterem Interesse ist die Weiterführung einer bereits oben mitgetheilten Entwickelung über das eigene theologische System:

Was das eigene System betrifft, zu welchem ich Dir überzugehen scheine aus dem Daubischen, so gebe Gott, daß es kein eigenes ist, sondern die reine Christuslehre. Im Daubischen Systeme habe ich eigentlich nie gesteckt, sondern mich nur so zunächst, um doch wenigstens irgend eine Stütze zu haben, mit deren Hilfe ich selbständig weitergehen könnte, daran gehalten, weil es mir als das einzige erschien, das die mir so werth und theuer gewordene Göttlichkeit des Christenthums zu retten versuchte,

und unbedenklich unter den philosophisch-theologischen als das geistreichste und tiefste. Als ich nun endlich an eigene Studien gehen konnte — (und das kann ich mit gutem Gewissen sagen, daß ich ununterbrochen seit langer Zeit innerlich an meiner theologischen Ueberzeugung gearbeitet, und keine Mühe und kein Resultat gescheut habe, wenn es nur kein gottloses war. Daher mußte ich denn auch mit einem Male, als ich mit der Hegel'schen Philosophie so weit gekommen war, daß ich auf ein solches stieß, was mein Herz betrifft, ganz mit ihr brechen, und sie von nun an nur als ein mir historisch gegebenes Fremdes betrachten. Bald sah ich, daß alle echte Philosophie am Ende auf ein ähnliches Resultat hinauslaufe; und diese Erkenntniß mußte natürlich von dem entschiedensten Einflusse auf meine theologische Ueberzeugung sein, und sie erst recht fest begründen), — wurde es mir immer klarer (und so fahre ich wieder einmal nach jener unendlichen Parenthese fort), wie ich von der christlichen Lehre vor allen Dingen alles Menschenwerk abthun müsse, das denn auch nach und nach von selbst vor meinen Augen abfiel. Von allen Seiten wurde ich auf die große und tiefe Lehre von der göttlichen Theurgie im Christenthum geführt, die in der Schrift auf jedem Blatte ausgesprochen ist, und in dem moralischen Bewußtsein des Christen, des Erlöseten, ihre sicherste Bestätigung findet. Das Christenthum ist das Leben, die Philosophie, im Gegensatze gegen dasselbe, ist der Tod; aus jenem fließt wie aus einer unversieglichen Quelle die Kraft eines ewig seligen, in sich wahrhaften, unzerstörbaren Lebens; diese schafft Gedanken, aber kein Leben, keine Realitäten, so sehr sie sich auch damit brüsten mag; die ideelle Seite hat sie (wie das Christenthum), die reelle fehlt ihr ewig.

Auch wird der Plan zur ersten Predigt weiter besprochen:

Da auch Du mir neulich wegen des Predigens schriebst, so habe ich mich unterdeß nach einem Texte umgesehen. So z. B. möchte ich wohl zum Texte meiner ersten Predigt die überschwenglich herrliche Rede Christi Matth. XI. 25—30. wählen. Würde Dir dieser Abschnitt passend scheinen oder nicht?

Wir knüpfen gleich hieran die Kritik einer katholischen Predigt, mit welcher der Brief vom 31. Dezember 1818 beginnt:

Mich führte heute gegen Abend der Zufall in die katholische Kirche, die übrigens gar nicht katholisch aussieht. Bald nach meinem Eintritte bestieg ein Geistlicher die Kanzel, und fing an zu predigen; für mich eine ganz unbekannte Erscheinung. Der Katholicismus verläugnet sich doch nie, bleibt sich immer consequent. Ich kann nicht sagen, daß mich die Predigt eigentlich erbaut hätte; aber sie hat in mir allerhand Gedanken erregt, und wenigstens habe ich bei ihr doch nicht vergessen, daß ich in der Kirche war, wozu unsere protestantischen Prediger gar oft Veranlassung geben.

Die Predigt war im Allgemeinen durchaus nicht gebildet und voll-

endet, zum Theil trivial, durchgängig aber fromm und schlicht, und in einzelnen Theilen ausnehmend zart, ja nicht selten echt poetisch gehalten. Die Stimme des Redners war schwach und erschöpft, seine Mundart eine mir ganz fremde, durchaus ohne alle Spuren der süddeutschen nachlässigen Verschwommenheit und Unsicherheit, so wie der norddeutschen Sprödigkeit und Härte; aber scharf und rein, und dabei ungemein sanft. Dieses alles auf der einen Seite machte den Vortrag wahrhaft liebenswürdig; dagegen auf der anderen: der Redner, ein Schwarzkopf, mit brauner Gesichtsfarbe und einer ordentlich mohrenhaften Gesichtsbildung, ein wahrhaftes Mulattengesicht mit einem schwarzen Auge (ich habe den Geistlichen durch mein Augenglas genugsam beobachtet, Du darfst mir also trauen), das ohne sonderliches Feuer sich langsam hin und herbewegte, eine vollkommen bäurische und unbehülfliche, dennoch aber (trotz der sanften Rede) gehäufte Gestikulation, eine zuweilen überaus angemessene und zarte (so entschlüpfte z. B. dem Redner [dem katholischen Geistlichen], als er aus der Ferne das gegenseitig liebevolle Verhältniß der Eltern und Kinder berührte, ein ganz leiser, innerlich wahrer Seufzer), eben so oft aber auch wirklich handwerksmäßige und so zu sagen liebelösige Deklamation, und endlich das nichts weniger als glänzende Gewand, das sich sehr dem der Chorknaben und unteren Kirchenbedienten näherte, — ein ganz eigener Kontrast, der etwas überaus Naives hat. Ich konnte die Vorstellung nicht loswerden; der Redende kam mir immer vor wie ein gemeiner Automat, in welchen der Heilige Geist gegossen sei, und welcher jetzt ableiere, was er empfangen, wie ein ganz roher Handwerker, der das himmlische Gotteswort auswendig gelernt, und nun hersage. — Das ist aber echt katholisch; der Mensch ist nichts, Gott ist alles, alles, was der Mensch ist, ist er durch Gott. Uns Protestanten wäre eine Dosis dieses schönen und echten Glaubens zu wünschen. — Nach beendigtem Gottesdienste erkundigte ich mich nach dem Namen des Geistlichen. Er heißt Bauer; sein Vaterland konnte ich nicht auskundschaften; so viel erfuhr ich nur, daß er nicht in Heidelberg oder in der Nähe davon heimisch sei. Ich will diesen seltsamen Redner doch ja zuweilen wieder einmal anhören. Wir sind heutigen Tages nur zu sehr verwöhnt durch die Kunst; es kann uns nichts schaden, wenn wir auch einmal wieder die Natur aufsuchen; auch kann ich mir recht wohl eine Stimmung denken, in welcher man so predigen möchte; nur die Gesichtszüge wollen mir nicht recht in den Kopf. Arges und Falsches lag in ihnen nicht, davon nicht die leiseste Linie.

Daß jedoch trotz des meist ernsten Tones der Briefe dieser Zeit Rothe für jugendliche Fröhlichkeit den Sinn noch nicht verloren, zeigt eine humoristische Erzählung vom 3. Januar 1819:

Item, das im vorigen Briefe besagte Comitat wäre auch glücklich hinter uns. Der Zug ging wieder wie gewöhnlich nach Weinheim und wurde wirklich auf eine recht glänzende Weise ausgeführt. Alle Wagen (mit Ausnahme des 6- und 8spännigen Marschals- und Candidatenwagens)

waren 4spännig, und die Postillone hatten sich das bekannte Lied: „Bemooster Bursche zieh' ich aus" auf ihren Posthörnern eingelernt. Ueberhaupt ging die Sache ganz gut von Statten. Bei dieser Gelegenheit sind heute doch wenigstens an 400 Gulden unter die Leute gekommen. Unsere alte Frau Feichtern meinte vorhin, als sie dies hörte: „wenn dies die lieben Väter und Mütter wüßten"; den Nachsatz blieb sie uns schuldig; ich dächte sie dürften es wohl wissen, und es wäre ja weiter keine Sünde, wenn man einem alten Freunde zu guterletzt noch eine kleine Freude zu machen suchte; auch ist die Sache, unter 90 vertheilt, wirklich nicht so arg, als sie auf den ersten Augenblick klingt. Ich fuhr mit —, — — und — — — nach Hause. Der letztere war etwas bespitzt, aber wirklich auf eine äußerst liebenswürdige Weise, die ich seiner Nüchternheit bei weitem vorziehen möchte. Er deklamirte den halben Faust her, dann wieder einmal „Lenore fuhr ums Morgenroth", dann verstieg er sich auch wohl in höchst eigene Poesien, besonders an den über uns wandelnden Mond und sein liebes Schlesien u. s. f. Mit allen vorüberziehenden Bauern oder sonstigen Reisenden zu Fuß oder zu Wagen knüpfte er höchst trauliche Gespräche an, sich gegen jedermann der Titulatur „lieber Herr Philister" bedienend. Andere, die etwa zu dicht an unserem Wagen vorbeifuhren, traktirte er auch wohl qua „Herr Räuber", und ergoß sich in ein unendliches Lob der Burschenwelt und des Burschenlebens; alles aber mit der größten Gutmüthigkeit. Ich muß sagen, daß er sich durch diese kleine Trunkenheit meiner dauernden Liebe versichert hat. Ein sehr nettes Geschichtchen, das ihm bei dieser Gelegenheit begegnete, muß ich Dir noch erzählen. — — geht mit ihm auf dem Weinheimer Marktplatze auf und ab. Während dessen geht zufällig der Kaufmann Mais aus Heidelberg, der hier fast die ganzen Wechselangelegenheiten der Studierenden besorgt und dadurch unter den letzteren so zu sagen ein gewisses Ansehen erlangt hat, bei ihnen vorüber. — — grüßt ihn auf das höflichste und anständigste; — — — aber, der auch nicht zurückbleiben will, hebt in einem ganz feierlichen Tone an: „guten Tag, Herr Philister!" — Eben höre ich, ein ehemaliger alter Chorbursche habe sich über das heutige Comitat geäußert, es sei das schönste gewesen, was er je gesehen hätte. Herr Mevius zum Carlsberge in Weinheim wird bei solchen Gelegenheiten ein steinreicher Mann. — Ich will für heute hier abbrechen, und zur Erholung auf die Erholung noch ein Stück in meinem Lactantius lesen; vielleicht bekomme ich die Abhandlung de Ira Dei zu Ende; darin liegen sehr tiefe Gedanken (die man sonst eben bei Lactanz nicht zu suchen pflegt), aber nur noch ganz roh und fast noch im Keim, so daß sie, wer nicht scharfe Augen hat, leicht übersieht; aber so viel zeigt sich doch, daß eben jene Gedanken schon in den frühsten Zeiten des Christenthums, als diesem eigenthümliche anerkannt wurden; und mehr bedarfs ja nicht; Gedanken, die zum Theil sehr an die Resultate der neuesten Philosophie erinnern.

Am 6. Januar berichtet Rothe über den Eindruck, den die Lek-

türe der Poesieen des Angelus Silesius auf ihn gemacht, über dessen Persönlichkeit er sich übrigens noch ganz im Dunkel befindet:

Heute habe ich eine recht angenehme Entdeckung gemacht. Ganz zufällig kommt mir, der ich sonst alles lieber leiden mag, als Almanache, das Frauentaschenbuch für 1819 zu Händen, und darin ein Aufsatz von Franz Horn, betreffend einen neu aufgefundenen Dichter aus der Mitte des 17ten Jahrhunderts, einen Schlesier, Johann Angelus mit Namen. Horn hat dort eine bedeutende Anzahl Proben mitgetheilt, und die sind ganz vortrefflich, hinsichtlich sowohl der Tiefe der Gedanken, als der reinen, klaren und milden Sprache. Jenen Proben zufolge gehört Engel zu jener mystischen Schule, von der ich Dir neulich schrieb. Seine Gedanken und Bilder sind bei aller ihrer Einfalt überaus kühn. Horn scheint den Verfasser für einen katholischen Mönch zu halten. Ich weiß nicht, ob er historische Gründe dazu hat; die Proben übrigens athmen einen ganz protestantischen Geist, und in ihnen ist kein Anklang des Klosterkatholicismus, wenn Du mir dieses Wort erlaubst, durch welches ich gern allen Mißverständnissen ausweichen möchte. Die 8 oder 10 Seiten, die mit diesen Engelischen Sprüchen angefüllt sind, wiegen den ganzen Rest des Taschenbuchs zehnfach auf. — Auch da ist Christus und Christenthum! Ich bitte Dich doch auf diese wirklich nicht alltägliche Erscheinung unsern Herrn Dr. Kunisch aufmerksam zu machen, der an ihr gewiß warmen Antheil nimmt. Es würde dieses nicht erst nöthig sein, wenn sich nicht hier einmal wieder eine Perle unter den Unrath verloren hätte. Angelus ist zu Breslau entdeckt worden, wohin er aus den Klosterbibliotheken gekommen ist, Horn hat von dorther Nachrichten über ihn erhalten, doch auch erst über ein einziges Werk desselben; es wäre aber sehr zu wünschen, daß ein solcher literärischer Schatz der Welt nicht vorenthalten würde. Dr. Kunisch ist ja an der Quelle, sprich doch mit ihm, ob er nicht etwas für den braven Landsmann thun kann, über den ich mich in der so weiten Ferne sicherlich nicht wenig gefreut habe.

In einem Briefe vom 11. Januar an die Mutter wird wieder der Frage der Landpfarre gedacht, mit Bezug auf ihren Einwand, er stelle sich die Bauern wie Arkadier vor, was er bestreitet, indem er sich unter den Bauern gewiß nicht mehr vorstelle, als was sie seien, „ein gutes, aber durchaus verwahrlostes Volk, mitunter sehr schelmisch, weil man sie zu Schelmen erzieht". Dem Vater hatte Rothe auch diesmal über die Stourdza'sche Denunciation, über die Breslauer Turnstreitschriften und über die Entwickelung der Zustände in Bonn (die bekanntlich noch viel übler waren, als heute in Straßburg) geschrieben.

Aus Rothe's Brief an seinen Vater vom 24. Januar 1819 ist zunächst einer sich auf diesen selbst beziehenden Bemerkung zu ge-

denken, die darin gipfelt, „er müßte ihn nicht kennen, wenn er nicht wüßte, wie ihm der edle Stolz des guten Gewissens über alle Gewalt der Erde gehe". Der Sohn seinerseits fügt hinzu: „Mein Grundsatz, den Du schon lange kennst, ist und bleibt nun einmal: gegen den Niedrigen von Herzen und ungeheuchelt demüthig, freundlich und zuvorkommend, gegen den Hohen zurückhaltend und höflich, gegen den Hochmüthigen stolz." Die letztere Eigenschaft wird dann besonders an Schlosser gerühmt, bei dem Rothe in diesem Winter die Sonntagabende von 6—11 Uhr zubrachte, meist mit der Lektüre sophokleischer Dramen. — Sodann aber hatten die Aeußerungen seines letzten Briefes über die Philosophie und über den Text der ersten Predigt Gegenbemerkungen des Vaters hervorgerufen, auf die der Sohn zu antworten sucht. Hinsichtlich der Philosophie sagt er:

Wenn es mit der Philosophie so wäre, wie Du in Deinem letzteren Briefe schreibst, so könnten wir Theologen nur getrost Frieden mit ihr machen; aber da steht es ganz anders. Wenn Du einige wenige unter den unbedeutenden Philosophen und unter den bedeutenden vielleicht Kant ausnimmst, so stehen die Philosophen aller Zeiten nicht in einem solchen blos negativen Verhältnisse, nicht etwa zur christlichen, sondern zur Religion überhaupt, vielmehr in einem äußerst positiven, namentlich Hegel, dem die Religion nichts ist, als eine, freilich nothwendige Stufe und Entwickelung des sich selbst begreifenden Geistes, in welchem dieser aber noch nicht zum Begriffe seiner selbst gelangt ist, was ihm erst in der Philosophie möglich wird, und nun vorzugsweise in der neuesten, die auch mit vollem Rechte zuerst darauf Anspruch machen kann. Da muß denn der Theologe natürlich ganz andere Saiten aufspannen. Uebrigens weißt Du ja hinlänglich, wie ungemein ich Hegeln achte, und wie ich mir fast kein herrlicheres Kunstwerk des menschlichen Geistes vorstellen kann, als seine Philosophie, und namentlich selbst den Abschnitt über die Religion in seiner Phänomenologie des Geistes; ja für wie unentbehrlich ich in der jetzigen Zeit ihr Studium für den Theologen halte, da sich in ihr für ihn, aber freilich nicht für den Philosophen, das große Geheimniß der menschlichen Natur in ihrem innersten Grundübel und der göttlichen Erlösung klar aufthut, und das, was früher nur hypothetisch angenommen und mehr nur geahnt wurde, jetzt klarer vor den Augen des Christen liegt. Das alles weißt Du wie ich es meine; aber dessenungeachtet muß es doch immer dabei bleiben: Alle Philosophie (alle ächte, worunter nicht ein vages Raisonniren zu verstehen ist,) ist vom Teufel; einem Satze, der so nackt und gradehin ausgesprochen, albern und paradox klingt, näher motivirt aber eine unläugbare Wahrheit enthält, die der Religion und ganz besonders namentlich dem Christenthum zum Grunde liegt, und in ihm auf das Deutlichste ausgesprochen ist. — Ich freue mich, daß Daub jetzt auch bei diesem Punkte angelangt ist, wie ich aus seiner Privatunterhal-

tung deutlich gesehen: ich weiß nicht, warum er nicht auch öffentlich herausrücken will. Er sagte mir, er hätte es schon mehreremale auf der Zunge gehabt, es Hegeln selbst zu sagen. Ich würde da nicht lange Umstände gemacht haben.

Ueber den Gegenstand der ersten Predigt ergeht Rothe sich diesmal in folgendem Erguß:

Auch für das, was Du über den vorgeschlagenen Text schreibst, danke ich Dir herzlich, und stimme darin ganz mit Dir überein. Besonders schwer kann ich die Stelle grade nicht finden, im Gegentheil wird mir eine Predigt über sie und alle so recht specifisch-christlichen Stellen (wenn Du mir diesen Ausdruck erlaubst) weit leichter fallen, als über die gewöhnlichen beliebten Kanzeltexte der reformirten Prediger, die nicht, wie die lutherischen, auf eine (zumal für unseren theologischen Barometerstand) so heilsame Weise an vorgeschriebene Perikopen gebunden sind, ich meine, als über solche Stellen der Schrift,die nur die letzten Spitzen sind, in welche die dem Ganzen des Christenthums zu Grunde liegende göttliche Ordnung bei ihrem Eindringen in die Menschennatur und das Menschenleben, und dem chemischen Processe, den sie in demselben erzeugt, ausläuft; die aus dem Zusammenhange gerissen, allen eigentlich christlichen Gehalt verlieren, und den Redner auf die Sandbank des flachen und trübseligen (letzteres besonders gilt in Beziehung auf den sogenannten modernen, schlechten Mysticismus) Raisonnirens, Moralisirens und Psychologisirens aussetzen, und wo dann (was zugleich ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal dessen, was man so gemeinhin unter dem Namen Moral zu Markte trägt, von der Religion ist) die Vorstellung (wenn's noch hoch kommt) eines gottseligen Lebens gegeben wird, aber nicht die Kraft desselben und zu demselben. Diese Periode ist wider meinen Willen sehr lang geworden, und dadurch wahrscheinlich undeutlich; das magst Du entschuldigen, verstehen wirst Du mich schon, denn das sind ja Sachen, die zu tief in des Christen Brust liegen. Darum wirst Du auch leicht einsehen, warum ich in jenem Texte nicht z. B. über die Demuth allein predigen möchte. Ich könnte den guten Leuten so gar nichts rechtes von der Demuth sagen, so unüberschwenglich ich mich nach ihr sehne, und den Geber aller guten Gaben täglich inbrünstig um sie anflehe. Aber eine Demuth, die nicht aus den göttlichen Quellen des christlichen Lebens geflossen ist, ist keine Demuth, ich wenigstens würde sie nie dafür halten. Darum habe ich auch mit jene Stelle gewählt, weil in ihr unaussprechlich herrlich das Wesen des Christenthums objectiv (wie denn die Evangelien alle das Christenthum rein objectiv halten, und insofern wahrhafte epische Kunstwerke sind) ausgesprochen ist, und sie also den Redenden nothwendig in den Mittelpunkt leitet, wenn er einigen Sinn für die christliche Lehre überhaupt hat; während im Gegentheil in den apostolischen Schriften, und vor allen in den paulinischen die ganze unabsehliche Tiefe des Christenthums von seiner subjectiven Seite sich aufthut, und Paulus uns in ihnen

in das Heiligthum einer Geschichte des geistigen Wesens im Menschen und in der Menschheit einführt, wie sie keine Philosophie und keine Geschichte ahnt. Die Schriften dieses herrlichsten aller irdischen Geister, der in seiner unergründlichen Tiefe einen Reichthum der Energie, der Liebe, des Lichts, des Trostes und der Gnade offenbart, wie kein anderer unter der Sonne, sind es daher auch ganz vorzüglich, die das beständige Hand- und Lesebuch für die subjectiv-religiöse Bildung des Christen sein und bleiben sollten. In diesem Betrachten kommt dem Paulus der, weil er uns homuncionibus näher steht, uns liebenswürdigere Johannes bei weitem nicht gleich. — Beiläufig gesagt, rechne ich es für eine der besonders guten Gaben Gottes, daß ich Abegg über Paulinische Schriften hören kann, und freue mich, daß dieses auch andere anerkennen.

Endlich entnehmen wir diesem Briefe noch einige bezeichnende Worte aus der Schilderung des Todtenfestes für den verstorbenen Großherzog:

Zachariä lud dazu ein durch ein Programm über die Todtengerichte bei den alten und neueren Völkern in recht schönem Latein; Schwarz hielt eine deutsche Rede, die in ihrer Art gut sein mochte, aber den Fluch nicht abschütteln konnte, der auf allen solchen Reden ruht, die, wenn nicht wirklich ausgezeichnete Verdienste des Entschlafenen da sind, am Ende immer auf eine Travestie hinauslaufen; der homerische Ton, den Schwarz nicht selten versuchte, mußte diese Wirkung nur um so sicherer herbeiführen. Vor und nach der Rede wurden von einer Gesellschaft von Dilettanten 5 Chöre aus Händel's Saul, Messias, Judas Makkabäus und Saul mit begleitendem Gesange aufgeführt. Ich muß gestehen, daß sie mich wenig erbaut haben; und das will viel sagen; denn ich habe jetzt manchmal solche Sehnsucht nach Musik, daß ich dem Heege nicht länger Ruhe lasse, bis er seine alte Geige nimmt, und mir so schlecht er nur immer kann, eins jener alten (mir sonst so verhaßten) Tanzstücke aufspielt, woran ich dann eine ordentlich kindische Freude habe. Insofern freue ich mich auch sehr auf das Philisterium, dessen Sonnenbahn ich, wie Du richtig bemerkst, mit dem Kometen meines Studentenlebens, (denn viel mehr ist es im Ganzen doch eigentlich nicht) mich gewaltig zu nähern anfange.

Der folgende Brief beginnt sofort wieder mit der Beschreibung einiger Festlichkeiten, die sich unmittelbar an das Vorhergehende anschließen:

27. Januar. — Gestern, stelle Dir vor, habe ich auf meine alten Tage auch einmal tanzen müssen, und zwar von 6 Uhr Abends bis gegen 2 Uhr, ohne einen Tanz auszusetzen, bei Daub, zum erstenmale in Heidelberg, und auch wohl das letztemal. Da aber auch hier wie überhaupt, das starke Geschlecht in einem sehr ungleichen Verhältnisse zu dem schönen stand, in welchem von Seiten des letzteren ein bedeutender Ueberschuß war, so blieb mir schon nichts übrig, als mich nach Leibeskräften zu rühren.

Heute Abend habe ich vel quasi mit meinem Geburtstage pränumerirt; ich habe mir nämlich eine große Freude gemacht. Zufällig gab heute hier auf seiner Durchreise Andreas Romberg mit seinem Sohne Heinrich ein Violinconcert; und da bin ich denn drin gewesen. Die Violine, das habe ich immer gesagt, wenn sie schön gespielt wird, und die Trompete sind die Instrumente, denen keine menschliche Macht widerstehen kann, die das Herz so niederschmettern und so zerschneiden, daß es mit aller Kraft nicht wieder aufzukommen vermag; und das ist grade das Rechte; das ist es auch, warum die Musik so wesentlich zum kirchlichen Cultus gehört, warum alle ächte Musik ihrem Wesen nach Kirchenmusik ist. Auf den Schrei der in ihrem Innersten verlassenen und in sich zerknirschenden Seele (des Ichs, was die h. S. die ψυχή nennt, und wovon sie sagt, „wer seine Seele erhalten will, der wird sie verlieren") ist kein anderes Wort mehr möglich, als Gottes Wort, und dieses fällt nur in einem sich selbst aufgebenden Ich auf einen fruchtbaren Boden. Ich kann nicht begreifen, wie der Hochmüthige vor einem solchen namenlosen Schmerzenswinseln der Menschennatur bestehen kann, und ich kann mir leicht denken, daß ein gewaltiger Violinspieler einen nur irgend für Musik empfänglichen Menschen mit seinen Tönen tödten kann. Freilich müßte dieß einer der seligsten Tode sein. Welches armselige Ding ist es dagegen um das oberflächliche Clavier. Es ist mir durch diese Musik unbeschreiblich klar vor die Seele getreten, wie alle Musik, alle Poesie, überhaupt alle Kunst inneres, unvergängliches Leben und übermenschliche, unbezwingliche Kraft über die Gemüther erst, ich möchte nicht sagen, durch ihre Beziehung auf die Religion, sondern vielmehr dadurch erhält, daß sie unmittelbar aus dem Schooße der Religion hervorgeht. Wem es so gut würde, einmal eine Musik eines Pergolese, Allegri, Leo, Palestrina u. s. w. zu hören! Das hört man aber nur in der Vaticanischen Capelle.

Andreas Romberg haben wir, wenn ich nicht irre, schon in Breslau einmal in der Aula gehört. Der Sohn ist unterdeß groß und stark geworden, und sein Aeußeres ist sehr einnehmend und anspruchslos. Der alte Andreas hat ein wahrhaft bürgerliches Ansehen, so eine rechte deutsche Kraftfigur, der ein schwarzes Käppchen, wie das Daubische, ganz vortrefflich stehen würde. Man sieht recht, wie er mit Leib und Seele bei seinem Spiele ist. Schon das ist ein wahrhaft erfreulicher Anblick. — Ich habe mir vorgenommen, jetzt die Concerte recht fleißig zu besuchen. Wenn man nur den großen geputzten Haufen der Zuhörer bei solchen Gelegenheiten nicht zu sehen nöthig hätte, und oft auch einen Theil der Musicirenden nicht. So einen Andreas sieht man sich freilich mit wahrer Herzensfreude an, aber dergleichen Leute sind selten.

3. Februar. — Ich bin heute schon wieder einmal im Concerte gewesen. „Der könnte sein Geld auch besser brauchen", werdet Ihr sagen. Das kann sein; aber einen Hummel hört man auch nicht alle Tage. Dieser große und berühmte Clavierspieler (Königl. Würtembergischer Capellmeister in Stutgart) war der Concertgeber; und wenn er noch 10

Concerte gäbe, so würde es mich nicht reuen, in allen 10 gewesen zu sein. Die Fertigkeit des Mannes ist unbeschreiblich und seine Hand wahrhaft beflügelt. Diese Leichtigkeit und Flüssigkeit des Spiels aber thut wohl keinem Instrumente so Noth als dem Fortepiano, dem ächt weltlichen Instrumente. Zum Schluß phantasirte Hummel an $^3/_4$ Stunden, und das war mir unter allem das Liebste. Er behandelte das Clavier auf eine Weise, die mir immer die einzig mögliche schien. Auf dem leichten und kalten Boden des Claviers gedeihet die höhere, die religiöse Musik nun einmal nicht; und es bleibt nichts übrig, als auf ihm die Pflanze der musikalischen Idylle (wenn Du mir den Ausdruck erlaubst, der mir am deutlichsten auszudrücken scheint, was ich meine), die nicht so tiefe Wurzeln schlägt, anzubauen. Das hat Hummel denn in jener Phantasie wahrhaft vollführt; er hat uns eine Welt aufgethan, in der nichts als Spiel und sorgloses Gemüth walten, die noch nicht vergiftet ist von dem Neide des Bösen, wo wir nichts hören als Naturstimmen, bedeutungslos zwar, aber rein und eben durch ihre Reinheit innerlich erfreuend und erquickend; wir fühlen recht, wie leicht den ersten Eltern im Paradies das Herz geschlagen hat, wenn wir die Finger über die Claviatur wie über eine Spiegelfläche hingleiten hören.

Hummel selbst ist ganz das Gegentheil eines Zephyrs, eine tüchtige deutsche Figur, der lebendige Takt, mit offener Stirne und sehr geistreichen schwarzen Augen. Aeußerst zog mich aber ein junger Mann an, der allerhand Nebendienste verrichtete, und Hummel's Pflegesohn war; ein überaus geistreiches Gesicht; ich habe nie ähnliche Züge gesehen außer auf einem Portrait des seligen Matthäus von Colin, das ich vor mehreren Jahren einmal gesehen. Leider bekam man von dem jungen Manne gar nichts zu hören, der einen wahren Virgilskopf hatte, wie ich mir ihn vorstelle, mit einigen Perikleischen Zügen. — Aber es schlägt eben 11 Uhr; gute Nacht.

In der (theilweise lateinischen) Fortsetzung dieses Briefes erzählt Rothe u. A. die Ehescheidung von A. W. Schlegel und empfiehlt seinem Vater die Lektüre von Schlosser's Vincenz von Beauvais. Ihn selber hatte das (zwanzigste) „Stufenjahr", das er am 28. erreichte, besonders an das „hora ruit" erinnert.

Den weiteren Briefen Rothe's aus seinem vierten Semester entnehmen wir besonders diejenigen Stellen, in welchen die von ihm bisher gewonnenen theologischen Ergebnisse niedergelegt sind. So heißt es gleich im Anfang seines Briefes an den Vater vom 21. Februar 1819:

Was Du über die Emigrationen der Breslauer Universitätsprofessoren schreibst, war mir ganz neu. Auf diese Weise hat die Breslauer theologische Facultät einen Hauptschlag erhalten. So viel scheint

mir jetzt einzuleuchten, daß man im Sinne hat, in Bonn einmal eine orthodoxe protestantisch-theologische Facultät zu organisiren; und das ist ein sehr vernünftiger Gedanke, denn wenn man, was doch in jenen Gegenden grade sehr nöthig ist, auf die Belebung und Aufhellung der Religiosität unter den Katholiken von protestantischer Seite wirken will, so kann dieß gewiß nur durch Männer geschehen, die mit dem Katholizismus nicht zugleich den Glauben (und leider nur gar zu oft auch die Religiosität) weggeworfen haben. Insofern mag Augusti in Bonn ganz an seiner Stelle sein; auch findet er dort an seinen jetzigen Collegen junge Leute, die zum Theil wohl selbst der Lehre noch bedürfen werden. Prof. Lücke berechtigt allgemein zu schönen Erwartungen, und es wäre mir wohl lieb gewesen, wenn ich ihn noch in Berlin getroffen hätte. Da ich grade auf Bonn gekommen bin, mag hier noch folgendes seinen Platz finden. Dr. Walter, bisher Privatlehrer der Rechte hierselbst, ist als Prof. jur. p. extraordin. nach Bonn, seiner Heimath, berufen. Herr Dr. Willy dagegen ist als Prof. jur. extraordin. hierselbst angestellt worden. A. W. Schlegel ist in Bonn in Verruf, freilich lächerlich genug, weil er die von einem dasigen Studierenden, den er zuvor öffentlich grob beleidigt, an ihn geschehene Forderung nicht angenommen. Er hatte die Studenten schon vorher durch allerlei Affenschwänzereien gegen sich aufgebracht. So hatte er sich z. B. seine Hefte, die er in seinen Vorlesungen brauchte, immer äußerst förmlich durch einen seiner Kammerdiener auf das Katheder legen, und auf eben diese Weise wieder von dort abholen lassen, u. dergl. mehr. Nach den Zeitungen geht Fr. Schlegel nach Rom als Bibliothekar der Vaticana. Es ist ein eignes Ding mit den Schlegeln, sie müssen doch ganz aufgehört haben, Deutsche zu sein. Recht passend nennt Creuzer den älteren immer den Alexandriner.

Bald darauf wird abermals die orthodoxe Anschauung in Schutz genommen:

Daß zum praktischen Theologen, wenn sein Amt gesegnet sein soll, wesentlich der Glaube an Christum, Gottes Sohn, selber Gott aus Gott (um mit den Nizäischen Vätern zu reden), und ein innerlich durch Christum und die Kraft, die in ihm in die Welt gekommen ist, entzündetes Leben gehöre, dieses Gedankens kann ich mich nun schon einmal nicht entschlagen. Freilich rühmt jede Zeit ihre Kinder, und manchem behagt das Surrogat besser als das, was es ersetzen soll. Ein gesunder und starker Magen gehört auf jeden Fall zur Religion, oder gar zwei starke, der eine im Kopfe, der andere im Herzen, und das dritte, was durch die Religion im Menschen erzeugt wird, sitzt weder im Kopfe, noch im Herzen, das sitzt im ganzen Menschen, oder richtiger, das ist selber der ganze Mensch; das ist's allein, was ewig und unvergänglich ist. Das sind die Seligen, die in Gott gegründet sind in Christo (*οἱ θεμελιουμενοι ἐν Χριστῳ*, wie die Schrift sagt).

Eine begeisterte Beschreibung findet der Hemmling'sche Christuskopf aus der Boisserée'schen Sammlung:

Die Herren Boisserée, die uns nun leider nächstens verlassen und nach Stuttgart ziehen werden, besitzen in ihrer unvergleichlichen Sammlung einen Christuskopf, die Perle der ganzen Gallerie, der von allen Kennern für einzig in seiner Art erklärt wird. Ich kann hier gar nicht mit reden, aber so viel weiß ich doch, daß ich nie etwas gesehen, was diesem Kopfe nur aus der Ferne gleich gekommen wäre, auch nie ein ihm ähnliches Bild in meinem Geiste hervorzurufen vermocht habe. Bekanntlich haben die Verehrer der Antike der christlichen Kunst immer den Vorwurf gemacht, daß es ihr an dem eigentlich übermenschlichen, göttlich majestätischen Elemente fehle; und zum Theil mit Recht, namentlich seien die Christusköpfe immer nur schöne, menschenfreundliche, duldende Gesichter. Da geht in diesem einen Bilde (welches die Eigenthümer aus dem Schutte einer verfallenen Kirche in Mastricht hervorgesucht,) eine ganz neue Welt auf. Dieser Christus ist eine Sonne, die die Welt belebt, ein unerschöpflicher Born göttlichen Lichtes und göttlicher Liebe; mit einem Worte, den kann kein sehendes Auge für einen Menschen halten, und wer in dieses Auge sieht, der muß sagen: dieser ist's, durch den die Welt geschaffen ist. Ein olympischer Jupiter kann uns majestätischer anschauen; aber diese Fülle der Liebe hat kein Phidias geschaut. Was der Pseudolentulus am Schlusse seiner Beschreibung sagt: nemo unquam ridentem eum vidit, imo flentem (so wird's ungefähr heißen), das ist das Beste, was man von diesem Kopfe sagen kann; auf diesem reinen Antlitz ist kein Lächeln, keine Thräne denkbar; so unberührt ist es von aller Sterblichkeit. In vollem Ernste gesprochen, wer diesen Kopf gesehen hat, muß sagen: daß nur so und in keiner anderen Gestalt Gott sich im Fleische geoffenbart habe. Abegg sagte sehr schön, dies sei der einzige Christus, neben dem er das Evangelium lesen könnte. Dagegen ist für beide Männer und überhaupt für die Theologie im Verhältniß zu den weltlichen Wissenschaften, recht charakteristisch Thibaut's Aeußerung: er fürchte sich so leicht vor nichts; aber mit diesem Gemälde allein in einem Zimmer zu sein, das würde er nicht überstehen können. Du kannst wirklich glauben, daß ich Dir nicht zu viel schreibe. Herr Bertram versicherte mich, die größten Künstler und Kenner, z. B. Canova selbst, Goethe, Thorwaldsen und erst ganz neuerlich wieder v. Kügelgen, hätten ihn versichert, daß alle Christusköpfe von Guido Reni, Annibale Cavacci u. s. w. mit diesem, trotz ihrer sonstigen außerordentlichen Tugenden, gar nicht zu vergleichen seien. ...

Das Bild übrigens ist ausgemachterweise von Joh. v. Eyck's Schüler, Joh. Hemmling aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Ueber die Entstehung des Bildes theilte mir Herr Bertram folgende, im Ganzen nicht unwahrscheinliche Ansicht mit: Thatsache ist es bekanntlich, daß man sich schon früh in der christlichen Kirche mit Traditionen über die Leiblichkeit Jesu trug; eben so bekannt ist ferner, daß es schon früher einen kirchlich sanctionirten Typus der Christusköpfe (so wie auch der Marien) gab,

auf den namentlich in der griechisch-katholischen Kirche sehr streng gehalten wurde (und so ist es in dieser auch jetzt noch; nur ist eben dadurch in Verbindung mit der jämmerlichen Malerei der früheren Zeiten in jenen Gegenden dieser Typus zur Mißgestalt entartet, von der dennoch nicht abgewichen werden darf), und der unter dem Namen der vera imago und zwar des Christus triumphans (im Gegensatze gegen den Ecce homo) überall verbreitet war. Dieser Typus ist nun im Laufe der Zeiten theils entstellt worden, theils (wenigstens in der abendländischen Kirche) ganz untergegangen; und für eine Copie einer solchen vera imago halten die Herren Boisserée diesen Hemmling. Aber das ist eine Copie! Die Genauigkeit und Kunst der Ausführung bis auf die geringsten Kleinigkeiten, der Glanz der Farben ist gar nicht zu beschreiben. Durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, erscheint der Kopf immer lebendiger und die Arbeit immer sorgsamer; jedes Haar ist von dem anderen zu unterscheiden; und es scheint, als wenn die Farben angehaucht, nicht aufgetragen wären.

. . . Ich muß abbrechen, sonst schreibe ich den ganzen Brief von diesem Bilde voll.

Auch in diesem Briefe wird der fortgesetzten Turnstreitigkeiten in Breslau gedacht, außerdem die „ungemeine" Gelehrsamkeit Thilo's gerühmt. Charakteristisch für den Schreiber aber sind besonders einige Aeußerungen über Musik, über Lateinisch- und Deutschschreiben und über den bairischen Landtag. In Bezug auf musikalisches Talent heißt es:

Du meinst, ich würde vielleicht selbst noch einmal Hand an ein Instrument legen. Daran ist nicht zu denken. Es kann sich niemand ungeschickter und unbehülflicher zu so etwas stellen als ich. Auch scheint mir die Guitarre kein recht männliches Instrument zu sein (was aber nicht gegen Dein Daumenspiel gesagt ist), und ich würde mir mit diesem sentimentalen Dinge gar lächerlich vorkommen. Daß ich übrigens hier wohl allenfalls noch Gelegenheit habe, bisweilen eine gute Musik zu hören, und daß ich diese nicht ungenutzt vorbeilasse, wird Dir mein voriger Brief gezeigt haben.

Hinsichtlich der von dem Vater häufiger gewünschten lateinischen Briefe antwortet der Sohn:

Es fehlt mir nicht sowohl an Zeit; denn Du wirst wohl bemerkt haben, daß das Latein so flüchtig hingeworfen ist, daß es mich unmöglich viel mehr Zeit kosten kann, als das Deutsche; vielmehr gehe ich immer schwer daran, weil sich in lateinischen Worten, wenn man nicht grade auf einem rein gelehrten Felde ist, eigentlich so sehr wenig gescheidtes sagen läßt. Es verdreht sich einem Alles unter der Hand zur Carricatur, und man sieht sich oft nothgedrungen, einen wahrhaften Bettel in pomphaften Phrasen wie ein Evangelium vortragen. An eigentliche Vertraulichkeit ist nun erst gar nicht zu denken, weil, davon ganz zu schweigen, daß der

Römer fast nur eine Bürgertugend hatte, wir die lateinische Sprache aus einer Periode des römischen Volks überkommen haben, in welcher die Politik beinahe alle sorglose Traulichkeit erstickt hatte. Nimm die Ciceronischen Briefe, welcher starre Winterfrost, oder vielmehr welches naßkalte Aprilwetter herrscht darin? und doch sollen diese unsere Vorbilder sein. Ganz anders ist es mit der griechischen Sprache, die überhaupt gewiß weit mehr verdiente die gelehrte Weltsprache zu sein. Damit aber will ich keineswegs die lateinische herabgesetzt, und die Uebung in ihr als erläßlich angesehen haben; im Gegentheil halte ich sie für äußerst nothwendig, ja auch für recht angenehm, wenn man nur einen angemessenen Stoff wählt; und schreibe auch recht sehr gern einmal ein paar Seiten lateinisch an Dich; nur keinen ganzen Brief; das würdest Du mir gewiß nicht danken, sondern das stroherne Ding ärgerlich aus der Hand legen, und sagen: das ist so gut wie kein Brief.

Ueber den Münchener Landtag aber schreibt Rothe:

Es macht mir jetzt ordentlich Spaß die Münchner Landtagsgeschichten in den Zeitungen zu lesen. Die Londoner und Pariser Parlamentsberichte, obgleich sie an und für sich weit interessanter sein mögen, zu lesen, habe ich noch nie über's Herz bringen können, so wenig habe ich politischen Sinn; es muß also doch ein gewisser vaterländischer Sinn sein, der mir die Münchner Verhandlungen würzt; und diese Bemerkung macht mir Freude.

Rothe's Brief vom 7. März 1819 an den Vater ist zum größeren Theile noch dem bereits früher charakterisirten Stourdza'schen Memoire gewidmet. Von den allgemeineren Bemerkungen über die Universitätszustände, zu denen dasselbe Veranlassung gibt, nehmen wir noch die folgenden auf:

Das, was diese Schrift über unser deutsches Universitätswesen sagt, möchte ich nicht so gradehin verwerfen. Daß das jetzige Universitätswesen eigentlich nicht mehr recht zu der Zeit passen wolle, ist ja auch von anderen Seiten her anerkannt, ja dieses Anerkenntniß war es eigentlich, was, wenn man ihren eigenen Worten trauen darf, — die Idee deutscher Burschenschaften zuerst erregte, die eben jenem Uebel abhelfen, die veraltete Form des akademischen Lebens abstreifen und ihm eine zeitgemäßere geben sollten. Daß diese alle nun freilich nicht merkten, wo die Sache eigentlich wurmstichig war, und ganz Unwesentliches ändernd, nun Alles gethan zu haben glaubten, ja daß sie mitunter das albernste Zeug aufs Tapet brachten, das lag an der Oberflächlichkeit und Sclaverei unserer Zeit, die doch so sehr mit „Tief", „Innig", „Speculation", „Frei" u. dergl. Worten um sich wirft. So viel ich sehe, ist die Unangemessenheit des akademischen Lebens eine ganz andere, die sich schwer möchte weghobeln lassen. Mir scheint es ein gewaltiger Unterschied zu sein, ob man in ein und dasselbe

Leben, wie sonst, Männer, oder, wie jetzt, kaum halbreife Jünglinge jetzt.

Man hat unser jetziges Universitätsleben besonders als Schule fürs Leben und den Charakter hervorgehoben. Dagegen habe ich nichts einzuwenden, ja ich gestehe sogar, daß es mir eben deshalb sehr lieb ist, meine akademischen Jahre in Heidelberg begonnen zu haben, obgleich ich sehr gut weiß, daß ich, was reale Kenntnisse anbetrifft, in Breslau, Berlin oder Göttingen weit mehr gelernt haben würde, und in Heidelberg verhältnißmäßig eigentlich sehr wenig gelernt habe; wogegen ich aber für das Leben und die Wissenschaft einen sicheren und unverrückbaren Stand- und Mittelpunkt gewonnen zu haben glaube. Obwohl ich nun diese rühmliche Seite des deutschen Universitätswesens gar nicht verkenne, so bin ich doch auch fest davon überzeugt, daß auf diesem Boden der akademischen Freiheit noch ganz andere Früchte gedeihen könnten, wenn er anders gepflügt und anderer, d. h. reiferer Samen in denselben gestreut würde. Denn daß sich in einer guten Verfassung die Charaktere größer und kräftiger ausbilden, als in einer schlechten, bedarf wohl weiter keines Beweises, und daß die akademische Verfassung, beim Lichte besehen, im Vergleich mit unserer bürgerlichen doch schlecht ist, läßt sich wohl auch nicht läugnen, wie schon an und für sich jede solche Losreißung des Theiles vom Ganzen verderblich und böse ist. Unsere bürgerlichen Gesetze sind in ihren Grundzügen gewiß nicht schlecht; sie sind es nur da, wo die Willkühr in sie eingreift; von aller Berührung dieser Willkühr ist das lernende Alter, eben weil es gegen den Staat nur negative Pflichten haben kann, der Natur der Sache nach frei; es ist ihm also ein wahrhaft schönes Leben eröffnet, in welchem es so recht nach Recht und Gerechtigkeit leben, und den noch weichen und bildsamen Charakter allein in dem Gerechten und Wesentlichen, somit in der wahrhaften Freiheit, (denn nur die Unterwürfigkeit unter das Nichtnothwendige, unter den Zufall und das Zufällige ist die Knechtschaft) üben und gestatten könnte. Statt dessen aber sucht es sich selbst einen Despoten, im Grunde doch den allerkleinlichsten und drückendsten von allen, den Comment; und wenn man nachspürt warum, eigentlich aus bloßer langer Weile, und weil es ihrem jugendlichen Hochmuthe schmeichelt, sich dem allgemeinem Gesetze, in welchem denn doch die ewigen Ordnungen der sittlichen Welt mehr oder minder deutlich ausgedrückt sind, entzogen zu haben, und sich selber das Gesetz zu sein (dieser Abweg, auf den auch die philosophirende Vernunft nothwendig geräth). Wahre Freiheit herrscht eigentlich nirgends weniger, als unter den rechten ächten Burschen, und ihre hochgepriesene äußerliche Ungebundenheit, die ihnen selbst ungemein geistreich scheint, ist doch im Grunde nichts, als ein aus allerhand alten und neuen Floskeln und abgebrauchten Späßen zusammengeflickter Bettelmannsrock; und der Rock macht nirgends so sehr den Mann, als grade hier. Ich habe daher vor nichts weniger Furcht, als vor dem sogenannten Philisterium, das nirgends ist, wo im Menschen Charakter ist, und überall, wo dieser fehlt. Ueberhaupt, woher kommt es denn, wenn das Philisterium wirklich ein solches Uebel ist, daß alle die berühmten

Universitätshelden mit der Zeit doch nichts besseres, als ehrliche oder unehrliche Philister werden, ja daß ihr ganzes Streben dahin gerichtet ist, auf diesen Punkt zu gelangen? Das bürgerliche Leben kann nur der hochmüthige Schwächling und der Faule scheuen, ich freue mich von ganzem Herzen darauf; meine Freiheit werde ich, so Gott will, in demselben schon zu behaupten wissen, und überhaupt keine Gewalt der Willkühr fürchten, so lange ich nur ein gutes Gewissen habe ...

Was aber die Sache selbst anbetrifft, so hat der Verfasser des Mémoire wohl einen Esel in der Löwenhaut für einen grimmigen Leuen angesehen. Man kann die Burschenschaften mit Recht in teutonische und nichtteutonische eintheilen. Die letzteren (freilich weiß ich außer der unsrigen weiter keine, die dahin zu rechnen wäre,) denken ans Politisiren und daran, sich in die Politik zu mischen, nicht im Entferntesten; die ersteren denken soviel daran, daß ihnen darüber am Ende alles Denken ausgeht und legen mit dem deutschen Rocke zuletzt auch von Herzen gerne das hyperdeutsche Reden ab. Ich denke immer, wer einen Schatz hat, der ruft ihn nicht aus, und wer ein volles Herz, der hängt es nicht an die Sonne, daß es austrockne. Mit dem Herzen ist jedoch der Welt wenig geholfen, Alles mit den Thaten, die daraus hervorsprießen. Wer mir gar zu viel von Freiheit, Vaterlandsliebe, Frömmigkeit u. dergl. spricht, ist mir immer sehr verdächtig, daß er sie alle nicht habe, und sich nur gegen andere vor dieser Vermuthung bestmöglichst verwahren wolle. Meine unumwundene Meinung also ist, daß es mit den Burschenschaften gar nichts ist, nichts Gutes und nichts Böses, nur insofern ein Uebel, als sie eben Nichts sind, eine Tändelei; indeß braucht man ja auf Universitäten immer eine solche Tändelei, und da ist sie noch eine der unschuldigsten; als ein Zügel des alle Ordnungen verhöhnenden frechen Uebermuths Einzelner mögen sie sogar ein nothwendiges Uebel, und recht nützlich sein, aber NB. nur bei dem jetzigen Zustande der Universitäten... Was Herr v. Strd. von den akademischen Lehrern sagt, ist, Gottlob, im Durchschnitte wohl nicht wahr, paßt aber unbezweifelt am meisten auf die Juristen, hin und wieder auf's Haar; auch sein Urtheil über die theologischen Docenten ist im Ganzen, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, leider noch sehr richtig. Seine Vorschläge kann ich nicht beurtheilen; die meisten leuchten mir nicht recht ein. Der Gedanke wegen der philosophischen Facultät ist in der That nicht übel. Meines Bedünkens gehört sie, etwa mit Ausnahme ihres naturwissenschaftlichen, und vielleicht auch ihres geschichtlichen Zweiges, theils vor die Universität, theils gar nicht auf dieselbe. Das letztere gilt von der eigentlichen (speculativen) Philosophie, die immer nur das Eigenthum Weniger bleiben kann, die Menge aber nur verwirrt und von zweckmäßigeren Studien abzieht, vornehmlich aber ihr einen bittren Haß gegen alles Positive beibringt, der im Leben die verderblichsten Folgen haben muß. Philosophen, welche die Philosophie wirklich weiter gebracht, gehören an Akademieen der Wissenschaften, um dort ganz der Wissenschaft zu leben; alles, was man von ihnen verlangen soll, ist, daß sie schreiben. Also zu guterletzt: von unserem Studentenleben halte ich nicht viel, nehme

aber doch, wenn denn gewählt sein soll, die alte hallische Fidelität, hinter der doch noch etwas ist, unbesehen lieber als unsere deutsche Ueberschwenglichkeit, hinter der gar nichts ist. Destomehr halte ich aber von unseren deutschen Universitäten, als Freistädten für die Wissenschaft und die Geistesfreiheit.

Der Mutter antwortete Rothe u. A. gleichzeitig auf ihre Mittheilungen aus ihrer Lektüre Herder's und auf weitere Specialfragen über die Daub'sche Familie. Ebenso enthält ein Brief vom 11. März 1819 an den Vater eine Reihe wohlthuender Anekdoten von dem neuen Großherzog Ludwig. Am 21. März 1819 kann Rothe nun auch die Collegien seines fünften Semesters mittheilen. Es sind deren sechs:

1) Einleitung in das A. T. bei Paulus nach de Wette, 3 mal wöchentlich;
2) bei Ebendemselben Erklärung des Kohelet, 2 mal wöchentlich;
3) Erklärung des ersten Briefes an die Korinther bei Abegg, 3 mal wöchentlich;
4) Anthropologie mit Bezug auf Theologie bei Daub, 6 mal wöchentlich;
5) die zweite Hälfte der neueren Geschichte bei Schlosser; und
6) noch die beiden Stunden, welche Creuzer im philologischen Seminar über den Herodot liest.

Wir knüpfen daran noch die folgenden Bemerkungen über die Wahl dieser Collegien:

Das Paulus'sche Collegium über den Kohelet will ich darum annehmen, weil mir hier nicht wie bei seinen sonstigen, aphoristischen Vorlesungen über das A. T. die Möglichkeit etwas zu lernen benommen ist; da man sich auf das kleine Büchlein des Predigers Salomonis leicht vollständig präpariren kann, und der Docent bei der Beschränktheit des Stoffs gezwungen wird, sich in's Einzelne einzulassen. Bei Creuzer kann ich diesmal außer den Seminarialstunden nichts hören, da er Archäologie und Symbolik liest, welche beide Collegien ich schon gehört habe. Auf die Daubische Anthropologie freue ich mich sehr; er hat sie sehr lange nicht gelesen, und man erwartete gar nicht mehr, daß er sie noch einmal lesen werde. Das Collegium wird auch von Studenten anderer Fakultäten sehr voll werden. Eben so freue ich mich sehr auf den 2ten Theil der neueren Geschichte, den Schlosser mit dem 30jährigen Kriege anfangen wird. Gern hätte ich auch noch bei Lewald den 3ten Theil der Kirchengeschichte gehört; da er aber mit dem Schlosser'schen Collegio collidirt, und Lewald eigentlich nur dictirt, so werde ich mir durch die Hand eines Abschreibers das Heft zu verschaffen wissen, und dabei materiell wenig oder

gar nichts verlieren, an Zeit aber offenbar gewinnen. An einem Testimonium über dieses Collegium kann mir ja ohnehin weiter nichts gelegen sein, da ich die Kirchengeschichte auf jeden Fall noch einmal bei Neander höre, zu dessen Vorlesungen ich die Lewaldischen als eine vortreffliche Vorbereitung ansehe. Uebrigens macht es mir eine wahre Freude, Dir schreiben zu können, daß Lewald endlich Professor Theologiae extraordinarius geworden ist, in welcher Eigenschaft er auch schon im Cataloge aufgeführt ist. Seine im letzten Viertel des verflossenen Jahres erschienene und allgemein gerühmte Commentatio de Doctrina Gnostica mag wohl den Ausschlag gegeben haben.

In dem ferneren Verlauf dieses Briefes begegnet uns eine sehr pessimistische Aeußerung über das kirchliche Element des Protestantismus, die aber für Rothe's Entwickelungsgang grade um dieses Pessimismus willen doppelt bedeutsam erscheint, und (wenn sie auch zweifelsohne bald in den bekannten Jörg-Binder-Ketteler-Gerlach'schen Gemälden des Protestantismus nach der hinlänglich bekannten Methode paradiren dürfte) hier ebenfalls Platz finden mag:

Wir armen Protestanten werden wohl nie eine Kirche erhalten, haben vielleicht nie eine gehabt. Du magst es mir glauben, ich möchte auch darum nicht theologischer Docent werden, weil ich schon bei meinen so sehr geringen Studien nur gar zu deutlich gesehen habe, wie übel es in manchen Punkten mit dem Protestantismus aussieht, und ich aus gar vielen Ecken ein Licht aufdämmern sehe für die ganze historische Seite des Christenthums, das ich einst noch durch die ernstesten Studien zu erhaschen hoffe und vertraue, das aber schwerlich eine Glorie um den Protestantismus ziehen wird. Ich kann mir vor meinem Gewissen das Zeugniß ablegen, unbefangen und ohne alle vorgefaßte Meinung an die Sache selbst gegangen zu sein, und mein Gefühl und meine Phantasie, zwar nicht in Sachen der Religion, aber wohl in Sachen der Theologie nach besten Kräften im Zaume gehalten zu haben; aber die Sache selbst hat mir zu unwillkürlich Gedanken und Ansichten aufgedrungen, die ich noch nicht als Resultate betrachte und betrachten darf, und daher billig für mich behalte, von denen mir aber ein sicheres Gefühl, das seinen Grund wohl in der Sache selbst hat, sagt, daß sie einst Resultate meiner theologischen Studien werden werden. Ich habe in dergleichen Dingen schon zu oft solche wahrhaft erfreuliche Erfahrungen gemacht, und an mir selbst die Wahrheit des Satzes recht bestätigt gefunden, den Jean Paul einmal in seinen Briefen ausspricht: „das merkwürdige Gefühl einer daliegenden Lüge oder Wahrheit läuft vor jedem Beweise voraus, der sie hervorzieht". Doch dies alles gehört der Zukunft an.

In Rücksicht auf Rothe's früheres naturwissenschaftliches Interesse ist noch die folgende Aeußerung bemerkenswerth:

Du hast Lust zur Mineralogie bekommen. Da hast Du wohl recht, und wenn es Dir nur möglich würde, Dich einmal von Deinen Akten loszureißen, dann würdest Du bald in die Sache hineinkommen. Ich habe vor der Hand alle solche Gedanken aufgegeben, und von einer sogenannten Universalität der Bildung, die mir sonst wohl vorschwebte, abstrahirt, auf jeden Fall für so lange, bis ich einmal in meinem Fache recht fest bin, und mich darin mit Leichtigkeit bewegen kann. Dann hoffe ich wohl auch noch einmal an die Naturwissenschaften zu kommen. Für jetzt würde alle nähere Beschäftigung damit Thorheit sein; und um in allen Wissenschaften gleich von vorn herein bewandert zu sein, dazu gehören zum allerwenigsten ausgezeichnete Talente.

Am 4. April 1819 berichtet Rothe dem Vater über die Abreise Schrötter's, „den er im Sommer nicht wenig vermissen werde", und über die Begleitung zweier anderer weggehenden Freunde, wobei er mit noch einem Genossen statt, wie beabsichtigt, ein paar Stunden, zwei Tage unterwegs blieb. Unter den sich daran anknüpfenden Bemerkungen über die studentische Geselligkeit hebt sich die nachstehende Stelle ab:

Das Geselligkeitsbedürfniß ist in den Menschen zu verschieden; wer möchte es gar nicht fühlen? aber es ist bei mir von jeher verhältnißmäßig schwach gewesen, und auf einer Universität wie Heidelberg kann man, wenigstens bei der Stellung, die ich hier von Anfang an nothwendigerweise nehmen mußte, keinen Tag ruhig und ungestört hinbringen. Auch geht es mir nicht so gut wie anderen Leuten, die etwa den Vormittag angestrengt arbeiten, und dann für den ganzen übrigen Tag die Arbeit bei Seite legen und sich aus dem Sinne schlagen können. Ich gestehe ehrlich, ich wünschte nicht einmal dies zu können; aber allerhand mißvergnügte Stunden würde es mir gewiß ersparen, wenn ich es könnte. Dazu kommt, daß mir nicht selten ganz Angst zu Muthe wird, wenn ich bedenke, was ich auf der Universität alles zu thun hätte, und wie wenig ich davon bisher gethan. Bei dem Bedürfniß, das ich durchaus habe, und weit mehr, als ich mir Anfangs einbildete, mir alles selbst zu construiren, ist nun erst gar kein Ende der Arbeit abzusehen, und doch kann ich von diesem Wege unmöglich ablassen. Du magst mir es glauben, ich kann mir keine fröhlichere Lage denken, als die desjenigen, der auf der Universität so recht seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, und so recht was Tüchtiges gelernt hat, wenn er nun in patriam reist. Ein solcher muß, wie sich Haugwitz erst heute ausdrückte, recht in Lust und Freude schwelgen. Aber! Aber! Nun soll ich auch einmal predigen; ja ich möchte es von ganzem Herzen gern, und möchte es doch auch wieder so gern nicht! Um mich darauf vorzubereiten, brauchte ich so nothwendig einige ruhige Tage; aber woher die nehmen?

In Verbindung mit der eigenen Predigtangelegenheit enthält derselbe Brief wieder einmal ein begeistertes Lob Abegg's:

Ich habe erst heute wieder eine Predigt von Abegg gehört, das ist eine wahre Demuthstaufe. Wie dieser Mann mit den allergeringsten Mitteln das Größte ausrichtet! Man darf ihn nur auf der Kanzel stehen sehen, so ist man schon durch und durch erbaut. Seine Predigten sind kunstloser als man es sich vorstellen kann, nichts als ganz einfache Exegesen irgend eines, gewöhnlich gar nicht langen Bibeltextes, ohne alle weitere Eintheilung, recht wie in der frühesten christlichen Kirche; und dabei welcher Reichthum der Gedanken, welche Fülle der Beziehungen, welche Unverrückbarkeit der Betrachtung von dem einfachen christlichen Standpunkte, welche Innigkeit und brennende Tiefe des Vortrags ohne den geringsten Schein der Affectation! Und das sind alles Predigten, von denen kein Wort zu Papier gebracht worden, wie ich bestimmt weiß; und dabei welcher wunderbare Fluß der nie anstoßenden Rede! Sonderbar, auf dem Katheder spricht Abegg nicht immer ohne Anstoß, bleibt auch dort, so wie im gemeinen Leben der ihm angeborenen pfälzischen Mundart getreu; auf der Kanzel (und das ist ein bedeutsamer Beweis seines feinen Tactes für das Schickliche) spricht er das reinste Hochdeutsch, und wer ihn da hört, wird gewiß darauf schwören wollen, daß er nie anders sprechen könne. Ehrlich gesagt, wenn es ein Mann so weit im Christenthum gebracht hat, so halte ich es für unrecht, wenn er seine Predigten noch ausarbeitet; in diesem Falle müssen sie ausgearbeitet offenbar ganz anders werden. Ich sehe ihn oft an den letzten Wochentagen mit der Bibel in seinen Garten gehen; ich glaube, da bereitet er sich auf seine Predigten vor. Leute, die gewiß nicht parteiisch für ihn sind, bekannten ganz unaufgefordert, sie entsinnen sich nie, dergleichen religiöse Reden gehört zu haben. Er predigte über Joh. XIV. 1—4. Da sieht es also mit meinem Predigen gar schlimm aus; nichts dünkt mich unverzeihlicher, als die Gemeinde zum Besten zu haben. Indeß will ich mich doch in diesen Tagen an die Ausarbeitung einer Predigt machen. Daß man in solchen Dingen in seinem Kämmerlein doch so gar nichts versuchen kann! Ich will suchen, sie noch in diesen Ferien zu halten. Versprechen aber, mit Sicherheit versprechen kann ich da gar nichts; das siehst Du wohl ein, lieber Vater! Vierzehn Tage früher oder später thun da oft viel. Ich weiß nicht, was Du vielleicht von mir denken wirst; aber ich kann wirklich nicht anders.

Weiter erzählt Rothe, wie seine lutherischen Freunde Krauß und v. Prittwitz, um ihrem Unionsstreben Ausdruck zu geben, am Charfreitag in der reformirten Kirche das Abendmahl nehmen wollten, wie er selbst aber in solchen Dingen zu ängstlich sei und nur getrost blindlings auf dem Wege wandern wolle, auf welchen ihn Gottes Fürsehung gestellt habe. Dabei sagt er von dem erstgenannten Freunde: „Krauß ist eifriger Protestant mit Leib und Seele; wollte Gott, ich könnte es auch sein!“

Aus dem gleichen Briefe muß noch eine Beurtheilung von

Steffens Aufnahme finden, schon wegen des nahen Verhältnisses, in welches Rothe später in Breslau zu Steffens sowohl wie zu Scheibel tritt:

Seit einiger Zeit liegt Steffens' „Turnziel" und „Die gute Sache" auf unserem Lesezimmer. Ich habe beide Schriftchen mit großer Theilnahme gelesen. Früher habe ich nichts von Steffens gekannt, diese erste Bekanntschaft hat mich sehr für ihn eingenommen. Ich habe immer nicht daran gezweifelt, daß die Sache, die er vertheidigt, die gute sei, die Schrift selbst hat mich noch mehr darin bestätigt. Von dem Turnziele wünschte ich nur die ersten 50 Seiten hinweg, in denen, wenn gleich viel Wahres und Beherzigungswürdiges, doch auch gar vieles auf eine Weise da steht, auf welche es Kayßlern tief kränken muß. Die Kayßler'sche Schrift habe ich nicht gelesen, ich hätte also um so lieber jene Zugabe vermißt. Vor allem aber habe ich mich über das Bestreben gefreut, das durchgängig in jenem Büchlein herrscht, über das Bestreben nämlich, die Achtung für die Eigenthümlichkeit des Individuums, für den Werth des Besonderen gegen das Allgemeine überhaupt zu retten und zu begründen, und die todte Allgemeinheit, die überhaupt das Irrlicht unserer Zeit ist, zu verdrängen, und die durch das Besondere lebendige und belebte Allgemeinheit wieder in ihr altes Recht einzusetzen. Jene Achtung gegen die Eigenthümlichkeit des Einzelnen in der Kirche, wie im Staate ist denn auch eine wahrhaft christliche; denn das Christenthum ist's ja, das zuerst das Individuum gerettet, indem es dasselbe zum Allgemeinen, zum Göttlichen geadelt hat. Christus ist in allen, die an ihn glauben. Wo die Eigenthümlichkeit des Individuums untergeht in der Allgemeinheit im Staate, wo die Bürger nichts weiter sind, als Bürger, da kommt es dahin, daß der Staat aus lauter Einzelnheiten, aus lauter unverbundenen Zahleinheiten besteht, und die Einzelnen dann sagen müssen, wenn sie offenherzig sind: nos numeri sumus, praetereaque nihil. Wie ganz anders hingegen da, wo der Einzelne selbst seine Einzelnheit aufhebt, und unmittelbar ein Besonderes wird, wo das organische Leben eintritt, statt der mechanischen Bewegung? In dem, was Steffens über das Verhältniß der Völker zu einander schreibt, habe ich mich gewundert, fast das nämliche wieder zu finden, was ich mich besinne, Dir vor länger als einem Jahre einmal als mein politisches Glaubensbekenntniß geschrieben zu haben. Auch seine Ansicht über das Verhältniß der Religion zur Philosophie stimmt merkwürdig mit meiner Ansicht hiervon überein. Besonders lies in dieser Beziehung S. 52 und 53 der guten Sache. Mir soll nun freilich dabei die Philosophie dasselbe Resultat auf eine etwas bestimmtere und in sich nothwendigere Weise geben, wie sie es dem Verfasser giebt, eben weil ich mich an eine Philosophie halte, die wohl etwas tiefer geht als die, zu welcher sich Steffens bekennt. Das ist mir aber freilich ein Räthsel, wie jemand, den die Philosophie auf jenen Punkt gebracht, dennoch bei der Philosophie stehen bleiben und ihr sein Leben widmen kann. Einen Aufsatz mit einer ähnlichen Tendenz von Windischmann habe ich neulich in dem Jahrbuche der Prß. Rhein. Uni-

versität B. I. St. 1. gelesen. Die Turnplätze sind ja übrigens nun (wenigstens vorläufig) in den gesammten preußischen Staaten geschlossen.

Am 17. April 1819 schreibt Rothe ein „Extrablättchen" an den Vater, mit den von diesem gewünschten Mittheilungen über eine arg entstellte Duellgeschichte eines seiner Freunde. Er beginnt damit, er könne nicht läugnen, daß es in ihm koche über die dabei untergelaufene Verdrehung der Wahrheit, und äußert sich zugleich näher über das studentische Duell. Einige seiner damaligen Aeußerungen dürfen hier nicht übergangen werden:

In der That, wenn man solche Ausdrücke gegen ein jetziges Studentenduell (zumal gegen ein Hiebduell) hört, so kann man sich fast des Lächelns nicht erwehren. Freilich klingt der Name groß, aber die Sache ist gewaltig klein, und ein Paar Knaben, die sich tüchtig balgen, sind meist in weit größerer Lebensgefahr, als die hitzigsten Duellanten; denn wahrlich, daß gewöhnlich ein Paar Tropfen Blut fließen, das macht die Sache nicht. Kopf, Unterleib, Unterarme alles ist ja auf's dickste verpanzert, und daneben stehen noch die Sekundanten, welche die gefährlichen Hiebe auffangen.

Ich hoffe, Du wirst in solchen Sachen grade in meine Worte um so weniger Zweifel setzen, da Du weißt, daß ich wahrlich kein Patron der Studententhorheiten bin. Aber grade diese ist wirklich eine der allerunschädlichsten, und daß der junge Mensch einmal Blut sehe, ist gewiß oft äußerst gut. Möchten sich die Leute doch unter einander herumschlagen so viel sie wollten, wenn sie nur nicht so viel davon sprächen; aber daß Duellgeschichten das ewige Gespräch der Studenten sind, daß diese Lumpereien den Meisten zur Hauptangelegenheit und zum Abgott ihres ganzen akademischen Lebens geworden sind, das ist eben der Fehler.

Daß das Duell unvernünftig ist, daran zweifeln wohl nur wenige, aber gewiß auch eben so wenige daran, daß es unter dem Unvernünftigen noch immer zu dem am wenigsten Verdammlichen gehört. Kinder müssen spielen; die sogenannten unschuldigen Spiele sind die allerjämmerlichsten; gebrannte Kinder scheuen das Feuer, aber nicht Jünglinge, die im Feuer das Kindische gelassen haben. Was hülfe es euch, so ihr den Leib unverletzt erhieltet, und nähmet Schaden an eurer Seele? Nicht für die Besseren ist das Duell, sondern eben für die Schlechteren, für den Haufen; nicht für die Muthigen, sondern für die Feigen.

Doch wir sind in Rothe's Leben nunmehr bis zu jenem verhängnißvollen Zeitpunkte gelangt, wo das Sand'sche Attentat in die normale politische Entwickelung Deutschlands ähnlich störend eingriff, wie drei Lustren später das Straußische Leben Jesu in die kirchliche. Daß auch Rothe selbst durch jenes Attentat auf's peinlichste berührt wurde, haben die v. Schrötter'schen Erinnerungen bereits

früher hervorgehoben. Wir können seine Empfindungen aber in seinen Briefen an den Vater auch näher verfolgen.

Der Brief vom 4. April 1819 sagt gleich im Anfang: „Nach der Zeitfolge sollte jetzt eigentlich die Kotzebue'sche Sache an die Reihe kommen, indessen wollen wir diese als ein nicht günstiges Omen lieber einstweilen noch ruhen lassen und uns ad alia wenden." Und die bereits erwähnte Aeußerung über die Schriften von Steffens und Windischmann und die Schließung der Turnplätze schließt ähnlich: „Dabei fällt mir wieder die Kotzebue'sche Geschichte ein; vergönne es mir, vor der Hand wenigstens, bis wir etwas Näheres und Sicheres wissen, von diesem Ausbruche des auf seine höchste Spitze getriebenen Teutonismus zu schweigen. Sand soll, nach dem Urtheile aller, die ihn gekannt, wenn sie übrigens auch gar nicht seine Partei nehmen, ein ganz vorzüglich guter und religiöser Mensch sein, auch jetzt noch immer ganz ruhig bleiben. Gott bewahre nur einen jeden, daß er nie auf den Punkt komme, wo er Göttliches und Menschliches nicht mehr zu unterscheiden vermöchte."

Die erste ausführlichere Behandlung der traurigen Angelegenheit bringt sodann ein Brief an den Vater vom 18. April 1819:

Ueber die Sand'sche Geschichte müssen wir schon noch ein paar Worte sprechen; es ist so noch ein kleiner Rest der gestrigen Stimmung in mir, und in einer solchen spricht sich's am besten über dergleichen Dinge. Je weniger die That in's Gemeine fällt, desto ernster, aber auch desto fürchterlicher muß sie erscheinen, und uns vor dem ungeheuren Irrthume warnen, vielleicht vor dem verderblichsten unter allen, vor dem Wahne nämlich, welcher meint, es lasse sich Ueberirdisches und Uebermenschliches mit irdischen und menschlichen Mitteln zu Stande bringen, vor einem Wahne, den der Teufel immer in die unbewahrten Herzen säet, die das Beste wollen, und von allem Menschlichen das Beste in sich haben, den festen Willen für die Gerechtigkeit, — aber nicht die Kraft, die da über den Tod und die Sünde siegt, und die von oben kommt, und einen Frieden giebt, der höher ist als alle Vernunft (Philipp. IV. 7). Sand ist abermals ein sprechender Beweis von der Wahrheit des Satzes, daß das Edelste im Menschen ihn nicht zu schützen vermag vor einer Fäulniß in seinem Innern, vor der Gewalt des Bösen und der Sünde. Sand's letzter Brief an seine Eltern (in der Allgemeinen Zeitung) ist in dieser Hinsicht höchst merkwürdig; lies ihn einmal, und aus jeder Zeile siehst Du, daß Sand wohl einen Gott, den Vater kennt; aber keinen Gott, den Erlöser. Von der höchsten Moralität kann also bei ihm wohl die Rede sein, aber von Religiosität streng genommen nicht. Ueberdies, wenn der arme Mensch an eine göttliche Fürsehung glaubt, und dann wieder diese göttliche Fürsehung selbst sein will, welcher fürchterliche Widerspruch. Ein reines Ge-

müth (und das war Sand wohl), soll nie den frevelhaften Gedanken fassen, daß der göttliche Rathschluß es bestimmt, ihm durch eine Sünde zu dienen. Ewig wahr bleibt das Augustinische: „Sünden werden mit Sünden gestraft"; aber eben so wahr auch das Johanneische: „Gott ist die Liebe". Wer dem Todesengel gebieten kann, bedarf dessen nicht, daß er das reine Herz mit Blut beflecke. Mord aber bleibt Sünde, Meuchelmord bleibt Meuchelmord, und der Mörder ist ein Werkzeug des Teufels, durch dessen Neid der Tod in die Welt gekommen ist (B. d. Weish. II. 24). Durch Sünde wird nie die Sünde aus der Welt verbannt werden; aber das ist eben der Fallstrick des Bösen, daß es den Menschen überreden will, im Bunde mit ihm könne er es selber besiegen.

Fast ganz aber ist (abgesehen von einigen näheren Details über Sand selbst, die Rothe am 2. Mai 1819 dem Vater meldet) der Brief vom 30. Mai 1819 dieser Frage und ihren allseitigen Consequenzen gewidmet. Trotz der Länge der Ausführungen dieses Briefes dürfen sie hier nicht fehlen:

Sehr wahr schreibst Du: „Sand hat außer dem Zeitgeiste keinen Mitschuldigen an der That selbst"; leider nur, daß kein Mitschuldiger verderblicher, gefährlicher und dem Arme der Gerechtigkeit unerreichbarer ist als eben jener. Es ist wirklich oft ein tragi-komischer Anblick, wenn man auf unsere Zeit und das Treiben in ihr sieht, und sich dann zuletzt gestehen muß, daß alle Parteien und Bestrebungen in ihr, so sehr sie einander auch entgegengesetzt scheinen mögen, doch am Ende das eine und selbe Resultat herbeiführen müssen, welches die ewigen Gesetze der göttlichen und gütigen Fürsehung erheischen. Erst in diesen Tagen ist es mir wieder recht klar geworden, und Dir ist es gewiß schon lange klar, wie sich das bürgerliche und politische Leben in den gebildeten Ländern Europa's (zu denen ich Rußland aus guten Gründen nicht rechne) über kurz oder lang in seine Elemente wieder auflösen und in sich selbst zusammenstürzen muß. Wo ist ein Stand, der in seinen Grenzen bliebe? wo ist ein europäisches Volk, das noch eine Sitte hätte? und was soll die bürgerliche Gesellschaft anderes erhalten, was anderes das Verhältniß der Stände zu einander, durch welches jene allein bestehen und gedeihen kann, sichern, als eine Sitte? Jeder will und geht über seinen Stand hinaus, und das gute alte Herkommen, das sonst einen jeden in dem ihm eigenthümlichen Elemente leben ließ, ist todt. Diese Zerrissenheit, die in jedem einzelnen Staate, in jeder Stadt, in jedem Stande, in jedem Hause wüthet, ist weit ärger und gefährlicher, als jene so viel beklagte Zerrissenheit der einzelnen Stämme des deutschen Volkes. Man sehnt sich so nach dem Alten, natürlich, weil man tief fühlt, daß das Neue den Keim seines eigenen Verderbens und seiner eigenen Vernichtung in sich selbst hat; aber man sollte sich in dieser Hinsicht doch fragen, ob denn das deutsche Volk je einiger gewesen ist, als jetzt. Ich wüßte in der Geschichte keinen Zeitpunkt zu finden, wo es in der Art einig gewesen wäre, als man es jetzt haben will. Seine eigent-

lichen Einigungspunkte waren immer die Kriege gegen einen gemeinschaftlichen äußeren Feind; und daß es in dieser Hinsicht noch jetzt zusammenzuhalten weiß, haben ja die neuesten Ereignisse deutlich bezeugt. Auch kann ich mir ein solches Verhältniß, das im bürgerlichen Leben so oft eintritt, gar leicht erklären. Wie Angst würde mir zum Beispiel werden, wenn ich mit allen denen, denen ich im Falle der Noth, Krankheit oder dergl. ungerufen und von ganzem Herzen beispringen, und denen ich mich, so lange sie meiner bedürften, ganz und unbedingt hingeben würde, nun auch regelmäßig umgehen, ihnen ohne alle weitere Veranlassung täglich Freundschaftsversicherungen über den Hals schicken sollte? Und etwas ähnliches will man doch eigentlich; denn sonst weiß ich nicht worüber man schreit. Die Fürsten mögen einander zum Theil eben nicht hold sein; aber die Völker sind gewiß gegen alle freundlich, wenn sie nur nicht ganz der deutschen Art entfremdet sind, wie dies in der That zum Theil bei einigen Norddeutschen und bei den Rheinanwohnern der Fall sein mag. Es ist lächerlich, wenn man, wie es wohl bisweilen geschieht, von der Entzweiung der einzelnen Stammgenossen auf den Universitäten auf die Entzweiung der Stämme selbst schließt. Wenn der Kern der Völker überhaupt auf den Universitäten zu suchen ist (was noch gar sehr bestritten werden könnte), so ist er wahrlich nur auf den eigentlichen Landesuniversitäten zu suchen; denn die Elendigkeit und Jammerwürdigkeit, die auf den meisten übrigen herrscht, ist zu groß, als daß sie zum Maßstabe dienen könnte.

Daß in Deutschland je ein rechtes politisches Leben unter dem Volke hervorzubringen sein wird, bezweifle ich sehr, wenigstens finde ich keinen Punkt in der deutschen Geschichte, wo sich etwas ähnliches nachweisen ließe, wie z. B. ein kriegerisches Leben so oft im Volke war. Wenn sich irgendwo unter den Deutschen Erscheinungen zeigen, die auf eine Art politischen Treibens im Volke selbst schließen lassen, so liegt hier immer ein religiöses oder ein diesem verwandtes Interesse zum Grunde, wie z. B. in den Bauernkriegen um die Zeit der Reformation, oder es ist am Ende nichts als der leidige Hunger und Durst, wie z. B. in dem Kriege vom armen Konrad in Würtemberg unter Herzog Ulrich. Das will ich den Deutschen aber gar nicht zum Tadel gesagt haben, sondern zum großen Lobe; denn ich kann nichts weniger billigen, als wenn der Schuster nicht bei seinem Leisten bleibt. Daß das Volk den Fürsten die Hände binden muß, ist natürlich, denn sie haben Polypenarme; aber das geschieht am besten, wenn jeder seine Pflicht thut, und nach seinem besten Gewissen handelt; so viel giebt als er geben kann, ohne dadurch an der Erfüllung seines Berufes gehindert zu werden, und keinen Heller mehr; wird mehr von ihm verlangt, so ist das kürzeste Mittel, er giebt es nicht; ist die große Masse des Volks ehrlich, so wird ihn keine Gewalt antasten; besteht sie aus Schurken, so helfen alle Constitutionen und alles nichts. So lange es nicht dahin kommt, daß die Leute nicht schreien, wenn sie ein paar Groschen hergeben sollen, aber schreien, und das aus vollem Halse, sobald sie einen Finger breit vom Wege der Gerechtigkeit abweichen sollen, wird es nun und nimmermehr besser werden. Dazu ist aber jetzt wenig Hoffnung vor-

handen, denn wenn es so fort geht, so wird bald niemand mehr wissen, welcher der rechte und der Weg der Gerechtigkeit ist; jeder will sich sein eigenes Recht und seine eigene Gerechtigkeit machen; die alte Ehrfurcht vor dem positiven Gesetze, welches doch, selbst wenn seine Gerechtigkeit vor Gott wenig gelten sollte, im Staate allein gerecht machen kann, eine Ehrfurcht, die wenn sie nicht bloße Furcht sein soll, freilich nur aus der inneren, sittlichen Ehrfurcht vor dem Gesetze Gottes in dem Gewissen der Christen entspringen kann, ist verschwunden. Und grade jene teutonische Parthei, die wieder würdiges Leben in das Volk zu bringen strebt, sie hat in der Sand'schen That, die sie (ich rede blos von der That), wenn sie sie selbst nicht billigen und als würdig anerkennen sollte (was ich ganz unentschieden lassen will), doch wenigstens nicht verabscheut und verdammt, deutlich zu erkennen gegeben, wie sie kein menschliches Gesetz über sich anerkennt, von dem göttlichen Gesetze gar nicht zu reden, in Hinsicht dessen eine unglaubliche Verblendung obwaltete.

Alles will und geht über sich hinaus, hiermit aus sich selbst heraus und verliert somit alle Wesenheit und Bestand. Auch im Felde der Wissenschaften zeigt sich dies deutlich genug in der allgemach immer mehr überhand nehmenden Verachtung alles Realen. Die allgenugsame Kraft der Religion will man (wenn man es nur könnte) in ein todtes philosophisches Schema umsetzen, ein Bestreben, das an und für sich so lächerlich und echt thersiteisch ist, daß nur die ungeheure Eitelkeit unserer Zeit es erklärlich macht, wie es noch so viel Beifall finden kann. Selbst in England zeigt sich jenes Schwanken, das unsere Zeit ergriffen, und jene unabwendbare Auflösung der europäischen Staaten auf eine merkwürdige Weise in den Versuchen, die man zu einer Umgestaltung der alten lange bewährten Verfassung macht; und in Frankreich muß jene sogenannte Liberalität, die man jetzt aufspannt und in die Hände derer giebt, die eigentlich grade die fürchterlichsten Despoten sind, dem Volke über kurz oder lang so drückend werden, daß es wieder einmal seine Fesseln bricht.

An diese allgemeinen Ausführungen schließen sich zugleich persönliche Ergüsse, die nicht minder bezeichnender Art sind:

Verzeihe, bester Vater, diese lange Jeremiade, aber wenn ich das gänzliche Zerfallen des bürgerlichen Lebens, in welchem allein, wenn auch nicht immer das Große, doch gewiß das Gute und alles, was in sich wahres Wesen und Bestand hat, gedeihet, so vor Augen sehe, und dann denke: in dieser Zeit, in diesem Leben sollst Du einmal wirken, und was kannst Du da wirken und helfen, wo die Wunde tödtlich ist, da wo nur Gott mit der Feuertaufe einer neuen Völkerüberschwemmung retten kann und wird? so ist das wahrlich kein erfreuliches Gefühl, was sich mir da aufdringt. Ich, der Einzelne, könnte mich wohl trösten, ich finde in der Beschäftigung mit der Religion und den Wissenschaften wohl noch einen sicheren Zufluchtsort für mein Gemüth und seinen Frieden. Aber ich will doch nicht blos leben, und ruhig und fröhlich leben, allenfalls der Wissenschaft zu irgend einigem

Nutz und Frommen; ich will doch auch, und das vor allem anderen, den Menschen wirklich nützen, und würde gewiß die Wissenschaften wegwerfen und mir mein Brod im Schweiße meines Angesichtes verdienen, wenn einmal eine Zeit kommen sollte, wo ich das nicht könnte. Bei solchen Betrachtungen ist mir oft der Gedanke eingekommen, mir, der ich gewiß nicht in dem Weltgetümmel meinen Frieden finde, in die weite Welt zu ziehen, und Christum zu predigen unter den Heiden; aber es hat mir auch immer feig geschienen, mich den Bedrängnissen zu entziehen, die dem Vaterlande drohen, und vermessen ein Amt mir anzumaßen, bei dem mir niemand Bürgschaft leistet, daß ich die Kraft dazu habe. „Bleibe im Lande, und nähre Dich redlich" ist ein schöner und wahrer Spruch, und überdieß, wo Noth ist, da thut auch Trost Noth; der rechte Trost aber, der den Schmerz nicht etwa blos lindert, sondern mit sammt seiner Wurzel ausrottet, kömmt nur von Christo. Auch hat grade in solchen Zeiten, wo wer nur ein Herz dazu hat, recht erkennen kann, was die Menschheit am Christenthum besitzt; in solchen Zeiten, die immer die einer allgemeinen Verderbniß sind, hat der Einzelne an ihm einen Anker, der ihn nicht untersinken läßt, und ihm die ewige Seligkeit sichert, wenn er nur treu an ihm hält. Aber grade in solchen Zeiten ist auch nichts nöthiger als eine Kirche, und leider zeigt sich in dieser Hinsicht jetzt auch wenig erfreuliches, wenn man das immer lebendiger werdende und sich auf die mannichfaltigste Art aussprechende Gefühl, daß wir Protestanten eigentlich gar keine Kirche haben, abrechnet. Denn die teutonische Parthei, die sich nach einem sehr wohlberechneten Plane der geistlichen und Schulämter, ja auch der Katheder zu bemächtigen strebt, hat in dieser Hinsicht, wie ich Dir urkundlich beweisen könnte, ein Princip, das, so wohl gemeint es auch sicher ist, doch gar bald, wenn es nur irgend einigermaßen allgemein würde, zu einer völligen Zerrüttung jeder Kirche und zur Vernichtung alles Positiven in der Religion, das, wenn es selbst für die Religiosität des Einzelnen (was aber schwer zuzugeben sein möchte) entbehrlich sein sollte, doch allein die Religion als objective unter den Menschen sichern und erhalten kann, führen müßte.

Die neue Betonung der Wichtigkeit des Kirchenbegriffs führt weiter zu einer speziellen Erörterung darüber:

Dabei komme ich auch auf Deine Frage, was ich denn eigentlich mit der Einen Kirche wolle? Ich hoffe, Dir die Sache am leichtesten so deutlich machen zu können. Im Begriffe einer Kirche liegt wesentlich mit, daß sie eine Anstalt sei zur Bewahrung und Erhaltung nicht nur, sondern auch zur Entwickelung und Vollendung der Dogmen, der objectiven Religion überhaupt (durch welche Bestimmung ja erst eine wissenschaftliche Dogmengeschichte, dergleichen wir freilich noch nicht besitzen, denkbar wird). Die Bibel ist ein Religionsbuch, ein religiöses Buch im höchsten Sinne des Worts, 10000 mal mehr werth als alle Katechismen; aber sie ist deshalb doch noch kein Religionskatechismus, und wir können um ihretwillen einen

solchen nun einmal nicht entbehren. Was aus dem Christenthum wurde, wenn die Kirche nicht feststehende, von der Bibel unabhängige und durchaus unerschütterliche Dogmen hatte, haben ja die Zeiten der sogenannten Neologie gezeigt. Die Bibel ist uns ein verschlossenes Buch, so lange uns nicht durch die geistliche Erziehung, die wir in der Kirche genießen, Christus in unser Herz gegeben ist. Das Grunddogma in der Lehre von der Kirche bleibt immer das, was Christus selbst Joh. XIV. 17. ff sagt, und was auch die katholische Lehre ist: Christus ist der Kirche Herr, Meister und Regent und waltet und regieret in ihr durch den heiligen Geist in alle Zeit. Jede Kirche, die dieses nicht anerkennt, versteht sich selbst nicht und ist eine leere Form ohne allen Inhalt. Die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte, die ja unsere Reformatoren so hoch priesen, ist ein lebendiger Commentar zu diesem Dogma. Die ökumenischen Synoden, deren Gültigkeit noch keine der christlichen Confessionen angefochten hat, stehen und fallen damit, und es ist höchst inconsequent, dieses Dogma wegzuwerfen, und die Dogmen, die allein durch dasselbe Gehalt und Bedeutung bekommen (d. h. nichts weniger als das Dogma von der Trinität, von den beiden Naturen in Christo, u. s. w., ohne die vielleicht die subjective Religion so lange, aber auch nicht länger, bestehen kann, als die objective Religion, die ohne sie nicht denkbar ist, noch in einigen Gemeinden von dem bald aufgezehrten Erbtheile jener verstoßenen symbolischen Theologie lebt, nie aber die objective sich zu erhalten vermag), zu behalten. Es ist hier also von objectiver Wahrheit die Rede, diese kann aber nur Eine sein, mithin auch nur in Einer Kirche; Religion, Religiosität, Erlösung, seliges Leben in und durch viele. Ich glaube, daß Du mich jetzt verstehen wirst. Mit dieser Ansicht läßt sich übrigens gar wohl die Anerkenntniß einer Reformation und ihrer Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit vereinigen; nur mußte eine solche Reformation nie bis dahin sich versteigen, eine selbständige Kirche constituiren zu wollen. Da ist menschliche Eitelkeit und Schwachheit. Luther sagte auf seinem Sterbebette: „ich fürchte daß mir manches, was ich für Gotteswerk gehalten, der Teufel vorgespiegelt habe;" ein Bekenntniß, welches den Mann in seiner schönsten Glorie zeigt, und seine sittliche Größe erst recht vollendet.

Endlich schließt sich noch ein durch die trübe Zeitlage ebenfalls trübe gestimmter Rückblick auf die eigene Entwickelung an:

Ich weiß nicht, ich bin unvermerkt in ganz andere Schriftzüge gerathen, ungefähr wie ich sie vor zwei Jahren geschrieben. Es ist eigen: der Mensch kömmt doch meist wieder dahin zurück, von wo er ausgeht; nur auf eine andere Weise und mit vollem, klarem Bewußtsein; so ist es mir mit dem Christenthum gegangen, so mit dem Studentenleben. In Betreff des Letzteren werdet Ihr Euch noch entsinnen, daß ich mehrmals geäußert und auch gegen meine Freunde, daß ich mich ordentlich davor fürchtete und es nur bald überstanden zu haben wünschte. Anfangs als ich hierher kam, gefiel ich mir recht wohl darin; aber jetzt habe ich es auch

so von Grund aus satt, daß ich in dieser Hinsicht bei meinem Abzuge von Heidelberg, so schwer er mir auch sonst werden wird, aus vollem Herzen einen Dankpsalm singen werde. Freilich hat sich das hiesige Studentenleben seit jener Zeit hier auch unbeschreiblich in pejus verändert. Die hiesige Burschenschaft ist meines Erachtens ihrem Wesen nach schon geraume Zeit untergegangen und eigentlich nichts anderes mehr als ein großes Corps dem anderen gegenüber; und der Hauptwitz besteht jetzt darin, daß diese sämmtlich sich gegenseitig auf die allerjämmerlichste Weise auszuforciren suchen. Die Nichtigkeit und erbärmliche Eitelkeit ist unter den Leuten, die jetzt hier den Ton angeben, worunter ich nicht eben grade die Demagogen unserer Burschenschaft von allem Antheile lossprechen will, auf das Höchste gestiegen, und das tröstlichste bei der ganzen Sache ist wirklich noch, daß dieses, wenigstens zum Theil, Leute sind, die künftig einmal ziemlich ferne vom Staate bleiben werden, und in ihrer Vermöglichkeit das unschätzbare Privilegium des lebenslänglichen Pflastertretens haben und anerkennen. — Du darfst nicht glauben, daß ich heute alles in zu schwarzem Lichte sehe; ich bin, wie Du weißt, mit dem zufrieden, was um mich her ist, wenn es nur irgend möglich. Auch was ich über unsere Zeit schreibe ist gewiß nicht zu hart.

Um die Einwirkung des Sand'schen Attentats und seiner Folgen auf Rothe's Gemüthsstimmung im Zusammenhang zu überblicken, haben wir jedoch einige andere, kaum weniger belangreiche Data zurückstellen müssen. Wir finden nämlich bereits in dem Briefe vom 2. Mai eine merkwürdige Vertheidigung, die er den (seinen früheren Briefen entnommenen) Bedenken des Vaters, er sei auf katholisirendem und schwärmerischem Wege, entgegenstellt, die aber zugleich beweist, daß ihm damals das Correktiv seiner Eltern in der That recht nöthig gewesen sein mag. Er sagt daselbst zunächst hinsichtlich jener Warnung:

Verzeihe, wenn ich sogleich zu einem Punkte überspringe, den Du erst weiter hinten in Deinem Briefe berührst, weil es mir sehr am Herzen liegt, daß Du mich, bester Vater, in demselben recht verstehst und nicht verkennest. Du verstehst was ich meine. Du scheinst nämlich zu fürchten, daß mein Gemüth eine gefährliche und mir mein ganzes Leben verbitternde schwärmerische Richtung genommen habe, oder zu nehmen im Begriff stehe. Das sei ferne! gewiß, ich kann es mit gutem Gewissen sagen, ich weiß mich keiner Zeit zu entsinnen, seitdem ich ein religiöses Leben angefangen habe, in welcher ich mich so divergirend gegen alle Schwärmerei verhalten hätte als grade jetzt. Was ich geschrieben: „auf dem Wege ausharren bis in den Tod, auf welchen uns Gott gestellt," das ist mein festester Wille und bleibt es, so lange ich mich selbst verstehen werde. Du scheinst zu glauben, der Kampf, von dem ich Dir schrieb, sei durch ein Uebergewicht, welches die Phantasie in mir bekommen, erweckt worden,

das Aeußere, der Cultus der katholischen Kirche ziehe mich an. Das behüte Gott! Meine Phantasie spielt mir hier wahrlich nicht mit, eben so wenig mein Gefühl; überhaupt bin ich nachgrade in solchen Dingen, zwar Gottlob nicht kälter, aber doch um ein gut Theil starrer geworden, so daß die Farbe mich nicht leicht rührt, wenn ich nicht Licht und Wärme auf mich wirken fühle. Dazu kömmt es, daß der Cultus mir an der katholischen Kirche grade das Anstößige ist, ja auf mich einen durchaus störenden und verwirrenden Eindruck macht. Von dieser Seite also wäre ich sicher (wiewohl mich diese Sicherheit nicht zur Sorglosigkeit verleiten soll); es ist ein ganz anderer Fleck, wo mir Angst wird. Jede Schwärmerei ist mir immer kindischer erschienen, je mehr ich von der Religion verstehen gelernt habe; aber auf der anderen Seite habe ich, wenn auch erst wenig in der Theologie gelernt, doch wenigstens etwas historischen Sinn bekommen, der mir, so Gott will, durch die Theologie hindurchhelfen wird und in den Hafen der ächten Religion und Frömmigkeit, gegen welche alle Gelehrtheit und Philosophie ein tönend Erz und eine klingende Schelle ist. Von dieser Seite ist's, wo mir für den Protestantismus bange wird, nicht aber für mich selbst. Ich will ruhig forschen, mir soll jedes Resultat, wenn es nur dieses ist, willkommen sein, weiß ich doch das Eine fest und unumstößlich, daß Christus ist mit seiner Kirche in Ewigkeit. Entweder der Katholizismus oder der Protestantismus ist die ächte Kirche; das scheint mir gewiß; denke näher darüber nach, ich glaube Du kömmst auch dahin; beide keine wahren Kirchen, oder beide wahre Kirchen, das ist gleich widersprechend. Die Kirche, in der die Menschheit erzogen werden soll zur himmlischen Gemeine, ist nur Eine! denn die Liebe einet, sie trennt nicht; und sagen, keine Kirche ist die ächte reine, daß hieße sagen: Gott ist unmächtig und Jesus Christus nicht Gottes Sohn. Mangelhaft kann die ächte Kirche sein, aber sie muß auf einem Grunde gegründet sein, der da ist das ewige Leben und führt zum ewigen Leben immer herrlicher und herrlicher. Es giebt aber noch eine unsichtbare Kirche, die Gemeine der Gläubigen, Erlöseten. Die h. Schrift kennt nur Eine Kirche (viele Gemeinden), sie kennt nur die, welche unter dem besonderen Schutze der göttlichen Vorsehung, unter dem Walten und in der Kraft des heiligen Geistes geschichtlich sich constituirt hat. Niemand kann sich stärker gegen alles Parteien- und Sektenwesen erklären, als grade sie. Indeß suchet, so werdet ihr finden. Ich will redlich und unbefangen suchen; und wenn ich auch fände, daß die protestantische Kirche keine Kirche sei, sondern eine Sekte, eine Häresie — so wäre das freilich sehr bitter; aber mein Entschluß würde dadurch nicht wankend werden. Extra Ecclesiam nulla salus, dieser dogmatische Satz kann nur von der unsichtbaren Kirche gelten; wer den Keim und die in ihm aufsprossende Kraft des ewigen Lebens in sich spürt, der weiß es am besten, daß keine Macht des Himmels und der Erden ihm dieses entreißen kann. Wer will die Erlöseten beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht machet. Wer will verdammen? Christus ist hier, der da gestorben ist, ja vielmehr der auch auferwecket worden ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns. Wer will uns scheiden

von der Liebe Gottes? (Röm. VIII. 33 ff.) Der einzelne Mensch bedarf also wohl zu seinem Seelenheile nicht grade der wahren und Einen Kirche, gar wohl aber die Menschheit; und wenn ein Mensch hier auf Erden schon zur vollkommenen christlichen Liebe (der ἀγάπη) gelangen sollte, der würde ihrer sehr bedürfen. Sei also deshalb ganz ruhig, bester Vater; Du weißt ja, wie es mit mir steht; von einem Kampfe kann eigentlich nicht mehr die Rede sein; und selbst wenn noch zu kämpfen wäre, wer weiß denn ob nicht grade für meine geistige Constitution ein beständiger Kampf grade äußerst wohlthätig wäre? Ueberdieß kämpft es sich heitern Muthes, wenn man des Sieges gewiß ist.

Später kommt er in demselben Briefe noch einmal darauf zurück:

Ich lese eben das letzte Blatt Deines Briefes noch einmal. Du glaubst mich auf dem Wege zur Schwärmerei, das sehe ich immer mehr. Ich bin mir aber hier der guten Sache fest bewußt. Du hast ganz recht, wenn Du schreibst, der Schwärmer wisse und glaube es selbst nicht, daß er schwärme. Das ist ganz wahr, aber sollen wir denn unser ganzes Vertrauen auf unser Selbst hingeben, weil es doch möglich wäre, daß wir schwärmten? Das willst Du selbst nicht; das weiß ich ja. Ich habe immer bei Euch im Verdacht gestanden, als habe ich Anlage zum Schwärmer; nun habe ich mich grade immer mehr abgekühlt. Ich verspreche Dirs, guter Vater, wenn Du es mir auf den Kopf zusagst, daß ich ein Schwärmer sei, will ich es Dir ohne alle weitere Einwendungen aufs Wort glauben und an mir arbeiten. Bis dahin wollen wir Beide uns nicht die Zeit verkümmern, sondern ruhig und unverdrossen unsern Weg gehen.

Auch hier geht Rothe ferner wieder auf den dem Vater nicht minder wichtigen Punkt der ersten Predigt ein, für welche er sich jetzt 2 Petr. 1, 2—11 als Text gewählt. Dabei erhält die Vorliebe zum Pfarramte (im Gegensatz zum akademischen Lehramte) neuen Ausdruck. Hier aber kann dies bereits mehrfach berührte Thema gegen einige andere Mittheilungen zurücktreten.

Vor allem sehen wir Rothe schon jetzt mit Arbeitsplänen für die Candidatenjahre beschäftigt:

Für den Candidatenstand bleibt mir gar viel zu thun übrig, so wie für mein ganzes Leben. Eine scharfe Revision des A. T. habe ich so schon für das Candidatenleben aufgespart, besonders in Betreff der alttestamentlichen Ideen vom Sohne Gottes und überhaupt von den drei Personen in der Gottheit, womit denn Untersuchungen über die Messianische Theokratie der Hebräer, das gesammte Institut der Propheten und die Geschichte der Offenbarung Gottes in der Menschheit, in wie fern es im A. T. dargestellt ist, zusammenhängen, und wozu freilich erst viel Vorarbeiten nöthig sind. Ueber diese Dinge herrscht unter unseren Theologen ein undurchdringliches Dunkel, und überall in der Schrift, A. wie N. Ts.,

sehe ich darüber ein helles Licht aufdämmern. Auf diesem Wege könnte auch allein die ganze Sache mit den Jehova- und Elohimurkunden hauptsächlich in der Genesis, die im Ganzen immer noch der Hauptgrund für die Zerlegung und gegen die Authentie des Pentateuchs ist, ins Klare gebracht und beseitiget werden. Ich für mein Theil bin deshalb fast schon sicher. — Alles weite Aussichten; aber das erhält das Leben frisch und regsam, wenn man der Arbeit kein Ende sieht, versteht sich einer erfreulichen und fruchtbaren.

Wir finden ferner eine Aeußerung über die neue badische Kammer, die sich der früher mitgetheilten über die bairische anreiht:

Hier im Badischen geht es jetzt wirklich sehr gut. Alles hegt die frohsten und zuversichtlichsten Hoffnungen; ja sogar mehrere unserer Landsleute hätten ordentlich bald Lust bekommen, sich hier Hütten zu bauen, was nur für einen Ausländer als Juristen etwas schwer halten soll. Es geht hier alles so hübsch in der Ordnung, und das politisch-bürgerliche Leben, das wirklich in die Leute gekommen ist, macht sie nicht verrückt. Die Deputirten sind überall, wo sie durchzogen, mit Jubel empfangen worden, und ganze Gemeinen haben sie von Dorf zu Dorf begleitet. Der Großherzog ist wirklich durchaus geachtet und geliebt, und was der Hr. v. Berstaedt (der hier allgemein für einen Mann von ganz ausgezeichneten und trefflichen Eigenschaften gilt) in der Rede bei Eröffnung der Ständeversammlung von ihm und Carl Friedrich sagt, ist alles wahr, nichts übertrieben. Auch hat mich die freimüthige Bescheidenheit überaus gefreut, mit welcher jener Redner gar kein Hehl hat, daß Baden eben keine große politische Bedeutung habe. Besonders gefällt mir die kurze Rede des Großherzogs sehr. Sie ist voll von ächter fürstlicher Humanität und durchaus treuherzig. Er überhebt sich seiner Würde nicht, und kriecht auch nicht; er steht da und stellt sich dar als Einer unter Vielen, der Gewalt hat über Viele. Er hat die Rede durchaus frei gesprochen; und alle die ich gesprochen habe und die sie mit angehört, versichern mich einmüthig, daß er sichtbar alle Herzen getroffen, und das eben, weil er selbst getroffen war, — und das Leute, die wahrlich keine Hofschranzen sind. Ich erwarte alles Gute, nicht aber sonderlich von den Landständen, sondern von dem wechselseitigen Vertrauen des Volks und des Regenten zu einander, das hier wirklich stattfindet, und von der Gewissenhaftigkeit und Einsicht des Fürsten; und ich sehe das schöne und gesegnete Land nun wirklich noch einmal so fröhlichen Muthes an. Gottlob, dachte ich bei mir selber, als ich den Bericht über die Eröffnung der Ständeversammlung und die Rede des Großherzogs las, Gottlob, hier ist endlich wieder einmal Wahrheit! wo diese ist, da habe ich festen Muth, da ist ein sicherer Grund.

Von Schlosser wird in diesem Briefe berichtet, daß er das sophocleisch-äschyleische Kränzchen auf einen andern Abend verlegt und daß er am Grabe eines Studirenden eine treffende Rede ge-

halten; von de Wette, welcher „drei Andere vertrete", daß man sich mit der Hoffnung trage, ihn aufs Neue für Heidelberg gewinnen zu können.

In seinem Briefe vom 17. Mai 1819 ergeht sich Rothe in einer längeren Ausführung über Schlosser's Vincentius von Beauvais und dessen Darstellung des Mittelalters überhaupt. Auch fällt eine Bemerkung über das Landjunkerthum auf, die gewissermaßen eine Ergänzung zu den früher mitgetheilten*) über den Bauernstand bildet: „Ich bin gewiß nicht dafür, daß alle Welt studire: aber wenn wir einmal so viel Landjunker haben sollten wie jetzt Studirende, dann sei uns Gott gnädig. Ehrlich gesagt, Bauer (wie sie sind) wollte ich gleich werden, wenn es nicht anders sein könnte, aber Landjunker (auch wie sie sind)! — eher das erste beste Handwerk ergriffen." Der Mutter aber schreibt Rothe bald darauf (am 31. Mai 1819) mit Bezug auf einen andern Verwandten, der nicht mehr weit von dem Abgang auf die Universität entfernt war: „Eins kann er unterdeß thun, was ihm nachher schon zu statten kommen wird, tüchtig schlagen lernen. Auch ist es wohl gut, wenn er noch wartet; denn jetzt wüßte ich wirklich nicht, wohin man ihm mit gutem Gewissen rathen könnte, zu gehen. Am sichersten offenbar noch nach Tübingen, vielleicht auch nach Bonn; nach Heidelberg, wenn er als Student leben will, jetzt auf keinen Fall, ehedem war es anders."

In dem Briefe vom 6. Juni findet sich zum ersten Mal, mit Bezug auf die von den Eltern sehr gewünschte Schweizerreise, der Wunsch (oder eigentlich die Annahme des Angebotes) größeren Zuschusses von Hause: „Ich werde schwer für meine alte Geringschätzung des Geldes gestraft, wobei mir nur das Eine lieb ist, daß ich wenigstens das Bewußtsein habe, nichts verschwendet, aber freilich nicht immer das Verhältniß meiner Einnahme zur Ausgabe berechnet und so auf verschiedene Weise Lehrgeld gegeben zu haben." Die längeren Erörterungen dieses Briefes über die (auf den Breslauer Turnstreit und die damit zusammenhängenden Fragen bezüglichen) Schriften von Menzel, Kayßler, Steffens, Karl von Raumer enthalten zwar mehrere nicht unbelangreiche Einzelheiten, stimmen aber in den Grundanschauungen mit den früheren Aeußerungen über die Turnsache überein.

*) Vergl. oben Seite 98. 109. 110. 116, sowie die Bemerkung über den Kern des Volks und die Universitäten S. 136.

Am 11. Juni berichtet Rothe über ein „der Menzel'schen Schrift ähnliches Pasquill auf die neuere Theologie" (Oeffentliche Darstellung der neuesten theologischen Zänkereien ꝛc. Quedlinburg u. Leipzig 1819). Der Inhalt bezog sich theils auf die Harms'sche, theils auf die Schuderoff'sche Streitfrage. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß Rothe ohne Weiteres für Harms Partei ergriff, doch mag der Wortlaut seiner Bemerkungen hier folgen:

Claus Harms bleibt doch immer ein Ehrenmann, und nimmt sich sehr ehrwürdig gegen seine Vertheidiger und Anfeinder aus. Schrollen mag er im Kopfe haben wie jeder Erdensohn, aber nicht im Herzen. Ich bin jetzt manchmal wie aus den Wolken gefallen, wenn ich Dinge sehen muß, von denen ich nie eine Ahnung gehabt habe. Wohl Gecken und Laffen, aber nie Männern habe ich so wenig Charakter, Gradheit und Selbständigkeit zugetraut, als ich leider jetzt finde. In jenen Acten (denn das sind es) nehmen sich namentlich Hr. Schleiermacher und Hr. Ammon äußerst lieblich aus. Das möchte alles noch hingehen, aber daß die Christenheit über solche Dinge nicht schreit, das ist ein böses Zeichen. Zugleich habe ich wieder einmal recht gesehen, wie unglaublich unredlich unsere Literaturzeitungen verfahren. Daß die Recensenten Harms' Ansichten nicht billigen, nun, das wird ihnen kein Verständiger zum Vorwurf machen; aber daß sie die Unverschämtheit haben, die Producte eines anerkanntermaßen genialen Mannes als Machwerke eines groben Stümpers, der kaum eine erträgliche Periode zu stande zu bringen vermag, darzustellen, und das alles noch obenein mit Stellen des Verfassers belegen, das geht doch zu weit. Die Schuderoff'sche Sache in Betreff der protestantischen Kirchenverfassung ist freilich auch unbeschreiblich klar, und kaum zu begreifen, wie man, wenn man anders nur will, nicht begreifen kann, daß an die Spitze eines geistlichen Collegiums nicht ein Jurist, sondern ein Theologe gehört, selbst wenn man dem Ganzen noch einen juristischen tribunus plebis mit seinem Veto zugesellen wollte; aber was deshalb und dadurch aus der armen verwaiseten protestantischen Kirche, die wenn auch noch so viel Gipfel und Kronen, doch keine Wurzel hat, werden soll und wird, läßt sich freilich eben so leicht errathen; nämlich nicht viel Kluges.

Es schließt sich hieran noch eine Mittheilung, die, an Hegel anknüpfend, alsbald zu Abegg überleitet:

In diesen Tagen habe ich auch endlich das Portrait von Hegel, auf das ich schon im vorigen Sommer subscribirt hatte, erhalten. Es ist sehr wohl getroffen. Für meine Seele gern möchte ich ein ähnliches von Abegg besitzen. Vielleicht läßt es sich auf dem Wege der Subscription machen. Eine wahre Freude würde es mir sein, es Euch zu zeigen. Es müßte ein großartiger Kopf werden. Diese höchst ausgezeichneten und edlen Züge, und dabei durch und durch eine ganz ungewöhnliche Klarheit, Festigkeit und Friede. Dem Stamme sieht man es an, daß er unerschütterlich fest

gewachsen ist im Reiche Gottes. Ich gestehe Dir ehrlich, die eigentliche Frucht meines Hierseins habe ich in allgemeiner Hinsicht von Schlosser'n, und in bestimmterer Beziehung auf Theologie und Predigtamt von Abegg gezogen; und grade an diese Männer dachte ich fast gar nicht, als ich hierher kam.

Von Universitätsangelegenheiten erwähnt dieser Brief weiter eine abermalige Berufung von Schwarz nach Bonn, den bevorstehenden Weggang von Schelver, der ihm bei den unangenehmen Verhältnissen, die seine vorjährigen „magnetisch-authischen" Geschichten ihm zugezogen, nicht verdacht werden könne, und die Anstellung des Historikers Mone. Von den Mittheilungen des in den Briefen der früheren Semester regelmäßig erwähnten Freundes v. Schrötter aus Berlin heißt es, „wie es ihm eigentlich gefalle, ersehe man daraus eigentlich nicht, so viel merke man aber wohl, daß er nicht wohl in seinem Elemente dort sei." Ueber die Lektüre von Joh. Müller's Schweizergeschichte sagt Rothe: „Der Anfang ist etwas trocken, aber wenn man sich nur erst dorthin durchgearbeitet hat, so ist die Sache desto interessanter. Noch mehr Natur wünschte ich auch hier wohl, oder richtiger, daß sich die schöne Natur nicht so hinter der oft nicht ganz natürlichen Form versteckte."

Sowohl dieser Brief als die folgenden (vom 21. und 27. Juni) klagen über die große Unruhe in den studentischen Verhältnissen, die auch die Ursache sei, daß er noch immer nicht die volle Sammlung zur Predigt gefunden. Wie arg jene Aufregung in der That war, beweist aber besonders der Anfang des Briefes vom 10. Juli 1819:

Zuerst muß ich Dich über den plötzlichen Schluß meines letzteren Briefes, der Dich befremdet haben wird, au fait setzen. Er wurde in der stürmischesten Zeit geschrieben, die ich noch in Heidelberg erlebt habe. Der ganze Tag fast vom allerfrühesten Morgen an war mit Versammlungen hingegangen, und in dem Augenblicke, in welchem ich den Brief schloß, war nichts wahrscheinlicher, als daß unsere Burschenschaft binnen wenigen Tagen aus Heidelberg ausziehen würde. Ich für mein Theil hätte das ja ruhig mitmachen können, würde es aber auch unter anderen Umständen auf jeden Fall mitgemacht haben, da ich mich einmal der Burschenschaft verpflichtet und ihrem Willen anheimgegeben habe, wiewohl ich kein Narr sein werde, dies noch einmal zu thun. Diese Sache indessen, über welche Du mündlich von mir nähere Auskunft erhalten kannst, hat sich noch einmal gemacht, und jetzt ist für ein paar Monate Ruhe und Ordnung wieder hergestellt, trotz dessen, daß einige Wenige, die durchaus dadurch, daß sie alle einzelnen Theile gegen einander aufhetzen, über das

Ganze herrschen wollen, alle Kräfte aufboten, die alte Verwirrung wieder herzustellen. Wenn ich der Senat wäre, solche Leute sollten mir wohl fliegen! Von dieser Seite also ist bei meinen Heidelberger Zeiten nichts mehr zu fürchten, und von anderen Seiten hat nie eine Gefahr gedroht.

Trotz dieser äußeren Unruhe kann aber Rothe doch grade die Heidelberger Studienzeit mit der ersten Predigt beschließen. Noch der gleiche Brief vom 10. Juli fährt fort:

Jetzt kann ich Dir endlich auch mit Gewißheit schreiben, daß ich mich heute Abend hinaus machen werde nach Mauer, um dort morgen zu predigen. Gott gebe seinen Segen dazu. Wie die Sache abgelaufen sein wird, werde ich Dir in diesem Briefe noch schreiben können; mein Text ist 2 Petr. I. 2—11. geblieben, und ich werde nach seiner Anleitung darzulegen versuchen, welches die Gnade und Wohlthaten sind, die uns Gott in Christo geschenkt hat, und welche Früchte diese Gnade und Gabe in den Herzen der Erlöseten bringt. Ich hoffe auf diese Weise das eigentlich Specifisch-Christliche in der Religion des Christen hervorheben zu können, so daß meine erste Predigt zugleich, nicht wie mit einem Male willkührlich aus der Luft ergriffen erscheint, sondern wie eine Einleitung zu allen meinen Predigten überhaupt von mir betrachtet werden kann. Uebrigens habe ich es bei der Ausarbeitung recht empfunden, wie der Gedanke und die Empfindung einem unter den Händen zusammenschwindet, und wie die Sache in mir ganz anders lebt, als ich sie auf das Papier bannen konnte. Im Grunde ist mir das lieb, denn der Ausdruck des innern Bewußtseins durch das Wort läßt sich durch Uebung eher gewinnen, als jenes, wo es fehlt, sich erzeugen läßt.

Zwei Tage später kann Rothe hinzufügen:

Montags den 12ten Nachmittags. — Der Mensch denkt und Gott lenkt. Erst vor wenigen Stunden bin ich höchst vergnügt von Mauer zurückgekehrt. Alles ist dort sehr glücklich von Statten gegangen, und ich habe so vor meiner Abreise noch ein Paar recht frohe Tage verlebt. Wie ich nach Mauer in das Pfarrhaus des Hrn. Kirchenrath Wittich, oder vielmehr in den Pfarrgarten trat, glaubte ich die Tante Cyrußen käme mir entgegen mit dem Hrn. Hofrath Förster, so ähnlich sahe dieses Ehepaar den beiden erwähnten Personen; und die Frau Kirchenräthin hat mich auch wirklich so gehegt und gepflegt, daß es die Tante nicht besser hätte thun können, und daß ich eigentlich jetzt noch nicht begreife, wie ich zu dieser freundschaftlichen, ich möchte sagen verwandtschaftlichen, Aufnahme in jenem würdigen Hause gekommen bin. Auch erklärten sie sogleich, ein für allemal, daß ich gestern nicht fort dürfte. Der Sohn des Hauses, der die Badeferien dort zugebracht hatte, ist mein Heidelberger Commilito in Sacrosancta Theologia, und mit ihm bin ich heute um 10 Uhr des Morgens aus seinem elterlichen Hause ausgezogen. Die ganze Expedition hat mir recht von Neuem zur practischen Theologie und

zum Landpastorleben Lust gemacht. Gestern Morgen kamen 7 meiner hiesigen Freunde (Krauß, Haffner, Heege, Thielau, Haugwitz, Prittwitz und Beringer) hinaus, um mir zuzuhören, was mich sehr freute und nichts weniger als störend war. Ueberhaupt stieg ich im Ganzen mit recht gutem Muthe auf die Kanzel, diesen geistlichen Isolirschemel, auf welchem wir getrosten Muthes den electrischen Schlag der religiösen Begeisterung erwarten sollen, und mit dankbar gerührtem Herzen von ihr herunter. Auf die Lobeserhebungen meiner Freunde würde ich weniger geben; aber das kann ich nicht läugnen, daß es mich sehr gefreut hat, daß auch die Bauern allgemein ihre Zufriedenheit zu erkennen gaben; auch war mir die Erfahrung sehr erfreulich, daß ich mich, nachdem ich (mit dem Verlesen der Gebete) über eine Stunde ohne alle Unterbrechung und noch dazu sehr laut gesprochen hatte, nicht im geringsten angegriffen fühlte, auch mir nicht die geringste Gewalt anzuthun nöthig hatte, um laut zu sprechen, wie ich das überhaupt sehr oft an meiner Stimme bemerkt, daß wenn sie erst eine gewisse Tiefe erreicht, sie sich dann in dieser mit weit mehr Leichtigkeit fortbewegt, als in der Höhe, und ohne alle Anstrengung in jener Tiefe verharrt. Es gehört die Stunde, die ich auf der Kanzel zugebracht, zu den frohsten meines Lebens und zu den wenigen, in denen mich ein gewisses Mißtrauen gegen mich selbst, das mich oft hart plagt, verließ; mit einem Worte, ich fühlte es durch und durch, daß ich zum erstenmale in das eigentliche Element meines Lebens versetzt war. Daher ist es gewissermaßen recht gut, daß ich mich aus dem Staube mache, denn ich würde sonst gar oft wieder einmal predigen, und dadurch meinen Studien viel schöne Zeit entziehen. Uebrigens bin ich mit meiner Predigt selbst sehr unzufrieden; ich sehe immer mehr ein, wie wir durchaus nur durch fleißige Uebung dahin kommen können, das Leben, welches in uns lebt, getreu und ungeschwächt durch die Rede auszudrücken; hoffe aber dessen ungeachtet mit Zuversicht, daß es mir schon noch in irgend einem Grade gelingen soll.

Es ist dieser Brief über die erste Predigt grade auch der letzte, den Rothe aus Heidelberg schrieb. Wir würden ihn nunmehr auf seiner Schweizerreise, theils nach den unterwegs abgesandten Briefen aus Zürich, Turin, Bern, Stuttgart, theils nach dem später verfaßten genauen Tagebuche, näher begleiten können*). Das Tagebuch erinnert sehr an das der Rheinreise, und Rothe's Vater hat dem-

*) Mit demselben Reisegefährten, in dessen Begleitung Rothe diese erste Schweizreise machte, und der auch bald nach ihm von Heidelberg nach Berlin übersiedelte, seinem Freunde von Prittwitz hat Rothe noch im Jahre 1863 dieselbe Reise wiederholt. Leider hat der Gesundheitszustand des Herrn von Prittwitz, der sich sonst mit gleicher Freude wie Herr Präsident von Schroetter seiner studentischen Reise mit Rothe erinnerte, ihn an ähnlichen Mittheilungen, wie wir sie letzterem danken, verhindert.

selben sogar (aus dem Briefe seines Sohnes vom 20. December 1819) ein Motto vorgesetzt, das mit seinem eigenen Urtheil über das ältere Tagebuch wieder ganz übereinstimmt: „Auf die historische Treue meines Reiseberichts kannst Du mit voller Zuversicht trauen. Ueber Umständlichkeit wirst Du wahrscheinlich klagen, und doch wird die Sache nur noch trockener, wenn ich sie mehr zusammenziehe." Wie schon das frühere aber, so konnte auch dieses Tagebuch hier keinen Platz finden, und verweisen wir deshalb auf eine Separatveröffentlichung beider, hier nur Rothe's Schlußurtheil über die Ergebnisse der Reise anführend: „Wie lieb es mir jetzt ist, diese Reise gemacht zu haben, glaubst Du nicht, und wie ich von Tage zu Tage Euch dafür dankbar bin. Ich fange nachgrade an es zu spüren, daß ich wirklich etwas aus der Schweiz mit herausgebracht habe, das ein fruchtbares Capital für mein ganzes Leben bleiben soll."

So der Brief aus Stuttgart vom 24. September. Von dort aus eilte Rothe zu dem Rendezvous mit seinen Eltern, dem ersten, seit er vor $2^1/_2$ Jahren das Vaterhaus selber verlassen.

II.

Berlin und die Anfänge des Pietismus.

Die Berliner theologische Fakultät, welcher der nun bald 21jährige Rothe sich nach Beendigung seiner eigentlichen Studienzeit in Heidelberg zuwandte, bot damals im höchsten Grade begeisternde Anregung, die an die Jugendzeit der Reformation und an die Anfänge der Universität Halle gemahnt. Kaum drei Jahre, bevor Rothe hinkam, hatte der nicht viel ältere Lücke seinem Freunde Bunsen über die Berliner Lehrer der Theologie eine Schilderung entworfen,*) in der fast jeder Satz seine innere Wärme wiedergiebt:

Mein Verhältniß zu den hiesigen Theologen ist das schönste und herrlichste, wie ich es mir nur denken mag. Mit Ausnahme von Marheineke habe ich mich an die drei Anderen näher gewagt und sie jeden in seiner Art liebgewonnen und mir als nothwendig zur Vollendung befunden.

Schleiermacher ist auch in unserer Wissenschaft der ausgezeichnetste ohne alle Frage: und wenn ich auch, abgesehen davon, was er darin Neues und Schönes schafft, ihn nur in der seltenen Harmonie des Lebens und der Wissenschaft überhaupt und insbesondere in dem reinen Einklang seiner praktischen und theoretischen Theologie betrachte, so ist mir in ihm ein Muster erschienen, welches mir mein eigenes Ideal nur deutlicher und vollkommener macht. . . . Ich kann nur selten ein wissenschaftliches Gespräch mit ihm gewinnen und darin höchstens nur Andeutungen, da ich

*) Sie datirt vom 3. Novbr. 1816 und ist vom Herausgeber in der deutschen Ausgabe von Bunsen's Leben I. S. 91 ff. vollständiger mitgetheilt.

weder sein Schüler bin, noch als Theolog eines Andern Schüler sein mag, als Gottes und Christi. Aber wenn ich alles, was er mir und mit mir Vielen auf der Kanzel, auf dem Katheder, in der Gesellschaft und in seinem Leben gibt, wo die ethische Gewalt des Mannes doch bei weitem über alles emporragt, was ich hier kenne, nur recht zusammenfasse, so entsteht mir ein Bild von ihm, das mir mehr werth ist als alle seine wissenschaftlichen Constructionen u. s. w. Ich weiß, daß er mich lieb hat; mit desto größerer Liebe betrachte ich ihn und erbaue mich an ihm für mein eigenes Leben.

Neander steht auf einer anderen Höhe, um die ich ihn beneide. Die segensreiche Ruhe seiner wahrhaft theologischen Contemplation, die über alle Ströme der Speculation und Reflexion erhaben ist, und in der historischen Gestalt des Christenthums die reinsten und höchsten Ideen findet, bezaubert mich, so oft ich bei ihm bin. Er hat sich mir geöffnet und ist mir näher gekommen, als ich anfangs glaubte; wir sind uns in gar Vielem begegnet, und in der Grundansicht von der Nothwendigkeit und der Art und Weise des theologischen Studiums eins geworden. Ich schließe mich daher am meisten an ihn an, ob ich gleich meine mir eigenthümliche Weise behalte und in seine Zurückgezogenheit und seinen theologischen Eifer über die Gegenwart und die jetzige Gestaltung der Theologie nicht einstimme, überhaupt mich vor der Einseitigkeit zu bewahren suche, in die er nothwendig hat verfallen müssen. So verhaßt mir auch die Toleranz der Vielseitigkeit, und ich in Neander grade den Mann finde, der den reinen und Gott wohlgefälligen Mysticismus nach seiner Eigenthümlichkeit zu vollenden berufen ist, so kann ich mich doch darin nicht so beengen lassen wie er, und mag nicht gleich ihm jedes Weiterbilden unserer Wissenschaft sowohl als der Kirche durch Philosophie, Kritik und neue Gestaltungen Einzelner im Leben schelten und darauf zürnen. Mir gefällt immer noch der heitere, rege und kräftige Sinn des Wirkens in der Welt neben der Stille der Contemplation, und das philosophische Forschen sammt der Kritik kann und will ich nicht als ein teuflisches Werk verachten, sondern achte es als ein irdisches und menschliches hoch, in dem auch der göttliche Geist wohnt, wie in den Tiefen der historischen, kindlichen Forschung und der heiligen Contemplation.

Davor bewahrt mich mein Umgang mit de Wette, der zum Theil aus Schmerz über sein Alleinstehen und die Verketzerung Vieler, die ihn gar nicht kennen, mich an sich zu schließen sucht. Der Mann ist mir in seinem exemplarischen Lebenswandel ehrwürdig geworden, und er hat mir in vertrauteren Stunden eine Tiefe des Gemüths und eine Kindlichkeit, und in dieser eine ethische Kraft offenbart, die von Andern hier, außer Schleiermacher, kaum geahnt wird. Sein Verstand, der eine seltene Klarheit und Schärfe in der historischen Kritik erreicht hat, tritt freilich überall hervor, aber wenn alle Theologen ihren Verstand so wahrheitsliebend gemacht hätten und so furchtlos, so könnten wir uns Glück wün-

schen für die Wissenschaft und Kirche. Ich bin gewöhnlich im Streit mit ihm, aber er liebt den Streit der Meinungen, und es entsteht daraus immer Frucht der Ueberzeugung. Sein Umgang ist mir außerordentlich nützlich, und sein Zorn und sein Haß gegen alle weibische Theologie, Empfindelei und unprotestantische Weichheit und Thatenlosigkeit, gegen alle Furcht vor scharfen Forschungen und männlichen Gedanken ist längst der meinige gewesen, und ich freue mich in dieser Rücksicht mit Schleiermacher, daß de Wette hier ist und dem Zeitstrome furchtlos und wahrhaft protestantisch entgegenarbeitet. Denn der Schaden, der aus jenen Verzärtelungen hervorgeht, ist sehr groß und sichtbar schon jetzt in der Kirche, und es wird alle Kraft der Vernünftigen erfordert, um dagegen zu arbeiten. Wenn Männer wie Savigny und andere Nichttheologen den de Wette so verketzern, wie ich weiß, daß sie es thun, so kennen sie ihn zum Theil nicht, zum Theil ist es Heuchelei und romantische Sehnsucht nach dem Alten, das sie nicht kennen. In keiner Zeit ist der Satan alleinherrschend, am wenigsten in unserer Zeit, am allerwenigsten in de Wette. . . .

Die Glocke ruft zu Schleiermacher's Kirche; ich will fort, weil ich nicht gern eine Predigt versäume, die mich mit so reinem Zauber in das Innerste des Christenthums einführt.

Und nicht anders, als Lücke damals, hat Rothe später geurtheilt, bei dem Rückblicke*) auf „die schöne Zeit gegen das dritte Jubiläum der Reformation hin", welcher in seiner Hervorhebung Schleiermacher's, Neander's und Lücke's grade wieder auf Berlin weist:

Ja das war ein neuer Frühling unseres evangelischen Glaubens nach langer Winterkälte, ein Auferstehungsmorgen, wie es uns schien, der evangelischen Kirche. Die zunächst vorangegangenen Menschenalter waren in unserm Deutschland in religiöser und kirchlicher Beziehung eine Zeit der Erkältung und der Ermattung gewesen. Nicht daß das Christenthum oder auch nur die christliche Frömmigkeit ihre Kraft völlig verloren gehabt hätten, nein, es war nur das Bewußtsein um sie als solche tief verschattet, und damit natürlich auch der Trieb nach kirchlicher Gemeinschaft erlahmt, wenigstens in denjenigen Kreisen, die eigentlich in ihrer Gegenwart lebten. Da hoben sich die Schatten allmählich wieder vom Bewußtsein der Zeit, in vielen Gemüthern flammte das Licht des religiösen Glaubens wieder auf, und zwar bestimmt das Licht des Glaubens an den Erlöser, und es öffnete sich ihnen das Auge für Seine Herrlichkeit; gar viele Herzen fingen wieder an wie Christenherzen zu schlagen, in bußfertiger Demuth und in glaubensfreudiger Gewißheit der Gnade des in seiner Heiligkeit erbarmungsvollen und in seinem Erbarmen heiligen Gottes. Sie wußten das vielleicht noch nicht recht deutlich auszudrücken, aber es war thatsächlich so in vielen

*) Vgl. allg. kirchl. Zeitschrift 1862, I. S. 35. 36.

Herzen. Diese neue christliche Erweckung (denn eine solche war es in der That), sie war (soweit bei solchen Dingen überhaupt menschliche Ursachen in's Spiel kommen,) nicht eben das Werk der Kirche, die deshalb auch von vornherein gar keine recht freundliche Stellung gegenüber von ihr einnahm, — sie war vielmehr das Werk vor allem der erschütternden weltgeschichtlichen Geschicke, die nach Gottes Vorsehung über unser Volk hereingebrochen waren, und im Zusammenhange damit der herrlichen patriotischen und überhaupt moralischen Erhebung, durch welche es in den Befreiungskriegen sein Haupt wieder erhob aus der Sclaverei, — zum Theil allerdings auch des höheren Aufschwunges, den die Wissenschaft unter uns genommen hatte, besonders die Philosophie. Aber nichts desto weniger mußte der neu anbrechende religiöse Morgen der Kirche zu Gute kommen, um so gewisser, da die deutliche Unterscheidung von Christenthum und Kirche jener Zeit noch weniger geläufig war als der unserigen. Eine Erneuerung der evangelischen Kirche wurde bald die Loosung, und zahlreiche Entwürfe für sie traten an's Licht. Auch der Gedanke und der Versuch der Union der evangelischen Schwesterkirchen entsprang aus diesem Aufschwunge. Die Theologie insbesondere entfaltete ihre Schwingen von Neuem mit frischem Muth. Neben Schleiermacher ließen Neander und Lücke die Zeitgenossen vom Standpunkte der neuen Zeit aus die unvergängliche Herrlichkeit des alten Glaubens schauen. O wie schlug damals der theologischen Jugend das Herz so hoch, und dabei so frei und so unbefangen, in der arglos freudigen Zuversicht, daß ihr alles gehöre, wenn anders sie selbst Christi sei! Es war eine Neugeburt des deutschen Volks durch die Kraft des wieder lebendig gewordenen Evangeliums, eine Neugestaltung seines gesammten Lebens, also namentlich auch des öffentlichen und politischen, durch den reinigenden und belebenden Geist des Glaubens an den Erlöser, und mit dem allem einer wahren deutschen evangelischen Volkskirche, was dieser ersten Begeisterung als der Gegenstand ihrer Hoffnungen vorschwebte und als das Ziel ihrer Bestrebungen; dieß und nichts geringeres.

So sehr aber diese Schilderung jener Tage von dem späteren Rothe uns anmuthet, ebenso sehr würden wir irren, wenn wir den damaligen Berliner Studenten schon grade so urtheilen ließen. Im Gegentheil, sein Tagebuch weist auf einen ihn nicht völlig ausfüllenden und darum nicht völlig befriedigenden Zug in seinen Studien. Wohl hört er jetzt Schleiermacher, und grade sein damals zum ersten Mal gelesenes Colleg über das Leben Jesu. Aber noch hat Rothe den Eindruck, daß der große Forscher sich mit künstlich gemachten Schwierigkeiten abmühe. Auch Marheineke vermag ihm für jetzt noch kein tieferes Interesse abzugewinnen. De Wette gar ist grade wegen seines Trostbriefs an die unglückliche Mutter Sand's auf Grund der Denunciation des Baron Kottwitz seiner Stellung beraubt.

So hat denn unter den Lehrern nur der eine Neander, an den ihn Schlosser von Heidelberg aus empfohlen, ihn als Mensch anzuziehen vermocht. Und auch dies nicht, ohne daß (wie wir nach mündlichen Aeußerungen Rothe's hinzufügen müssen) der unästhetische Zug in Neander's äußerem Menschen sein Streben nach Harmonie des ganzen Wesens einigermaßen störend berührte.

Schon nach diesen, von Schenkel aus Rothe's mehrerwähntem Tagebuche gegebenen Mittheilungen können wir letzteren einigermaßen auf jenem Wege zum Pietismus begleiten, den sein bereits angeführter Aufsatz von 1862 ebenfalls rückhaltlos zeichnet. Und grade der separatistisch geartete Pietismus, der sich in scharfe Opposition gegen die überlieferten Formen in Theologie und Kirche stellt, ist es, der ihn in seine Zauberkreise gezogen hat. Eingeführt in die Zirkel der „ausschließlich Frommen", ist er zwar anfangs nicht grade auf's Angenehmste berührt. Der Prediger Löffler, der diesem Kreise angehört, hat ihm nach seinem eigenen Ausdruck Essig in's Evangelium gegossen. Andere Genossen machen den Eindruck einer geschlossenen Zunft auf ihn, in der Alle denselben Zuschnitt haben. Aber zugleich imponirt ihm doch die unbedingte Zuversicht, mit der die „Pietisten" den Weg, welchen sie gehen, für den zweifellos einzigen, der zum Himmel führe, betrachten. Grade der bescheidene demüthige Jüngling, der er ist, ist doppelt geneigt, sich selber zu mißtrauen und sich durch die Festigkeit und Selbstgewißheit Anderer imponiren zu lassen. Genug, es bleibt ein Stachel in ihm zurück, der ihn hindert, die ihm sonst in Berlin gebotenen Anregungen ungestört auf sich einwirken zu lassen.

So bereits die Andeutungen des Tagebuchs. Nach seinen Briefen an die Eltern aber können wir sogar das allmählige Werden seiner pietistischen Richtung verfolgen. Bereits in dem letzten Jahre seines Heidelberger Studiums hatten wir je länger je mehr eine nicht befriedigte Stimmung bei ihm wahrnehmen müssen, die in ihren ersten Ursachen auf die unbefriedigenden Zustände des Studentenlebens, sodann aber auch auf eine zunehmende Opposition gegen den „Zeitgeist" als solchen zurückwies. In Berlin sehen wir ihn nun gradezu einer Art von Melancholie zur Beute werden, die ihm alle herkömmlichen Formen des geselligen Lebens hohl und leer, dagegen die gemüthsvolle Innigkeit des Pietismus, gegen den er anfangs, als er ihm bei Neander aufstößt, noch reagirt, als ein „gelobtes Land" erscheinen lassen mußte. Doch abstrahiren wir vorerst noch

von dem sich gestaltenden Ergebnisse, um statt dessen wieder seine Briefe im Zusammenhang zu durchlaufen, und so das Facit auf die einzelnen Ziffern zurückführen zu können.

Der erste Berliner Brief vom 23. Oktober 1819 gibt genauen Bericht über die dort gemiethete Wohnung und alle häuslichen Verhältnisse, weiß aber gleich von den empfangenen Eindrücken wenig zu rühmen: „Wie es mir hier gefallen wird, weiß ich selbst noch nicht recht; den ersten Tag war mir gräulich zu Muthe; die Stadt selbst habe ich mir im Ganzen schöner vorgestellt, oder richtiger gesagt, ich habe durch die Bekanntschaft mit der großen Natur allen Geschmack an den Werken der menschlichen Kunst dieser niederen Art verloren. Ich habe ja nur wenig von Berlin erwartet; vielleicht finde ich so viel, ein paar geistreiche und gelehrte Männer und eine ruhige Arbeitsstube." Die angenommenen Collegien sind nach demselben Briefe die folgenden:

Geschichte des Lebens Jesu, bei Schleiermacher, 5 mal von 9—10.
Kirchengeschichte II. Theil, bei Neander, 5 mal von 12—1.
Dogmengeschichte, bei Neander, 5 mal von 1—2.
Naturrecht, bei Hegel, 5 mal von 5—6.
Dazu soll dann noch ein Hebraicum bei Bellermann kommen, über ausgewählte Psalmen, Sonnabends von 9—11.

Der zweite Brief vom 3. November 1819 klagt gradezu über „Heimweh", „aus dieser beängstigenden Steinhaide heraus", und gesteht weiter: „Am wohlsten fühle ich mich immer noch unter den alten Heidelberger Bekannten, denen es meist nicht besser als mir geht, und der wohlbekannte, obgleich nicht eben melodische Vortrag Hegel's ist für mein Ohr eine liebliche Musik vom Ufer der Garonne." Doch werden die Vortheile darum nicht verkannt, daß er in Berlin viel lernen, und ebenso, daß er dort ungestört arbeiten könne. Und in Bezug auf Neander heißt es, daß seine „Erwartungen gar nicht getäuscht" seien:

Freilich ist sein Vortrag gleich Null, oder nichts anderes, als ein gewaltig schnelles Dictiren, welches man, besonders wenn es 3 Stunden hinter einander fort dauert (er liest nämlich außer seinen angekündigten Vorlesungen noch Mittwochs und Sonnabends von 11—12 Uhr ein öffentliches Exegeticum über den Brief an die Galater, welches ich auch höre), ganz ordentlich in den Fingern fühlt, aber desto ausgewählter ist auch das, was er giebt. Er ist ein wunderbarer Mann, äußerlich voll-

kommen abgestorben, innerlich frisch und markig in christlichem Leben, das aber nicht freudig herausströmt, sondern nur schwermüthig hindurch leuchtet, wie der Mond zwischen Gräbern. Diese Schwermuth muß eine andere, dem christlichen Prinzip in ihm fremde Ursache haben, denn nach meiner festen Ueberzeugung gestaltet sich der rein von Christo beseligte Mensch sein äußerliches Leben ganz anders, und erfrischt das Christenthum alle Organe eines würdigen Daseins, statt sie zu erschlaffen.

Dagegen ist der erste Eindruck von Schleiermacher auf Rothe ein unzweideutig voreingenommener:

Schleiermacher's Collegium über die Lebensgeschichte Jesu ist sehr interessant und mannichfach anregend, obgleich es bis jetzt mehr ein kritisches Exercitium gewesen ist, als zu historischen Resultaten geführt hat. Im Allgemeinen bin ich gegen den Geist, wo er ohne Wahrheit ist, und darum auch gegen ein Rütteln am Positiven, das dieses nicht einmal umzuwerfen, geschweige an seiner Statt ein Neues aufzubauen vermag. Nach meiner Meinung ist es immer thöricht, wenn man säet, ehe man geackert hat, und in diesem Falle scheint mir Schleiermacher mit vielen anderen unserer neueren Theologen zu sein, die das Positive und Historische der Theologie mit Erfolg lehren zu können meinen, ohne zuvor im eigenen Gemüthe, wie in dem der Zuhörer den, von den gesammten innerlichen Lebenskräften des Menschen zugleich zu vollführenden, Prozeß der Christlichmachung des inwendigen Menschen angestellt zu haben. Dasselbe gilt auch, so weit ich bis jetzt urtheilen kann, von den Schleiermacher'schen Predigten. Sie sind alle Homilien, aber ganz andere, als die Abeggischen. Ihnen fehlt, so scheint es mir, der lebendige Grund und Boden des innerlichen, vom Christenthum auf das Innigste durchdrungenen Daseins, der jenen bewunderungswürdigen Mann zum entzündenden Redner, zum glückseligen Menschen und zum Christen im Geiste und in der Wahrheit zugleich macht. Daher gelingt ihm die Lösung der, so wie es mich dünkt, schwersten aller homiletischen Aufgaben, der Aufgabe einer Homilie (im engeren Sinne des Worts) über einen Episteltext immer, an der die Schleiermacher'sche Beredsamkeit wohl scheitern möchte. Eigentliche Erbauung habe ich in den Schleiermacher'schen Predigten noch nicht finden können, und sie ist auch wohl nicht der Zweck des Redners; aber sie sind geistreiche und belehrende exegetische Uebungen, und darum besuche ich sie regelmäßig. Auch bin ich in das theologische Seminarium eingetreten, und der philologischen Classe desselben zugetheilt worden. Wir werden darin morgen unsere Uebungen anfangen, und sie alle 14 Tage des Donnerstags von 6—8 Uhr Abends bei Schleiermacher fortsetzen. Wir werden in diesem halben Jahre den Tractat des Augustinus über den Johannes lesen. Am unangenehmsten ist es mir, daß die alttestamentlichen Uebungen für dieses halbe Jahr ausfallen.

Hinsichtlich de Wette's endlich kann nur noch von dem Eindruck seiner Entlassung gesprochen werden:

Daß die ganze Universität wegen de Wette's eben grade in Bewegung gewesen wäre, habe ich nicht bemerkt; daran, daß die Professoren sich bei dem Könige für ihn verwendet, mag nicht viel wahres sein, auch kann man sich wohl für einen von der Rechtsinstanz für schuldig erklärten verwenden, sehr mißlich aber ist die Verwendung für einen von ihr losgesprochenen.

Viel neuen Verkehr brauchte Rothe in Berlin eigentlich gar nicht, da er eine größere Zahl von Verwandten und Familienfreunden in Berlin hatte, die ihn insgesammt seinen Briefen zufolge sehr freundlich aufnahmen, was nur mit seiner Absicht, die Abende für sich zu haben, schlecht übereinstimmte. Schon in dem eben erwähnten Briefe und noch häufig später werden Onkel und Tante Weymar, Onkel und Tante Le Cocq, seine Pathe Frau Geh. Obertribunalsrath Reinhart und deren Mann (dieser ersichtlich von ungewöhnlichem Interesse für den jungen Rothe erfüllt), Oberacciserath v. Held, Legationsrath Balan, Geh. Oberfinanzrath Alberti, Geh. Staatsbuchhalter Schiller, als solche, deren Häuser ihm offen standen, genannt. Rothe's studentischer Verkehr war natürlich nicht so umfassend wie in Heidelberg; doch werden außer den schon bekannten schlesischen Landsleuten auch Andere, wie Aug. Koch, Karl Borrmann, Breßler erwähnt. Mit seinem Reisegefährten auf der Schweizer Reise, der ihm ein halbes Jahr später nach Berlin folgte, v. Prittwitz, hat Rothe sogar einige Zeit ganz zusammen gewohnt. Und von dem alten Freunde v. Schrötter heißt es, er habe „ihn ganz wiedergefunden, wie er ihn in Heidelberg verlassen". Umgekehrt war das freundliche Urtheil Schlosser's über Rothe durch jenen selber auch nach Breslau an Wachler geschrieben.

Aber die Stimmung Rothe's in Berlin bleibt trotz aller erfahrenen Freundschaft gar wenig heiter. Oft klagt er über ihn störende Besuche, oft über die Abende, die er selber draußen zubringen müsse. Wie wenig ihm das gewöhnliche gesellige Leben behagt, beweist die Aeußerung vom 19. November 1819: „Es ist kein Wunder, wenn die Weltleute am Ende innerlich verkrüppeln; denn wenn wir mit den Dingen außer uns so gar viel zu thun haben, so werden wir ordentlich Heiden, und unser rein menschliches Bewußtsein wird immer schwächer in uns." Ja, bald darauf heißt es: „Es kann niemand weniger für Berlin geschaffen sein als ich, und ich könnte wohl nirgends eher ein Einsiedler werden, als in dieser volkreichen Residenz."

Bezeichnend ist auch eine längere Erörterung über einen sich zwecklos in Berlin aufhaltenden Verwandten:

Er fühlt sich unwohl in den Verhältnissen des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens, er würde gern mit jeder Existenz zufrieden sein, die nur etwas Abenteuerliches hat. Er würde die Arbeit und Anstrengung nicht scheuen, nur das Einerlei der Arbeit ekelt ihn an. Das ist gar natürlich in einer Zeit, in der in den Gemüthern der Edleren der weltliche Lebenstrieb wieder in seiner ganzen eigenthümlichen Kraft erwacht ist, und alle todten, nicht von ihm beseelten Verhältnisse (und wie viele haben wir deren nicht jetzt?) zu sprengen sucht, in einer solchen Zeit des allgemeinen Unglücks für die Besseren. Es giebt wohl ein Heilmittel für alle diese Wunden, die die Zeit schlägt, welches alle Arbeit in die genußreichste Freude umschafft; aber es ist schwer demjenigen, der ihn nicht schon kennt, den Glauben daran beizubringen. Ich meine, es giebt einen Standpunct, von welchem aus wir alle menschliche Thätigkeit, sei nun ihr Gegenstand welcher er wolle, nur als Mittel zur Erhaltung und Erhöhung unserer inneren geistigen Lebenskraft anzusehen uns gedrungen fühlen, nur für einen Prozeß der Mürbemachung (wenn mir dieses niedrige Bild erlaubt ist) des menschlichen Geistes für den Umgang mit den göttlichen Ideen. Der wird gewiß keine Arbeit scheuen, der es einmal erfahren hat, welche Leichtigkeit angestrengte Arbeit dem Geiste giebt. Nichts ist wahrer, als daß der Faule am Ende innerlich verfault. Freilich ist der Lohn einer solchen Thätigkeit nicht für Jeden ein Lohn, dem nämlich nicht, dem der Umgang mit den göttlichen d. h. religiösen Ideen selber eine Last und nicht der allerinnerlichste Genuß ist. Ora et labora! ist ein gar wahrer Spruch; keines von beiden geht ohne das andere recht.

Am 20. November berichtet Rothe auf eine Frage seines Vaters Näheres über das Schleiermacher'sche Seminar:

Du fragst mich, was das theologische Seminarium eigentlich zu bedeuten habe. Wie alle dergleichen Anstalten ist sein Zweck speciellere Uebung in einer gelehrten theologischen Thätigkeit. Die Lectüre des Augustinus bei Schleiermacher ist ganz interessant; am meisten aber zu lernen ist wohl bei den Arbeiten, die für das Seminarium gemacht werden. Ich habe dießmal eine, wie ich erst jetzt merke, sehr mühselige übernommen, die aber freilich zu vielseitigen Belehrungen Veranlassung giebt; ich soll nämlich untersuchen, ob sich in den Reden Christi Spuren davon finden, daß er die alttestamentlichen Apokryphen gekannt und ihnen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet habe. Ehe man an diese Frage kommen kann, sind so viel Vorfragen zu beantworten, so viel Aufgaben zu lösen, zu deren Lösung uns die sicheren geschichtlichen Data durchaus fehlen, und wo man nur aus den leisesten Andeutungen künstlich ein Pro oder Contra zusammenbauen kann. Indessen will ich mich die Mühe nicht verdrießen lassen. — Ich glaube (weiß es aber nicht gewiß), daß ein kleines Stipendium mit dem besagten Seminario verbunden ist. Es wäre

dieß das erste Geld, was ich mir so halb und halb wenigstens verdient hätte. Ich möchte wohl wissen, was ich Euch damit für eine kleine Freude (die erste ex propriis) machen könnte. Freilich wollen wir die Wolfshaut nicht eher theilen, als wir den Wolf erlegt haben. In das Seminarium bin ich eigentlich auf Neander's Rath getreten. Bei diesem vortrefflichen Manne habe ich neulich einen sehr herrlichen Abend verlebt. Wollte nur Gott, daß er nicht so viel körperlich zu leiden hätte. In Betreff Schleiermacher's habe ich noch keine Veranlassung gefunden, mein Urtheil zu ändern. Allerdings habe ich am vorigen Sonntage eine Predigt von ihm gehört, die man nicht anders, als vortrefflich nennen konnte, aber freilich wieder voll politischer Beziehungen. Daß er seinen Abschied verlangt hat, ist allerdings wahr; er hat ihn aber nicht erhalten, wahrscheinlich weil er in Contractverhältnissen mit der Regierung steht.

Es mag hier gleich bemerkt werden, daß die genannte Arbeit über Jesu Kenntniß der Apokryphen Schleiermacher später Veranlassung gab, Rothe für ein akademisches Lehramt zu empfehlen, daß dieser selber aber, so lange er auch in Berlin blieb, Schleiermacher persönlich nicht näher getreten ist. Am bezeichnendsten für sein Verhältniß zu ihm ist wohl der Ausdruck (im Briefe vom 28. Januar): „Ueber Schleiermacher bleibt mein Urtheil das alte, nur werde ich von Tage zu Tage weniger aus ihm klug."

An den vielgerühmten Berliner Zerstreuungen findet Rothe wenig Geschmack, doch sehen wir ihn wenigstens denselben nicht fern bleiben. So sagt er am 20. November 1819:

Auch im Schauspiel bin ich unterdeß gewesen. Es wurde Emilia Galotti gegeben, ich hätte sie hier besser zu sehen erwartet. Auch das Opernhaus hatte ich mir größer vorgestellt, es ist sogar bei weitem kleiner als das Münchner Schauspielhaus.

Und am 28. Januar 1820 berichtet er:

Ich komme eben, Deinem Rathe folgend, aus der Iphigenie in Tauris, der noch als Schleppe ein langes Ballet „Paul und Virginie" angehängt wurde, so daß es $10^1/_2$ Uhr war, als ich nach Hause kam. So sehr ich mich an der Oper ergötzt habe und besonders an dem Gesange der Mad. Milder, so wenig an den Balletsprüngen, die freilich sehr hoch waren, aber dabei nach meinem Verstande doch immer ein sehr schlechter Witz. Gottlob, daß wir so große Narren, wie die in den Ballets figurirenden, in der wirklichen Welt doch noch nicht aufzutreiben wissen, wiewohl man nicht wissen kann, wie weit es mit der Zeit mit der Menschheit kömmt, wenn sie fortfährt, die himmlische Gabe, die ihr vor 1820 Jahren dargeboten worden ist, zu verschmähen und auf der Seite liegen zu lassen.

Indessen „das Wort Gottes ist spitzig und kräftig und schärfer denn kein zweischneidig Schwert." Nun gute Nacht, bester Vater! Heute über's Jahr schreiben wir uns die gute Nacht nicht mehr.

Wir verbinden hiermit noch die Kritik über die Aufführungen der Armide und der Alceste:

14. März 1820. — Da Du Dich neulich auch bei mir bedankt hast, daß ich mir den Spaß gemacht, die Iphigenia in Tauris mit anzuhören, so glaubte ich heute uns beiden eine ähnliche Freude bereiten zu müssen, und habe mich in die Armida von Gluck gemacht, aus der ich so eben zurückkomme. Ich habe nichts daran auszusetzen, als das, um dessentwillen das Haus bei der Vorstellung dieser Oper immer so voll ist, das viele Maschinen- und Coulissenwesen, den Drachenregen und den Feuerregen, ein kleines Vorspiel der ἀναπόρωτις τοῦ κόσμου vor dem jüngsten Gerichte, und endlich die vielen, noch so schönen und kostbaren Ballets, die mit ihrer kleinlichen und kindischen Musik in die große einfach und still fortschreitende musikalische Handlung für mich höchst störend eintraten. Ueberhaupt möchte ich den ganzen vierten Act, so schön er an und für sich ist, herauswünschen, denn er wirft uns doch eigentlich mit einem Male aus der hohen tragischen Region in die Idylle herab. Diese edle und wahrhaft erhabene Einfachheit, die man in der Armide nicht selten vermißt, rühmt ja alle Welt an der Alceste, und darum will ich mir diese schon auch noch mit ansehen, wenn sie wieder ein Mal aufgeführt wird. Mad. Milder übrigens ist ganz zur Armide geschaffen. Ihre Stimme ist, möchte ich sagen, vom edelsten Metall, und von denen der übrigen hiesigen Sänger und Sängerinnen wirklich specifisch verschieden; und dabei soll sie keine Note kennen. Wiederum ist hier die Natur allein wahr. Dergleichen Sachen helfen einer Zauberin besser als Flittergold und Schminke, und thun der Seele wohler als der Pulvergestank, mit welchem die letzte Scene das ganze Haus erfüllte, der Nase.

20. Mai 1820. — Der einzige Punct, worin ich leichtlich zu viel ausgegeben haben könnte, ist der, daß ich mir nicht selten eine gute Oper angehört habe, wie erst noch neulich die Alceste von Gluck. Aber dieser ist auch der einzige Genuß, den ich, wenn ich von hier weg bin, nicht mehr so leicht haben kann, und von dem ich ohnehin fühle, daß er immer sehr wohlthätig und stärkend auf mich wirkt, und der doch zugleich an und für sich sehr erlaubt ist. Auch weiß ich, daß es Euch nicht unlieb ist, wenn ich mir ihn verschaffe.

Rothe's Mißbehagen an Berlin spricht sich auch in einer Randglosse (vom 20. November 1819) über das neue Censuredikt aus:

Das neue Censuredict habe ich gelesen. Unsere Zeit wird immer kanonischer. Die glückliche Zeit wird nun bald genug kommen, wo alle Menschen Eine Vernunft haben werden, nämlich gar keine, das goldene Zeitalter der Philosophie. Carpe diem, heißt es hier, denn morgen ist

immer schlechter wie heute; doch geht dies nicht in einen Progressus in infinitum aus, sondern nur bis zu einem gewissen Puncte, wo die Saiten springen. Es muß arg sein, in welche Jämmerlichkeit in einer Stadt wie Berlin der hohe und niedere Pöbel versunken sein muß. Die wahren Honoratioren stehen immer in der Mitte, der ehrsame Bürgerstand. Wer in den wieder Leben und Energie zu bringen verstände, der hätte unserer Zeit einen großen Dienst gethan.

Noch bezeichnender sind aber allerdings die Aeußerungen über theologische Fragen. Hinsichtlich eines Dräseke, von dem wir Rothe später, nachdem er ihn persönlich kennen gelernt, mit größter Ehrerbietung urtheilen sehen, hören wir schon am 29. Novbr. eine etwas beißende Bemerkung:

Die Dräseke'sche Schrift habe ich noch nicht bekommen können; sie scheint hier auch schon vergriffen zu sein. Ich bin um so neugieriger darauf, um zu sehen, aus welchem Tone unsere Zeitgenossen denn eigentlich am liebsten von religiösen Dingen zu sich reden lassen. Eine allgemein so gierig verschlungene Schrift muß die rechte Octave doch wohl gegriffen haben.

Und als ihm später der Vater die Dräseke'schen Predigten*) zum Geburtstage schenkt, erfolgt (am 17. Februar 1820) eine förmliche Philippika über dieselben:

Wenn Du mein Urtheil über dieselben verlangst, so kann ich ihnen kein beifälliges geben. Wir haben jetzt wohl nichts mehr zu vermeiden als den Schein, als ob hinter dem Christenthume, von dem man zur Zeit viel Wesens macht, eigentlich nichts stecke, und als ob es nur zum Rahmen und zur Folie dienen könnte für alles was nur immer in unserem Belieben stehe.... Gewisse Dinge, die man an anderen Orten gar wohl für vollwichtig gelten läßt, sind auf der Kanzel leeres Stroh, und mit je mehr Wichtigkeit man sie vorbringt, desto lächerlicher werden sie. Nur die einfachen Lehren des Christenthums, einfach vorgetragen, laufen nie Gefahr trivial zu werden, so oft man sie auch hören möge; die einfache Lehre, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben, bleibt immer in ihrer alten Kraft, so oft sie der Christ auch hören möge, sowie sie ja auch das Motto ist, welches über jeder Kanzel geschrieben steht. Der christliche Prediger wird auf der Kanzel nichts weiter bezwecken, als in den Zuhörern das Bewußtsein dieser Kraft des göttlichen Lebens, das in Christo in ihre Herzen eingegangen ist, zu beleben und erfrischen, da es ja nur zu leicht in dem Treiben des Tages verdunkelt wird. Wie sich dieses Leben in ihm nach allen Seiten entfaltet, so wird es sich freilich auch in seinen Predigten nach allen Richtungen hin entwickeln, aber er wird immer den einen festen Mittelpunkt

*) Ueber Titel und Inhalt der damaligen Predigtsammlungen Dräseke's vgl. die Tholuck'sche Charakteristik in Herzog's Real-Enc. III. S. 496—502, bsds. S. 497.

behalten, ohne fürchten zu dürfen, aus dem Christenthum heraus zu kommen. Im Christenthum sind die Dräseke'schen Reden durchaus nicht. Eher würde man sie in einer Synagoge von Juden suchen, die an der Pforte des Allerheiligsten stehen, und in dasselbe nicht hinein dringen können. Es ist aber noch nicht einmal so gut damit bewandt; sondern die ganze Sache ist nichts als ein alter etwas modisch zugestutzter, kalter und todter Rationalismus, dessen tollste Ausgeburten wir erst ganz neuerlich in Jena und Groß-Schwabhausen an Hrn. Klein und W. Schröter gesehen haben.... Ehrlich gesagt, jene Predigten sind eigentlich nichts als ein Notenblatt, um darüber zu deklamiren und zu gestikuliren. Gewiß, man merkt es bald, wo kupferne Glocken geläutet werden, wenn man einmal goldene läuten gehört hat. Ich schreibe es Dir ganz offenherzig, daß ich es für ein sehr schlimmes Zeichen halte, daß diese Predigten so allgemeinen Beifall finden, weil es zeigt, wie wenig unsere Zeit im Allgemeinen falsche Münzen von ächten zu unterscheiden versteht; und bin ich überzeugt, daß Du deshalb gewiß nicht glauben wirst, daß ich Dir weniger für Dein Geschenk danke; Du hast es mir ja nicht gemacht, damit ich es blindlings loben sollte; auch kommt sein Inhalt ja nicht von Dir, und ich sage Dir ganz offen und aus bester Ueberzeugung, daß wenn Du diese Predigten gemacht hättest, sie ganz anders und besser ausgefallen sein würden. Die erste unter ihnen leidet gleich von Hause aus an dem Fehler, daß sie zum Text eine Stelle der Schrift hat, die sehr schwer ist, und bis jetzt durchaus noch nicht genügend erklärt worden ist; Hr. Dräseke hat aber noch dazu diejenige Erklärung gewählt, die mit zu den allerunwahrscheinlichsten gehört; wenigstens widerspricht sie den historischen Nachrichten, die wir von der Entstehung des Christenthums haben, und dem Zusammenhange der Stelle durchaus. Daß des Herrn Wort in Ewigkeit bleibt, hat Hr. Dräseke, so heftig er sich anstellt um es zu beweisen, durchaus postulirt, es läßt sich aber gar wohl darthun, nur nicht mit sogenannten Vernunftgründen, sondern aus der Erfahrung des christlich religiösen Bewußtseins. Ebensowenig erfahren wir auf eine bestimmte Weise, was denn eigentlich das Brod sei, das wir in die Wüste mitnehmen sollen, und woher es zu nehmen sei. Aus dergleichen Predigten bringt es Niemand mit nach Hause, der es nicht schon mit hinein gebracht hat.

Auch die Verbreitung der Hegel'schen Philosophie gibt (am 29. November) Anlaß zu wirklich sarkastischen Bemerkungen:

Wenn die Hegel'sche Philosophie jetzt so heftig bei Euch betrieben wird, so wird Breslau wohl allgemach anfangen, sich auf den Kopf zu stellen, und ich werde es gar nicht mehr wiedererkennen. Nun in manchen Dingen wird eine kleine dialectische Bewegung nichts schaden. Hegel soll hier mit Schleiermacher sehr zerfallen sein, wozu die nächste Veranlassung Schleiermacher gewesen sein soll. Ich habe mich übrigens neulich gefreut zu hören, wie Hegel auch von Geschäftsmännern als philosophischer Koryphäus der neueren Zeit anerkannt wurde. Was die Speculation be-

trifft, dürfte sich Schleiermacher in Gottes Namen nicht schämen, bei ihm in die Schule zu gehen, wie sich der alte Daub dessen nicht geschämt hat. Die Frau Professorin Hegel ist eine sehr genaue Freundin von Nanny le Cocq, daher denn diese letztere hin und wieder eine Brocke von der Hegel'schen Lehre abbekömmt. Am besten würde Hegel allerdings seinen Ruf begründen, wenn er unter den Damen sich eine Schule zu stiften suchte. Ach, es ist nicht zu sagen, wie sehr hier die Verdrehtheit in alle Verhältnisse des Lebens gedrungen ist, und sie alle verwirrt hat. Es mag hier unzählige Menschen geben, selbst aus der Zahl der Besseren, welche von den Freuden eines vertrauten Umgangs und einer geselligen Geselligkeit, von allen den Lebensverhältnissen, in denen das Herz nicht blos die Ehrenwache thut, sondern frisch und freudig selber Hand an's Werk des Lebens legt, keine Ahnung haben. Wenn der Schutzpatron aller großen Städte Narcissus ist, so wolle mich der Himmel doch ja aus dieser Nichtigkeit heraus in das allerkleinste Dörfchen führen.

Näher auf das Hegel'sche Colleg selbst geht dagegen (und zwar wieder auf Anlaß des Vaters) ein Brief Rothe's vom 21. December ein:

Du fragst mich nach Einigem aus dem Hegel'schen Naturrechte. Gleich von vornherein muß ich nun sagen, daß er ein eigentliches Naturrecht, als eine von dem positiven Rechte toto genere verschiedene Rechtssphäre gar nicht statuirt, so wie er überhaupt gleich den Namen Naturrecht als unpassend verwirft, wegen der Beziehung auf den sogenannten Naturstand, der ihm aber der schlechte, noch durchaus unfreie Zustand ist. Er giebt also nichts anderes als eine Rechtsphilosophie, d. h. die Wissenschaft von den immanenten an und für sich seienden Bestimmungen des Geistes nach der Seite hin, auf welcher er sich nothwendig zum Staate entwickelt, und in diesem, als der Verwirklichung des an und für sich seienden Rechtes, erst seine Objectivität und sein Dasein findet. Freilich ist diese Verwirklichung des objectiven Rechtes eine verschieden vollkommene, je nachdem das Element, in welchem es sich verwirklicht, selbst mehr oder minder zum Bewußtsein seiner selbst und des an und für sich seienden, substanziellen Rechts gekommen ist. Ueberhaupt aber erhält das Recht seine wahre Verwirklichung erst in der Sitte, in welcher es zuerst als Familie, und dann auf einer höheren Stufe als Staat Objectivität erhält, und in welcher das Individuum das objective Recht, das objective Gute unmittelbar anschaut, und in der allgemeinen sittlichen Substanz die Besonderheit seines Willens aufgehen läßt. Er betrachtet insofern den Staat als eine Anstalt zur Befreiung des Menschen von seinem natürlichen, unmittelbaren, besonderen Willen, der ihm durchaus der schlechte ist, und, protestirend gegen jede Ansicht, nach welcher der Staat auf einem Vertrage beruht, sieht er den Staat als die nothwendige, wesentliche Form an, welche der sich entwickelnde Geist sich giebt, und in welche er die Individuen mit einer allgemein vernünftigen, über ihnen selbst stehenden Nothwendigkeit hineintreibt. Insofern ist es ihm wesentliche

Pflicht eines jeden Individuums Bürger eines Staates zu sein; und er betrachtet die Stifter der Staaten, die oft gewaltsam die Individuen in geschlossene Vereine zusammengetrieben, als Heroen, die das Recht und seine Anforderungen über sich genommen. Du siehst hieraus schon, daß er eigentlich kein besonderes Prinzip der (Natur-)Gesetze hat, außer der allgemeinen Nothwendigkeit der sich begreifenden Vernunft, und daß sein Naturrichter und Executor ganz natürlich der Staat ist, als die Nothwendigkeit und Macht des allgemeinen vernünftigen Willens; und daß sein Naturrecht also weder Naturrecht noch Sittenlehre ist, welche letztere vielmehr nur in die Sphäre der Rechtsphilosophie fällt, und dann wieder entweder Moral- oder Pflichtenlehre (auf dem moralischen, subjectiven Standpuncte, auf dem Standpuncte der Reflexion), oder eigentliche Sittenlehre ist (auf dem wahren Standpuncte des Objectiv-Guten) und eben darum die Lehre von den wesentlichen Formen des sich selbst anschauenden und begreifenden Geistes, der Familie und des Staates und der nothwendigen und immanenten Bestimmungen derselben. Daß er einen Zwang gegen den Verletzer der Gesetze hat, ergiebt sich hieraus von selbst, da er aufdeckt, wie die Natur des Verbrechens wesentlich ist, sich eben gegen den Verbrecher selbst zu wenden; und ebenso, daß niemand weiter von dem quod natura omnia animalia doluit entfernt sein kann als er. Es ist in der That ein sehr schönes Collegium. Sein Compendium über diese Wissenschaft wird nächstens erscheinen, und es würde Dich gewiß interessiren, Dich mit ihr bekannt zu machen. Wir stehen jetzt grade bei der Ehe, wo Hegel, wie die Leute sich ausdrücken, sehr poetisch ist.

Am 12. December 1819 hören wir abermals die Aeußerung: „Weiß der Himmel wie es kommt, ich kann mich in Berlin immer noch nicht hinein finden, und mein Heimweh nimmt eher zu als ab." Am 28. December heißt es: „Ich werde diesmal mit sehr frohen Empfindungen in das neue Jahr hinübertreten. Es wird mich ja meinem Ziele hoffentlich einen bedeutenden Schritt näher bringen, es wird mich aus Berlin heraus und wieder in Eure Mitte versetzen. Wie sehr ich mich auf die Zeit freue, wo ich wieder in dem alten Breslau bei Euch einziehen werde, kann ich nicht sagen, und wie wohl es mir thun wird, mich wieder heimathlich zu fühlen. Wir wollen dann einmal ein recht stilles, friedliches, fleißiges und vertrauliches Leben mit einander führen."

Die sittlichen Aufgaben des Staates, besonders hinsichtlich der allgemeinen Wehr- und Schulpflicht, sind dagegen auch in dieser Zeit (und dies wohl grade im Anschluß an Hegel) von Rothe hoch gehalten worden:

Hier spricht man jetzt viel und mit großer Bestimmtheit von der nahe bevorstehenden Aufhebung der Landwehr und damit zusammen-

hängenden Veränderungen in Betreff der allgemeinen Dienstpflichtigkeit. Früher war einmal die Rede davon, man werde die Dienstzeit abkaufen können, woran aber zu Ehren des Staats wohl nichts zu sein scheint.

Und ebenso heißt es (am 5. Januar) in Bezug auf die Gerüchte von einem neuen Schulplane:

Was soll denn die Sache mit dem neuen Schulplane heißen? Ist es auf eine gänzliche Reform der (gelehrten!) Schulen abgesehen? Daß wir die Sache nur nicht auch zu gut machen wollen! Ueber die Schulen klagt jetzt im Preußischen Niemand.

Große Anerkennung findet in dem ersteren Briefe auch die (eben in den zwei ersten Bänden erschienene) Schrift Manso's: „Geschichte des preußischen Staates vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariser Abkunft":

Es ist dies in der That eine sehr interessante Schrift, nicht nur in Hinsicht des Inhalts, sondern auch der Darstellung. Der historische Vortrag der Alten ist auf eine recht natürliche und glückliche Weise nachgeahmt, der leidige Pragmatismus vermieden, und das historische Raisonnement, wie es die Leute nennen, wenigstens in bescheidenen Grenzen gehalten, so daß es nur selten störend eintritt. Ebensowenig kann man dem Verfasser Freimüthigkeit und zwar eine besonnene Freimüthigkeit absprechen.

Halb anerkennend, halb freilich auch ironisch angehaucht, ist eine Bemerkung (vom 5. Januar 1820) über die in Tübingen getroffenen Maßregeln hinsichtlich der Ernennung eines königlichen Universitätscommissars und des Verbotes der Burschenschaft:

Die Würtemberger nehmen sich doch in allen Stücken am klügsten. Auch in diesem Puncte; ein wie gutes Auskunftsmittel haben sie getroffen, indem sie dem Prof. Medicinae Dr. Authenrieth, der ohnehin schon Vicekanzler, d. h. Kanzler der Universität, und unter jung und alt gleich geachtet ist, das Regierungscommissariat übergeben haben. Auch sind, wenigstens nach den Zeitungsberichten, die Anstalten so gut getroffen worden, daß man der Burschenschaft dort kein Haar krümmen wird; denn nur die allgemeine Burschenschaft ist dort proscribirt, und diese hatte sich daselbst schon längst auf einen Wink des Senats in eine Tübinger Burschenschaft verwandelt. Ueberhaupt scheint es den ehrlichen Schwaben jetzt sehr zu statten zu kommen, daß sie erst mit 40 Jahren klug werden; denn während wir übrigen schon in unserer überfrühen Weisheit grau, kindisch und dumm geworden sind, stehen sie jetzt in voller und kräftiger Manneskraft da.

Derselbe Brief ergeht sich auch wieder einmal näher über die eigenen Studien:

Gestern haben auch meine Collegien wieder angefangen, und so wird die alte Leier dann wieder ein Vierteljahr fortgehen. Ehrlich gesagt, ich bekomme das ewige Collegienhören nachgrade auch satt. Hier in Berlin muß nun schon in Gottes Namen tüchtig gehört werden. Für Breslau freue ich mich auf ein selbständigeres Arbeiten, auch darauf nicht wenig, von Zeit zu Zeit einmal zu predigen. Ich muß nun schon offenherzig gestehen, je mehr ich Kirchengeschichte treibe, mit desto mehr Liebe hänge ich an dieser Disciplin, und desto lebendiger wird in mir der Wunsch, einmal mein gelehrtes und wissenschaftliches Treiben ihr vorzugsweise widmen zu können. Wirklich wenn mich irgend etwas recht über die Gebühr lebenslustig machen könnte, so wäre es dieser Gedanke; denn freilich wie weit reicht hier ein Menschenleben! Ich überzeuge mich immer mehr davon, daß von allen menschlichen Bildungsmitteln keines den Geist sicherer und gediegener bilde, als die Geschichte. Vielleicht mag dieß auch blos subjectiv sein; nun wohl, meine subjective Ueberzeugung ist es wenigstens, daß wir ohne eine gründlichere Kenntniß der geschichtlichen Seite des Christenthums (denn die wir gemeinhin haben, auch wohl auf theologischen Kathedern zum Theil, ist sehr seicht und geistlos), gar nicht ahnen können die Fülle der göttlichen Gnade, die über uns ausgegossen ist, und daß wir hier erst den richtigen Maßstab für alle unsere theologischen Ein- und Ansichten gewinnen.

In dem weiteren Erguße aber, der sich hier anschließt, stoßen wir gradezu auf jene damals aufkommende romantische Umbildung der Persönlichkeit Gregor's VII.:

Wenn sich doch ein tüchtiger Mann recht mit Ernst und Liebe an die Kirchengeschichte des Mittelalters machte! Mit nichten kann die Zeit so schlecht und traurig sein, in der selbst die Mächtigsten der Erde vor einem Manne erbeben, der mit den herrlichen Worten hinscheiden kann: dilexi justitiam, odi iniquitatem, propterea morior in exilio. Aber die Gregore VII. sind hin, diese gewaltigen Rüstzeuge in der Hand Gottes, diese ächt genialen Geister, die verstanden was an der Zeit war, und allen Krieg und alles Kreuz willig über sich nahmen, damit nur Gottes Wille geschehe in der Menschheit, und in die Kirche der frische Lebenstrieb komme, der sie, die alleinige auf Erden, die nie altert, sondern immer jugendlicher wird von Tage zu Tage, immer höher und grünender aufschieße. Nur wer solch einen historischen Charakter hat, verdient den Namen des Großen, und wer mag sagen, wie hoch er über dem blassen Pietisten stehe? Aber unsere theologische Zeit hält mehr von den letzteren. Doch auch diese sogar scheinen ihrem innern Gehalte nach herabgesunken zu sein, wenigstens nicht mehr zu jenen großen zu gehören, die den Widerspruch der Zeit auf sich nehmen, wie ein Claudius von Turin u. a., sondern mehr

zu der gewöhnlicheren Classe derer, die, nicht vermögend ihre Selbständigkeit zu behaupten, in Secten sich verloren. Ich kann nicht läugnen, daß mir diese pietistische und somit wirklich befangene Ansicht des vortrefflichen und von mir außerordentlich geachteten Neander in seiner Behandlung der Kirchen- und besonders auch der Dogmengeschichte manchmal etwas ärgerlich ist. Nirgends gehört sie weniger hin, als grade in dieses Feld.

An Parallelen zu diesem Urtheil fehlt es nun auch in den späteren Briefen aus Wittenberg nicht, wovon hier nur an die Verherrlichung des Ketzerrichters Franz von Sales erinnert werden möge. Daß aber durch die lobende Beurtheilung solcher Männer der Vorzeit nicht gegen die gegenwärtigen Rechte des Staates Partei genommen werden soll, beweist die auf die eben angeführte Stelle unmittelbar folgende Bemerkung über den Hegel'schen Staatsbegriff:

Du fragst mich, was Hegel denn von dem Menschen außerhalb des Staates hält. Er schreibt ihm gar kein Recht zu, außer dem Rechte der unmittelbaren, natürlichen Begierde, und keine andere Pflicht, als die Pflicht in den Staat zu treten; ja weit mehr, er rechnet ihn noch gar nicht für einen Menschen. Es giebt nach ihm überhaupt kein wahrhaftes, concretes Recht außer dem Staate, und ich weiß nicht, ob dieß nicht vielleicht ein sehr allgemein einleuchtender Gedanke sein möchte.

Fast jeder einzelne Brief Rothe's athmet jedoch in der einen oder andern Form das allgemeine sich unbehaglich fühlen. So schreibt er wieder am 20. Januar 1820:

Es wird mir jetzt wirklich die Zeit manchmal zu kurz, denn die Seminararbeit will nun auch bald absolvirt sein, andere Arbeiten finden sich immer noch unvorhergesehen hinzu, ein schöner Theil der Abendstunden geht durch Besuche bei hiesigen Bekannten und Verwandten verloren, und der sonstigen Störungen finden sich auch immer noch genug. Ueberhaupt habe ich jetzt ungefähr dieselbe Empfindung in Beziehung auf die Universität, wie im letzten Breslauer Winter in Beziehung auf die Schule; ich sehne mich nach einer freieren und selbständigeren Thätigkeit. Wenn ich manchmal die schöne Zeit bedenke, die ich schon in den Collegien verseſſen habe ohne weiteren bedeutenden Nutzen, so möchte ich wünschen, nie auf eine Universität gekommen zu sein, und doch sehe ich für künftigen Sommer noch ein recht vollgerütteltes Maß solcher Collegienstunden voraus. Mit einem Worte, ich bin jetzt recht eigentlich mürbe gemacht für's Philisterium, d. h. für ein nicht philiströses.

Diese Empfindungen drängten sich mir erst gestern wieder ganz besonders lebhaft auf, denn gestern fühlte ich für dieses Jahr zum ersten Male wieder einen Vorgeschmack des Frühlings und die erste laue Früh-

lingsluft, die mir immer einen ganz besonderen Lebensmuth einhaucht, aber mich gestern auch mit um so lebhafter an das Drückende Berlins erinnerte.

In dem übrigen Inhalt dieses Briefes fällt eine Bemerkung über Voß' Auftreten gegen Stolberg auf, die man nach allem Vorhergehenden nicht so günstig für Voß erwarten sollte:

Ich habe gestern ganz in der Hast den berüchtigten Joh. Heinr. Voßischen Aufsatz: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" im 3ten Hefte des Paulus'schen Sophronizon gelesen, denn ich konnte ihn nur auf einen halben Tag erhalten. Er ist wohl werth, daß Du ihn gelegentlich ein Mal liesest, schon um Vossen's Willen, der wirklich hier in einem weit besseren Lichte erscheint, als der Mund der Welt es jetzt sehen will. Ob übrigens Voß nicht viele bloße Gespenster sieht, das mag eine andere Frage sein, und ebenso, ob er nicht auf seine Weise ebenso intolerant ist, als die von ihm verschrieene katholische Partei auf die ihrige. Es heißt ein schlechtes Vertrauen auf die gute Sache haben, wenn man so viel Wesens von einer für schlecht gehaltenen macht, die ohnehin noch sehr im Dunkeln ist, und deren Existenz gar nicht einmal erwiesen werden kann. Ueberhaupt liegt dem Ganzen eine gewiß einseitige Ansicht von dem Protestantismus, als einer letzten und einer absoluten, wesentlichen Form der Religion nicht nur, was sich hören ließe, sondern der Kirche Gottes zum Grunde, dieselbe Ansicht, die, wenn sie die herrschende würde, alles Kirchenthum über den Haufen werfen würde.

Auch an diese Bemerkung knüpft sich sofort wieder ein längerer Exkurs über den (Rothe von Anfang seiner Studien an so sehr beschäftigenden) Kirchenbegriff; und darf auch die in dem jetzigen Stadium ausgesprochene Anschauung hier nicht fehlen:

Ich für mein Theil kann mich nun einmal nicht davon überzeugen, daß die blos unsichtbare Kirche ein höheres sein sollte, als die auch sichtbare. Was in sich wahre Lebenskraft hat, giebt sich auch äußerlich ein Dasein, und zwar ein um so vollkommeneres, je kräftiger es in sich selbst ist. Daß freilich jede ächte sichtbare Kirche zugleich eine unsichtbare, d. h. überhaupt eine subjective sein muß, mit anderen Worten, daß die ächte Kirche zugleich die ächte Religion haben und zwar in allen Individuen lebend haben muß, wer kann daran zweifeln? Aber ebenso gewiß ist es auch, daß es eine solche vollkommene Kirche noch nie (auch nicht zur Zeit der ersten Christengemeinden) gegeben hat, sondern daß sie vielmehr erst das Ziel und das Resultat des gesammten Wirkens des göttlichen Geistes des Christenthums sein wird. Unsere Zeit ist offenbar noch die Zeit der Trennung der objectiven und der subjectiven Seite der Kirche oder des Geistes und der Form der Kirche, und wir sollten die göttliche Weltregierung ebenso sehr darin erkennen und bewundern, daß sie uns die

objective Kirche in dem alten, jetzt freilich todten und unbeseelten Gebäude des Katholizismus aufbewahrt hat, als wir nicht anstehen, dankbar anzuerkennen, wie sie aus diesem durch den nothwendigen Gang der menschlichen Dinge für eine Zeit lang entseelten Körper den Geist des Christenthums, des subjectiven nämlich, in die einzeln und zerstreut auf dem Meere der allgemeinen Sündfluth umherschwimmenden Archen des Protestantismus hinüber gerettet hat. Daß dies Gebäude des Katholizismus nur dadurch faul und verderblich geworden ist, daß der Geist aus ihm wich, und daß es (einige in der That unwesentliche Institute abgerechnet, welche die das Menschliche vom Göttlichen abstreifende Zeit unfehlbar vernichten wird), von dem göttlichen Geiste wieder durch und durch beseelt, erwärmt und erleuchtet, ein des göttlichen Geistes würdiger und von diesem im Laufe der Jahrhunderte für sich selbst gebildeter Leib sein wird, darf wohl immerhin auch der billige Protestant anerkennen, grade um so mehr, je rechtmäßiger er sich rühmen kann, im Besitze des Geistes zu stehen. Eine Vereinigung dieser beiden wesentlichen Elemente der Kirche aber kann so gewiß nicht ausbleiben, als das Christenthum von Gott ist und nicht von Menschen. Allerhand Zeichen, daß die Zeit eine solche schon vorbereite, finden sich schon in unseren Tagen: aber die Zeit geht langsamen Schrittes, und es ist kindisch, und nicht weiter gläubig, wenn wir uns an der festen Hoffnung nicht wollen genügen lassen. Wir Protestanten haben unterdessen ein großes Amt, das Amt der Missionen, weil wir die Bibel haben, diese große Zeugerin der Religion, dieses eigentliche Werkzeug des heiligen Geistes für den Einzelnen. Ja unserer toleranten Zeit scheinen bald wieder Toleranzprediger nöthig zu werden!

Der folgende Brief vom 28. Januar 1820 spricht in echtem Heimwehtone von Heidelberg: „Dieser Ort will doch keinem Menschen aus dem Sinne kommen, der einmal da gelebt hat. Neander hängt auch noch mit ganzer Seele an Heidelberg, und noch mehr seine beiden Schwestern." Dabei heißt es zugleich von Neander: „Dieser treffliche Mann wird mir von Tage zu Tage immer werther, nnd so todt er beim ersten Anblicke scheint, eine so reiche Quelle des ewigen Lebens findet man in ihm, wenn man tiefer nachgräbt."

Dieselbe steigende Vorliebe für Neander spricht auch der Schluß von Rothe's Brief vom 17. Februar 1820 aus, nachdem er vorher berichtet, daß eine Tante ihn dränge, sich dem Geh. Rath Schulz vorzustellen, um an dessen Gesellschaften Theil nehmen zu können:

Die Tante glaubt wahrscheinlich, daß diese Bekanntschaft für mein zukünftiges Fortkommen sehr vortheilhaft sein könne. Ich hoffe aber, Gottlob, schon noch einmal so viel gelernt zu haben, daß ich das doch im Ganzen sehr bescheidene Ziel, welches ich mir gesteckt habe, auf eigenen

Füßen und ohne Nachhilfe von hinten werde erreichen können. Auf eine andere Weise wenigstens es zu erreichen, würde an dem Glücke meines Lebens einen bedeutenden Stoß thun. Wirklich, wenn nicht die Neander'schen Collegien, so hielte mich auf Ostern kein Mensch länger hier in Berlin. Neander ist hier ziemlich der einzige Mensch, in dessen Nähe mir wieder ein Mal so recht von Herzen frei und wohl ist. Ich bin wohl fast wöchentlich in seinem Hause, und ich habe nicht zweideutige Beweise davon, daß er mich liebgewonnen hat.

In Rothe's Briefe vom 1. März 1820 nimmt das Heimweh sogar die Form der Wanderlust an: „Mit dem Frühlinge erwacht in mir alljährlich die Reiselust, und wo könnte sie stärker erwachen als in Berlin? Um mich herum fängt Alles schon an, Reiseanstalten zu machen; wenigstens zehn von meinen hiesigen näheren Bekannten, deren Zahl doch sehr mäßig ist, werden auf Ostern nach Heidelberg, von den Theologen mehrere sehr wackere Leute, die ich sehr ungern verliere, nach Tübingen. Das Alles hat mich denn so reisesehnsüchtig gemacht, daß ich heute am Ende die Landkarte aufschlug ꝛc." Derselbe Brief spricht jedoch zum ersten Mal positiv von der Möglichkeit einer wenigstens zeitweiligen akademischen Thätigkeit:

Bei dieser Gelegenheit will ich Dir nicht verhehlen, daß ich allerdings schon manchmal über die Jahre, die meiner jetzt zunächst warten, nachgedacht. Sie nicht gradezu verhofmeistriren (damit will ich aber keineswegs gesagt haben, daß ich unbedingt keine Hofmeisterstelle annehmen möchte) ist Dein Wunsch und wohl noch mehr der meinige. Dessenungeachtet komme ich doch nun allmählig in die Jahre, in denen man sich nach irgend einer bestimmten Wirksamkeit sehnt. Da ich eine solche vor dem 25ten Jahre auf dem gewöhnlichen Wege nicht erwarten könnte, so gestehe ich, wäre es mir nicht unlieb, wenn ich mich in Breslau zum Privatdocenten bei der theologischen Facultät habilitiren oder auch eine Repetentur bei derselben erhalten könnte. Ich hoffte, einem solchen Aemtchen zu seiner Zeit schon gewachsen zu sein, und würde dadurch vielleicht auch in den Stand gesetzt werden, Dir nicht mehr so ganz zur Last zu fallen. Auch für mich selbst würde dieser kleine Seitensprung gewiß vielfach bildend und belehrend sein; und es würde mir viele Freude machen, über theologische Gegenstände aus vollem Herzen und nach bestem Wissen mich jungen Theologen mitzutheilen. Es versteht sich, daß dieses ein bloßer hingeworfener Gedanke ist, dem noch gar sehr viel daran fehlt, zur Reife gediehen zu sein. Auf jeden Fall würde ich mich dadurch auf keine Weise von der Wirksamkeit des practischen Geistlichen, die ein unverrückbarer Hauptzweck meines irdischen Lebens bleiben soll, abziehen lassen, und eine solche akademische Wirksamkeit durchaus nur als eine interimistische betrachten. Haec hactenus.

Von allgemeinem Interesse ist in diesem Briefe ferner eine längere Erörterung über die Demagogenverfolgung:

Was sagst Du zu den schönen Mittheilungen aus den Untersuchungsacten gegen die demagogischen Umtriebe? Es ist wirklich unglaublich, wie weit der Mensch es in der Narrheit bringen kann; ich meines Theils gestehe gern, daß ich eine weit bessere Vorstellung von meinen lieben Zeit- und zum Theil Altersgenossen gehabt habe, als daß ich mir je hätte einbilden können, daß so ungeheurer Unsinn und eine so unglaublich lächerliche Selbstaufblähung je auch nur bei einer leidlichen Anzahl von Köpfen Eingang finden könnte. Eine Frage aber kann ich mir nicht beantworten: nämlich was man denn nun mit jenen Unsinnigen thun kann und darf? Die Gefahr übrigens, die aus diesen Sachen erwachsen konnte, möchte ich nicht hoch anschlagen. Dergleichen Tollheiten, wenn sie nicht in einem herrschsüchtigen, egoistischen und hochmüthigen Gemüthe Wurzel fassen, nimmt keiner so leicht in's 30te Lebenjahr mit hinüber; und setzen wir den Fall, daß sie unsere ganze Jugend in die Dauer wirklich hochmüthig und herrschsüchtig hätten machen können, so hätte sich diese unfehlbar in sich selbst aufreiben müssen. Wahnsinnige allein haben noch keine Revolution bewirkt; nur konnte freilich eine ganze Generation moralisch, zum Theil vielleicht physisch zu Grunde gehen. Ob dem aber durch irgend eine äußere Maßregel wird vorgebeugt werden können, ist eine andere Frage. Am meisten empört mich das schöne Spiel, das jene Leute, wie man jetzt ganz deutlich sieht, mit den Burschenschaften getrieben haben, die sie als bloßes Werkzeug und Spielwerk in ihrer Hand gebraucht haben, theils um sich dahinter mit ihren sogenannten engeren Vereinen zu verbergen, und gegen die öffentliche Meinung eine Brustwehr zu haben, theils um darin herum zu schleichen und schamlos zu werben. So manches wird mir freilich jetzt sehr klar und begreiflich. Es wäre in dieser Hinsicht sehr interessant, eine genaue Geschichte der Entstehung aller Burschenschaften zu haben. Uebrigens bin ich fest überzeugt, daß der Sturz der sogenannten Demagogen kein Sturz der Burschenschaften sein wird; diese werden fortbestehen, hoffentlich frei von den Zudringlichkeiten jener; das meine ich nicht so, als ob sie eben etwas an und für sich wünschenswerthes seien, sondern ein nothwendiges Uebel, und zwar unter zweien das kleinere.

Persönlich bezeichnend ist endlich auch die wenig später sich anschließende Aeußerung:

Du hast sehr recht, daß wir beide keine Leisetreter sind, und ich glaube, wir grämen uns auch weiter nicht darüber. Auch glaube ich bemerkt zu haben, daß man sich auf diesem Wege immer Achtung und am Ende sogar die wenigsten Feinde erwirbt. Wenigstens ist dieß an Deinem Beispiele wohl klar, und ich kann von mir selbst sagen, daß ich keine Menschenseele weiß, die ich mir zum Feinde gemacht hätte, oder die mir überhaupt feind wäre. Damit will ich mich keineswegs rühmen, sondern ich kann nur

nicht läugnen, daß es mich freut, und um so mehr freut, da ich selbst gar nichts dazu gethan habe.

Am 8. März 1820 schreibt Rothe näher über den Plan einer Licentiaten- oder Repetentenstelle. Am 15. März aber berichtet er über die sich mehr und mehr trübenden Universitätsverhältnisse in Berlin:

Allgemeines Mißvergnügen hat kürzlich unter den hiesigen Studirenden die Bekanntmachung eines Befehls gemacht, welchem zufolge jeder Studiosus, der von hier, wohin auch immer, wegreisen will, sich mit einem von Herrn Schulz unterschriebenem Passe versehen muß, wenn er überhaupt paßfähig ist. Wer einen deutschen Rock trägt möchte es schwerlich sein. Auch munkelt man wieder von allerhand Ungewittern, die gegen die hiesige theologische Facultät im Anzuge sein sollen. Ihnen zufolge hielt man sie vor ein Paar Tagen schon auf den einzigen Neander reduzirt, da sich überdieß mit einem Male das Gerücht verbreitete, Prof. Marheineke sei in der Nähe von Erfurt (auf einer Reise nach Frankfurt a. M.) im Wagen vom Schlage gerührt worden und gestorben. Es ist aber eine Namensverwechselung.

Rothe selbst sehen wir unter Neander's Einflusse sich um so mehr seiner alten Vorliebe für die Mystik hingeben; so heißt es in einer andern Notiz vom gleichen Tage:

Ich habe auch wieder ein Mal eine französische, wirklich sehr interessante Lectüre durch Neanders Güte, nämlich (Saint Martin's) Tableau naturel des rapports, qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers, à Edimbourg. 1783. Das Buch ist um so lesenswerther, da es mit den anderen Schriften des Verfassers auf gewisse Weise historisch wichtig geworden ist, nämlich durch die mystische Secte der Martinisten, die sich in Frankreich während der Revolution gebildet, und bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Der Brief vom 20. März ist ganz von einem einzigen Gegenstande eingenommen, der Trauer über den Tod seines alten Lehrers Kephalides, der gerade zum Professor an der Breslauer Universität ernannt worden war. Der Charakteristik des Verstorbenen, auf den Rothe auch am 28. März, an eine gleiche Klage seines Vaters sich anschließend, noch einmal zurückkommt, entnehmen wir einige bezeichnende Worte:

Dieses durch und durch reine Gemüth mußte ja, so wie es sich scharf gegen alles Verkehrte, das sich in ihm nur um so deutlicher abspiegelte, wendete, doch von allen geliebt werden. Aber eben weil es Alles so unverfälscht sah, hat es auf dieser Erde viel Noth und Pein gehabt, und gewiß tiefe Schmerzen erlitten, die es nach und nach tödtlich zerschnitten

haben, vielleicht unbewußt. Geistig schnell hat der herrliche Mann gelebt, rüstig und unverdrossen die Hände gerührt, und ein schönes Zeugniß davon abgelegt, daß wir den höchsten Frieden, die erfreulichste Ruhe und die befriedigendste Gesundheit unseres inneren Menschen nur unter der rastlosesten und angestrengtesten Arbeit und dem härtesten und schmerzhaftesten Kampfe unseres Geistes erringen und genießen können, daß aller Quietismus ein geistiges Faulfieber ist, und die höchste und reinste Beschaulichkeit der durchdringendste und innerlichste Schmerz und die unüberwindlichste Arbeit, die unabläßig an der natürlichen Seele des Menschen zehren und nagen, bis sie dieselbe aufgerieben und ertödtet haben. „Wer mir nachfolgen will, nehme sein Kreuz auf sich", spricht der Herr, und je schwerer und niederdrückender das Kreuz ist, desto höher steigt die andere Wagschale mit dem übernatürlichen Herzen des Menschen. Nur der, der seiner selbst noch nicht bewußt geworden ist, unterliegt, wenigstens scheinbar, der Arbeit des Lebens, während das unvergängliche Bewußtsein des Erlösten aus allen Dingen der Welt, aus allen ihren giftigen Wurzeln einen heiligenden Nahrungssaft des ewigen Lebens zieht. Daß unser Abgeschiedener zu wenig gelebt, wer möchte das sagen? Daß er im vollen Bewußtsein eines unvergänglichen Lebens gelebt, mehr als einer, das wissen wir. Einer so in sich erstarkten Seele muß wohl die Erde des Grabes leicht sein, denn die Kraft der Auferstehung ist's, welche sie hebt und weitet. Ja wohl können wir nichts weiter thun, als ihr nachrufen: Sit tibi terra levis, o anima, qualem non candidiorem terra tulit! (1. Cor. XV, 42. 43. 44. 49. 53.)

Einen eigentlichen „Ausbruch" tiefer innerer Melancholie bietet die Fortsetzung des Briefes vom 28. März, der zugleich das „sehr glänzende" Examen und den bevorstehenden Weggang der Freunde v. Schrötter und Thielau gemeldet:

Ach, es ist sehr gut, daß ich nun auch bald nach Breslau komme; hier wird mir von Tage zu Tage banger, und es befällt mich manchmal eine so drückende Angst, daß ich fast weinen möchte, und von der ich gar nicht weiß, woher ich sie ableiten soll. Sie kann nur aus dem Verlangen nach irgend einem Gute entspringen, das ich mir selbst nicht zu nennen weiß, das aber wohl nichts anderes sein kann, als ein thätiges und zwar mehr selbstthätiges, geordnetes Leben in der Umgebung einer ungekünstelten einfachen Herzlichkeit. Wenn ich mich je tief und schmerzhaft nach einem wahrhaften Freunde gesehnet habe, so ist's gewiß grade jetzt, und auch grade jetzt, wo ich die Wahrheit, die freilich der Schlüssel zur ganzen Geschichte ist, in ihrer ganzen herzzernagenden Qual empfinde, die Wahrheit, wie unendlich jede Wirklichkeit hinter dem zurückbleibt, was ihr Wesen und der Grund ihres Daseins ist, und wie jene doch in der That zugleich höher ist als dieses. Ich mag gar nicht fragen, was mir die Zukunft verberge, Freude oder Leid. So viel weiß ich nur, daß Christus gekommen ist, in die Welt zu bringen nicht den Frieden, sondern

das Schwert, und daß das Wort Gottes ist lebendig und kräftig, und schärfer denn kein zweischneidig Schwert, und durchdringet, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein." Hebr. IV, 12. Wer in diesem Leben auf Freuden hofft, der wird sicher betrogen, und dennoch ist nicht auf sie hoffen gar zu schwer; und dennoch giebt's Keinen, der diesen Kampf nicht bestehen müßte. Eins nur kann uns trösten, daß wir wissen, daß keine Noth, Pein und Angst uns von der Gnade Gottes zu scheiden vermag.

Verzeihe, lieber Vater, den Ausbruch eines Gefühls, das sich nicht länger zurückdrängen ließ, und das mich jetzt seit einigen Tagen fast krampfhaft gemartert hat. Nicht leicht wird einer inniger wünschen können, zu leben, im vollen Sinne des Worts zu leben, als ich; aber nicht leicht wird es auch einer lebhafter fühlen, als ich grade jetzt, — warum grade jetzt? das weiß ich freilich nicht — daß das Leben für die, welche die Gnade Gottes fühlen, nichts ist, als eine schmerzhafte Krankheit, die zur vollständigen Genesung führt, zur Genesung eines jeden Einzelnen, und des ganzen Gottesreiches durch die Einzelnen; aber der Augenblick der Genesung ist so überschwenglich selig, daß er das irdische Herz zersprengt. Wo mit der Klarheit dieses Bewußtseins zugleich die Lust zu diesem schmerzenvollen Leben wächst, da ist die Seele gut berathen. Darum spreche ich auch von mir selber mit solcher Zuversicht.

Wenn Dir solche Selbstgeständnisse lästig sind, so will ich mich in Zukunft in ähnlichen Stimmungen schon bezwingen, heute halte sie mir nur noch zu Gute; ich fühle mich dadurch zu außerordentlich erleichtert.

Es erklärt sich diese Gemüthsstimmung allerdings um so leichter, wo wir bereits zwei Tage später Rothe seinem Vater über die neu angeknüpfte Bekanntschaft mit dem oben erwähnten Prediger Löffler Bericht abstatten sehen:

Wie man doch oft Edelsteine findet, wo man sie gar nicht suchen sollte. An einer der allerkleinsten und schlechtesten Kirchen, an der sogenannten Spittel- oder Gertraudenkirche ist vielleicht der allerbeste Prediger in ganz Berlin, der Prediger Löffler, auf den mich erst Neander aufmerksam gemacht hat, und von dem ich morgen zugleich mit G. Schrötter, Thielau und Heege das heil. Abendmahl empfangen werde. In dieser Beziehung wünschte ich noch mit Euch Beiden, theuerste Eltern, meine Rechnung abzuschließen, und für die Sünden und Vergehungen, für welche mir der gnädige Gott Verzeihung verheißt, auch von Euch Verzeihung zu erhalten. Ich falle Euch um den Hals, und weiß ja, daß Ihr nicht unerbittlich seid, und von Herzen verzeiht auf herzliche Reue und Buße. Betet für mich, daß mir diese Speise des unsterblichen Lebens mehr gesegnet sein möge, als alle irdische Nahrung, und daß dieser mein sterblicher Leib immerhin in Staub und Asche zerfallen möge, wenn nur die unsterbliche Seele hinübergerettet wird in das ewige und unvergängliche Wesen.

Wie wir nun später bei ähnlich melancholischer Gemüthsstim-

mung ihres Sohnes immer den Vater oder die Mutter ihren gesundenden Einfluß ausüben sehen, so hat Rothe auch diesmal, schon am 8. April, für einen „lieben väterlichen" Brief des Vaters zu danken, von dem er sagt: „Du kannst überzeugt sein, daß Deine treuen Worte mir zu Herzen gegangen sind und sie nicht unbeachtet bleiben werden. Laß es nur gut sein, bin ich nur erst aus Berlin heraus, so wird es ganz anders mit mir werden, und ich bin fest überzeugt, daß mir in Breslau in der Soldatenjacke weit wohler sein wird, als hier in der studentischen Ungebundenheit." Dem Vater selbst hat übrigens Rothe gleichzeitig „eben keine angenehme Nachricht" mitzutheilen, daß nämlich der Oberpräsident Merkel um seinen Abschied eingekommen sei.

Am 10. April klagt Rothe, „daß auch noch nicht die geringste Spur des Frühlings zu sehen sei; das einzige Fleckchen, wo es ihm bis jetzt gefallen habe, sei der Garten des Prinzen August in Bellevue, wo man ordentlich einmal vergessen könne, daß man in Berlin sei." — Auf die Aufforderung des Vaters, den Sommer zur Ausarbeitung einer Dissertation zu benutzen, erfolgt gleichzeitig die Antwort, daß es an Lust dazu nicht fehle, und zwar speziell zu einer Bearbeitung der Lehre des Theodor von Mopsuestia, mit einem sorgfältigen Studium der ganzen Antiochener Schule verbunden; aber im Sommer fehle es an Zeit, und dabei seien die Aussichten für eine Habilitation in Breslau vorerst sehr ungünstig. Endlich hatte der Vater noch gerathen, ein naturwissenschaftliches Collegium zu hören; auch hierauf aber ist die Antwort die gleiche: Lust genug, aber Collision mit andern Collegien.

Die Collegien des siebenten und letzten Semesters sind nach dem Briefe vom 22. April 1820 die folgenden:

8—9 Uhr Ethik bei Schleiermacher, 5 Mal.
10—11 U. Symbolik bei Marheineke, 5 Mal.
12—1 U. Kirchengeschichte bei Neander, 5 Mal, und 1 Mal (Sonnabends) christliche Archäologie bei ebendemselben.
1—2 U. an den 4 ersten Wochentagen Erklärung der Briefe an die Korinther bei Neander, und Freitags u. Sonnabends christliche Archäologie bei ebendemselben.
3—4 U. Montags und Donnerstags Erklärung des Propheten Daniel bei Rept. Bleek.*)

*) An das letztere Colleg erinnert noch ein Brief Rothe's an Bleek selber vom 26. Juni 1847, worin er ihn seinen alten hochgeehrten Lehrer nennt.

Dazu wöchentlich 1 Abend für das Seminarium, abwechselnd bei Marheineke und Neander in der historischen Classe, an welchen Tagen, ist noch nicht bestimmt.

Mit der Mittheilung dieser letzten Collegien verbindet sich eine längere Erörterung über die neulichen Klagen:

Es ist ordentlich eine freudige Empfindung gewesen, mit der ich meinen letzten akademischen Cursum begonnen habe. Ich kann wohl sagen, auf das Philisterium freue ich mich sehr, mag es nun sein wie es will. Uebrigens bin ich keineswegs gesonnen, mitten im Curse aus Berlin wegzulaufen. Eine Laune wird mich nie von einem Orte wegtreiben; auch kann ich nicht einmal über üble Laune klagen, und in meinen hiesigen Umgebungen und Verhältnissen bewege ich mich auf eine ganz angenehme Weise. Wenn italienische Tage u. dergl. hier seltner sind als in Heidelberg, so ist das sehr natürlich, und ich würde thöricht sein, wenn ich davon viel Aufhebens machen wollte. Das ist lauter Dessert, ohne das es sich auch lebt. Darum mußt Du durchaus nicht meinen, daß ich etwa hier hypochondrisch, oder melancholisch oder überhaupt nur irgend weniger froh und heiter gestimmt sei, als sonst und anderwärts. Die Dinge, die ich neulich in einem Briefe zufällig oder auch absichtlich zur Sprache gebracht habe, und die mir vielleicht grade damals besonders lebhaft aufs Herz gefallen waren, und welche Dir so besonders ernst vorgekommen, sind Dinge, die jedem Menschen zu jeder Zeit und an jedem Orte das Herz nicht sowohl beschweren, als vielmehr auf die nöthige Weise zusammenpressen und maceriren, damit die Masse besser werde und die Form der Masse entsprechender. Vor diesem chemischen Processe, der täglich und stündlich in und mit unserem Herzen vorgeht, werden wir uns doch nicht fürchten wollen? doch nicht vor dem, was grade noch in und an unserem irdischen Leben das Wahrhaftige, Wesentliche und Göttliche ist, vor seiner Arbeit? In dieser Beziehung haben wir an dem Leben, d. h. an unseren Lebensumgebungen immer nur Freude; aber wir selbst sind es, über die wir uns stündlich ärgern und grämen. Das Leben und Andere sind gut genug für uns, aber wir sind zu schlecht für uns. Und so wird's immer sein auf dieser Erde; darüber haben wir uns also zu trösten, und trösten uns auch schon ohne Noth. Ich kann Dich also versichern, daß ich grade so ernst und grade so heiter bin wie sonst jemals, und mich noch immer nicht entwöhnt habe, mich grade dann am wohlsten und frohsten zu fühlen, wenn ich vom Lachen am weitesten entfernt bin. Schmerzen in seiner Brust wühlen und wüthen zu lassen, und oft selbst ohne Grund und Veranlassung, und dabei keine Miene zu verziehen, dabei sich in seinem Treiben und Wesen nicht im Geringsten stören zu lassen, das ist ja bekanntlich die psychologische Gymnastik, die den inwendigen Menschen unglaublich stärkt und abhärtet, so daß er nicht mehr fürchten darf, sich selbst jeden Augenblick zum Spiele seiner unreifen Empfindungen herabzuwürdigen.

Gleichzeitig hat Rothe seinem Vater auf die Frage zu antworten, welche Universität er als Jurist wählen würde. Er thut das in eingehender Erörterung über das Universitätsstudium resp. Nichtstudium überhaupt.

Am 2. Mai 1820 hören wir Rothe gründlich über den Thiergarten klagen, wo ein Baum wie der andere und ein Mensch wie der andere sei. Er erzählt zugleich von einer ihm Anstoß gebenden Bußtagspredigt des Probstes Hanstein, der den König über die Anordnung eines besondern Bußtages belobt, muß aber auf die Frage des Vaters antworten, daß er dies nicht selber gehört, sondern einem Andern nacherzählt habe. Der Vater hatte auch nach der Lektüre im Seminarium und dem Geschick der Apokryphenarbeit gefragt. Darauf werden die von Neander und Marheineke ausgewählten Bücher von Clemens von Alexandrien, Gregor dem Großen und Augustin genannt, von der genannten Arbeit aber heißt es, „sie ruhe noch getrost bei Schleiermacher, werde wohl in einigen Monaten in einer Seminarstunde durchgenommen werden, und dann spaziere sie auf die Universitätsregistratur, wo sie leicht Methusalems Alter erreichen könne." Später berichtet übrigens Rothe selber, daß Schleiermacher ihn wiederholt zur Habilitirung aufgefordert.

Eine weitere (ersichtlich aufrüttelnde) Frage des Vaters betraf Marheineke. In dem Briefe vom 2. Mai 1820 geht Rothe rasch darüber weg: „Dir über Marheineke einige Worte zu schreiben, spare ich mir für den nächsten Brief auf. Bis jetzt kann ich wohl sagen vertritt er mir eine gute Dosis Hippocaquana." Die nähere Antwort folgt erst am 3. Juni 1820, aber so, daß bereits jetzt eine neue Definition der Symbolik versucht wird, und diese wird dann in dem folgenden Briefe vom 5. Juni 1820 noch in einer sechsseitigen Erörterung näher dargelegt. Wir halten uns hier nur an die Aeußerungen des ersten Briefes, in denen er gewissermaßen seine eigenen Thesen aufstellt:

Es ist ein Unglück, daß der Mensch von Natur zum Biber- und Ameisengeschlechte gehört, und doch nur zwei Hände hat. Das fange ich auch an zu empfinden. Je mehr man sich umsieht, desto mehr findet man zu thun, und doch wird die Zeit einem Jeden von Tag zu Tage kürzer. Zu der Dachs- und Schneckenfamilie gehöre ich nun einmal nicht, zu der großen Sippschaft der Leute, die alles angaffen, ohne den Wunsch es selbst in die Hände zu nehmen, und auf ihre eigenthümliche Weise, ich will nicht sagen aufzuputzen, aber chemisch zu analysiren und durchzu-

kneten; ich kann es nun einmal nicht ändern, daß ich in intellectueller Hinsicht ein eingefleischter Alchymist bin, und glaube aus allen Elementen lasse sich reines, lauteres Gold gewinnen. So geht mir's auch jetzt wieder. Hrn. Marheineke's Vorträge über die christliche Symbolik sind gewiß respectabel, beides pretiös und seicht; aber wenn ich aus seinem Collegio nach Hause gehe, fängt es doch jedesmal in mir an zu arbeiten und zu gähren. Freilich kommt der Gährungsstoff nicht von dem Hrn. Dr., sondern von der Symbolik her; indeß es gährt und arbeitet nun doch ein Mal, und ich habe gar keine Aussicht es abarbeiten zu lassen. Ich denke immer, wie es doch zugehen mag, daß die Menschen gar nicht auf den Gedanken kommen, das, was sie so offenbar besser machen können, besser zu machen. So z. B. in unserer Symbolik sieht es ehrlich gesagt nicht anders aus als in einem Mißgeburten-Kabinet; da liegen 10—12 Nasen über einander, jede anders als die andere, und niemand weiß, welches eigentlich die rechte ist. Wenn doch die Menschen nur die Sachen nehmen wollten, wie sie sind, und vorzüglich, wie sie geworden sind. Ich sollte meinen, dieß wäre doch das allernatürlichste. Ein bodenloses Hin- und Herraisonniren wird nie die klare und sichere Erkenntniß der göttlichen Dinge geben, die uns der ewig kräftige und wirksame Gott in der Geschichte seiner heiligen Kirche deutlich vor Augen gelegt hat. Es ist allgemein eingestanden, daß die christliche Symbolik nichts erreicht hat, als eine Form, die man einigermaßen eine wissenschaftliche nennen könnte, dessenungeachtet hat sie der Natur der Sache nach eine ganz vortreffliche geschichtliche Form, und diese ist wohl die einzige Form theologischer Disciplinen, die auf den Namen einer wissenschaftlichen Anspruch machen darf; was leicht auch von dem größten Theile aller übrigen Disciplinen gelten könnte. Ich meine das so. Wir haben in dem Vorrathe der noch bestehenden christlichen Dogmen (dem Gegenstande der christlichen Symbolik) drei große, in sich geschlossene Felder, die nicht etwa neben einander liegen, sondern wesentlich auf einander ruhen und aus einander hervorgegangen sind. Sie sind die nothwendigen Formen, durch welche sich das (eben darum nicht etwa für ein menschliches und gleichgültiges zu achtende) Dogmensystem der wahren Kirche unter der fortdauernden Wirkung des göttlichen Geistes entwickelt hat, und zwar so, daß es sich noch durch mehrere Stufen hindurch fortbilden muß und wird, um zu der absoluten Vollendung zu gelangen, die seiner dereinst in der triumphirenden Kirche wartet. In jeder dieser wesentlichen Perioden der Geschichte der christlichen Kirche hat sich die Entwickelung und Ausbildung durch den der Kirche verheißenen heiligen Geist immer nur auf einen bestimmten Kreis von Dogmen eingeschränkt, und nachdem diese bewirkt worden, hat sich eben jener göttliche Geist aus der alten Form, welche die zur weiteren Fortbildung der anderen Theile des Systems nothwendigen Elemente nicht befaßte, herausgebrochen und sozusagen eine neue Glockenform gebildet zur Zeugung und Erziehung einer neuen Dogmenfamilie; und sofort. Es geht dieser Fortschritt des heiligen Geistes nach dieser Seite durchaus gleichen Schritt mit dem Schaffen und Wirken eben desselben

für die Begründung und Vollendung der wahren sichtbaren Kirche auf Erden, die ihre Wurzel, ihren Stamm und überhaupt ihr Gehäuse in der alten katholischen Kirche hat, welche die Elemente in sich schließt, aus denen, wenn der vollständige chemische Proceß in der Fülle der Zeiten an ihnen vollzogen sein wird, die neue, jungfräuliche, unsterbliche, sichtbare Kirche hervorspringen wird, wie Pallas aus dem Haupte des Zeus. Bis dahin ist das dogmatische System weder vollendet, noch abgeschlossen, und nur einzelne Partheien in ihm sind wahrhaft ausgearbeitet und sanctionirt. Dabei ist es sehr natürlich, daß diese einzelnen Bildungsperioden als einzelne Kirchen einander feindlich gegenübertreten müssen, weil eben nur dieses feindliche Gegenübertreten der jüngeren Kirche die zu ihrem selbstthätigen Zeugen und Arbeiten nöthige Reaction geben kann; und ebendeshalb ist jede dieser Kirchen eine wahre, d. h. eine im göttlichen Willen und Rathschluß wesentlich begründete, wenn auch nur Eine von ihnen die bleibende und alles von den übrigen gewonnene, gediegene Erz in sich aufnehmende ist; und dieß ist meiner Ueberzeugung nach der einzige Standpunct, von dem aus die Toleranz einen rechten Sinn hat. Dieser Kirchen haben wir bis jetzt drei, die in folgender nothwendigen Ordnung zu einander stehen: 1) die griechische Kirche, 2) die römisch-katholische, und 3) die protestantische. Die Periode der griechischen Kirche ist vollendet, ebenso die der zweiten als römischer (aber nicht als römisch-katholischer; denn dieser zweite Factor, [der katholische] der mit ihr verbunden ist, ist eben das sie vor allen übrigen auszeichnende), und wie die erstere seit dem 5ten ökumenischen Concilium, so ist die letztere seit der Tridentinischen Kirchenversammlung in dogmatischer Hinsicht durchaus starr und unbeweglich geblieben, ohne zu wachsen oder einzusinken. Wir leben in der Periode des Protestantismus, der auch eigentlich schon abgeschlossen ist, und einer neuen herrschenden Kirche entgegensieht, die über kurz oder lang an seine Stelle treten muß.

Es ist höchste Zeit abzubrechen. Aber ich breche deshalb nicht von diesem mir so sehr am Herzen liegenden Thema ab.

Der zweite Brief drückt sich sogar gradezu dahin aus: „Der Gegensatz zwischen den einzelnen großen christlichen Kirchen, über den der große Haufe klagt, ist gerade dasjenige, wodurch sich die Kirche als christliche, d. h. als solche, deren ewiges Oberhaupt und deren untrüglicher Regierer der verherrlichte Christus ist, und in welcher für und für der heilige Geist schaffet und wirket, erweiset, und zwar als eine lebendige, als eine werdende." Als die Grundlage seiner Ausführungen nennt übrigens Rothe selbst das (den katholischen Traditionsbegriff ausbildende) Commonitorium des Vincentius Lerinensis.

Eine kürzere Erwähnung verdienen noch die Bemerkungen über die Bedingnisse eines wirklichen Kunstgenies, in dem Briefe vom

20. Mai, und eine witzige Beschreibung der Uebelstände des Berliner Thiergartens, vom 3. Juni, sowie aus letzterem Briefe auch das für die damalige Periode der Mißhandlung Schleiermacher's und Arndt's charakteristische Gerücht, auch Gaß und Wachler in Breslau seien suspendirt worden.

Mit Anfang Juni tritt aber bereits als der Hauptgegenstand der Rothe'schen Briefe das ihm durch Neander gemachte Anerbieten hervor, nach beendigter Universitätszeit in das Wittenberger Predigerseminar einzutreten. Der erste Brief, der hierüber handelt und Vortheile wie Nachtheile der Sache weitläuftig auseinandersetzt, um daran die Bitte an die Eltern zu knüpfen, ihrerseits zu entscheiden, ist der vom 5. Juni 1820. Am 16. Juni werden sodann die Bedenken der Eltern von ihm in einer Weise erörtert, daß er ihre Einwilligung zu der Meldung erhält. An dieser für beide Theile bezeichnenden Erörterung dürfen wir hier nicht vorbeigehen:

Die Mutter meint, ich gehe in eine Art von Kloster, wo ich meine heitre Laune verlieren und verpasterieren würde. Für's erste, was das verpasterieren betrifft, so weißt Du, was ich davon halte. Ein gemeiner Schlehdorn verkrüppelt überall, wohin Du ihn auch pflanzest, während eine edle Natur unter allen Himmelsstrichen gedeiht, und aus jedem Boden, auf dem sie steht, frischen und gesunden Lebenssaft zieht. Deswegen dürfen wir Alle keinen Kummer haben. Ich kann es mir wohl vorstellen, daß bis zu einem gewissen Puncte in der Erziehung durch äußeren Einfluß der Mensch einseitig werden kann; aber gewiß nicht mehr, sobald er einmal geistig selbständig und seiner eigenen Individualität Meister geworden ist. Ich habe das an mir selbst recht bemerkt, wie an mir selbst von Jahr zu Jahr fremder Einfluß immer wirksamer abgeglitten ist, ja wie er unvermerkt nur dazu beigetragen hat, mich immer fester in mir selbst zu setzen, und offenherzig gesprochen, wenn ich jemals in der Wissenschaft etwas nutz sein kann, so bin ich es blos darum, weil mir der Himmel die Gabe geschenkt und erhalten, mir Alles, was mir unter die Hand kömmt, sogleich durch eine Art geistigen chemischen Proceß anzueignen, und darum immer ein organisch-lebendiges, nie ein Todtes vor mir zu haben, das ich denn auch wieder als das Meine, d. h. als ein Bestimmtes, als ein Bild, nicht als ein Formloses, im Allgemeinen Verschwimmendes anderen wiedergebe. Du verstehst mich gewiß nicht falsch, nicht etwa so, als ob ich diese Abgeschlossenheit und Prävalenz der Individualität, so nothwendig sie für einen jeden ist, der im Leben, wie in der Wissenschaft auf Charakter Anspruch machen will, für sich allein als ausreichend ansehe; im Gegentheil führt sie unfehlbar zum blindesten Egoismus, wenn sie sich — statt in dem Elemente der Gemeinschaft und allein nach den Gesetzen dieser, immer nur um sich selber bewegt. Und in mir grade wächst mit dem Gefühle der geistigen Selbstständigkeit zu-

gleich das Bedürfniß der Gemeinschaft einerseits mit Gott und andrerseits mit den Menschen, d. h. das Bedürfniß, in der Kirche und in der Familie zu leben.

Also die heitre Laune bliebe auf jeden Fall wie und was sie ist; und möchte ich in eine Herrnhuter-Colonie kommen, vor dem Pietismus wäre ich ziemlich sicher, der sollte mich so leicht nicht anstecken. Ich führe eine tüchtige Dosis Antipietismus bei mir. So sehr ich alle Güter dieses Lebens in einer wahren Frömmigkeit beschlossen glaube, so wenig werde ich jemals das Ansehn eines Frommen haben. Ich halte nun einmal nicht dafür, daß man den Rock umdrehe, und bin fest überzeugt davon, daß der Körper das Thun und Treiben des Geistes immer nur nachäffen kann. Ich verachte das kindische Spiel mit dem Heiligsten, das durch erbärmliches Flittergold das ächte Metall darstellen will. Alles Frommthun erscheint als Scheinheiligkeit, und giebt das Ehrwürdigste dem gemeinen Spotte preis. Die frömmsten Männer, die ich gesehen habe, waren auch immer die einfachsten und natürlichsten, und es heißt Abgötterei treiben mit dem irdischen Leibe, wenn man ihn — den Tempel des heiligen Geistes — diesen selbst speisen läßt. Also vor dem Kloster dürfen wir außer Sorgen sein. Zudem ist aber das Wittenberger Seminar nichts weniger als ein Kloster, sondern eine höchst freie, ächt protestantische Anstalt.

Kaum weniger psychologisches Interesse haben längere Ausführungen Rothe's vom 20. Juli und vom 1. August über seine äußere und innere Lage. Wir stellen beide hier noch einfach neben einander:

Je länger ich hier bin, desto mehr steigt meine Sehnsucht nach Euch, desto mehr lastet Berlin auf mir, und meine frühe Abneigung vor dieser Stadt war eine nicht unwahre Ahnung davon, daß mir hier nicht gar viel frohe Stunden blühen würden. Auch mag es wohl mit daher rühren, daß die Verhältnisse, in denen ich mich nun schon über 3 Jahre herum bewegt habe, mir immer weniger genügen, und ich auf der andern Seite doch nicht weiß, wie ich ins bürgerliche Leben einschreiten soll, worauf ich mich so sehr freue. Ich kann keine Achtung vor dem haben, der sich nicht mit gewissen Jahren darnach sehnt, aus dem allgemeinen Kreise, in welchen ihn sein jugendliches Alter gestellt, in bestimmte und festbegränzte Verhältnisse einzutreten, und einen Ort in der Organisation des Ganzen einzunehmen, von welchem aus ihm eine positive Wirksamkeit auf dasselbe aufgegeben ist. Es ist eine recht schöne Sache um das Stilleben; aber der Mensch verschrumpft am Ende dabei, und der ganze Ertrag seines Lebens geht zuletzt auf Null aus. Es ist aber auch meine feste Ueberzeugung, daß es keinen Platz auf dem weiten Erdenrunde giebt, auf welchem irgend ein Mensch auf ein solches Stilleben beschränkt sein dürfte, sondern daß überall des Tages Last und Hitze brennt, und überall dem, der nicht träge ist, der saure Arbeitsschweiß von der Stirn rinnt, diese köstlichste Gabe des Himmels, die allein im Stande ist, das Erdreich unseres Herzens für die göttliche Gnade zuzubereiten und empfänglich zu

machen. Mag also aus mir werden, was da will, etwas Ordentliches soll auf jeden Fall aus mir werden, und, bei meinen höchsten Hoffnungen! kein todtes Glied in der lebendigen Kette der Menschheit. Auf jeden Fall werde ich ja bald alles das, dessen mein Herz jetzt bedarf, an dem Eurigen finden.

... Ich kann es dreist sagen, ich fühle es, wo mein Herz spricht, da werde ich beredt, und diese Beredtsamkeit, die vom Herzen kommt, dringt auch wieder zum Herzen, was keine andre kann, und anstatt zu fürchten, hier auf irgend eine Weise mißverstanden zu werden, will ich mich lieber freuen, daß ich in so vollen und starken Tönen die Sprache reden kann, die noch immer über alle Rhetorik und Sophistik gesiegt hat; denn was macht denn anderes den Unterschied zwischen den edlen und den gemeinen Naturen aus, als daß in jenen für jeden Athemzug der Menschheit eine Saite sich rührt, und einen hellen, vollen und kräftigen Klang ausströmt, während jene ewig stumm bleiben, oder mit matten, heiseren Zischtönen sich abquälen? Das weiß ich, Du wirst es nie wünschen, daß Dein Sohn die reine und lebendige Stimme der Natur in sich ersticke, und Du wirst kein Maaß für die Liebe verlangen, die Du von ihm begehrst. Warum sollte ich es Euch denn darum nicht offen sagen, wie Ihr mich wiedererhaltet? wiederum aus unnöthiger Furcht, mißverstanden zu werden? Besser als Ihr mich entlassen habt. Ich darf mich nicht schämen, Euch wieder unter die Augen zu treten; denn bis auf diesen Tag hat der Quell meines inwendigen Lebens noch keinen Augenblick stagnirt, und noch nie hatte ich Lust gehabt, ein Heute mit einem Gestern zu vertauschen. Ihr dachtet vielleicht, wie ich von Euch zog, ich würde als ein Gelehrter zu Euch zurückkehren. Darin habt Ihr Euch getäuscht; das Wenige, was ich weiß ist mir mehr der eigenthümlichen Art und Weise wegen, auf die ich es weiß und gelernt habe, als der Quantität wegen werth und theuer und um dessenwillen, was ich einst darauf zu erbauen gedenke. Aber ich bringe Euch einen andern Schatz mit ins Haus, den ich nicht mit herausgenommen, das, was die Leute Charakter zu nennen pflegen, freilich oft ohne zu wissen, was sie damit meinen; ein sittliches Organ, wie ich hoffe, in aller jugendlichen Fülle und Kraft. Oder soll es nicht so sein, daß in unserem Herzen täglich und stündlich neue Fibern sich regen, und für Alles um uns herum, für alles rein Menschliche und Edle schlagen, und zwar je stärker und lebendiger, desto besser? soll es nicht so sein, daß wir von Stunde zu Stunde reizbarer werden, immer mehr Berührungspuncte mit der Menschheit bekommen, und immer inniger und tiefer von ihr in jedem berührt werden; so daß eben dadurch unser Gemüth sich immer mehr organisch entfaltet und seiner eigenen Individualität immer klarer sich bewußt wird? Auf diese Weise ist mein Inwendiges tüchtig ausgebrütet worden in diesen $3^1/_2$ Jahren, und ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß ich Euch ein kräftigeres Gemüth mitbringe, mit dem unter Gottes Hülfe im Leben einmal etwas Würdiges auszurichten sein wird. Beste Eltern, es klingt ruhmredig, aber warum sollte ich mein Selbstgefühl unterdrücken, da meiner Seele gewiß

der Hochmuth grade am entferntesten liegt? ich fühle es, daß etwas ganz anderes aus mir geworden ist, als ich war; ich fühle es, daß aus mir einmal ein recht tüchtiger Mensch werden kann, wenn Gott seinen Segen dazu giebt, und daß in mir ein Quell des Lebens fließt, über den die Zeit keine Macht mehr hat; warum sollte ich mich dessen nicht freuen? um so mehr, da es mir immer klarer wird, daß auch für die Wissenschaft im wahren Sinne des Worts nur von einer sittlich durchgebildeten, gediegenen Individualität etwas bleibendes geleistet werden kann. Ich bin in der That sehr glücklich, denn ich sehe, daß doch irgend etwas an mir sein muß, irgend ein Zug einer inwendigen Tüchtigkeit, wenn mich nicht alle Erfahrung betrügt. Kann ich es ohne Freude bemerken, daß sich die disparatesten Menschen von den verschiedensten Richtungen des Geistes, den verschiedensten Altern und Bildungsstufen mir alle von dem ersten Augenblicke an mit Zutrauen und Liebe nähern? Soll ich es nicht für ein Glück ansehen, daß ich mit gutem Gewissen sagen kann, daß mir noch jeder, mit dem ich in Berührung gekommen, Achtung und ein herzliches Wohlwollen in reichem Maaße zugewendet hat? daß ich dreist sagen kann, ohne mich selbst zu täuschen, ich wisse keinen, der mich verachte oder mein Feind sei? Lieber Vater, es ist ein großer Trost im Leben, wenn man wahrnimmt, daß ein guter und edler Geist (freilich ist, was wir Menschen gut und edel nennen, alles noch gar schlecht und gebrechlich;) über die Geister überhaupt eine freundliche Macht ausübt; und wer soweit wie ich davon entfernt ist, mit sich zufrieden zu sein, der darf es sich auch wohl gestehen, wenn er fühlt, daß er wenigstens einen sicheren, lebendigen und fruchtbaren Grund des Guten in sich hat. Wahrlich nichts anderes kann es sein, was die Menschen zu mir hingezogen und hinzieht. Ich kann mich getrost durchmustern, und werde nichts anderes finden. Warum sonst sind die Menschen alle so gütig gegen mich? Ist doch mein Aeußeres so äußerst unansehnlich und unscheinbar, ohne alle Züge, die von außenher Interesse für mich erwecken könnten; mein Anzug ist immer um mehrere Stationen hinter der Mode zurück; meine Sitten äußerst einfach, gar oft sehr eckig und holpricht, mein Gespräch ziemlich wortkarg, schreitet nie unaufgefordert aus dem Kreise der Alltäglichkeiten heraus, und selbst, wenn es die heimathlichen Regionen meines Geistes betritt, fehlt ihm gar oft der hinreißende Fluß, immer die Eleganz der Rede; mein ganzes Wesen ist zwar belebt, aber nur in seltenen glücklichen Momenten lebendig und beredt, und gewiß, bemerkt und beachtet zu werden, darauf macht niemand leicht weniger Ansprüche als ich; was gar nicht zu meinem Ruhme gesagt sein soll, sondern eigentlich daher rührt, weil es mir unbequem ist, wenn sich die Leute viel um mich kümmern; — und dennoch, aber ich komme mir fast wahnwitzig vor, daß ich mit solchem Geschwätz Euch die Zeit verderbe. Weiß ich doch wenigstens, daß Ihr es für das nehmt, für was ich es Euch gebe; als ein ehrliches Geständniß dessen, was ich von mir halte.

Es dürften diese offenen Geständnisse an die Eltern hinlänglich beweisen, daß trotz aller der Keime zum Pietismus, die Rothe's

Berliner Aufenthalt gezeitigt, er dem spezifischen Pietismus noch nicht verfallen ist. Die weiteren Briefe aus Berlin gehen auf solche Fragen nicht mehr ein, da sie alle gewissermaßen auf dem Sprunge zur Abreise geschrieben sind, die sich durch Ausbleiben des bestellten Fuhrmanns mehrere Tage verzögerte. Um so deutlicher aber nur wird uns durch die oben mitgetheilten Auszüge Rothe's Stimmung beim Abschluß der Berliner Lebensperiode gezeichnet, und um so leichter können wir das nun folgende Stadium von ihr abgrenzen. Vorher aber sei — ebenso wie wir beim Beginn des Berliner Jahres der Zeichnung folgten, die Rothe selber von der vielverheißenden „Erweckung" entworfen — so hier seine daran anknüpfende Darstellung des aus dieser „Erweckung" hervorgegangenen Pietismus ebenfalls mitgetheilt. Es ist nämlich gleich nach den vorher angeführten Worten über den allgemeinen religiösen Aufschwung und die dadurch erweckten Hoffnungen, daß Rothe fortfährt:*)

Diese Hoffnungen waren leider voreilige. Der Zauber der ersten Morgenfrühe zerrann nur allzu schnell. Es wies sich bald aus, daß die Zeit noch nicht reif war für eine derartige Schöpfung. Der Neubau der Kirche stieß an allen Seiten auf Hindernisse; man mußte erfahren, wie schwer es ist, eine Kirche zu bauen, zumal in einer Zeit, die bereits jenseits des kirchlichen Stadiums des Christenthums liegt. Es stellte sich bald ein verhängnißvolles Mißtrauen ein — das natürlich sofort ein gegenseitiges wurde — zwischen den Regierungen und den Regierten. Das öffentliche Leben wurde dem neuerwachten christlichen Glauben bald verschlossen. Auf seinem Felde sich zu bethätigen und seine Kräfte zu versuchen, drängte es den jungen christlichen Geist. In seiner frischen, gesunden Luft würde er sich zu einem tapfern, männlichen Charakter erkräftigt, sich zu einer rüstigen, thatkräftigen, ins wirkliche Leben, es versittlichend, eingreifenden, zu einer nicht auf müßige Grübeleien und leere Formen, sondern auf praktische Ziele gerichteten Art gestählt haben, wie sie das englische Christenthum, das sie von eben daher hat, so wohl und so ehrfurchtgebietend kleidet. Aber das wurde ihm versagt, er konnte seine Lebensfülle nicht ausströmen in große sittliche Ideen und Aufgaben. Statt eines christlichen nationalen Lebens, das wir im ersten Morgenroth des neuen Tages aufsteigen gesehen, fanden wir die von oben her in uns erweckte religiöse Kraft in die Enge der rein privatlichen Lebenskreise confinirt. Da die Frömmigkeit der christlich Erweckten an den großen sittlichen Naturordnungen des staatlichen Gemeinwesens den Anhalt, dessen sie bedurfte, nicht finden konnte, so flüchtete sie sich in die Kreise der wenigen noch übrig gebliebenen Stillen im Lande, die eben daher von nun

*) Allg. kirchl. Zeitschrift 1862, I S. 36—37. Vgl. oben S. 152.

an mit plötzlicher Schnelligkeit sich weit ausbreiteten, und that die conventionellen Formen ihrer Frömmigkeit an. Die junge christliche Gläubigkeit wurde, weitaus dem größeren Theile nach, Pietismus. Ich gebrauche dieses Wort, weil es das die Sache genau bezeichnende ist, nicht als ein Scheltwort. Ich weiß recht wohl, was der Pietismus ist, denn ich bin selbst Pietist gewesen, in bestem Glauben und zu einer Zeit, da die Pietisten nicht wie jetzt in Ehren und Gnaden standen als „konservative" Leute, sondern verlacht wurden und zwar, (denn dies allein hat etwas zu bedeuten,) auch von solchen, von denen verlacht zu werden, dem, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, wehe thun muß. Mir kommt es nicht in den Sinn, dem Pietismus seine Berechtigung in der christlichen Welt, es versteht sich an seinem Orte, zu bestreiten. Er ist mir wirkliche christliche Frömmigkeit, nur freilich nicht die christliche Frömmigkeit; er ist mir wirklich eine Form des Christenthums, und zwar eine solche, die, wo sie dem individuell für sie organisirten Mann wirklich auf den Leib paßt, mir höchst ehrenwerth und ehrwürdig ist; aber eben auch nur eine unter vielen Formen, nicht etwa wie er es beansprucht, die allein wahre, und auch nicht die höchste unter den vielen. Der Pietismus ist das ausschließend religiöse, also nicht religiös-sittliche, und (was damit innerlich eng zusammenhängt) ausschließend persönliche oder private (kein christliches Gemeinwesen stiftende) Christenthum. Darum ist er nicht nur nicht Jedermanns, sondern auch nicht jedes Christen Sache, so wie ein christliches Volk als ein pietistisches nicht denkbar ist, und der Pietismus kein Volkschristenthum sein kann. Ein pietistisches Volk (wenn es ein solches geben könnte) wäre als Volk zu Grunde gegangen.

Sagt uns hier Rothe ausdrücklich: „Ich weiß recht wohl, was der Pietismus ist, denn ich bin selbst Pietist gewesen", so werden wir dadurch ganz speziell darauf hingewiesen, die Unterschiede seines noch in Berlin eingenommenen Standpunktes, auf dem er ebenso nachdrücklich sagen konnte: „Vor dem Pietismus wäre ich ziemlich sicher, der sollte mich so leicht nicht anstecken. Ich führe eine tüchtige Dosis Antipietismus bei mir" von derjenigen Periode, die er selbst als seine pietistische bezeichnet, näher zu constatiren. Allerdings ist dabei nicht zu vergessen, daß die Jugendzeit dieses neuen Pietismus überhaupt einen liebenswürdigeren Charakter zeigt, als die späteren Erzeugnisse, die ihn so verhängnißvoll für die Gestaltung des von ihm aus- und darum abgestoßenen Volkslebens machten. Die Zahl der Selbstzeugnisse bedeutender Männer, die dem jugendkecken Pietismus jener Tage sich hingaben, ist ja groß genug, um auch dem, welcher nur von den Schattenseiten des Pietismus wissen möchte, leise Zweifel an der Berechtigung eines leichthin ab-

sprechenden Urtheils einzuflößen. Stehen doch, um nur die geographische Verbreitung der neuen Richtung zu veranschaulichen, Thomasius' Mittheilungen aus Baiern, Wangemann's Bilder vom Ostseestrande, Mallet's Wirksamkeit in Bremen, Barth's Lebensbilder in Würtemberg hier neben einander. Aus katholischen Kreisen zeigt Bethmann-Hollweg's kleine Biographie Joh. Goßner's eine ganz parallele Entwickelung. Und auch Bunsen's römische Periode trägt in allen wesentlichen Punkten den gleichen Charakterzug. Ganz besonders aber hat eine Biographie Rothe's sich auf die ihr vorangegangene Rudolph Stier's zu beziehen. Wir begnügen uns daher mit diesem Hinweise*), um nur noch grade den Kreis, der schon in

*) Für eine allseitige Charakteristik des modernen Pietismus würden besonders die folgenden Phasen, mehr als es bisher geschehen, sowohl umfassend zu würdigen als in den richtigen Zusammenhang mit einander zu bringen sein: 1) Die Hallische Denunciation von 1830, hinsichtlich deren der Herausgeber bereits die Vertheidigung von Gesenius und Wegscheider bei dem Ministerium mitgetheilt hat (Prot. KZtg. 1871. Nr. 35), die Veröffentlichung weiterer bisher unbekannter Aktenstücke sich vorbehaltend. 2) Der Königsberger Muckerproceß (1835—1841), der weder durch Hepworth-Dixon's Vorliebe für obscöne Bilder noch durch die Vertheidigungsschriften des Grafen Kanitz in's rechte Licht gestellt ist, für dessen richtige Würdigung jedoch durch Erbkam (in Herzog's Real-Enc. XIII. S. 620—647) manche Fingerzeige gegeben werden. 3) Die Stephan'schen Bewegungen (1837—1839), über deren überreiche Literatur ebenfalls zunächst Herzog's Real-Enc. (XV. S. 60. 61) zu vergleichen ist. 4) Die Verhandlungen über v. Coelln's „Historische Beiträge zur Erläuterung und Berichtigung der Begriffe Pietismus, Mysticismus und Fanatismus", und Bretschneider's „Grundlage des evangel. Pietismus" (1838). 5) Die Hamburger und Bremer Streitigkeiten, hinsichtlich deren hier nur an die Uebersicht der Literatur in Rheinwald's Repert. (Dec. 1839 S. 236—249; Nov. 1841 S. 136—157; Aug. 1843 S. 97—142) erinnert sei. 6) Die mit dem Erscheinen von Strauß' Leben Jesu zusammenhängenden würtembergischen Streitigkeiten. Eröffnet durch den Vischer'schen Aufsatz in den Hallischen Jahrbüchern über Strauß und die Würtemberger (1838 S. 449—550; 1081—1110, wo u. A. S. 126 der Pietismus „diese Krätze, welche die edelsten Säfte des Geistes in Eiterung setzt" und bald darauf „diese Schafraute" genannt wird, während S. 1089 in der Schilderung von Strauß' Vater ganz übersehen ist, daß dieser selbst eine Art des Pietismus repräsentirt, die seinen Sohn ähnlich in das andere Extrem führte wie dies bei dem hypermystischen Vater des Heidelberger Paulus der Fall war) und durch die bekannten Schriften von Märklin und Binder, wurden sie (1839) seitens der damals angegriffenen pietistischen Partei besonders durch C. Hoffmann, W. Hofacker, Barth, Palmer und Dorner geführt und gipfelten später in den Angriffen auf Vischer's Antrittsrede vom November 1844. 7) Die in der Bildung der „protestantischen Freunde" und später der „freien Gemeinden"

Berlin Rothe für sich zu gewinnen suchte, und nachdem dies nicht sofort gelungen, ihn in Wittenberg mit solcher Klugheit und Consequenz an sich zu ziehen wußte, mit den Worten seines beredtesten Herolds zu zeichnen. Es ist nämlich das schon einmal erwähnte Jugendwerk Tholuck's „Von der Sünde und dem Versöhner", dem wir die Zeichnung eines „Genrebilds" danken, die eine wichtige Ergänzung zu der Rothe'schen Darstellung und gleichzeitig eine unumgängliche Voraussetzung für das Verständniß seiner weiteren Entwickelung bietet: *)

Ich habe eine Gemeinde wahrer Jünger Christi kennen lernen. Ehe ich selbst Jesum kannte, hatte ich zuweilen von Einzelnen derselben reden hören unter dem Namen von Mystikern, Bigotten, Pietisten. Ich scheuete sie sehr, weil ich mehr als alles Andere eine engherzige Ansicht des Lebens scheuete, durch welche, wie ich meinte, die volle Brust des lebenskräftigen Menschen eine Schnürbrust, der kühne Geist des aufstrebenden Jünglings Handschellen, und sein Leben wie sein Antlitz Todtenfarbe erhielten. Ich meinte, unter so beschränkend düsteren Ansichten müßte der große herrliche Blüthengarten der Wissenschaft zu einem Küchengarten für den Hausbedarf, das volle, weite, wallende Eden der Natur zu einem eng umwölkten Klostergemäuer, und der lichte unermeßliche Himmel über mir zu einem Katakombengewölbe zusammenschrumpfen. Ich traf zuweilen Otto an einem dritten Orte, ich hatte gehört, daß auch er zur Anzahl jener Engherzigen gehöre, und ich vermied ihn planmäßig. Als ich nachher Christum anfing erkennen zu lernen, und als P. und andere mich selbst oft im Scherze Mystiker nannten, drang sich mir zuweilen der Gedanke auf, ob wohl jene Leute ein und dasselbe Ziel mit mir verfolgten. Ich beobachtete Otto aufmerksam, ich bemerkte eine so große Sanftmuth und Innigkeit in ihm, die mir fast zu verbürgen schien, daß im Spiegel seines

---

gipfelnden thätlichen Angriffe auf den Rationalismus, die seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. in den Vordergrund treten und gleichzeitig den Uebergang des Pietismus zum Orthodoxismus (besonders in der Hengstenberg'schen KZtg.) bedingen. 8) Die mannigfache Polemik über den rheinischen Pietismus, die seit der mit Rothe's oft citirtem Aufsatze gleichzeitigen rheinpreußischen Correspondenz in Schenkel's Zeitschrift (1862. I.) bis zu den leidenschaftlichen Angriffen auf den Pfarrer Krüger-Velthusen und dessen „Leben Jesu" eine ganze Reihe von Stadien durchlaufen hat. 9) Die durch Langhans' „Pietismus und Christenthum im Spiegel der äußeren Mission" angeregte und wenn auch scheinbar abgebrochene, doch beständig nachwirkende Debatte. Der werthvollste Beitrag zum richtigen Verständniß der verschiedenen Seiten im modernen Pietismus dürfte Hoßbach's (des Sohnes des Biographen von Joh. Val. Andreae und Spener) Vortrag „Der Pietismus in der evangelischen Kirche" (Berlin 1869) sein.

*) S. 139 der 7. Auflage.

ganzen Wesens das Bild jenes dritten erscheine, den auch ich liebte. Nun suchte ich den Liebenswürdigen auf. Ich fand ihn an einem Abende allein in seinem kleinen Garten; wenige Minuten, so hatte ich mein Herz ihm aufgethan, und er sank mir in die Arme. „So bist du ein Jünger des Herrn!" rief er. „Ich bitte und flehe es sein zu dürfen, und zugleich dein Bruder in Ihm," war meine Antwort. Er zog mich an sein Herz und wir tauschten nun unsere Erfahrungen.

Geht diese Schilderung Tholuck's auf den sich separirenden Kreis überhaupt, so gibt er gleich darauf*) unter dem Namen des „Vater Abraham" eine Charakteristik jenes Baron Kottwitz, den wir als Grund von de Wette's Verfolgung erwähnten, dessen philanthropische Thätigkeit aber auch von Andersdenkenden gerühmt wird; und zwar ist diese Charakterzeichnung für uns um so wichtiger, wo Rothe selbst grade in das Kottwitz'sche Haus eingeführt worden war:

Dieser ehrwürdige Greis lebt hier seit wenigen Jahren in einem Sabbath, wie ihn die Seligen feiern werden, wo nämlich die seligste Ruhe und die seligste Wirksamkeit der Liebe eins geworden. Bis in sein hohes Greisenalter war er unermüdet beschäftigt gewesen, auf Reisen und in stehendem Aufenthalte, mit Werken der Menschenliebe und der Gottesliebe. Die Stätten des Elends und des Jammers sahen ihn am öftesten, weil er nichts lieberes wußte, als Thränen trocknen. Er reiste selbst in mehreren Ländern Deutschlands mit solchen Zwecken im Auge umher. Wohin sein Einfluß und sein Vermögen im Großen reichte, verbesserte er Krankenhäuser und Gefängnisse; wo seine Thätigkeit im Großen Widerstand fand, wandte er sich zu einzelnen Hülflosen und bot sich ihnen als Freund. . . . In dieser Wirksamkeit war der begnadigte Diener Gottes eine sehr lange Reihe von Jahren in verschiedenen Gegenden Europas umhergereist, hatte bald hier bald dort eine längere Zeit sich aufgehalten, und überall von dem apostolischen Privilegium Gebrauch gemacht mit den Weinenden zu weinen. Es war von dieser Wirksamkeit nichts öffentlich bekannt worden.

Auch aus den weiteren Schilderungen der „Wahren Weihe des Zweiflers" (wie in polemischer Beziehung auf des ehrwürdigen de Wette „Weihe des Zweifels" der zweite Titel von Tholuck's Schrift lautet) dürfen einige der bezeichnendsten Stellen*) nicht fehlen:

Drei Wochen blieb er in diesem Emmaus, und während dieser Zeit erfolgte seine Wiedergeburt..... Er war sogleich willig mich einzuführen, und was ich bisher in diesem Kreise der Abrahamiden lernte, das geht über Bücher und System. . . . Als ich das erstemal hinkam, waren noch einige jüngere Brüder gegenwärtig, und in ihrer Mitte sitzend erschien mir der greise Jünger ganz eigentlich als Patriarch.

*) A. a. O. S. 140—142.

Was ich hier empfand, das fassen menschliche Worte nicht, denn es floß von einer höheren Region aus. Es ging gleichsam wie ein mildes heiliges Wehen von dem Jünger aus und verbreitete sich über alle Gegenwärtigen. Ob über heilige Gegenstände gesprochen wurde, oder über gewöhnliche, war ganz gleich, es war alles geheiligt, denn es ward alles in der Gegenwart des nahen Unsichtbaren geredet. Es wechselten auch Ernst und kindlicher, unschuldiger Scherz, den der Greis selbst liebte, doch war der Scherz nur das fliehende Gewölk an dem tiefblauen ruhigen Himmelsgrund. Einer befand sich unter den Anwesenden, der den Geist nicht theilte, doch vermochte er in dieser Stunde dem Geiste, der über die übrigen gekommen, nicht zu widerstehen, auch seine Worte erhielten einen Anflug vom Ewigen.

Das Gespräch wendete sich auch auf ungläubige Prediger. Was der Jünger von diesen Gutes wußte, das sagte er, von dem übrigen schwieg er, nur gänzliche Unwürdigkeit rügte er, und dies dann auch mit heiliger Ahndung, so daß es mir schien, wenn die Besprochenen vor ihm gestanden hätten, würden sie den wehmüthig ernsten Blick seines Auges nicht ertragen haben. Nach dem Gespräch von einigen Stunden erhob er sich und forderte zu einem Spaziergange auf. Wir gingen; wie Glockengeläut tönten die Gespräche in meinem Innern nach, überwältigt rief ich aus: Ist dies die Beseligung christlicher Gemeinschaft schon hier auf Erden, soll denn die Seligkeit dereinst noch größer sein? Der Jünger hörte meine Worte, er nahm meinen Arm und schien sprechen zu wollen, doch blieb er schweigend, und unter dem heiligen Schweigen gingen wir neben Kornfeldern der immer tiefer sinkenden Abendsonne entgegen. Mein Gedanke war: O du heiliger Patriarch, daß ich, daß jeder Jüngling so könnte an deinem Arme der ewigen Sonne sicher entgegenwandeln! Ich konnte endlich meinem überwältigenden Gefühle nicht widerstehen, ich umarmte den erhabenen Mann und rief aus: „O wie selig muß eine Seele sein, die bis zu dieser Vollendung gereift ist, in der Sie sind, mein Vater!" ...

Ich wollte noch mehr aus seinem Munde lernen, ich erzählte ihm meine Geschichte und deine, und fragte, ob nicht so viele Erfahrungen unserer Zeit auf eine Ausgießung des heiligen Geistes deuteten, deren Erfolge sehr groß sein würden? Hier wurde er sehr warm und antwortete: „... Ja, es bricht ein großer Auferstehungsmorgen an. Hunderte von Jünglingen werden an allen Orten durch den Geist Gottes geweckt. In allen Orten treten die Bekehrten in genauere Verbindungen. Selbst die Wissenschaft wird Dienerin und Freundin des Gekreuzigten. Auch die Obrigkeit, wiewohl zum Theil noch feindselig dieser großen Umwandelung, aus Furcht, daß sie politische Einwirkungen erzeugen möchte, begünstigt an vielen Orten, und wo sie es nicht thut, wird die Streitkraft des Lichts desto gewaltiger."

*) A. a. O. S. 145. 146—148. 149.

III.

Der Wittenberger Seminarist.

Von dem längeren Aufenthalte Rothe's bei seinen Eltern in Schlesien liegen wieder keine Berichte vor, da er eben in dieser Zeit nicht an jene zu schreiben hatte. Auch von Rothe's Vater (der es sich sonst doch nicht verdrießen ließ, nach den Tagebüchern der Rhein- und Schweizerreise ein Journal über die jeden Tag berührten Orte auszuarbeiten, und der über die von ihm eingehefteten Briefe seines Sohnes förmlich ein Register ihres Inhalts angelegt hat), ist in Beziehung auf diese gemeinsam verlebte Zeit nur die eine Notiz vorhanden: „Sonntags den 20. August 1820 Vormittags trafen wir froh und glücklich in Lissa wieder zusammen." Der Zeitpunkt der Trennung ergiebt sich (nach dem Datum des ersten nachher aus Liegnitz geschriebenen Briefes, dem 29. Oktober) als der 24. Oktober. Aus einem späteren Wittenberger Briefe Rothe's ist noch der Schluß zu ziehen, daß er in dieser Zeit (in Schlichtingsheim) gepredigt. Und daß er zugleich sehr frischen und heiteren Muthes nach Wittenberg abreiste, ergiebt sich aus den kleinen Abstechern, die er noch unterwegs zu Verwandten und Freunden machte, so mit der Storch'schen und Bülzingslöwen'schen Familie von Liegnitz nach Straupitz und von Dresden aus auf die sogenannte Bastei. Später erwähnt er noch in Beziehung auf den ersteren, daß er alle Verwandten bis auf die Cyrus'sche Familie gesehen, und sagt hinsichtlich des zweiten: „Ich dachte, man müsse unschuldige Freuden, die man später nicht

wieder so wohlfeil haben könne, nicht ungenutzt vorübergehen lassen." Diese zerstreuten Notizen sind aber auch Alles, was sich an geschichtlichem Material über diese Zeit zusammenstellen ließ.

In Wittenberg selbst*) kam Rothe am 6. November 1820 an, und zwar „mit schlagendem Herzen, wie dies, ich gestehe es ehrlich, noch nie beim Einzuge in eine andere Stadt der Fall war; denn immer stand es bisher in meiner eigenen Macht, mir meine Verhältnisse selbst zu bilden, während ich jetzt in schon bestehende feste eingepaßt werde." Doch erfreut er sich bald einer so freundlichen Aufnahme, daß seine Beschreibungen aller Einzelverhältnisse sehr warm werden. Da diese Mittheilungen ohnedem von allgemeinerem geschichtlichen Belang sind, so lassen wir hier die Charakteristiken von Nitzsch, Schleusner, Heubner und dem Seminarleben überhaupt folgen.

Ueber den ersteren heißt es in dem noch am Tage der Ankunft begonnenen Briefe:

Um 2 Uhr ging ich zu Herrn Generalsuperintendent Nitzsch, den ich eben mit den Seminaristen in einer homiletischen Unterhaltungsstunde beschäftigt fand. Ich konnte mir keine freundlichere Aufnahme wünschen, als er mir angedeihen ließ, und ich wohnte bald der Unterhaltungsstunde bei, in der einige Predigtentwürfe mündlich beurtheilt und schriftliche Recensionen gehaltener Predigten durchgegangen wurden; alles auf eine äußerst trauliche, heitere und freundliche Weise.... Nitzsch ist ein alter jovialer Mann von ungemein gutmüthigem Wesen, der sich der Sache gewiß mit vieler Liebe annimmt.... Er ist ein gar sehr lieber und braver Mann, noch voller Feuer und Leben trotz seiner 70 Jahre.

Auch der erste persönliche Eindruck des gelehrten Lexikographen Schleusner ist ein nicht minder freundlicher:

Schleusner'n habe ich weit mehr in Wirksamkeit gefunden, als ich es mir vorstellte. Er hält gelehrte exegetische Vorlesungen über einzelne alt- und neutestamentliche Bücher, jetzt grade über die Proverbien und den zweiten Brief an die Thessalonicher, in lateinischer Sprache, und zwar in einem sehr schönen und fließenden Latein, wo wir selbst interpretiren.

---

*) Es sei hier vorweg bemerkt, daß Rothe's entschiedener Uebergang zum Pietismus zwar in Wittenberg stattfindet, aber erst in seinem zweiten dortigen Semester. Erst in diesem Zusammenhang können daher die bereits in Berlin aufgewiesenen Fäden weiter fortgeführt werden, während vorher das erste Semester als solches darzustellen ist.

Außerdem hält er noch homiletische Uebungen, und es ist immer noch recht sehr viel von ihm zu lernen.

Doch verräth schon ein wenig späterer Brief Rothe's, vom 7. December 1820, daß unter den Seminaristen eine jener fast in allen ähnlichen Anstalten herkömmlichen Verstimmungen gegen den alten Herrn herrschte, in welche die neu Angekommenen gewöhnlich alsbald hineingezogen werden. Nur unter dieser Vorbemerkung darf die folgende Stelle hier Aufnahme finden, da sie zwar für die im Seminar damals schon herrschende Richtung bezeichnend ist, aber weder Schleusner gerecht wird, noch auch Rothe's eigenem späteren Urtheil entspricht:

Bei Schleusner ist freilich blutwenig zu machen, so wie er auch wiederum uns sehr wenig zu Leide thun kann, da er bei den übrigen Directoren sehr schlecht angeschrieben steht. Die Seminaristen sind früher schon einige Male bei dem Ministerium mit Beschwerden über ihn eingekommen, was aber natürlich nicht viel geholfen hat. Seine Exegese besteht in einem gräßlichen Kohle, den er über die Sachen her macht, ohne von der heiligen Schrift eigentlich irgend einigen Verstand zu haben; und gegen einige der Schwächeren übt er bisweilen kleine Malicen aus, während er sich scheut, mit den Stärkeren anzubinden; denn so viel der Mann auch zusammengelesen hat, so sind ihm doch bisweilen die gewöhnlichsten Dinge unbekannt. Es ist daher immer sehr leer in seinen Collegien. Dessenungeachtet hat er doch $1^1/_2$ Anhänger, denen Heubner's Orthodoxie ein Gräuel ist, und die in Schleusner für Wittenberg die Stütze des Rationalismus finden.

Schon in den Tagebuchmittheilungen Schenkel's ist es nun gebührend hervorgehoben, daß der vorwiegende Einfluß, den Rothe in Wittenberg empfing, der der Persönlichkeit Heubner's war, jenes wahrhaft patriarchalischen, scharf verständigen und umfassend gelehrten, dabei aber schlichten, kindlichen, und bei aller confessionellen Ausschließlichkeit doch innerlich frommen Mannes, der dem Wittenberger Seminar für längere Zeit seinen Charakter aufprägte.

Außerdem wird der große persönliche Einfluß, den Heubner zeitlebens auf Rothe ausgeübt hat, der tiefinnige Herzensverkehr, in dem sie von jener ersten Zeit an bis zu Heubner's Tode mit einander stehen, in den zahlreichen Briefen Rothe's an Heubner, die für seine römische wie für die Heidelberger und Bonner Wirksamkeit den eigentlichen Faden unserer Biographie bilden, zur Genüge hervortreten. Auch aus Heubner's eigenen Briefen an den gemein-

samen Schwager Hahn und an Rothe's Vater werden wir ebenfalls eine Reihe bedeutsamer Data zu entnehmen haben. Hier mögen dagegen nur einige Aeußerungen von Heubner selbst Platz finden, die auf seinen Charakter wie auf seine Anschauungs- und Handlungsweise besonders helles Licht fallen lassen.*)

Mit Bezug auf die Angriffe, die sich Hahn durch seine berühmte Antrittsdisputation in Leipzig (deren Aufforderung an die Rationalisten selber natürlich unter eine ganz andere Beurtheilung fällt, als die schmachvolle Gerlach'sche Denunciation von 1830) zuzog, schreibt Heubner ihm am 17. Oktober 1827:

Die neuen schriftlichen Anfechtungen laß Dich nicht kümmern; das Streiten bringt um die köstliche Zeit zu Arbeiten von bleibenderm Werthe. Ich habe freilich, die kleinen Neckereien gegen das Seminar im Röhr'schen Journal abgerechnet, noch keinen Anlaß zu Streitschriften gehabt, aber ich würde mich schwerlich dazu entschließen.

Noch klarer tritt derselbe Gesichtspunkt in der folgenden Aeußerung hervor, die sich in einem Briefe vom 17. April 1828 findet:

Es wurde mir erzählt, daß Lindner über die Person Tzschirner's persönliche Urtheile ehedem und jetzt in seinen Collegiis gefällt. Das möchte ich nicht gutheißen. Ueber Sachen, Meinungen kann man frei sprechen, aber über die Personen so zu urtheilen, fruchtet nichts. Ich habe nie es gebilligt oder mir erlaubt, über die Persönlichkeiten zu reden.

Wir verbinden damit noch ein anderes bezeichnendes Urtheil aus einem Briefe vom 16. Februar 1828:

Daß Tholuck, um Rom in kirchlicher und wissenschaftlicher Hinsicht brauchen zu können, auf ein halb oder dreiviertel Jahr Legationsprediger werden will, könnte ich mit meinem Gewissen nicht billigen. Die Stelle wird hier offenbar zum Mittel. Es ist Bunsen's Werk, dem freilich Tholuck für seine Zwecke gefunden ist. Nach Halle soll als Vertreter Tholuck's — doch wohl nur in seinen Privatunterhaltungen mit Studenten, vermuthe ich — Otto von Gerlach kommen.

*) Die Tholuck'sche Charakteristik Heubner's (in Herzog's Real-Encycl. IV. S. 62—65) ist besonders für den Standpunkt ihres Verfassers nicht ohne Interesse; doch stimmt die Heubner hier nachgesagte Pöbelaufreizung gegen Uhlich („so daß bei einem nochmaligen Versuche der Lichtprediger vor den erzürnten Bürgern sein Heil in der Flucht suchen mußte") wenig zu dem aus seinen Briefen resultirenden Standpunkt, und dürfte ein solches, unter allen Umständen verwerfliches Ereigniß wohl auf andere Einwirkungen als auf die Heubner's zurückzuführen sein.

Doch kehren wir von dieser Selbstcharakteristik des Mannes, der neben Daub, Schlosser und Abegg den bleibendsten Einfluß auf die theologische Ausbildung Rothe's gewonnen, zu der Zeichnung zurück, die letzterer selbst beim Eintritt in das Wittenberger Seminar von den Lehrern desselben entwirft, und wo es nun (am 8. November 1820) von Heubner heißt:

Noch an demselben ersten Abende ging ich zu Heubner, der mich außerordentlich herzlich aufnahm; er gehört zu den Menschen, denen man es sogleich ansieht, daß sie edlen Metalles sind, so daß ich mir nach dem, was ich schon von ihm gesehen und gehört, außerordentlich viel von ihm verspreche. Er ist ein Mann von etwa 36 Jahren, und hat in seiner Gesichtsbildung wirklich viel von Daub; ein Mann von außerordentlicher Einfachheit des Wesens und zwar von einer sehr edlen und wahrhaft ergreifenden, im Umgange von seltener Unbefangenheit und Offenheit, in allem durchaus natürlich, ohne alle störenden Ornamente. Ich habe ihn gestern in der sogenannten Topik, wo er die Materie der christlichen Dogmatik in Beziehung auf den praktischen Gebrauch, den der Prediger davon machen kann, vorträgt, und heute früh in der praktischen Erklärung des Lukas gehört, und ich kann wohl sagen, daß mir seit Abegg's Vorträgen dergleichen nicht wieder zu Ohren gekommen war. Die Fülle der Ideen, von denen sein Mund überströmt, und die Schärfe und Allseitigkeit des Blickes, mit dem er seinen Text ansieht, hätte ich, ehrlich gesagt, von ihm gar nicht erwartet, und, wie schon bemerkt, außer bei Abegg habe ich sie sonst noch bei niemanden in einem ähnlichen Grade gefunden. Daß seine Vorlesungen für den praktischen Theologen von unberechenbarem Nutzen sein müssen, ist gar keine Frage; und ich gratulire mir von ganzem Herzen, einen solchen Mann täglich sehen und hören zu können. So viel für heute von diesem trefflichen Manne. Ich werde gewiß noch oft Veranlassung haben, recht viel von ihm zu schreiben.

Von diesen Bemerkungen über die Seminarlehrer, die freilich nur als Ergänzungen zu den werthvollen Mittheilungen der Stier'schen und Nitzsch'schen Biographie*) angesehen werden dürfen, wenden wir uns alsbald zu dem, was der neu Eintretende von seinen Genossen berichtet. Schon am ersten Tage „möchte er es einem guten Theile von ihnen auf den Kopf zusagen, daß sie gebildete, brave junge Leute sind". Wenige Tage später aber geht er in eine genauere Charakteristik ein, in der wir ihn gleich von vornherein den Nach-

*) Im Leben Stier's ist der Abschnitt über das Wittenberger Seminar I. S. 165—231, in Beyschlag's Biographie Nitzsch's besonders das Lebensbild von dessen Vater zu vergleichen, über letzteren außerdem die Charakteristik durch seinen Sohn in Herzog's Real-Encycl. X. S. 387—392.

druck auf dieselben Punkte legen sehen, die später seine berühmte Eröffnungsrede des Heidelberger Seminars näher durchgeführt hat:

Ich habe Neandern sehr viel zu danken, der mir hier von Seiten der Directoren eine so freundliche und zutrauensvolle Aufnahme bereitet hat, wie ich sie gar nicht erwartet hatte. Sobald ich mich hier nur etwas mehr orientirt habe, werde ich gleich an ihn schreiben. Zwar kann ich wohl sagen, daß ich schon sehr orientirt bin, und mir hier zu Muthe ist, als wäre ich hier recht eigentlich zu Hause. Ueberhaupt bekenne ich frei und aus voller Ueberzeugung, daß es mir in diesen wenigen Tagen (ich zog nämlich gestern früh ein) hier schon so wohl ergangen ist, daß ich lügen müßte, wenn ich es verhehlen wollte, daß ich mich hier sehr glücklich fühle, und vernünftiger Weise auch für die Zukunft hier nichts als ein schönes und erhebendes Leben erwarten kann. Es sind so treffliche junge Männer hier, daß es mir an befriedigendem und erfreulichem Umgange nie fehlen wird, und was ich sonst nirgends finden konnte, ein ganz ungestörtes religiös-theologisches Leben in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten, finde ich hier; denn in der That, der Geist unter dem größten Theile der Seminaristen, der zugleich der Ton angebende ist, ist so schön, wie er sich nur wünschen läßt. Wir leben hier ein veredeltes Studentenleben, das die auswendige Eckigkeit und Rohheit ganz abgestreift und doch den schönen Kern eines alles durchdringenden Sinnes für die höheren geistigen Interessen der Menschen und der Menschheit und einer offenen rücksichtslosen Zutraulichkeit treu bewahrt hat. Dabei wird die strengste Duldung der verschiedenen theologischen Ansichten, sobald sie nur in dem gemeinschaftlichen Grunde der Religiosität einen Vereinigungspunkt finden, geübt.

Von besonderer Wichtigkeit für Rothe's persönliche Entwickelung war nun gleich im Beginn das enge Verhältniß zu einem Stubengenossen, mit welchem wir ihn im ersten Semester fast immer zusammenfinden, bis im folgenden Sommer Stier und Gründler an seine Stelle treten. Es ist Joh. Heinr. Wiesmann, der spätere verdienstvolle, unionsfreundliche und theologisch milde Generalsuperintendent der rheinpreußischen Kirche.*) Rothe berichtet über dieses spezielle Verhältniß seinen Eltern:

Ich werde in Nr. 3 einquartiert werden, und zwar nicht solo. Ich gestehe offenherzig, daß dieß nicht recht nach meinem Wunsche ist; aber es läßt sich vor der Hand nicht ändern; denn die Einzel-Wohnungen sind die geringe Zahl, und werden in der Regel bei entstehenden Vacanzen von den älteren Seminaristen weggeschnappt. Es bleibt also nichts übrig als zu expectiren. Bei so bewandten Umständen bin ich sehr froh, daß es

*) Vgl. über ihn das Schriftchen „Zur Erinnerung an den Gen.-Sup. Dr. Wiesmann" (Cobl. 1862), außer einem guten Lebensbilde und seiner letzten Predigt die drei Gedächtnißreden von Boll, Link und Wolters enthaltend.

sich so gefügt hat, daß ich mit einem sehr wackern jungen Manne und alten Berlier Bekannten, Wiesmann aus der Grafschaft Mark, zusammenquartiert worden bin. Er selbst hatte es ohne mein Wissen so veranstaltet; und besonders in der ersten Zeit wird dieses Zusammenwohnen für mich gar manche Annehmlichkeiten haben.

Und schon wenige Tage später heißt es: „Mit meinem Stubengenossen Wiesmann habe ich mich schon so eingerichtet, wie ich es nur immer wünschen kann, und ich habe schon sehr schöne Stunden mit ihm zusammen verlebt."

Nur mit wirklichem Bedauern gehen wir an einer Reihe von Berichten und Aeußerungen Rothe's über die erste Seminarzeit vorüber. So finden wir (abgesehen von den lebensfrischen Beschreibungen des täglichen Lebens und Treibens) am 10. November eine heitere Darstellung des Lutherfestes, fast an die ersten Heidelberger Festschilderungen erinnernd, am 12. November (Sonntag) ein lebendiges Referat über zwei Predigten, eine Ordination und einen Nachmittagsgang nach dem Luthersbrunnen, am 17. November eine wirklich begeisterte Schilderung des schönen Wintertages, am 19. November eine eingehende Mittheilung über einen Brief des ersten Gesandtschaftspredigers Schmieder aus Rom. An dieser Stelle darf aber wohl nur eine Bemerkung vom gleichen Tage über die näheren Freunde Aufnahme finden:

Mit Wiesmann lebe ich ein Leben wie im Paradiese, und ich habe nicht einen in der ganzen Anstalt, mit dem ich nicht stände, als wäre ich mit ihm groß gewachsen; mit Einigen lebe ich sehr nahe, trefflichen Leuten, von herrlichem Sinne und kostbaren Gaben. Ich nenne als solche außer Wiesmann besonders Rütenick (er gehörte schon zu den ersten Mitgliedern der Anstalt, und kam sodann als Lehrer an das Gymnasium seiner Vaterstadt Prenzlau. Hier zog er sich durch einige freimüthige Aeußerungen über Sand die Ungnade des Ministeriums des Innern zu, und legte gezwungen freiwillig sein Amt nieder. Hier lebt er jetzt so zu sagen im Exil), Crüger, Baltzer, Holz, Römer und Scheindienst. Wie gesagt, meine zum Theil großen Erwartungen sind in vielen Stücken sehr übertroffen worden.

Außerdem zieht ein näherer Bericht vom 21. November über eine theologische Disputation mit dem Archidiakonus Wunder, als charakteristisch für den damaligen Standpunkt Rothe's (orthodox, aber noch nicht pietistisch) die Aufmerksamkeit auf sich, wobei freilich (ebenso wie bei der schon mitgetheilten Aeußerung über Schleusner) nicht vergessen werden darf, daß wir hier nur den einen der Disputanten hören:

Soeben komme ich von einer Arbeit, die, wenn irgend eine andere, eine katechetische zu nennen ist. Die Sache verhält sich folgenderweise. Ich habe Dienstags den 5ten December des Morgens (um 8 Uhr) in der Stadtkirche eine Adventspredigt zu halten, über das 4te Hauptstück des lutherischen Katechismus, das Sakrament der heil. Taufe und zwar „zum Andern: was giebt oder nützet die Taufe". Ich predige statt des Archidiakonus M. Wunder, und hatte also diesem meine Disposition einzureichen. Dieß war schon früher geschehen, heute ging ich zu ihm, um sie mir zurückzuholen. Er gab sie mir ohne weitere Bemerkungen zurück, und sagte, er wolle sich nur über Einiges mündlich mit mir besprechen. Dieses Einige war eigentlich die ganze Ansicht von dem Wesen dieses Sacraments, die lutherische, die er der Sache nach nicht theilte und den Worten nach doch festhalten wollte. Es war sehr natürlich, daß unsre beiderseitigen Erörterungen uns bald auf die Lehre von der natürlichen Beschaffenheit des Menschen und von der göttlichen Gnade führten. Hier faßte ich den Herrn Magister, und da es denn nicht mehr weiter gehen wollte, rückte er endlich mit den gewöhnlichen rationalistischen Vorstellungen heraus. Nun fing ich an zu protestiren, und wenn er sich hinter biblische Redensarten zurückziehen wollte, deckte ich ihm auf, wie er mit ihnen ganz andre als die biblischen Begriffe verbinde, und nachdem wir gewiß an 3 Stunden (es war unterdeß ganz finster in der Stube geworden) disputirt hatten, waren wir ungefähr wieder da, wovon wir ausgegangen waren; denn wenn der sonst wackere Mann nicht mehr weiter konnte, so fing er wieder von vorn an, um es auf einem neuen Wege zu versuchen, der aber immer wieder mißglückte. Aber eine wahre Redearbeit war es mit dem sehr schwer hörenden Manne, der, wenn er nichts mehr zu antworten wußte, doch auch nichts zugab, und nie bei der Stange blieb. Für einen Dritten müßte es eine wahre Lust gewesen sein, unserem Kampfe zuzusehen, der erst sitzend, dann bei einbrechender Nacht am Fenster stehend geführt wurde; denn ich kam dabei gar tüchtig ins Feuer, doch gewiß ohne im Geringsten die Gränzen des Schicklichen zu überschreiten, und, wenn Ihr mich nicht auslachen wollt, auf eine Weise, die dem Herrn Archidiakon Respect einflößte. Als ich es, eines Streits, bei dem unter solchen Umständen unmöglich ein Resultat herauskommen konnte, müde, nach vieler Mühe endlich dahin gebracht, daß die Discussionen abgebrochen wurden, und jeder Theil bei seiner Meinung blieb, drückte er mir außerordentlich freundlich die Hand, bot mir seine Bibliothek zum Gebrauche an, und lud mich dringend ein, ihn öfter des Abends auf eine Tasse Thee zu besuchen, wovon ich vielleicht Gebrauch machen werde, weil hier in Wittenberg unsre Professoren sich außer den Unterrichtsstunden nicht im allergeringsten um uns kümmern, und in ihren Familien kein einziger von uns näheren Umgang findet (ohnehin soll im Wunder'schen Hause junge Welt sein, was auch mitzunehmen ist), woran freilich die große Masse von Geschäften, mit denen sie überhäuft sind, Schuld sein mag.

Von dem Bericht Rothe's über diese erste Predigt selber vorerst

abstrahirend, erwähnen wir weiter seiner Charakteristik der sogenannten Quinquevirate, oder der Unterhaltungsabende bei den fünf Predigern an der Stadtkirche (vom 23. November), der tagebuchartigen Berichte über die Einzelerlebnisse im December 1820, der Aufzeichnung vom Sylvesterabend, in der es u. A. heißt: „Zuletzt suchte ich allerhand von meinen alten Papieren hervor und kramte darin. Ach, wie ändern sich doch die menschlichen Gedanken und Ansichten! aber es erweckt ein freudiges Gefühl zu sehen, wie doch bei allen den verschiedenen Formen der alte tüchtige Kern derselbe bleibt. Ich gäbe sie um Vieles nicht hin, diese alten Scherben meiner erwachenden Jugend." Am 3. Januar 1821 meldet Rothe ferner seine Wahl zum Sekretär des Seminars, an Stelle des abgehenden Baltzer, und berichtet Näheres über seine nunmehrigen Funktionen. In dieser Stellung hat er nun sofort eine heikliche Correspondenz mit dem Propst Schleusner über dessen bereits erwähnte Disharmonie mit den früheren Seminaristen zu führen, worüber er schon am 7. Januar seinem Vater referirt, mit der scherzhaften Schlußwendung: „Du siehst also, daß ich noch sozusagen die Processe des Seminars zu führen habe und quasi sein Justitiarius bin. Ich pfusche Dir also noch ins Handwerk." Am 18. Januar kann er jedoch bereits die mündliche Ausgleichung des lange hingeschleppten Streites erzählen, verbindet damit aber einen längeren Erguß über die Gründe seiner Theilnahme an der Opposition, aus der wir die bemerkenswertheften Ausführungen entnehmen:

Es ist um so nöthiger hier eine solche Opposition zu bilden, weil das Directorium von ganz eigenen Begriffen über sein Verhältniß zu uns auszugehen scheint. Die Directoren (mit rühmlicher Ausnahme des alten Generalsuperintendenten) scheinen sich einzubilden, daß sie die hochgebietenden Schulherren sind und wir die unterthänigen Discipeln, was sich bei einigen Einzelne angehenden Vorfällen neuerdings wieder sehr deutlich gezeigt hat. Und in diese Vorstellungen wollen wir, so Gott will, nie eingehen. Sie sind ganz klug, und verstehen ihre Leute vortrefflich zu unterscheiden. Gegen diejenigen, die sie als solche kennen, die sich in einem ganz anderen Verhältnisse zu ihnen fühlen, sind sie überaus artig, und mir meines Theils ist noch keiner anders begegnet, als mit einer Artigkeit und Freundlichkeit, die mir auffiel, weil ich nicht wußte, wie sie mir zukomme; aber die Schwächeren müssen sich dagegen eine wegwerfende oder doch wenigstens ganz unziemliche Behandlung gefallen lassen, und das dürfen wir andern durchaus nicht zugeben. Wir müssen durchaus auf uns selbst halten; wer das nicht thut und nicht Ehre im Leibe hat, das wird nie ein rechter Religionslehrer werden, und das müssen die

Directoren an unserm ganzen Betragen sehen, das deshalb die Gränzen der Ehrerbietung nie verlassen darf, und wenigstens wenn Alle so gesinnt sind wie ich, nie verlassen kann. Seit alten Zeiten her hat sich hier noch eine bedeutende Pedanterie und in der Wissenschaft ein Formalismus erhalten, die mit dem Zwecke der Anstalt, die durchaus auf eine freie Entwickelung der Individualitäten berechnet sein muß, nicht vereinbar sind; und wer es daher mit der Anstalt redlich meint, der muß jenen nach seinen besten Kräften entgegenwirken, was am besten dadurch geschehen kann, daß Alle sie ignoriren. Für meine Person bin ich wahrlich nicht besorgt; ich habe mich schon mit allen in der allerfreundschaftlichsten Weise auf einen solchen Fuß gesetzt, daß sie mich ruhig gewähren lassen, und dabei wird's auch bleiben, denn einen Leisten braucht für mich niemand zu bestellen, ich habe meinen eignen Leisten in mir. Nur wünsche ich, daß es Alle so thäten. Eine Art von Zuchtanstalt, wofür das Ministerium unser Seminar anzusehen scheint, soll es nicht werden. Auch in den Glaubensmeinungen soll Freiheit sein, und da finden sich hier auch noch Spuren vom Gegentheil. Dagegen muß auch aus allen Kräften gearbeitet werden. Ich meines Theils könnte das wahrlich ruhig mit ansehen, denn ich bin endlich orthodox genug auch für den ärgsten Ketzermeister. Aber ich hasse jede angelernte Orthodoxie, die nicht eine freie aus dem Boden des Gemüths hervorgewachsene ist, und eine redliche Heterodoxie ist mir tausendmal lieber. Ich hasse alles Leere und Hohle, was keine subjective Wahrheit im Menschen hat. Es ist mir nun doppelt lieb, daß ich hierher gekommen bin. Es giebt hier scharfe Gegensätze gegen meine Individualität; diese allein bringen mich weiter, und geben meinem Gemüthe eine solche Ruhe und Freudigkeit, die eine lebendige und mit dem Bewußtsein der Thätigkeit verbundene ist. Dafür daß mir das keine einzige unangenehme Stunde und keinen unangenehmen Auftritt verursachen soll, bin ich ruhig; denn ich kenne mich und die, denen ich gegenüberstehe, gar wohl, und bin sehr besonnen. Auch ist eine solche Opposition nichts weniger als Zwietracht oder Feindschaft. Im Gegentheil findet sie bei der innigsten persönlichen Achtung und Freundschaft statt, nur daß jeder, wo es darauf ankömmt, sein Princip vertritt, vertheidigt und behauptet. Das ist bei allen den Dingen, die von Anfang an falsch angelegt sind, der alleinige Weg, sie wieder ins Gleis zu bringen.

Am 1. Februar kommt Rothe sogar noch einmal, auf Grund eines Bedenkens seines Vaters, auf den ganzen Vorfall zurück, wobei er insbesondere über sein eigenes Gespräch mit Schleusner näher berichtet. Statt aber länger hierbei zu verweilen, scheint es angemessener, den eigentlichen Zweck des Seminars, seine Einführung in die praktische Wirksamkeit, und die Art, wie Rothe im ersten Semester demselben nachkommt, im Zusammenhange zu verfolgen.

Der Beginn der Wittenberger Predigten Rothe's hatte also am 5. Dec. 1820 statt, und wird diese seine erste Wittenberger Predigt

an geeignetem Orte mitgetheilt werden. Brieflich meldet er darüber seinen Eltern, am selbigen Tage:

Heute des Morgens um 8 Uhr habe ich in der Stadtkirche meine erste hiesige Predigt gehalten, eine Adventspredigt über die zweite Frage des vierten Hauptstücks des Katechismus: Was giebt oder nützt die Taufe; was mich sehr freut, mit allgemeinem Beifalle. Es predigt sich sehr angenehm in der großen und schönen Kirche, bei weitem leichter als in der Schlichtingsheimer, wiewohl sie weit größer ist als diese.

Eine weitere Bemerkung über diese erste Predigt findet sich im Briefe vom 23. December, bei Uebersendung der erbetenen Abschrift derselben:

Ich bitte bei ihr folgende zwei Punkte zu berücksichtigen. Einmal, daß sie mir selbst nicht im Geringsten gefällt, für's andere: daß ich mich in den Taufstoff mit noch 3 andern Predigern theilen mußte, nach den vier Fragen des Hauptstücks. Die erste Predigt hielt Diak. Seelfisch über die erste Frage: Was ist die Taufe? Die zweite hielt ich über die andere Frage: Was giebt oder nützt die Taufe? Die dritte hielt Cand. Römer über die dritte Frage: Wie kann Wasser solche große Dinge thun? und die vierte endlich Cand. Kiele über die vierte Frage: Was bedeutet denn solch Wassertaufen? Befriedigen also kann keine einzige dieser 4 Predigten einzeln für sich genommen, und die schlimmste Arbeit hatten wir, uns so in das gemeinschaftliche Gebiet zu theilen, daß keiner mit dem andern collidirte. Wenn Du also Aufschlüsse über die Lehre der Kirche vom Wesen der heil. Taufe suchst, so wirst Du sie nirgends weniger finden, als in meiner Predigt.

Von der zweiten Predigt in Wittenberg berichtet der Brief vom 17. December:

Ich habe diesmal 8 Tage dazwischen gelassen zwischen meinem Schreiben, aber ich habe auch Entschuldigungsgründe. Ihr werdet es nicht gedacht haben, daß ich heute um 11 Uhr in der hiesigen Schloßkirche auf der Kanzel stand. Ich habe es selbst erst wenige Tage vorher gewußt, daß ich darauf treten würde. Ich übernahm die Predigt für einen Andern, der krank wurde; von solchen Anlässen, wo es mit Courierpferden gehen muß, mache ich gerne Gebrauch. Mein Text war die heutige Epistel 1 Cor. IV. 1—5; und ich behandelte ihn analytisch, indem ich von der besonderen Verantwortung, welche der Christ als solcher Gott schuldig sei, sprach. Dabei begegnete mir eine Fatalität, von der es mir nur lieb ist, daß sie mich nicht im Geringsten aus dem Contexte gebracht hat. Ich stieg nämlich ganz ruhig auf die Kanzel in der Erwartung, dort nach allgemeiner Sitte eine Bibel zu finden, um so mehr, da mir der Küster in der Sakristei keine gegeben hatte. Aber ich fand mich in dieser Erwartung sehr getäuscht, denn auf der Kanzel war von einer Bibel

nichts zu sehen und zu hören, und noch viel weniger auf der von aller Welt abgeschiedenen Kanzel ein Küster zu erreichen. Es blieb mir also nichts übrig, als mein Gesangbuch zu nehmen, und zu thun als ob ich daraus den Text verläse. Ich hatte ihn zwar nicht auswendig gelernt; aber es gelang mir doch, ihn so fließend aus dem Kopfe herzusagen, daß von der ganzen Sache niemand etwas gemerkt hat. Der Amtmann Rothe würde sagen: es kommt nur Alles darauf an, daß man die Geistesgegenwart behält. Es ist mir lieb gewesen, von mehreren Seiten her von Leuten aus der Stadt erfahren zu haben, daß sie mir eine wahre Theilnahme des Herzens an der Sache angemerkt, und daß ich also auch bei ihnen wieder eine solche gefunden habe. Besonders haben sich einige hiesige Offiziere geäußert, daß sie erbaut worden seien. Das pflegt sonst eine schwierige Sache zu sein; und daß ich eben eine Art kriegerischer Beredtsamkeit an mir hätte, wüßte ich doch auch nicht. Doch genug hiervon. Für heute gute Nacht.

Diesem Beginn der homiletischen Thätigkeit im Seminar sollte sofort eine auswärtige Predigtreihe folgen. Schon der oben erwähnte Brief meldet den Plan dazu:

Nun noch einige Notizen über die Art und Weise, wie ich die Feiertage zubringen werde. In Wittenberg nicht; sondern nächsten Sonnabend zu Mittag läßt uns der Herr Pastor Janeck aus Blönsdorf, vier Stunden von hier, zwischen Zahna und Jüterbock abholen, und wir werden in seinen 3 Kirchen den 4ten Adventssonntag und an den beiden Feiertagen predigen. Unter dem „Wir" ist zu verstehen Wiesmann und ich. Wie ich also den Weihnachtsabend zubringen werde, läßt sich schwer bestimmen. Auf jeden Fall wohl angenehmer als hier, wo fast Alles schon fort ist, oder doch auf dem Sprunge ist, fortzugehen. Morgen hören auch unsere Vorlesungen auf. Der Blönsdorfer Pastor ist wenigstens nach Heubner's Beschreibung ein sehr lieber Mann, und wir sind also wahrscheinlich recht gut aufgehoben. Der arme Heubner lag übrigens den größten Theil der vorigen Woche an einem katarrhalischen Fieber darnieder. Heute hat er jedoch schon wieder collectirt. Es ist ein kostbarer Mann.

Ueber die Ausführung dieser Predigtreihe berichtet Rothe ausführlich am 28. December, und entnehmen wir seiner Erzählung die hier belangreichsten Mittheilungen:

Der Pastor, in den ersten Fünfzigern, ist ein ungemein trefflicher und lieber Mann, der uns wie auf Händen getragen hat. Aus Mähren stammend hat er noch den alten schlicht religiösen Geist der alten mährischen Brüdergemeinde in sich erhalten, und es würde ihm gewiß nichts zu einem ausgezeichnet trefflichen evangelischen Geistlichen fehlen, wenn er nicht in den früheren Jahren seines Lebens durch eine strenge Erziehung und große Armuth gedrückt und niedergehalten worden wäre, wodurch

sich seinem Wesen eine gewisse Langsamkeit des Entschlusses und eine allzugroße Bedenklichkeit und Sorglichkeit eingeprägt hatte. Es war uns sehr rührend, ihn von seiner Jugend erzählen zu hören. Gewiß, man dankt es dem Himmel gar nicht genug, daß man in so ganz anderen Verhältnissen heranwächst. Die augenblickliche Noth ist dabei gar nicht das Aergste, sondern die Folgen, die für das ganze geistige Leben zurückbleiben. Aber es ist ein grundbraver, und nicht nur in seinem Amte, sondern auch in vielen anderen Dingen vorzüglich einsichtsvoller Mann und die Güte selbst, unser alter Blönsdorfer Pastor. Sein Verhältniß zu seiner Gemeinde ist, so weit ich es nur irgend beobachten konnte, sehr schön. Die Stelle selbst ist recht gut, und da seine 3 Gemeinden, wie in jener ganzen Gegend, überaus klein sind, so hat er Gelegenheit zur speciellsten Seelsorge.

..Nun weiter. Am 4ten Sonntage des Advents, am 24sten, predigte ich in Blönsdorf über Phil. IV. 4—7, über die christliche Freude, als Vorbereitung auf das Weihnachtsfest. Es kam mir recht sonderbar vor, auf die großen Wittenberger Kirchen. nun mit einemmale in einem so kleinen Kirchelchen zu predigen. Nachmittags kam der Herr Pastor M. Hederich aus Seehausen und Gadegast herüber nach Blönsdorf. Der ist nun ganz das Gegenstück des alten Janeck; wie man aus allem sieht, ein sehr braver Mann, der namentlich gegen seine Familie sehr ehrenhaft handelt, aber trotz dessen, daß er ein kleines Männchen ist, ein leibhaftiger Kanzelhusar ... Sein Grundgesetz ist die Kürze; darum läßt er in der Regel alles Collectiren weg, und beschränkt die Zeit für die Predigt auf eine reichliche Viertelstunde. Zu einer Bußvermahnung und zur Confirmation von 3 Kindern bedurfte er kaum eine kleine Viertelstunde.

..Den 25sten, des ersten Feiertags Morgens ließ uns Herr M. Hederich nach Seehausen abholen; Wiesmann predigte dort. Zu Mittage waren wir wieder in Blönsdorf. Der M. Janeck ließ es sich an diesem Tage durchaus nicht nehmen vor allen seinen 3 Gemeinden selbst zu predigen. Wir hätten ihm so gerne zwei oder alle 3 Predigten abgenommen; aber das half nichts. Er fing um 8 Uhr die Kirche in Blönsdorf an, und kam erst um 4 Uhr von Tanna und Mellensdorf (so heißen seine beiden Filiale) zurück; und zwar bei einer fürchterlichen Kälte. Der übrige Theil des Tages wurde noch recht froh verbracht.

..Den 2ten Feiertag hatte unser M. Janeck Ruhetag. Wiesmann fuhr gegen 8 Uhr nach Tanna, und hielt dort Gottesdienst, und nach seiner Rückkehr von dort in Blönsdorf. Ich machte mich um dieselbe Zeit, in einen fürchterlichen Pelz, ohne den mich der Pastor durchaus nicht fortlassen wollte, gehüllt (es war eine grausame Kälte) zu Fuße (das Abholenlassen hatte ich mir verbeten, weil ich dabei nur noch mehr durchgefroren wäre) nach Seehausen auf, wo ich für M. Hederich den Gottesdienst hielt. Ich predigte nach Tit. III. 4—7 über das Thema: Warum soll und muß die Erscheinung Christi in der Welt einen so tiefen Eindruck auf unser Gemüth machen? Ich behandelte den Text analytisch. Bei dieser Gelegenheit wurde mir von einem sehr hübschen Bauernmädchen

die größte Fleurette gesagt, die mir noch bei meinen Lebzeiten an den Hals geworfen worden ist; sie sagte mir nämlich: die Augen thäten ihr ordentlich weh, so scharf und unverrückt hätte sie mich während der ganzen Predigt angesehen. Da habt Ihr eine Probe sächsischer Bauerngalanterie. Nach beendigtem Gottesdienste fuhr ich herüber nach Mellensdorf (eine kleine halbe Stunde von Seehausen,), wo ich über denselben Text und dasselbe Thema predigte, aber tout à fait autrement. Ich muß nämlich hinzusetzen, daß es mit ein Zweck unsrer Reise war, uns einmal auf eigenen Füßen zu versuchen. Wir setzten uns deshalb nur kurze Dispositionen auf, und durchdachten den Stoff, ohne die Predigt selbst zu Papier zu bringen, geschweige denn zu memoriren. Wir sprachen demnach ganz frei, und das ging vortrefflich, mit einer Sicherheit und Eindringlichkeit, wie ich sie bei memorirten Predigten nie erreicht habe. Namentlich ist diese in Mellensdorf gehaltene Predigt unbedingt die beste von allen, die ich bis jetzt gehalten. Der Pastor Janeck, der von dem Allen nichts wußte, sagte, wir müßten doch schon wenigstens 20—30 Mal gepredigt haben, der Uebung nach zu urtheilen, die wir darin hätten.

Am 18. Januar 1821 rekapitulirt Rothe auf eine Anfrage seines Vaters: „Gepredigt habe ich nun ganz richtig siebenmal." Er fügt gleichzeitig hinzu: „Katechisirt habe ich am vorigen Freitage und die Jungen tüchtig zusammengehetzt und ins Feuer gebracht. Wenn nur das schläfrige Wesen nicht überall wäre." Die erste Katechisation hatte er am 3. Januar 1821 gehalten. An Predigten aber fielen ihm in Wittenberg im Winter noch drei zu, am Sonntag Sexagesimae in der Schloß-, am 15. März in der Stadt- und am 8. April wieder in der Schloßkirche. Auf die erstere macht er die Eltern schon vorher (am 15. Februar 1821) aufmerksam: „Ich bringe in Erinnerung, daß ich Sonntag über 8 Tage in der Schloßkirche predige. Worüber, weiß ich selbst noch nicht. Die sonntägliche Epistel ist 2. Cor. 11, 19—33." Und hernach berichtet er darüber (am 25. Februar): „Es ging alles sehr glücklich. So unzufrieden ich auch selbst mit meiner Arbeit bin, so günstig sind doch, wie ich höre, die Urtheile der Zuhörer ausgefallen. Das eine wünschte ich wäre wahr, was mir der alte Nitzsch sagte, ich hätte mit ungemeiner Parrhesie gepredigt. Ich wäre vollkommen zufrieden, wenn ich nur wenigstens eine kleine Anlage zu dieser rednerischen Tugend in mir fände, die eigentlich alles das in sich begreift, was von Seiten der äußerlichen Beredtsamkeit für die Wirkung der Rede gethan werden kann ... Es wäre mir übrigens am liebsten, ich könnte alle Sonntage predigen. Jedesmal bekomme ich neue Lust dazu. Auch das

Memoriren fängt mir nun schon an leicht zu werden. Ich habe diesmal kaum einen vollen Tag dazu gebraucht." Aehnliches bemerkt Rothe denn auch am 1. März von den katechetischen Uebungen: „Gestern habe ich auch wieder einmal katechisirt, zum letztenmale in diesem Vierteljahre, über das erste Gebot. Das Schlimme ist nur, daß die Reihe an jeden Einzelnen so selten kömmt."

Ueber die Predigt vom 15. März berichtet Rothe am gleichen Tage:

Jetzt komme ich eben von der Kanzel der Stadtkirche, wo ich, wie Du schon weißt, über Matth. XXVI. 14. 15. 16 gepredigt habe, und zwar über das Thema: Judas ein warnendes Beispiel für uns, nicht nachsichtig gegen unsre Lieblingsneigungen zu sein. Es ging alles ganz gut ab, und morgen früh habe ich dem Herrn Pastor Lederer in Pratau (eine Viertelstunde von hier, vor dem Elbthore) versprochen, die Predigt in seiner Kirche noch einmal zu halten, was allerdings eine etwas mühselige Arbeit sein wird. Indeß wird dem alten Pastor das Predigen ziemlich sauer, und es geschieht ihm ein großer Gefallen, wenn einer von uns (was freilich sehr häufig geschieht,) ihn ablöset, was denn auch seine Gemeinde sehr wohl zufrieden ist, indem sie dann, wie sie sich auszudrücken pflegt, „Braten" bekömmt.

Ueber eine andere Seminarübung heißt es in demselben Briefe: ‚Vorigen Sonntag habe ich disputirt. Ich vertheidigte die Thesis: Pauli ad fidem Christianam conversio e causis naturalibus explicari non potest."

Der in Pratau gehaltenen Predigt wird später ebenfalls noch gedacht: „Es kam mir ganz eigen vor, nach den großen hiesigen Kirchen wieder in einer kleinen Dorfkirche zu predigen, wo ich mir gewissermaßen Gewalt anthun mußte, nicht zu laut zu reden. Auch habe ich mich bei dieser Gelegenheit wieder einmal im Collectiren üben können. Uebrigens habe ich bis jetzt die Erfahrung gemacht, daß ich vor einer Landgemeinde immer mit noch einmal so viel Freudigkeit gesprochen habe, als vor einer Stadtgemeinde."

Für die Ostertage wird (am 24. März) wieder eine Einladung nach Blönsdorf angenommen. Doch muß dieselbe später, wegen der Collision mit einer Wittenberger Predigt am Freitag nach Ostern aufgegeben werden, von der Rothe (am 12. April) bemerkt: „Ich möchte meine Freitagspredigt nicht gern fahren lassen, sie sind mir mit die liebsten." Von der am 8. April in der Schloßkirche gehaltenen Predigt sagt er gleichzeitig: „Alles ist sehr gut von Statten

gegangen, wiewohl mir bei den unaufhörlichen Störungen verhältnißmäßig sehr wenig Zeit übrig geblieben war, mich vorzubereiten. Mein Thema war: die durch Christi Tod gestiftete Versöhnung ist der alleinige Grund der Heiligung für den Menschen." Und außerdem kündigt er noch weiteren Ersatz für die ausgefallene Blönsdorfer Predigt an: „Auf den zweiten Osterfeiertag früh predige ich in Pratau, und wahrscheinlich Nachmittags hier in der Stadtkirche für den alten Wunder."

Auch über diese beiden Osterpredigten wird den Eltern später (am 28. April) wieder näher berichtet. Von der Pratauer (über das Festtagsevangelium Luc. 24, 13—35) heißt es: „Ich predigte zu meiner großen Freude wieder einmal ohne vorhergegangenes Memoriren," von der Wittenberger (über Röm. 10, 9): „Es freut mich, endlich einmal eine Predigt gehalten zu haben, bei der ich mir das Zeugniß geben kann, daß sie, wenn sie nicht ganz rohe Gemüther gefunden hat, einen mehr als oberflächlichen Eindruck gemacht haben muß. Ich habe auch davon Zeichen gehabt. Mein Thema war: woher kommt es, daß die Feier des Auferstehungsfestes Jesu in so Wenigen die segensreichen Wirkungen zurückläßt, die sie ihrer Natur nach in ihnen zurücklassen könnte."

In die Osterferien gehört auch noch eine Predigt vom 27. April über 2 Cor. 13, 5, eine Anleitung zur Selbstprüfung, ob Christi Geist in uns wohne. Ueber die im ersten Seminarsemester überhaupt erlangte Predigtfertigkeit aber sagt Rothe gleichzeitig in dem inhaltreichen, auch später noch anzuführenden Briefe vom 28. April:

Uebrigens kann ich wohl sagen, daß ich jetzt auf die Kanzel gehe, zwar nicht wie ins Collegium (davor möge mich der liebe Gott mein Lebelang bewahren), aber so, als wenn ich ein Recht hätte, darauf zu gehen, und anstatt von Angst oder Schüchternheit, grade von großer Freudigkeit bewegt. Ich sehe immer mehr, wie wenig Zeit doch eigentlich dem Geistlichen seine Predigten wegnehmen. Wenn es blos auf das Predigen ankäme, so wollte ich heute des Tages ein geistliches Amt annehmen, ohne daß mich seine Lasten eben drücken sollten. Um eine Predigt zu machen und wörtlich zu memoriren brauche ich jetzt nie mehr, als 2, auch wohl nur $1^1/_2$ Tage; und kann ich sie frei halten, so verlange ich nach der Ausarbeitung etwa nur $1^1/_2$ Stunde Zeit. Ich gehe dabei in der Regel so zu Werke. Wenn ich die Predigt fertig gemacht, so lese ich sie noch einmal corrigendo durch, stecke sie sodann in die Tasche, und gehe einen Lauf vor das Thor. Während dessen reconstruire ich mir unabhängig von dem Manuscript in Gedanken noch einmal die ganze Ge-

dankenreihe, so wie ich sie etwa in einem Discurs vortragen würde; und wenn das geschehen ist, mache ich es noch einmal so. Zu beiden Recapitulationen brauche ich etwa zusammen eine Stunde. Dann lasse ich die Sache eine Weile liegen, und lese, wenn ich verbotenus dem Concepte folgen will, die Predigt etwa noch vier- oder fünfmal durch; dann will ich auch für jedes einzelne Wort stehen.

Eine werthvolle Ergänzung von Rothe's brieflichen Mittheilungen über seine Predigtthätigkeit dürfen wir nun aber theils den Kritiken Anderer über seine eigenen Seminarpredigten, theils den von ihm selbst über die Predigten Anderer niedergeschriebenen Recensionen entnehmen. Die Leser unsres Lebensbildes sind für die gütige Mittheilung dieser Dokumente Herrn Professor Lommatzsch in Wittenberg zu besonderm Dank verpflichtet.

An Recensionen Rothe'scher Predigten liegen uns nur zwei vor, aber beide beziehen sich noch auf den Beginn seiner Seminarzeit. Ueber seine am 25. Februar 1821 in der Schloßkirche gehaltene Predigt sagt die Recension von Candidat Peiper (ein Jahr vor Rothe in's Seminar eingetreten, später Archidiakonus in Hirschberg):

Herr Rothe hat uns gestern einen neuen Beweis seines Talents sowohl als seines Fleißes gegeben. Den Fehler der Langsamkeit im Vortrage hat er rühmlich verbessert; nur möchte man wünschen, daß er hierin nicht das Maaß überschritte .... Es hätte auch Manches wegbleiben können, was der Predigt eine große Länge gab .... Die Sprache war, nach des Recensenten Ansicht, populär und allgemein verständlich, dabei richtig und der Kanzel angemessen. Die weitläuftige Ausführung einiger Sätze allein ist Ursache, wenn die Predigt vielleicht Manchem nicht faßlich genug war.

Interessanter noch als diese, mehr allgemein gehaltene Kritik ist die zweite, über die am 15. März 1821 in der Stadtkirche gehaltene Predigt, und zwar aus dem doppelten Grunde, weil der Recensent Rütenick (Mitkämpfer des Freiheitskrieges, bereits 1817—1818, dann wieder 1820—1821 Mitglied des Seminars*), zuletzt Pfarrer zu Neu-Lewin) mehr angreifend verfährt, und weil dann Randglossen von der Hand des alten Generalsuperintendenten Nitzsch den Redner gegen die Angriffe theilweise in Schutz nehmen. Wir theilen daher sowohl die Kritik wie die Antikritik mit:

Herr Rothe wollte nach Anleitung des Textes Matth. 26, 14—16, wo vom Verrath des Judas die Rede ist, zeigen, wie nöthig es sei, unsre

*) Vgl. darüber oben S. 196.

Lieblingsneigungen zu bekämpfen, und zwar sollte die Nothwendigkeit aus folgenden drei Punkten einleuchten: 1) weil die Lieblingsneigungen aus der gemeinschaftlichen Quelle alles Bösen, der Eigenliebe fließen, 2) weil sie so arge Folgen nach sich ziehen, 3) weil sie so schwer zu bekämpfen sind. Den letzten Grund hat Recensent wahrscheinlich gar nicht verstanden, sollte er aber recht gehört haben, so sieht er nicht ein, wie jemand die Schwierigkeit*) einer Handlung zum Motiv derselben machen will. Dieser letzte Theil ist dem Recensenten sowohl für sich betrachtet als in Bezug auf das Ganze dunkel geblieben.

Herr Rothe unterschied im ersten Theile genau zwischen Neigung und Pflicht oder Tugend; er beleidigte aber den Sprachgebrauch, wenn er alle Lieblingsneigungen als böse darstellte; die Moral verlangt nicht, jede solche mit Stumpf und Stiel auszurotten, und das müßte sie doch in diesem Falle; sondern, da es offenbar Neigungen giebt, die aus der sittlichen Seite**) des Charakters, wenn auch unbewußt und unbeherrscht fließen (etwas Aehnliches trifft man bei den Thieren an, wo die Mütter gegen die Jungen doch gewiß nicht böse handeln, wenn sie dem Zuge ihres zarten Triebes folgen), so sollen diese vom Verstande in Besitz genommen und mit Ueberzeugung und Selbstbeherrschung zur Tugend erhoben, keineswegs aber unterdrückt werden.

Der zweite Theil war, wenigstens für den im ersten mit Herrn Rothe einverstandenen Zuhörer, überflüssig. Muß es uns nicht genug sein, zu wissen, daß etwas böse ist, um es zu meiden? Und scheint es nicht, als ob man die Achtung vor dem Zuhörer vergäße, wenn man, nachdem man ihn von dem sittlichen Unwerth einer Handlungsweise überzeugt hat, noch den Nachtheil, d. h. die üblen Folgen als Beweggrund, jene zu meiden, auseinandersetzt? Und ist es nicht der Redekunst gemäß, die wichtigeren Gründe folgen***) zu lassen?

Ferner streitet dieser zweite Theil gegen die Erfahrung, denn es ist Jeder, der zu etwas Tüchtigem gelangte, seiner Lieblingsneigung, die ihn schon als Knaben zur Thätigkeit anspornte, gefolgt†); wie Goethe sagt: „was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle"; und Herr Rothe wird gewiß diese Wünsche der Jugend nicht für Pflichtgefühle,

---

*) Randglosse von Nitzsch: Ist die Handlung nöthig und pflichtmäßig, so kann allerdings die Schwierigkeit für ein edles Gemüth selbst ein Reiz werden; in jedem Falle wird sie ein sittlicher Verpflichtungsgrund, das Wachen und Kämpfen zu verdoppeln.

**) Nitzsch: Es ist nicht nöthig, zu sagen, sie fließen aus der sittlichen Natur. Es können natürliche, unschuldige, der Sittlichkeit auch wohl günstige Neigungen sein; wie denn vorauszusetzen ist, daß das Reinnatürliche immer der Sittlichkeit günstig, ihr wenigstens nie entgegen ist.

***) Nitzsch: Sind es moralisch üble Folgen (Verschlimmerungen), so ist der Warnungsgrund auch moralisch. Wo nicht, so dient es zur Erweckung.

†) Nitzsch: vid. supra.

sondern für Lieblingsneigungen, in welchen sich der lobens- oder tadelnswerthe Charakter schon früh ausspricht, gelten lassen. Ueberhaupt scheint Herr Rothe zu viel auf die Sündhaftigkeit alles dessen*), was aus dem Menschen kommt, zu bringen.

Früher hielt Herr Rothe eine Predigt über die Frage: „was nützt die Taufe?“ und erklärte deutlich, daß es uns genug sein müsse, zu wissen, Gott wolle irgend etwas, und dabei nach den Folgen zu fragen sei übermüthig und sträflich, warum widersprach er heute sich selbst?**)

Auch im Aeußern war jene Predigt fast das Gegentheil von der heutigen, denn so wie in jener die geistliche Würde in einer zuweilen an Steifheit grenzenden Abgemessenheit erschien, so fehlte der heutigen nicht selten die feierliche Haltung; wogegen freilich die Lebhaftigkeit und Natürlichkeit, wodurch Herr Rothe heute seine Zuhörer in Aufmerksamkeit zu erhalten wußte, nicht genug gelobt werden kann.

Vielleicht muß bei diesen Predigten, wo fast nur Kinder zugegen sind, auf die Fassungskraft dieser Rücksicht genommen werden, und dann möchte Herr Rothe nicht populär genug gewesen sein.

Von Recensionen fremder Predigten durch Rothe sind sechs erhalten, von denen zwei bereits hierher gehören; wir entnehmen denselben, mit Weglassung der mehr die Redner persönlich berührenden Bemerkungen, vorzüglich das, wodurch der Standpunkt des Kritikers sich selbst charakterisirt.

Aus dem Jahre 1820 (vom 20. November) liegt uns die Kritik einer Predigt des Candidaten Zedelt (im Freiheitskrieg freiwilliger Jäger, zuletzt Pfarrer in Sellin im Kreise Königsberg in der N.-M.) über 1 Cor. 13, 10—12 vor (mit dem Thema, daß das Gute, welches wir in diesem Leben angefangen haben, überhaupt unsre ganze geistige Bildung in einem künftigen Leben fortgesetzt werden werde). Rothe sagt in dieser, verhältnißmäßig ausführlichen, Besprechung gleich gegen den Anfang:

Recensent kann es in Betreff der ganzen Predigt nicht loben,***) daß der Herr Prediger sich der Anwendung von Stellen der heiligen Schrift über diesen Gegenstand so ganz enthielt, die einzige Bibelstelle, die er außer seinen Textesworten, welche übrigens auch fast ganz unbenutzt blieben, anführte (2 Röm. 14, 15), im Vortrage so wenig hervorhob. Recensent wenigstens findet es immer schicklich, daß der Prediger die Worte der Schrift nicht den seinigen gleichsetze, sondern sie mit dem-

*) Nitzsch: à la Daub, vielleicht.

**) Nitzsch: Dort hätte er wohl anders sprechen und den Schein, als sei er dem blinden Glauben und Gehorsam sehr hold, vermeiden sollen.

***) Die Randglosse von Nitzsch nennt dies „einen gegründeten Tadel und eine richtige Bemerkung“.

jenigen gesteigert würdevollen Ausdrucke spreche, der die Aufmerksamkeit der Zuhörer für sie in einem höhern Grade in Anspruch nimmt, als für seine eigne Rede. Dadurch werden jene Stellen zugleich, was sie sein sollen, feste Stütz- und Ruhepunkte für den Gedankengang des Hörers.

Auch in der Spezialkritik tritt Rothe gegen die von dem Redner vertretenen Anschauungen auf:

Im letzten Unterabschnitte des Beweises aus der Vernunft führte der Herr Prediger den Gedanken aus: daß wir, ohne an eine Fortsetzung des hier begonnenen Guten im zukünftigen Leben zu glauben, alle diejenigen, welche sich freiwillig als Opfer für das Wahre, Gute und Heilige hingeben, für Thoren und Schwärmer halten müßten. Für's Erste mag dieser Satz (wenigstens bei einer gewissen Klasse von Zuhörern) wohl für die Fortdauer unsrer Seele nach dem Tode überhaupt einige Beweiskraft üben, aber nicht für das aufgestellte Thema, so wie überhaupt der ganze erste Theil für denjenigen, der consequent aus der Demonstration auf das Resultat fortschloß, mehr jene bewies, als dieses. Für's Andre ist der ganze Gedanke in sich unwahr und schwerlich auf der Kanzel anwendbar; denn dem Christen, der an einen absoluten, für sich selbst feststehenden Werth des Guten und an eine unbedingte Verpflichtung zur Uebung desselben, abgesehen von allen für den Verpflichteten daraus entspringenden Folgen, glaubt, kann wohl kein Glaubens- und Tugendheld als Schwärmer erscheinen, wenn er auch in jener Welt gar keine Früchte seiner Ausdauer im Guten erndten sollte.*) Ebenso war wohl in der Einleitung in dem Satze: „ausgezeichnete Männer, die das Geschick dem menschlichen Geschlechte vielleicht nur einmal gönnt," der Ausdruck „Geschick" statt „Vorsehung" dem Kanzelvortrage nicht angemessen. Sonst war der Stoff für die Einleitung recht passend gewählt.

In Bezug auf Zusammenhang und Klarheit des Vortrags macht Rothe dann noch die folgenden Ausstellungen.**)

Im Allgemeinen hätte Recensent die Predigt eindringlicher, mehr für die speciellen Bedürfnisse der Zuhörer eingerichtet, und lebendiger gewünscht. Es mag dies mit darin seinen Grund haben, daß sich der Herr Verfasser sein Thema nicht bestimmt genug fixirt hatte und sich meist zwischen zwei Themata theilen mußte, einmal die Fortdauer unsrer Seele nach dem Tode überhaupt, und zweitens: die Fortdauer unsrer Bestrebungen nach dem Guten und die Fortdauer der Wirksamkeit derselben in jenem Leben, d. h. die Beschaffenheit dieser Fortdauer, ohne doch diese beiden Themata in seiner Rede geschieden zu haben. Daher kam es vielleicht auch, daß der Vortrag des Herrn Predigers nicht diejenige ergrei-

*) Nitzsch: Quaeritur, ob die menschliche Kraft hinreiche? Die Moral könnte sonst nicht unvermeidlich zu Christus führen.

**) Von Nitzsch am Rande zustimmend resumirt.

fende Klarheit hatte, welche die Folge eines organischen und nothwendigen Gliederbaus der Rede ist. Etwas mehr Wärme und Würde wäre dem Vortrag zu wünschen gewesen, zuweilen wurden die Perioden so zu sagen hingeschleudert, und der Herr Prediger fiel dann in eine Redemanier, die Recensent oft an katholischen Kanzelrednern, auch ausgezeichneten, wahrgenommen zu haben sich entsinnt. Die letzten Silben wurden einigemale ohne Noth und, wie es schien, ohne Absicht und Gedanken stark betont.

Sodann recensirt Rothe die am 20. März dieses Jahres vorgetragene „Fastenpredigt" Wiesmann's (seines schon mehrfach erwähnten Stubengenossen und späteren Generalsuperintendenten der rheinpreußischen Kirche). Wiesmann's Text war: Matth. 26, 30—35, sein Thema: das zu große Vertrauen auf uns selbst. Rothe greift hier die Fassung des Themas selbst an, in einer wohl etwas weitschweifigen, aber für seine damaligen ethischen Grundanschauungen bezeichnenden Weise:

Es läßt sich allerdings nicht läugnen, daß dieses Thema mit leichter Mühe aus dem Texte abgeleitet werden konnte, nur schien es mir bei der Ausführung, als ob jener Satz von dem Herrn Prediger in einem andern Verstande wäre genommen worden, als er meines Erachtens im Texte liegt. Der Herr Verfasser stellte nämlich als das Tadelnswürdige in dem Betragen der Jünger und namentlich des Petrus die zuversichtliche Entschlossenheit dar, mit welcher sie Jesu bis in den Tod treu zu bleiben gelobten. Darin nun kann ich nichts Tadelnswerthes entdecken; im Gegentheile scheint mir eine solche feste und rasche Erklärung jedem edlen und feurigen Gemüthe sehr natürlich, und es wäre wohl höchst auffallend gewesen, wenn die Apostel bei den Worten Christi: „in dieser Nacht werdet ihr euch Alle an mir ärgern," nicht zu allererst von dem Gefühle, daß sie unfähig seien, sich ernstlich und aufrichtig an ihrem geliebten Meister zu ärgern,*) überwältigt worden wären; wie denn auch Christus dieses keineswegs tadelt, sondern die Jünger nur auf die Schwierigkeit der Ausführung ihres Entschlusses aufmerksam macht, um sie vor Sicherheit zu warnen und zur ernsten Aufmerksamkeit auf sich selbst anzuregen; denn nicht dazu soll uns ja der Gedanke an die Hinfälligkeit unsrer eignen Kraft dienen, um jeden kühnen und begeisterten Vorsatz uns fern zu halten, sondern nur dazu, auf das sorgsamste gerüstet, mit unsrer ganzen Kraft und mit weiser Behutsamkeit an seine Ausführung zu gehen. Vielleicht darf man dreist behaupten, daß ein rechtschaffenes Gemüth, wenn es anders von dem lebendigen Glauben an Gottes Kraft recht durchdrungen

*) Nitzsch macht zu diesem Ausdruck ein Fragezeichen: wie kann man sich aufrichtig ärgern — Anlaß zum Abfall nehmen?

ist und seine eigne sittliche Kraft auf die rechte Weise anwendet, jeden sittlichen Entschluß, den es zu fassen vermag, auch zu vollbringen im Stande ist. Der Herr Prediger kam freilich hierauf am Ende des zweiten Theils, indem er den Satz aussprach, daß wir von Gottes Kraft Alles erwarten dürften. Allein auf die nähere Beschreibung des rechten Vertrauens auf die Kraft Gottes und auf die Angabe des Einflusses, den ein solches Vertrauen wiederum auf unsre eigne Kraft äußern soll, ließ er sich gar nicht ein, was doch höchst nöthig gewesen wäre, denn ein unbedingtes Vertrauen auf Gottes Kraft ohne nähere Bestimmung kann der Sache nach mit dem unbedingten Vertrauen auf uns selbst vollkommen zusammenfallen, ja es wird dies überall da, wo das Vertrauen auf Gott für uns nicht der Grund einer weisen und vorsichtigen Anwendung unsrer eignen Kraft, so zu sagen eines verständigen Haushaltens mit derselben wird; sondern wo wir meinen, wir könnten nur immer unbesorgt unsern eignen Gang fortgehen, unter Gottes Beistand werde es uns schon gelingen, das Gute ins Werk zu stellen. So hatte es der Herr Prediger natürlich nicht gemeint, aber auch einem jeden die Auslegung des allzu unbestimmten Satzes überlassen.

Es leitet diese Bemerkung auf den Hauptmangel der ganzen Predigt hin, nämlich den Mangel eines Maßstabes für das rechte oder unrechte Vertrauen auf uns selbst; und hierfür ist doch wohl das rechte Vertrauen auf Gott, wie es die heilige Schrift uns lehrt, das sicherste Kriterium. Sobald unser Selbstvertrauen dieses überflüssig macht, so ist es allemal ein verwerfliches; nur dann ist es rechter Art, wenn es aus ihm hervorgeht, und in diesem Falle kann es nie zu groß sein.

Nicht ohne Interesse ist auch die Kritik des Vortrags und die schließliche Motivirung aller Einzelausstellungen:

Schade war es, daß der Herr Prediger seine wohlklingende und volltönende Stimme bei weitem mehr anstrengte, als es nöthig gewesen wäre. Sie erhielt dadurch etwas Dumpfes und Hohles, was ihr sonst ganz fremd ist, und es sah aus, als blase Herr Wiesmann absichtlich in die vollen Segel seiner Wangen. Hätte er doch die Predigt selbst ebenso gesprochen, wie er das Gebet vorlas!

Aller dieser Ausstellungen ungerechnet, zweifle ich keineswegs daran, daß die Predigt ihre Wirkung nicht verfehlt haben wird, zumal da sie in einer sehr faßlichen Sprache aufgesetzt war. Ich wollte durch meine Bemerkungen Freund Wiesmann nur auf die Kraft, die ihm zu Gebote steht, aufmerksam machen und ihn daran erinnern, daß es mit mehr Gaben weit schwieriger ist, etwas in seiner Art Gelungenes zu leisten, als mit wenigeren; bescheide mich übrigens gern, daß Tadeln leichter ist, als Bessermachen.

Die Predigten der folgenden Semester werden später im Zusammenhang zu berücksichtigen sein; einstweilen bleiben wir bei dem ersten

Semester stehen, um die übrigen erwähnenswerthen Begebenheiten desselben ebenfalls zu verfolgen. Die wichtigste Angelegenheit in dieser Zeit, über die Rothe seinem Vater wie seiner Mutter wiederholt schreibt, betrifft die schon in Berlin von Schleiermacher, und nun aufs Neue durch Heubner an ihn gerichtete Aufforderung, sich dem akademischen Berufe zu widmen. Es erscheint wieder am einfachsten, der verschiedenen Anlässe zu dieser Frage hier im Zusammenhang zu gedenken, und erwähnen wir daher zunächst seinen Brief vom 18. Januar 1821, der auch darum bemerkenswerth ist, weil seine innere Reaktion gegen den Pietismus, die erst im folgenden Semester überwunden wird, hier unumwunden hervortritt:

Heubner fing mit mir ganz ohne weitere Veranlassung davon an, ob ich denn nicht in mir Beruf und Lust fühlte akademischer Docent zu werden, wie es schon Schleiermacher in Berlin einigemal gethan hatte. Ich erklärte ihm unumwunden, meine Neigung sei ganz auf das Praktische gerichtet, und in der That, je mehr ich hier vom Leben abgeschnitten bin, desto klarer und bestimmter fühle ich es, daß ich nur im Leben etwas tauge, und auf der Studirstube es unmöglich aushalten kann, ja daß eben dieser Zug zu der bürgerlichen und kirchlichen Gesellschaft hier aus meinem alten, immer noch wachsenden Triebe zur Einsamkeit hervorgewachsen ist. Doch das ist eine Abschweifung. Heubner fing nun an mir vorzustellen, daß grade die entschieden praktische Richtung so wesentlich nothwendig sei für die akademischen Lehrer der Theologie, wenn bei den Universitätsstudien der Theologen etwas Ersprießliches herauskommen solle; dagegen konnte ich gar nichts einwenden, vielmehr bin ich mir dessen selbst sehr deutlich bewußt. Er sagte weiter, es würde sich ja ein akademisches Amt leicht mit einem geistlichen verbinden lassen, und fügte hinzu, soviel könne er mir offen sagen, daß man es in Zukunft gern sehen würde, wenn ich mich zu etwas ähnlichem entschließen wollte. Auf jeden Fall bitte er mich, doch meine Studien so einzurichten, daß sie auch für jene Zwecke vorbereitend wären. Nun, das letztere hätte keiner Erinnerung bedurft, zumal jetzt wo ich mich immer deutlicher überzeuge, wie wenig sich aus dem praktischen Theile der Theologie ein eigentliches Studium machen läßt, und daß die Virtuosität in ihm nichts anderes ist, als die Folge einer gediegenen religiösen, sittlichen, ästhetischen und wissenschaftlich oder gelehrt theologischen Bildung des ganzen Menschen. Darum ist auch mit allen Seminarien gar wenig auszurichten, wenn sie nämlich mehr sein sollen, als Freistätten der Muße. — Wie gesagt, ich wünschte nur, Heubner hätte von dem verwünschten akademischen Berufe stillgeschwiegen. Ich will es gar nicht verschweigen, daß ich wohl glaube mir es allenfalls zutrauen zu dürfen, daß ich von einem solchen Punkte aus eine Wirksamkeit haben könnte, ja vielleicht als Geistlicher eine meiner Individualität mehr entsprechende, als unter einer Landgemeinde,

wenn nur unsere preußischen Universitätsstädte so beschaffen wären, daß in ihnen dem Geistlichen eine geistliche Wirksamkeit nur überhaupt möglich wäre; aber das ist offenbar nicht der Fall, wenigstens müßte sich seit kurzer Zeit sehr viel geändert haben. Für's andere, ich kenne das Verhältniß des Geistlichen zu der Gemeinde einer größeren Stadt, zu einer solchen Gemeinde, die man eine gebildete nennt, ganz wohl. Es giebt in der jetzigen Zeit Fälle, wo eine sehr nahe Berührung zwischen beiden stattfindet, sehr viele solcher Fälle; aber so ganz verkehrt ist die Bildungsweise, in der wir aufgewachsen sind, daß diese Verhältnisse in den gebildeten Städten durchgängig die Farbe des Pietismus und des Separatismus, die Farbe eines geistlichen Hochmuths annehmen, von dem sich, wenn er je allgemein werden könnte, gar nicht absehen ließe, von wie fürchterlichen und zerrüttenden Folgen für das Leben er sein müßte. O, mir widersteht nichts so innerlich als diese geistlichen Clairvoyant's, die so blind sind für die eigentlichen Bedürfnisse der menschlichen Natur, bei dem redlichsten Eifer, die zuletzt inwendig so ganz austrocknen und ersterben müssen bei der heiligsten Begeisterung. Ich habe Beispiele genug, ich weiß wie ansteckend diese Krankheit ist, wie gefährlich selbst für edle Naturen. Die strenge Scheidung zwischen Geistlichem und Weltlichem, zwischen Christenthum und Welt, die Entgegensetzung beider, die in der Natur der Sache so nothwendig ist, und ohne die Keiner mit sich selbst ins Reine kommen kann; — sie als eine bleibende in das Leben der christlichen Kirche übergetragen, so daß beide für immer und für jeden einen Gegensatz bilden sollen, ist so gefährlich, daß sie zuletzt mit einem Ersterben alles Lebens enden muß. Auch ist die eigentliche Quelle dieser Verirrung die Trägheit des Gemüths, die leider jetzt ganz gegen seine ursprüngliche Bestimmung im Protestantismus seine Stütze zu suchen scheint, und in unsrer Kirche ein Mönchsthum aufzubauen anfängt, das eben darum, weil es äußerlich keinen besonderen, aus der Gesellschaft ausgeschiedenen Stand bildet, weit gefährlicher ist, als alle Klöster der Welt. Wer in der Kirche Christi den Kampf scheut, der soll draußen bleiben, und zwar nicht nur den Kampf mit sich selbst, von dem jene schläfrigen Seelen so viel reden, und der sich, wie sie meinen, bequem in der Studirstube, oder am Nähtische oder im Kirchstuhl abmachen läßt, sondern den Kampf, den nur der kämpfen kann, der sich mit einem in Liebe zu dem Erlöser und der Menschheit brennenden Herzen, mit tiefem Hasse gegen das Böse, mit quälender Verachtung der menschlichen Natur und zugleich mit glühender Begeisterung für ihre hohe Würde, unbefangen und kindlich unter die Menschen mischt, nicht um sie zu belehren, sondern um durch eine reine und ruhige, absichtlose Darstellung seines ganzen Wesens mit der Flamme seines innerlichen Lichts die Herzen anderer anzuzünden, und zugleich für sein Herz immer neuen Nahrungsstoff und frische Lebensluft aus dem großen und heiligen Organismus des Lebens zu ziehen. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Heile gereichen, und mein Herz wenigstens würde in vernichtender Sehnsucht verbrennen, wenn es nicht eine Welt

hätte, die es krampfhaft an sich pressen, deren Dornen es in sein Innerstes eindrücken könnte, nicht Blut, nicht Schmerz scheuend. O du verachtete Welt, daß die Meisten nicht wissen, was sie an dir haben! Der Geistliche soll gleich sein allen anderen, er soll der Welt angehören, und soll durch sein Leben erweisen, daß alle Verhältnisse dieser Erde heilig sind, sobald man ein heiliges Gemüth zu ihnen bringt, und daß nur ein unheiliger Sinn es ist, was das Leben entheiligt; nur so habe ich immer gesehen, daß edle, christliche Männer Frucht gewirkt haben. So wirkten Abegg, dessen Beispiel mir immer noch unübertroffen bleibt, so Daub. Hier ist's anders. Ich weiß nicht ob Du mich recht verstehst. Ich meine, es ist nicht möglich, daß die Menschen gut werden, wenn sie nicht zugleich edel sind und immer edler werden.

Wohin bin ich abgeschweift? Also in den Städten hat sich das natürliche Verhältniß, in welchem der Religiöse und der Diener der Religion zu der Gesellschaft steht, ganz verkehrt. Nicht so auf dem Lande, wo die natürliche Religiosität noch als die ursprüngliche und natürliche Form aller menschlichen Verhältnisse erscheint, und da wird mir wohl sein, da werde ich zuverlässig das wirken können, was ich vielleicht unter einer Stadtgemeinde in einem weit volleren Maße würde wirken können, wenn es mir möglich sein sollte hier das richtige Verhältniß herzustellen. Aber wer wird auf Möglichkeiten hinaus rechnen? Die Religion hat heute zu Tage auch ihre Cocarde bekommen, und wer die Cocarde nicht trägt, dem trauen sie nicht, daß er der Religion sich zum Eigenthum gegeben. Ich aber werde diese Schaufahne nie aufstecken. Darin bestärkt mich mein hiesiger Aufenthalt immer mehr, und überhaupt, ich mache immer mehr die Erfahrung, was von außen her auf mich wirkt, das wirkt in mir grade immer das Gegentheil von dem, was es zu wirken meint. Ich halte dieß für das Zeichen einer guten Natur; dabei soll's bleiben.

Schon am 28. Januar hat Rothe auf's Neue zu melden, daß Heubner wieder mit denselben Vorschlägen gekommen sei, daß er ihm aber erklärt habe, er könne sich jetzt unmöglich entscheidend aussprechen. Am 9. Mai, in demselben Briefe, der (wie bald im besonderen Zusammenhange anzuführen ist) zuerst das Uebergehen zur pietistischen Richtung documentirt, wird eine dritte Aufforderung Heubner's erwähnt, die in den Gegensatz zwischen Pflicht und Neigung so lebendig hineingeführt habe, daß die Entscheidung außerordentlich schwer sei. Rothe's an seine Eltern gerichtete dringende Bitte, ihrerseits zu entscheiden, wird nun von denselben aufs Eingehendste beantwortet, so daß am 7. Juni der Sohn ihnen innig dafür dankt und ihrem Rathe, das von Heubner angedeutete Doppelamt ins Auge zu fassen, folgen zu wollen erklärt. Jetzt muß nun aber weiter auch das specielle Fach ausgewählt werden, und

sehen wir ihn deshalb zugleich (nach einer längeren Erörterung über die Gründe, die ihn selber bisher gegen den ganzen Plan eingenommen) auf die Frage eingehen, „welchem Zweige der theologischen Disciplinen er sich vorzugsweise zu widmen gedenke?" Die Antwort lautet:

Da bin ich schnell entschieden; denn hier haben Lust und Geschick das meiste zu sprechen. Es bleibt demnach bei den historischen Disciplinen der Theologie. Diese dürfen sich ohnehin heute zu Tage noch nicht beklagen, daß sie zu viele Arbeiter in ihrem Weinberge hätten. Mit diesen historischen Disciplinen steht das exegetische Studium des N. Testaments nicht nur in weit näherer Berührung, als man gewöhnlich meint, sondern dieses Studium bleibt mir an und für sich und besonders als Religionslehrer immer theure und unerläßliche Pflicht; und deshalb würde ich auch jederzeit gern bereit sein, auf dem Felde der neutestamentlichen Exegese so gut es geht, mich herumzutummeln. Ohnehin gestehe ich ehrlich, daß unsere heutigen Exegeten es mir darin gar nicht recht nach Wunsche machen. Die Erklärung der biblischen Bücher hat zwei Seiten, eine praktische oder religiöse, und eine philologische. Was die erstere anbelangt, so besteht ihr Hauptkunststück darin, daß sie recht wenig Worte macht, und sich vor allem Soufflíren hütet. Unsre heutigen Exegeten halten es im Durchschnitt mit Joh. Ballhorn. Unsre Bibelerklärung ist fast nichts andres als eine Paraphrase, und dieses unglückliche Genus orationis ist gewiß nirgends unglücklicher angebracht als bei der Bibel. Poesie läßt sich nun einmal nicht in Prosa übersetzen, ohne daß sie aufhört das zu sein, was sie ist. Und dies gilt noch in einem ganz anderen Grade von der Bibel. Was die Poesie von der Prosa unterscheidet, das ist ja eben, daß, so sehr das auch den gewöhnlichen Vorstellungen schnurstracks zuwiderläuft, in jener (der Poesie) alles Unwesentliche, Zufällige, aller Schein untergegangen und eine nothwendige, selbst wieder wesentliche Form des wesentlichen menschlichen Geistes übrig geblieben ist, während die Prosa der Welt des täglichen Lebens, der Welt des Scheines angehört, in der das Inwendige nie eine ihm adäquate Form findet, und sich also immer auf eine unwahre Weise ausspricht. Unter diesen Voraussetzungen kann man getrost sagen, daß die höchste Poesie nur in der Bibel zu finden sei, insofern nämlich die Bibel das einzige durch Menschen vermittelte Product ist, dessen Form dem Inhalte genau entspricht, und zwar aus keinem andern Grunde, als darum, weil die in ihr herrschende Form die dem Geiste an und für sich nothwendige und wesentliche Form ist; und insofern ist es ganz wahr, daß die Form der Bibel eben so göttlich ist, als ihr Inhalt. (Es giebt ganz merkwürdige Erfahrungen, die für die Wahrheit dieses Satzes zeugen.) Will man nun das Bibelwort, d. h. das unserem Geiste wesentliche und darum unmittelbar verständliche Wort in ein menschliches, d. h. zufälliges und seinen Inhalt nie auf eine adäquate Weise ausdrückendes Wort übertragen, so heißt das nichts anderes, als das Wesen in den Schein, die Wahrheit (wenn gleich ohne Wissen und Willen)

in die Unwahrheit übersetzen. — Also was die religiöse Erklärung anbetrifft, so lasse man die Bibel schlichtweg reden, und belehre sich aus ihr, anstatt sie belehren zu wollen. Ich halte mich nicht zu denen, die den guten und starken Wein erst mit Wasser mischen, ehe sie ihn genießbar finden. Aber freilich gehört eine gesunde Constitution dazu, um ihn so blos und blank vertragen zu können; und die muß man sich vom lieben Gott erbeten und erkämpfen. Die andere Seite der Schrifterklärung ist die philologische; sie ist eine nur relativ nothwendige, und mehr polemischer als thetischer Natur. Nämlich in solchen Zeiten, wo die Gelehrten mit aller ihrer Gelehrsamkeit für sich selbst und ihr gelehriges Auditorium den göttlichen Geist auf's glücklichste aus der Bibel herausdemonstrirt haben: ist es nöthig, daß ihnen gezeigt werde, auf was für religiöse Begriffe sie kommen müssen, wenn sie sich dieselben auf rein philologischem Wege aus der Bibel selbst zusammensuchen, und zwar ohne die beliebte Willkühr im Interpretiren. Desgleichen diejenigen, welche noch nicht auf dem Wege der inneren Erfahrung und Intuition von der wesentlichen Wahrheit, Nothwendigkeit und Göttlichkeit der Form des Bibelbuchs überzeugt sind, müssen auf philologischem Wege von der großen Constanz und Bestimmtheit des neutestamentlichen Sprachgebrauchs überführt werden, und davon, daß nirgend weniger als grade hier eine willkührliche Interpretation Raum finden kann. Und in dieser Art, wirklich mit philologischem Geiste, ist der neutestamentliche Sprachschatz noch so gut als gar nicht bearbeitet, in der Weise wie Valkenaer und Gersdorf vorangegangen sind.

In demselben Briefe wird von Rothe noch einer anderen Aufforderung in gleichem Sinne erwähnt, die der von Berlin her befreundete Obertribunalsrath Reinhart an ihn gerichtet, in Folge eines Gesprächs, das er mit Schleiermacher gehabt. Rothe fügt in der Bitterkeit der damals bereits völlig adoptirten pietistischen Richtung hinzu: „Schleiermacher hat mir das früher selbst gerathen, aber ich wünsche nur, daß er sich nicht in mir irre; wenigstens auf dem von ihm breitgetretenen Wege habe ich einmal nichts zu schaffen." Doch ist sein Gerechtigkeitsgefühl noch nicht so erstickt, um nicht hinzuzufügen: „Wiewohl Schleiermacher allerdings wohl zu Denen gehört, die die Tüchtigkeit Anderer nicht nach der minderen oder größeren Uebereinstimmung mit ihnen selbst beurtheilen." Und daß bei der früheren Ablehnung der Schleiermacher'schen Anregung doch die Hauptursache in der eigenen Bescheidenheit lag, ergiebt sich aus einer Bemerkung des folgenden Briefes (vom 21. Juni):

Mit Schleiermacher's Aeußerung ist es allerdings ein auffallendes Zusammentreffen. Er forderte mich schon bei meinem Abgange von Berlin dazu auf, die akademische Bahn einzuschlagen. Ich konnte damals

um so weniger darauf eingehen, je weniger ich glauben konnte, daß er mit gutem Gewissen zu einem solchen Rathe berechtigt sei. Denn er kannte mich ja durchaus nur aus den paar Seminarialstunden, wo ich gar nicht ein Mal Gelegenheit gefunden hätte, wenn ich sie auch hätte suchen wollen, was nie meine Sache sein wird, mich hervorzuthun; und meine Seminarialarbeit kann ihm auch weiter keine besondern Begriffe von mir beigebracht haben. Auch gegen Neander habe ich mich in dieser Rücksicht immer ablehnend geäußert, dessen Aufmunterung galt mir freilich viel mehr.

Nach einmal gefaßtem Entschlusse hört allerdings das frühere Hin- und Herschwanken auf. Der beste Beweis dafür liegt in einer andern Aeußerung vom selben Tage:

Ich bin nunmehr fest überzeugt, daß auf diese Weise Gottes Wille geschieht. Der wird auch Alles gut hinausführen; und das weiß ich eben so gewiß, daß es sein Wille ist, daß wir bei einander leben und miteinander ihm in aller Freude und in Friede dienen sollen. Ich meines Theils bin also nun deswegen ganz unbesorgt. Ich werde das Meine nach Kräften thun, und er wird das Seine schon auch dazu thun. Das aber fühle ich wohl, daß ich mit diesem Schritte auf ein Feld trete, auf welchem mehr als auf den meisten andern die ernsteste Forderung der Selbstverleugnung und, wenn ich so sagen darf, der Selbstausleerung an mich ergeht. Lieber Vater, das habe ich fest beschlossen, wenn ich künftige Diener des Worts anleiten soll, das Wort selbst verstehen und andern verständlich machen zu lernen, so will ich das auch nicht mehr als meine Sache treiben, sondern als die Sache meines Herrn; nicht in menschlichen Erfindungen und Gedanken, die freilich glänzen mögen, aber doch nur verblenden, die jugendlichen Gemüther gefangen zu nehmen, sondern rein und allein ihnen in allen Dingen die göttliche Wahrheit, so gut und klar ich nur selbst unter Gottes Beistande sie zu erkennen im Stande bin, zu geben. Und dazu gehört gar viel Selbstverleugnung. Gelehrt genug kann ich denn doch ein Mal nicht werden, und das ist keine kleine Versuchung, eine erkleckliche Masse von Gelehrsamkeit nie und nimmermehr dazu zu benutzen, eigenen Einbildungen und Träumereien den Mantel der Wahrheit umzuhängen. Ist doch das heut zu Tage herrschende Maxime in der gelehrten Welt. Nun, von Menschenfurcht wird mich der Himmel wohl frei halten.

Doch läßt sich nicht läugnen, daß während der lebhaften Conventikelperiode des folgenden Winters ein gewisses Bedauern, sich der geringer geachteten Wissenschaft statt der pastoralen Thätigkeit widmen zu müssen, verspürbar ist. So sagt ein Brief vom 15. November 1821, nach einer warmen Beschreibung der mit Stier und Gründler zusammen übernommenen ländlichen Gottesdienste: „Du siehst aus allem diesem wohl, daß der Herr mich noch ganz

besonders wird führen müssen, wenn er aus mir einen Professor machen will, und daß ich wohl mein Lebelang an keine andre Akademie zu kommen wünsche als an die ländliche ... Ich lerne auch ohnehin immer deutlicher einsehen, wie ein einfaches, durch keinerlei Besitz menschlicher Weisheit verfälschtes Christenthum auf einem heutigen theologischen Katheder in den Augen der Welt sich gar so wunderlich ausnehmen muß, und wie so sehr viel dazu gehört, um auf diesem Platze der Sache des Herrn beim besten Willen nicht zu schaden."

Um dieselbe Zeit, wo durch Heubner's Anregung die Frage nach dem eigentlichen Berufe an Rothe selber lebendiger wie früher herantrat, war übrigens auch seinem Vater eine Berufung nach Berlin angetragen; derselbe hatte aber die erhöhte Stellung alsbald abgelehnt.*) Auch über diese Frage sehen wir nun den Sohn ebenfalls wiederholt und ausführlich den Eltern schreiben; in welcher Weise, mögen einige kurze Auszüge darthun. In demselben Briefe vom 28. Januar 1821, wo Heubner's zweite Aufforderung berichtet wird, heißt es ebenfalls:

Zuerst, lieber Vater, meinen aufrichtigen Glückwunsch zu der Dir so dringend angetragenen ehrenvollen statistischen Ascension, und meinen allerherzlichsten Dank dafür, daß Du hübsch unten bei uns ehrlichen Thalbewohnern geblieben bist. Gefreut muß Dich ein solcher Antrag doch gewiß haben, und nun kannst Du Dir mehr darauf einbilden, daß Du ihn abgelehnt, als wenn Du ihn angenommen hättest. Wir wollen uns lieber auf einer anderen Höhe niederlassen, lieber Vater, auf der die Schneelinie nicht so früh anfängt, wie auf der politischen. Ich kann es Dir gar nicht sagen, welche große Freude ich darüber gehabt habe, daß Du Alles abgelehnt. Es wäre durch alle unsre Pläne sonst ein Strich gemacht worden, und es ist gar zu köstlich, wenn unsre heutigen Manichäer und Dualisten, die nur zwei Götter haben (die äußerliche Ehre und das Geld), wieder ein Mal sehen, daß es auch noch Leute giebt, die über beiden noch ein Besseres kennen, zu dem jene sich blos wie die Mittel zum Zwecke verhalten. Das Erste, wonach der Mensch in diesem Leben trachten muß, bleibt doch immer eine solche äußerliche Stellung zur Gesellschaft, in welcher er seine persönliche Freiheit möglichst behaupten, und sein individuelles Maaß von Kraft in seiner eigenthümlichen Form möglichst ungestört und vollständig entwickeln kann. Wie soll er sonst wirken? Nein,

*) Es sei hier gleich bemerkt, daß er darauf hin im folgenden Jahre zum Geh. Regierungsrath ernannt wurde, wozu sein Sohn ihm (am 11. Juli 1822) in humoristischer Weise gratulirt.

nein, Berlin hätte nicht zu Deinem Frieden gedient, das weiß ich! Für die einzigen Freuden, die man in Berlin vielleicht mehr als an einem andern Orte (aber auch mit mehr Umständen und Schwierigkeiten als anderswo) genießen kann, hättest Du am Ende doch wenig Zeit übrig behalten; soweit ich auch meines Theils mit Dir davon entfernt bin, sie, sobald die Geselligkeit die rechte ist, nicht für einen der reinsten und höchsten Genüsse, und für ein dem Menschen, sobald er recht gedeihen soll, zumal in den Jahren, wo er mit sich selbst schon mehr ins Reine gekommen ist, unentbehrliches Bedürfniß zu halten. Was ist denn köstlicher, als das unbefangene und theilnehmende Anschauen fremder schöner Individualitäten, die sich sorglos und frei vor unsern Augen enthüllen? Was erquickender und stärkender, als sich mit seiner eigenen in ihnen abzuspiegeln und seine eigene Eigenthümlichkeit an der lebendigen Anderer zu erfrischen. Darum ist auch das Studium der Geschichte so herzbelebend, von so unbeschreiblichem Einflusse auf unsern Charakter, darum ist das Studium jeder Kunst erst dann recht fruchtbar, wenn es ein Studium der Künstler derselben wird, darum endlich ist auch ein Zusammenleben junger Männer, wie das unsrige so schön. Es läßt sich an jedem mit leichter Mühe eine liebenswürdige Seite entdecken, auch bei sonst alltäglichen Gemüthern, und von dieser muß man sie genießen; es ist das eine schwierige Kunst, ja die ganze Kunst des Umgangs beruht hierauf; aber die Uebung in ihr ist auch ein gar erfreuliches Geschäft, und wo sich mir von Ferne eine Gelegenheit dazu zeigt, so laufe ich ihr nach. In den weiteren Kreisen der Gesellschaft kann man hier freilich selten früher zur Praxis kommen, bis man auch äußerlich in der Gesellschaft eine gewisse Autorität erhalten hat.

Am 1. Februar schreibt Rothe seiner Mutter über denselben Gegenstand mit interessereichen Rückbeziehungen auf das Berliner Leben, die hier nicht fehlen dürfen:

Ich habe Dir heute gar sehr vielen Dank zu sagen für Deinen lieben Brief und für Deine herzlichen Wünsche zu meinem Geburtstage; gebe der Himmel, daß das in Erfüllung gehe, worum wir ihn beiderseits an jenem Tage für einander gebeten haben. Es will allerdings fast danach aussehen, als wenn er es in diesem Jahre besonders gut mit uns meine; denn gut war es doch gewiß auch von ihm gemeint, was er dem Vater neulich angeboten hat. Aber ebenso recht hat der gute Vater auch gewiß seine Meinung verstanden. Glaube es mir nur, Ihr wäret Beide in Berlin um nichts froher und glücklicher geworden, als Ihr es in Breslau seid, leicht aber hätte Euch Berlin recht unbehaglich werden können. Ich will gegen Berlin gar nicht unparteiisch sein; ich gebe gern zu, daß Berlin für die Gelehrten von Profession oder für jeden, der zum hauptsächlichsten Gegenstand seiner Thätigkeit die Wissenschaft gemacht hat, daß es ferner für den Freund der Musik ein überaus erwünschter Aufenthaltsort ist, aber, liebe Mutter, nur nicht für den, der mit seiner Thätigkeit im un-

mittelbaren Dienste des Staats steht. Du bist doch auch keine Freundin der todten (die lebendigen respective ich) Formen, und der Vater ist's noch weniger, auch kann sich wohl nicht so leicht jemand mit ihnen befreunden, der jemals etwas vom Leben selbst geschmeckt hat. Und in wie vieles würdet Ihr da nicht hineingepreßt worden sein? Ja, wenn ich es gerade heraussagen soll, Euer ganzes Verhältniß (das zu Euren alten Freunden ausgenommen) würde für eine geraume Zeit ein bloß formales gewesen sein, bis daß endlich die freundliche Gewohnheit des Zusammenlebens, wenn auch nicht Herz und Leben, doch eine gewisse theilnehmende Wärme hineingebracht hätte. Und denke erst, wie der Vater in seinen Amtsverhältnissen eingeschnürt sein würde, ja ich begreife sogar sehr lebhaft, welch ein unbehagliches Gefühl es sein muß, sich (wenigstens in den Augen einer thörichten Menge) aus dem Stande, in welchem man so lange gelebt (wie sie sagen), erhöht zu sehen. Ja, wenn eine Erhöhung der Macht damit verbunden wäre, da ließe ich's gelten; z. B. ich wäre Kardinal, und im Conclave fiele das Scrutinium auf mich, ich würde Papst, à la bonheur, da wollte ich mich nicht lange besinnen, und Bullen wie Raketen auswerfen, vor allen Dingen aber mit allen meinen geistlichen Blitzen mich und das ganze Kardinalscollegium zwischen Neapel und Laibach stellen, und mit ganz Europa nicht eher Friede haben, bis sie mir die Neapolitaner in Friede ließen; aber posito: ich wäre Garnisonprediger in Potsdam und Se. Majestät wollte mir die Bischofsmütze aufsetzen, ei ich schämte mich ja bis über die Ohren, und ließe mich vor keinem Menschen sehen. Nun dazu hätte ich dann auch freilich den vollgültigsten Grund; aber Du wirst mir zugeben, auch ohne diesen ist es immer ein geheimes und unbehagliches Schamgefühl, was mit dergleichen Standeserhöhungen verbunden ist. Reinharts würden sich freilich unbeschreiblich gefreut haben, und die wären Euch außerordentlich viel werth gewesen, sowie Weymars und die Tante le Coq. Aber sieh', schon die letztere würde Dich mit in allerhand Kreise gezogen haben, in denen Du Dich nicht behaglich gefühlt hättest; z. B. gewiß nicht bei Balans, so sehr, glaube ich, Balan ein Mann für den Vater gewesen sein würde. Aber ihre Gesellschaften gehören auch zu denen, die aus lauter Menschen in abstracto bestehen, in denen jeder ohne seine Individualität erscheinen muß, d. h. mit zwei Beinen, um ein Kompliment zu machen, mit einem Munde, um Thee zu trinken, mit zwei Händen, um sich damit in der Perrücke herumzufahren, mit zwei Augen, um Clavierspielen und Singen zu sehen, mit dem Kopfe, um den Hut abnehmen zu können, und vor allen Dingen mit einer guten Dosis Langeweile und Schläfrigkeit, um den Herrschaften nicht ins Gesicht lachen zu müssen. Ich verclausulire nochmals, den Geh. Legationsrath nehme ich aus und auch die brave Geh.-Räthin le Coq, aber nicht die Berlinische Französische Geistlichkeit, die ich zu mehreren Malen da gefunden habe. Und dergleichen würde es noch allerhand geben. Dagegen verachte das „liebe Breslau" ja nicht zur Ungebühr. Es könnte sich rächen. Ich gestehe ehrlich, daß ich von den größeren Städten, die ich kenne (etwa Dresden ausgenommen, und wenn ich reich und von Adel wäre, Prag) noch immer in keiner lieber es

mir möchte gefallen lassen, als in Breslau, und überhaupt in Schlesien zu leben, das ist mehr als Goldes werth, und unter den Seinen. Der Werth, den wir in der bürgerlichen Gesellschaft haben, und zwar wirklich haben, bestimmt sich ja ohnehin gar nicht allein nach der Qualität und der Quantität unserer Kraft, sondern ebensosehr nach der Beziehung, in welcher wir zur Gesellschaft selbst stehen. Wird diese geändert und zwar gewaltsam, so verlieren wir damit immer ein gutes Theil an unserm Werthe, zwar nicht an unserm absoluten, aber an dem Werthe, den wir als lebendige Glieder der Gesellschaft haben. Es hat einen sehr gewichtigen Sinn das alte Wort: „bleibe im Lande und nähre dich redlich." — Und endlich, liebe Mutter, ich denke doch, wir haben eine andre Zukunft vor uns, als eine Berlinische.

Auch am 15. Februar schreibt Rothe noch einmal den Eltern eingehend über ihre beiderseitigen Entschlüsse. Nicht minder bieten die übrigen Briefe aus dem Winter eine Reihe von Ausführungen und Erörterungen, die man mit Interesse verfolgt, so wenn er am 20. Januar den Eisgang der Elbe beschreibt, am 27. Januar von einem Spaziergang nach Kroppstädt berichtet, am 1. März seiner Frühlingssehnsucht Ausdruck verleiht, oder wenn er wie am 15. Februar über die südeuropäische Verfassungskrisis und den Laibacher Congreß reflectirt. Am 1. März gedenkt er auch des Todes des Berliner Propstes Hanstein, dessen Charakter er jetzt alle Anerkennung angedeihen läßt.

Eine eigenthümliche Frühlingsbetrachtung (vom 23. März) mag wieder im Wortlaut angeführt werden:

Es scheint nachgrade Frühling werden zu wollen. Es kommt nun wieder die Jahreszeit, die mein Gemüth mehr als jede andere auf eine ungewöhnliche Weise angreift, und in der ich mich immer zugleich nach zwei ganz entgegengesetzten Richtungen hingezogen fühle, gleich stark von der Sehnsucht in die weite, unbekannte Welt, und von der Sehnsucht nach einem stillen friedlichen Herde, und einem mäßigen, meine Kraft nicht übersteigenden Wirkungskreise. Ich hoffe, wenn die letztere ein Mal Befriedigung gefunden hat, wird die erstere, die mir eigentlich auch weit weniger von Herzen kommt, von selbst wegbleiben. Je mehr der Mensch im Leben vorschreitet, desto mehr fühlt er doch das unveräußerliche Bedürfniß, sich mit aller der Innigkeit, deren seine Seele fähig ist, an einen kleinen Kreis anderer menschlicher Wesen anzuschließen, und ich kann nicht genug die herrliche Verbindung der göttlichen Liebe und Weisheit bewundern, die sich grade in dieser Einrichtung unsrer Natur offenbart, nach welcher das tiefste Verlangen unsrer Brust das trefflichste Mittel zu unsrer sittlichen Erziehung wird. Es würde noch ganz anders auf der Erde aussehen, wenn nicht neben den öffentlichen Tempeln Gottes noch seine an-

spruchslosen Hausaltäre daständen; namentlich in einer solchen Zeit, wo die christlichen Gotteshäuser so verachtet werden, wie heilig müssen da die Heiligthümer der Familien, als die letzten Zufluchtsorte der Sittlichkeit, dem erscheinen, der noch ein warmes Interesse für das Heil der Menschheit hat?

Am folgenden Tage ergeht Rothe sich abermals in einer ähnlichen Erörterung, die hier schon deshalb nicht fehlen darf, weil sein Vater eine bezeichnende Stelle in derselben unterstrichen und am Rande mit einem Fragezeichen versehen hat:

Heute war wieder einer der schönen Frühlingstage, die ich nun allmälig benutze, mich auf den erhabeneren Punkten um Wittenberg umher umzusehen. Es läßt sich gar nicht leugnen, daß einige von ihnen eine recht erfreuliche Aussicht darbieten, wie man sie gar nicht erwarten sollte. Indeß ein Strom thut schon sehr viel, und mein Auge ist nun auch nicht mehr so sehr verwöhnt. Wie oft habe ich an solchen Tagen nach Heidelberg gedacht, wo die Mandelbäume jetzt in schönster Blüthe stehen werden! Es ist allerdings ein unbeschreiblicher Unterschied zwischen Natur und Natur, und wie würde man das erst fühlen, wenn man nicht ein Bischen Phantasie aus dem Himmel mitgebracht hätte?*) aber so giebt es immer noch eine Art von Trost, und ich konnte mich heute zuletzt kaum überreden, daß eine Reihe im Süden aufgeschichteter Wolken nicht Schneeberge sein sollten.

In demselben Briefe folgt später eine politische Erörterung, die in der Beziehung von Belang ist, weil sie zeigt, wie Rothe ursprünglich noch jugendlich liberal fühlt, bis das bald eintretende Scheitern seiner damaligen Hoffnungen ihn pessimistischer und so auch von dieser Seite zum Pietismus reif macht:

Du scheinst Frieden mit Neapel zu erwarten. Das will mir nicht einleuchten. Wenn die Herren in Laibach den Neapolitanern auch eine Constitution wollten vorlegen lassen, so sehe ich doch nicht wohl ab, wie sie so beschaffen sein kann, daß sie die Neapolitaner nicht verwerfen sollten. Ueberhaupt beweist ihr bisheriges Verfahren doch bedeutende Energie, und ich glaube immer, daß ihre politische Lage von der Art ist, daß sie, wenn es ihnen Ernst ist, nicht nöthig haben, inconsequent zu werden. Der Regent nimmt sich bis jetzt auf's trefflichste; nur muß man die Neapolitanischen Angelegenheiten nicht aus der Berliner Zeitung kennen lernen. Es ist höchst interessant zu beobachten, auf welche unverantwortliche Weise sie die interessantesten Artikel zu verdrehen und uninteressant zu machen

*) Das „Mitbringen der Phantasie aus dem Himmel" ist die vom Vater kopfschüttelnd gelesene Stelle.

weiß. Nach den ersten und letzten Siegesnachrichten aus Rieti zu schließen, haben die Oesterreicher copulando gesiegt, was sie nicht anstehen, auch noch einen Sieg zu nennen. Es ist doch viel werth, in einer solchen Zeit zu leben. Unter dem größten Theile von uns herrscht ein bedeutender Enthusiasmus. Ich weiß nicht, ob den Leuten 1813 auch so zu Muthe gewesen ist, wie mir jetzt: aber ich weiß wohl, daß, wenn ich damals ebenso bei Jahren und bei Sinnen gewesen wäre, mich nichts in der Welt hätte halten können.

Von der Revolution (denn so heißt es nun ein Mal heute zu Tage) in Pera weiß die Berliner Zeitung zur Zeit auch noch nichts. — Im übrigen kennst Du meine Ansicht von dem vermuthlichen letzten Erfolge aller dieser Umwälzungen. Aber mag immerhin der Erfolg alles wieder zu nichte machen, wofür Jahrhunderte aus aller Macht gekämpft haben, der Trieb, der diesen Kampf hervorruft, ist doch ein edler und ungemeiner, und die Entwickelung selbst verbürgt der Menschheit für eine geraume Zeit Leben.

In kirchlicher Beziehung ist allerdings Rothe schon jetzt so sehr Pessimist, daß er der katholisirenden Reaktionstendenz jener Jahre noch um ein Bedeutendes mehr wie früher Tribut zollt. Er fährt nämlich gleich nach der mitgetheilten Ausführung fort:

O fiele doch unser Leben zugleich in eine Zeit, in der auch in der Kirche wieder eine Periode des productiven Lebens, einer fruchtbaren Polemik (die so unendlich von jener blinden und tauben [ich meine den blinden Lärm und die tauben Blüthen,] Polemik des 17. und 18. Jahrhunderts absticht,) einträte! Aber dazu ist keine Aussicht; wiewohl auch sie unabwendbar einbrechen wird. Es klingt paradox, aber es ist mir höchst wahrscheinlich, daß grade die politischen Veränderungen im südlichen Europa, die für den Augenblick dem Ansehn und der Macht der katholischen Kirche so viel Eintrag zu thun scheinen, dazu dienen werden, eine neue Lebenskraft ihr einzuhauchen, und eine neue kirchengeschichtliche Periode vorzubereiten, in welcher sie wieder die Hauptrolle übernehmen und mit frischer Schöpferkraft eine ganz neue Ordnung der kirchlichen Dinge hervorbringen wird. Es wird bald Zeit werden, daß wir aufhören, Stock-Protestanten zu sein; wenn unser Lichtlein verlöscht, wollen wir uns dahin wenden, wo ein Blitz vom Himmel es anzünden wird. Der Reformatoren Sinn war überaus groß, herrlich und religiös; aber ihre Grundsätze nur von relativer Wahrheit und Gültigkeit. Den rechten Saft der Reformation hat die katholische Kirche sich ebensogut angeeignet, als die protestantische, ja er scheint allmälig aus dieser ganz in jene hinübergeströmt zu sein. Die Protestanten haben sich allmälig aus dem Christenthum hinaus und in die kirchliche Gewalt weltlicher Fürsten hineinprotestirt. Ein der Sache so ganz und gar unangemessenes Verhältniß kann nicht von Dauer sein, wird sich auch nicht durch Synoden und dergl. Surrogate der kirchlichen Freiheit auf die Länge unterstützen

lassen. Alle diese Anstalten von Seiten des Staats zu Gunsten der Kirche sind aber ein deutliches Zeichen davon, daß er es wohl fühlt, wie falsch und unhaltbar seine Stellung gegen die Kirche sei, die er gleichwohl gerne behaupten möchte. Doch droben im Himmel ist der rechte Fürst seiner Kirche.

Auch auf politischem Boden aber bleibt der Rückschlag nicht aus. Noch am 30. März hält sich zwar Rothe noch einigermaßen an seine frühere Hoffnung: „Das sind sehr schlechte Nachrichten aus Neapel. Sollte eine Nation wirklich so erbärmlich sein können? Ich glaube es immer noch nicht. Ich kann nicht umhin, noch zurückzuhalten, ehe ich mein Amen spreche. Und daneben wieder die piemontesischen Vorfälle. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß sich die Oesterreicher in eine Falle locken lassen." Aber am 12. April ist es mit dieser Täuschung vorbei:

Endlich will ich den schon sehr alten Brief fortsetzen. Daß die oben bemerkten Conjecturen ganz falsch gewesen sind, hat die Erfahrung leider gelehrt. Uebrigens dienen dergleichen Erfahrungen dazu, den Einzelnen auf die Probe zu stellen, ob sein Glaube an die Menschheit fest genug ist, sich aus einem solchen Schiffbruche zu retten. Die Feigheit und Erbärmlichkeit der Neapolitaner ist kaum glaublich. Nun die Sachen so gekommen sind, sieht man dann freilich wohl deutlich, daß eben sie die rechte Ursache der ganzen Sache von Anfang an war. Zuerst waren sie zu feige, einer Partei Weniger, die sie wider ihre Wünsche zu einer neuen Ordnung der Dinge leiten wollte, zu widerstehen, nun sind sie zu feige, diese neue Ordnung, wenn auch wider ihre eignen Wünsche, doch um ihrer Ehre willen zu behaupten. — Die Piemontesen sollten nur ruhig zu Hause bleiben, und sich nicht erst auslachen lassen. — In allen Punkten der heutigen cultivirten Welt bricht das Feuer aus, aber es ist kein Feuer, es sind nur hohle und faulige Dünste, Irrwische. Wenn doch unsre Zeit über sich selbst roth werden könnte!

Wir verbinden damit die weiteren politischen Randglossen vom 28. April und 21. Juni:

In Betreff der Italienischen Angelegenheiten sind wir vollkommen einverstanden. Ich wünschte nur, daß doch wenigstens ein einziger Mann sein Leben auf eine herzhafte Weise für seine Idee daran gesetzt hätte. Daß die Piemontesischen Wirthschaften nicht anders ablaufen konnten, habe ich mir bald vorgestellt. Die Leute kannte ich so ungefähr; wenn diese das Kraut fett machen sollten, daß dann nicht viel werden konnte, das wußte ich wohl. Allein die Neapolitaner kannte ich nicht, und erwartete darum mehr von ihnen. Mit den Griechen kann das Ding allerdings viel interessanter werden. Es soll mich nun nur noch wundern,

was die Sachen in Spanien und Portugal für eine Wendung nehmen werden, und ob die italienische Katastrophe auf sie von keinem Einflusse sein wird. Wenn die Sache in jenen Reichen auch nicht ernstlicher gemeint ist, so wünschte ich herzlich, der liebe Gott ließe seinen Blitz drein schlagen. Ich kann die hohlen Bramarbasse in der Politik ebensowenig leiden, als die Frömmler in der Religion...

Was wird in Griechenland werden? Der Mensch hat jetzt alle Lust verloren, über irgend ein politisches Ereigniß sich ein Urtheil zu bilden, nachdem man sich so vielfach getäuscht hat. Unser Diakonus Seelfisch predigte neulich ex industria über die Theilnahme, die wir an den Schicksalen unserer griechischen Mitchristen nehmen sollten. Wenn man auf unsre Zeit irgend mehr geben könnte, so wäre es denkbar, daß Ismael wieder ein Mal mit der Hagar aus Abrahams Hause verstoßen würde. Dann bliebe aber immer noch die große Frage übrig, was dann eben aus den Griechen werde solle? Ein freier unabhängiger Staat! Es fließt leider in ihnen kein königliches Blut, das man auf den neuen Thron setzen könnte.

Die persönliche Gemüthsstimmung Rothe's beim Abschlusse des ersten Halbjahrs aber bleibt nichtsdestoweniger eine innerlich heitere. Den besten Beweis dafür bietet ein neuer „Frühlingsbrief" an die Mutter (am 29. April 1821):

Ich wohne jetzt mitten unter Blüthen; dicht unter unsern Fenstern und in unserm Garten blühet alles in schönster Pracht. Auch sind wir mit dem Wetter in der That schon mitten im Sommer drin. Nun alles um die Stadt herum so bewunderungswürdig grün geworden ist, kann man sich wirklich draußen an der Natur recht laben. Dazu kommt, daß ich nicht leicht einen Ort kenne, wo die Vögel und besonders die Nachtigallen so einheimisch sind, wie hier. Die meinige schlägt mir den ganzen Tag vor, auf allen Straßen, ja sogar in der Kirche und in unserm Auditorium in der Superintendentur kömmt man aus dem Nachtigallenschlage gar nicht heraus, und wenn man erst in den Wald hinauskommt, in die sogenannte Specke, oder in den Propstei-Wald, so wird man wirklich halbtaub vor lauter Nachtigallen. In dieser Fülle habe ich sie selbst in Heidelberg nicht gesehen. Ach ganz anders, als in Berlin, ist der Frühling doch hier. Nun je reizender die Natur ist, desto inniger sehnt man sich auch nach den Seinen und nach irgend einem Wesen, von dem man auch stillschweigend verstanden wird.

Daß nun aber die Verhältnisse im Seminar im Allgemeinen sowohl wie die Stellung Rothe's im Besondern mit dem Sommersemester 1821 durch die damals neu eintretenden Seminaristen eine ungemeine Veränderung erlitten, ist bereits aus andern Mittheil-

lungen bekannt. Neben zwei Anderen, die bis dahin in der Stolberg'schen Familie als Hauslehrer gewirkt hatten,*) war es vor Allem der ebenfalls neu eintretende Rudolph Stier, dessen ganze Persönlichkeit auf Andere bestimmend einwirkte. Voller Begeisterung für die erst vor Kurzem von ihm aufgenommene pietistische Richtung, wußte er mit der ihm eigenen Energie derselben neue Anhänger zu werben. Darunter nun in erster Reihe unsern Rothe.

Wir haben von Letzterem selbst zunächst jene höchst anziehende Aufzeichnung über sein Verhältniß zu Stier, die bereits in der Biographie Stiers**) zum Abdruck gekommen ist. An diesem Orte möge daher nur ein kurzer Auszug daraus wiederholt werden:

Stier war ein Christ vom alten Schlage, eine edle Mischung, oder vielmehr Durchdringung von bibelfester Gläubigkeit des sechzehnten Jahrhunderts und inniger Spener'scher Frömmigkeit; — die Form des Christenthums, welche die Reformation, wie sie zunächst als Kirchenverbesserung auftrat, ausgeboren hatte, paßte ihm individuell auf den Leib wie angegossen. An ihm nahm sie sich wahrhaft stattlich aus, und ich müßte mich in die Seele hinein schämen, wenn sie an ihm mir nicht imponirt hätte. Sie that das bei mir in vollem Maße. Wenn ich das Ganze, das Sichere des persönlichen Christenthums meines Freundes mit dem Unausgestalteten des meinigen verglich: so mußte ich mir ja wohl sagen, daß ich von ihm zu lernen habe. Es kostete mich einen nicht leichten Kampf — aber ich gab nicht nach, ich wollte Ernst machen und ein Christ werden wie die Andern es waren. Diesen Ernst hat mir Gott auch nicht ungesegnet sein lassen; ihm verdankte ich nachmals die Freudigkeit meines Gewissens, als ich mehrere Jahre später in Rom, meiner eigenen Entwicklung überlassen, zu der vollkommen klaren Einsicht gelangte, daß ich für meine Person nur als ein moderner Christ christliche Gesundheit genießen könnte. Diese freudige Zuversicht zu meinem

---

*) Der (von Rothe gewöhnlich mit Stier zusammenerwähnte) Candidat Gründler hatte schon ein Semester früher eintreten sollen; Rothe's Brief an seinen Vater vom 23. Dezember 1820 berichtet aber von ihm: „Er kann vor der Hand noch nicht kommen, weil er dem Grafen Stolberg das Versprechen gethan, so lange bei ihm zu bleiben, bis er an seiner Stelle einen andern Hofmeister gefunden haben würde."

**) Vgl. Stier's Leben I. S. 182—185. Aus dem bereits oben citirten, allgemein wichtigen Abschnitt über Stier's Seminarzeit sei hier gleichzeitig daran erinnert, wie Rothe der erste Vertraute von Stier's Liebe zu Ernestine Nitzsch ist (vgl. a. a. O. S. 199).

christlichen Wege, die mich seitdem nie wieder verlassen hat, verdanke ich zum guten Theile mittelbar dem lieben Freunde, der mir anderthalb Jahre lang täglich beschämend und erweckend vorgeleuchtet hat mit dem ganzen Ernste und der Sicherheit seiner aufrichtigen altevangelischen Frömmigkeit.

In derselben Aufzeichnung, der wir diese für das Verhältniß der beiden Jugendfreunde so bezeichnenden Worte entnehmen, erzählt Rothe weiter, wie sie einen gemeinsamen Studiengegenstand besonders in der Beschäftigung mit Zinzendorf, sowie mit der älteren hymnologischen Literatur gewonnen. Rothe wurde durch Stier auf diese Interessen zuerst hingelenkt. Ueberhaupt ist (auch seinem von Schenkel benutzten Tagebuche zufolge) der Charakter ihrer Freundschaft auf Rothe's Seite der des Anlehnens und Aufnehmens. Je unreifer seine eigene Frömmigkeit ihm erscheint, je mehr er von Zweifel an der Wahrhaftigkeit seiner Erweckung und seines Glaubens gequält wird, um so eifriger sucht er den religiösen Verkehr mit den mehr geförderten Freunden, zu denen auch der in der Nähe von Wittenberg angestellte Emil Krummacher zählte, während Kottwitz und Tholuck häufiger von Berlin aus herüberkamen. Für Rothe selbst hatte dieser Verkehr den Gewinn, daß er in seiner bisherigen Herzensstellung zu Gott gefestigt wurde. Andererseits aber verlor er (wie Schenkel nach Rothe's Tagebuch mittheilt) die religiöse Unbefangenheit, und an die Stelle seines wirklich weltfreien Sinnes trat ein ängstlicher selbstquälerischer Zug. Er nennt sich selbst einen aufrichtigen, aber keinen glücklichen Pietisten, einen Pietisten Gewissens halber, aber ohne wahre Freudigkeit. Er spricht von seinem unfreudigen Christenthum, wie von den dürren Zeiten, die er durchlebt, klagt überhaupt über wechselnde Stimmung. Auch die herkömmliche separatistische Consequenz des Pietismus wirft ihre dunklen Schatten auf das bis dahin so einige Seminar. Die besondern Conventikel der Erweckten bringen geistlichen Hochmuth auf der einen, Verletztheit auf der andern Seite hervor.

Schon in Stier's Leben ist es nun interessant zu verfolgen, wie seine Eltern mit der von ihrem hochbegabten Sohne eingeschlagenen Richtung wenig zufrieden waren. Dasselbe ist bei Rothe der Fall. Aber wie Stier, so mußte auch er (grade um der späteren selbständigen Stellung dem Pietismus gegenüber) ein Entwickelungsstadium durchmachen, von dem der oft so fälschlich angewandte Ausdruck mit Recht gilt, daß es „ein Moment" ihres endgültig gewonne-

nen Standpunktes zu werden bestimmt war. Und an der Hand seiner Briefe an die Eltern sind wir wieder im Stande, den allmähligen Umschwung seiner Denkungsweise so gut wie den Höhepunkt der neuen Richtung und die bald eintretende Emanzipation von ihren krankhaften Seiten genau zu verfolgen:

Die erste Mittheilung über den Eintritt Stier's in's Seminar findet sich in Rothe's Brief vom 30. März 1821:

Einer unsrer Confratrum ist bereits seit etwa 10 Tagen angekommen, noch dazu eine Art von Verwandter, nämlich ein Sohn des Stadtinspector Stier, jetzt in Gumbinnen, auch schon seit 3 oder 4 Jahren als Schriftsteller bekannt, unter dem Namen Rudolph von Fraustadt, wovon er aber jetzt nichts mehr wissen will. Die Schwusener Tante kennt ihn. Ich habe ihn schon in Berlin gekannt, aber ich weiß keinen Menschen, der sich in einem halben Jahre so von Grund aus so ganz zu seinem Vortheile verändert hätte. In seiner jetzigen Gestalt ist er mir von Herzen lieb und werth.

Es folgen sodann am 30. April 1821 einige weitere belangreiche Mittheilungen. Mit Wiesmann und Gründler ist Baron Kottwitz von Berlin eingetroffen. Ebenso wird des Besuchs „des Licentiaten Tholuck aus Berlin" gedacht, der viel von dem alten Breslauer Freunde August Wentzel erzählt habe. Rothe's eigene Stimmung ist aber noch ziemlich oppositionell gegen die neue Richtung, deren krankhafte „Grillen" und „fatales Werbesystem" kaum schärfer kritisirt werden können als Rothe es in dem gleichen Zusammenhang thut:

In Berlin ist jetzt unter den Theologen sehr viel Gährung. Es hat sich da so eine Art pietistischer Sekte aufgethan, deren Haupt der Baron Kottwitz ist. Allein es mag wohl so sein, wie mit Spenern. Kottwitz selbst ist nach dem allgemeinen Urtheil ein wahrhaft selten frommer und tüchtiger Mann, dem man daher wohl mancherlei Grillen von Herzen gerne nachsehen kann, aber der Haufe der Nachtreter mag wohl größtentheils innerlich hohl und gebrechlich sein. Es ist mir sehr lieb, daß ich nicht mehr in Berlin bin, ich würde vielerlei Kämpfe haben, da viele meiner nächsten Bekannten in das pietistische Wesen eingegangen sind, wogegen ich nun ein für alle Mal einen natürlichen Abscheu habe. Es ist das ein sehr drückendes Verhältniß, besonders wenn man in der Hauptsache dessen, was jene Leute im Munde führen, vollkommen einverstanden ist, und dennoch ihre matten und widersinnigen Consequenzen um keinen Preis zugeben kann. Dazu kommt das fatale Werbesystem,

das die Leute haben, und das allein schon hinreichend ist, in meinen Augen die Sache verächtlich zu machen. Was doch jene Leute für wunderliche Vorstellungen von dem Himmelreiche haben müssen? Ich kann mich nicht entbrechen, ihr Himmelreich eine religiöse Landsmannschaft zu nennen. Ich meinerseits halte es mit dem Apostel, der weiß es besser: „Das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in der Kraft."

Schon am 9. Mai 1821 aber finden wir einen jener enthusiastischen Ergüsse, wie sie, in Abwechselung mit den dürren und trüben Stunden, dem Pietismus zur zweiten Natur geworden sind, verbunden mit scharfer Verurtheilung der früheren Bestrebungen, unverhohlener Geringachtung der weltlichen Wissenschaft und (bereits erwähnten) neuen Bedenken gegen die gelehrte Laufbahn:

Dein Brief hat mich in einer sehr freudigen Stimmung getroffen. Mit dem Frühlinge außer mir ist auch in mir ein neuer Frühling hervorgebrochen, und ich habe in diesen Tagen den Frieden und die Kraft aus der Höhe, ohne welche wir nichts vermögen, wieder ein Mal in reichem Maaße gefühlt. Es war mir um so wohlthätiger, je öfter sich seit längerer Zeit mein Inneres getrübt und verfinstert und je seltener ich die rechte Ruhe des Gemüths genossen hatte, in der wir unwillkürlich Alles unter Gebet thun. Der Geist, den wir durch den Glauben an Christum empfangen, hat an dem Menschen eine lange Arbeit, ehe er ihn wieder in die alte Einfachheit und Natürlichkeit zurück herstellt, zumal bei Einem, der durch die Schulen der Schulweisen gelaufen ist, und ein gut Theil natürlichen unbefangenen Sinnes in den Hörsälen der Philosophen zurückgelassen hat; wiewohl auch das nichts schadet, wenn es nur wieder überwunden wird. Besonders aber muß ja der diese Einfalt des Gemüthes, diese klare Einfachheit der ganzen Ansicht haben, der mit Segen das Evangelium verkündigen will; und auch da habe ich vielerlei zu verlernen, auf jeden Fall das meiste von dem, was ich in dieser Hinsicht hier in Wittenberg gelernt habe oder noch lernen könnte. Nicht als ob jemals in meinen Predigten etwas mir selbst Unnatürliches geherrscht hätte; nein, das Zeugniß kann ich mir mit gutem Gewissen geben, ich habe mich immer den Menschen grade so gegeben, wie ich war, und unsern Herrn Christum den Leuten so gepredigt, wie er in mir lebte; aber meine eigne Natur war nicht mehr natürlich genug, und so mußte denn auch das, was ich Andern gab, immer eine halbkünstliche Form haben, die das Evangelium eigentlich verschmäht. Ich habe das längst gefühlt; aber es ist mir nicht immer klar gewesen, daß dieß etwas Falsches sei; es wurde mir manchmal fast so, als schicke ich mich nicht auf's Land, besser in eine größere Stadt. Dem ist aber in der That nicht also. Es giebt einen sicheren Weg, um sich aus dieser Unnatur herauszureißen, ein eifriges und demüthiges Studium der

Schrift; überhaupt, es bleibt dabei, wer ein guter Verkündiger des Wortes werden will, der muß sein liebes Ich in die Schule des heiligen Geistes thun (wie es die alten Theologen ausdrücken,) und sein Lebelang darin lassen. Die rechte Beredtsamkeit kommt aus einem reinen, klaren und vollen Herzen, das seinen eignen Willen ganz und gar aufgegeben und unter den göttlichen dahingegeben hat, aus der rechten christlichen Tugend, deren Form alle Mal kindliche Einfalt und Einfachheit ist. So lange Christus im Herzen noch ein todter Schatz ist, so lange ist auch das Wort von ihm todt; aber ist's dahin mit Einem gekommen, daß man aus voller Seele mit einem Paul Gerhard singen kann:

> Herr, mein Hirt, Brunn' aller Freuden! Du bist mein; ich bin Dein; niemand kann uns scheiden; Ich bin Dein, weil Du Dein Leben und Dein Blut, mir zu gut, in den Tod gegeben;
>
> Du bist mein, weil ich Dich fasse, und Dich nicht, o mein Licht! aus dem Herzen lasse. Laß mich, laß mich hingelangen, wo Du mich und ich Dich ewig werd' umfangen!

dann muß das übrige Alles wohl gehen. Aber das ist schwer. In der That, ich weiß nicht, was so aus dem Innigsten, Innersten der Seele heraus gedichtet wäre, wie diese einfachen Worte, wie denn dieses ganze Lied (Warum sollt ich mich denn grämen? ꝛc.) und das andere, gleichfalls Paul Gerhardt'sche „Ist Gott für mich, so trete gleich Alles wider mich" nach meinem Urtheile alle anderen christlichen Lieder hinter sich zurück lassen, und aus einem wahrhaft königlichen Gemüthe geflossen sind. Wenn's der Mensch erst dahin gebracht hat, daß sein Herz so spricht: so ist er mit Einem Male aller Angst und Noth entronnen und ein freies, seliges Kind Gottes. Und dahin läßt es Gott aus Gnaden mit jedem kommen, der ihn nur recht brünstig darum anruft. Ja, lieber Vater, wenn ich es Dir nur schreiben könnte, wie unbeschreiblich zuversichtlich und gewiß ich das in diesem Augenblicke fühle, wie sonnenklar es in meinem Gemüthe steht, daß es keinen andern Namen giebt im Himmel und auf Erden, in dem die Menschen selig werden könnten, denn allein in Jesu Christo; und wenn ich Dir nur beschreiben könnte, wie unaussprechlich selig sie in diesem Namen schon hier werden, wenn ich das aller Welt mit einem Worte sagen könnte: — so müßte sich wohl alle Welt zu ihm bekehren. Novalis sagt's auch so: „Wenn sie Seine Liebe wüßten, alle Menschen würden Christen, ließen alles andre stehn; liebten Alle nur den Einen, würden alle mit mir weinen, und im bittern Weh' vergehn." Aber das bittre Weh ist ein sehr süßes, trostvolles, kraftreiches, belebendes, und das Vergehen darin ist die rechte Unvergänglichkeit, das ewige Leben und es geht nichts über die Freude und Kraft, wenn man sich sagen kann, „ich habe meinem Herzen nach alles andre stehen gelassen, liebe nur den Einen." Da hat man so recht Alles, indem man Alles aufgiebt. Diese Eine Freude möge mir mein Gott in alle Ewigkeit bewahren! Diese Freude in mir zu erhalten und immer heiliger und lebendiger in mir wecken zu lassen, das soll ja auch der Beruf meines Lebens als Prediger des Wortes sein.

Ebenso lautet die dem Vater*) auf dessen nähere Fragen über Kottwitz am 24. Mai 1821 gegebene Antwort noch um Vieles günstiger als früher:

Den besagten Baron Kottwitz kannst Du leicht in Landeck kennen lernen. Er wird im Julius und August in Glatz sein, seine dortigen Anstalten zu besuchen. In der That ist es ein überaus achtbarer Mann, von einer selten durchgearbeiteten Liebe und Sanftmuth gegen die Menschen, der sein ganzes Vermögen an gemeinnützige Zwecke gesetzt, und eine stille und unbemerkte Wirksamkeit hat, die in dieser Ausbreitung nicht leicht wiedergefunden werden wird, und etwa der des Grafen Zinzendorf zu vergleichen ist, aber weit freier von einem gewissen Partikularismus. Dabei ist sein Umgang wegen der ungemein vielen Erfahrungen, die er in einem langen Leben im Umgange mit Menschen aus allen Ständen, besonders mit den höheren und höchsten gemacht hat, ungemein interessant und lehrreich.

Die religiöse Erregtheit, die in den Briefen vom Mai hervortritt, steigt noch im folgenden Monat. Am 7. Juni 1821 schreibt Rothe, nachdem er vorher der Gründe gedacht, die ihn bisher gegen die Katheder wirksamkeit aufsehen ließen, und darunter der Vorliebe für die ruhige, gemächliche, beschränkte Thätigkeit des Landlebens:

So ein Thor bin ich zu Zeiten, während ich es in andern Stunden aufs allertiefste empfinde, daß es wohl nicht im Himmel recht gut um den wird aussehen können, dem es im Leben recht gut und gemächlich ging, daß unsre Natur nun einmal so beschaffen ist, daß sie nur unter Noth, Arbeit und harten Schlägen rein und fest werden kann, während ich in solchen Stunden eine rechte Sehnsucht nach der Taufe der Leiden**) habe. Voll solcher Widersprüche wimmelt es in mir, und das einzig und allein darum, weil ich mich den Geist Gottes noch immer nur halb strafen lasse, immer noch in Theorie und Praxis wähne, es ließe sich ein Vertrag

---

*) Geh.-Rath Rothe machte denn auch, wenngleich nicht in diesem, sondern erst im folgenden Jahre, selbst die Bekanntschaft des Tholuck'schen „Vater Abraham"; sein Sohn schreibt ihm darüber am 4. August 1822: „Ich freue mich sehr, daß Du die Bekanntschaft des in der That respektablen braven Kottwitz gemacht hast, und daß er nach Langenau zum Besuch kommen will. Du wirst an ihm außerdem noch einen vielseitig interessanten Mann kennen lernen. Er hat sehr viel erlebt, und an viele solche Stellen im bürgerlichen Leben mit hellem Auge geblickt, die sonst meist nur mit verblendeten angesehen zu werden pflegen."

**) Von dem Vater Rothe's unterstrichene Worte.

zwischen dem alten und dem neuen Menschen schließen, und beide könnten in Einem Leibe verträglich neben einander wohnen und einander gegenseitig aushelfen. Das muß nun aber durchaus anders werden. Du wirst dies keineswegs im Widerspruche mit früheren Aeußerungen finden, noch weniger glauben, daß ich von meiner Heiterkeit und Lebendigkeit etwas eingebüßt habe, leider nicht einmal das Minimum davon. Das soll Euch der Augenschein bald genug belehren. Die Kopfhänger werden mir alle Tage widerlicher, aber ebenso auch die bloße Lustigkeit, die nicht aus einem Herzen, das vom Frieden und der Liebe Gottes erfüllt und erwärmt ist, hervorfließt. Was ist das anders, als Schauspielerei und Gleißnerei, bewußter oder unbewußter Weise! Und wo sich mir im Leben oder in der Wissenschaft nicht Wahrheit zeigt, da prallt mein natürliches Gefühl zurück, da wird mir unheimlich zu Muthe. Novalis sagt ein Mal „wo keine Götter sind, da walten Gespenster", und das ist sehr richtig.

Den besten Beleg für Rothe's stetige Fortschritte in der spezifisch pietistischen Richtung bilden aber diejenigen Eigenschaften der nunmehr folgenden Briefe, die ihm selbst völlig fremd und ersichtlich durch Andere in ihn hineingetragen sind: ein an Heftigkeit zunehmendes Richten über andersdenkende Persönlichkeiten und ein von seiner einfachen Natürlichkeit sehr abstechendes, fast an Tholuck'sche Schriften erinnerndes Pathos. So erzählt ein Brief an die Mutter vom 7. Juni von einem mit Stier und Gründler selbdritt gemachten Ausfluge nach — —, die Erzählung schweift aber bald in so bittere Ausfälle gegen den herrschenden „Paganismus" ab, daß der Schreiber zum Schlusse die Entschuldigung nöthig findet: „Der Brief ist freilich nicht wie an eine Dame geschrieben, indessen Du bist ja auch meine liebe Mutter und nicht eine Dame. Der Vater wird schon übersetzen helfen, und Du bist ja selbst eine Lateinerin." Doch Rothe's eigener Brief möge wieder die Dinge, gegen die er in Harnisch gebracht ist, beschreiben:

Nach 8 Uhr gingen wir in die Kirche, es war nämlich Himmelfahrtstag. Mir ist noch nie in einer Kirche so peinlich zu Muthe gewesen. Ich gestehe ehrlich, ich konnte mich immer des Gedankens nicht erwehren, ich sei in einem griechischen Tempel. Zwar ist dies Kirchlein gothisch gebaut, aber so ungothisch eingerichtet, daß es mir ein recht lebendiges Bild der Leute war, die von außen das ganze Christenthum streng nach den symbolischen Büchern haben, und inwendig das ganze leibhaftige Heidenthum ohne den geringsten Funken des Geistes ihres Heilands, den sie von außen bekennen. An dem Orgelchore steht mit großen goldenen Buchstaben der bekannte Ramler'sche Vers:

Singt dem göttlichen Propheten,
Der den Trost vom Himmel bringet;
Daß der Geist sich aufwärts schwinget;
Erdensöhne, singt ihm Dank!

über dem Altartische die Worte:

„Friede, Hoffnung, Ruhe und Eintracht allen guten Menschen!"

In den Tempel der Vernunftreligion, den von etwa 60 Jahren ein Häuflein Englischer Deisten sich zustutzte, würden solche Inschriften vortrefflich passen, nur nicht in ein christliches Gotteshaus. Da ist auch in der ganzen Kirche, die doch so überfüllt mit Schnörkeleien ist, auch nicht ein Kreuzchen, auch nicht ein Zeichen der Erinnerung an den Erlöser qua Erlöser und nicht qua göttlichen Propheten nach der modernen Aesthetik, ja nicht ein schwarzes Pünktchen. Zu dem allen passen dann vortrefflich der Herr Cantor, der, seinem Incroyableansehen nach zu schließen, aus Paris verschrieben sein muß, der Herr Küster, der en dansant mit langen gelben Nankin-Pantalons und grünem Leibrocke angethan und in schön gekräuseltem Haare wie ein Vögelchen oder Leibjäger mit dem heiligen Sacramente aus der Sacristei an den Altartisch flog, der Herr Diakonus, der in ein holländisches Wirthsstubenstück trefflich gepaßt hätte, und der ellenlange Hr. Propst mit einem veritablen Luchskopf. Des Letzteren wegen waren wir eigentlich in die Kirche gekommen. So leichtfertig habe ich aber in meinem Leben noch keinen Geistlichen die Sacra administriren gesehen. Die Diakonalien verrichtete er, als ob er Butterbrod äße, und die Predigt! sie war so zierlich gebaut, so wohlgesetzt, und doch mußte sie jedes christliche Gemüth tief empören. Ich hatte noch nicht auf eine so freche und leichtfertige Weise, mit einem so sichern Uebermuth durch ein förmliches Ignoriren der heiligen Güter, die uns Christus gebracht, unsern Herrn wegwerfen gehört. Er predigte über Colosser III. 2. und die Summa der ganzen Predigt war: genießet, doch cum grano salis. — Nein, nein, es ist mir wieder recht klar geworden, daß jeder, der ein anderes Evangelium predigt, als das von Christo dem Gekreuzigten, als ein verächtlicher Heuchler dasteht, dem man es auf der Stirn liest, daß er nicht aus seines Herzens Glauben rede. Und wenn er sich's auch einbildet; er täuscht sich doch; das hat nun endlich Viele genug ihre eigne Herzensbeobachtung gelehrt. Glaubt es nur, wir mögen es machen, wie wir wollen, wir können nun ein Mal Gott nicht anders kennen und haben außer in Christo. Matth. XI. 27. — Und ein solcher hat dann noch die Stirn, nach geendigter Predigt in seinem und der Gemeinde Namen das apostolische Glaubensbekenntniß vorzulesen? — Darauf war Communion; dabei geschah nichts, als daß der Herr Propst aus seinem eigenen Communionbuche einen höchst heidnischen Abschnitt vorlas, in den ganz en passant die Einsetzungsworte mit eingewebt waren. — Wahrlich unser Herr ist sehr langmüthig!

Am 21. Juni erzählt Rothe von einem Besuch im Dorfe — —, „wo ich die freundlichste Landkirche, die ich bisher gesehen, aber dafür auch

einen desto frecheren, leichtfertigeren Landprediger kennen gelernt." — Am 16. September wird sogar über die früher so hoch geschätzten Lehrer dahin abgeurtheilt: „In einer Hinsicht wird es mir wirklich wohl thun, wenn ich von hier fort bin, nämlich daß ich nicht mehr werde nöthig haben, das unnütze Geschwätz des alten Nitzsch und Schleusner täglich ein paar Stunden anzuhören, wiewohl sehr viele andere Dinge hier sehr nach meinem Wunsche sind. Besonders werde ich wohl nicht so leicht solche Freunde wiederfinden, wie ich sie hier habe." — Noch greller aber tritt die von dem modernen Pietismus nicht minder wie von seinem Vorbilde auf katholischem Boden mit solcher Vorliebe gepflegte, von Rothe freilich nur in dieser Krankheitsperiode überkommene Verdammungssucht in einem Urtheil vom 23. September über den ebenso frommen wie gründlich gelehrten Tzschirner hervor:

Du willst etwas von dem Dr. Tzschirner wissen? Nun so weit ich ihn par renommée kenne, will ich Dir Bescheid geben. Zuerst: wer er ist? er ist Dr. und Professor ordinarius (wo nicht gar primarius) der Theologie und Superintendent zu Leipzig, also gelehrter Theologe und praktischer Geistlicher zugleich. Sodann: ob er einen gelehrten oder Kanzelruf hat? Auf diese Frage wüßte ich nicht anders zu antworten, als etwa so: Gelehrten Ruf hat er allerdings, aber das heißt nach unserem heutigen Sprachgebrauch nichts anderes, als er hat viele Bücher drucken lassen. Nun aber fragt es sich erst, wie dieser gelehrte Ruf beschaffen ist; und da heißt dann in diesem Falle die Antwort: „nicht sehr solide". Es ist dieß nicht sowohl mein Urtheil, als das von Männern, die es verstehen, namentlich von Neander. Sein eigentliches gelehrtes Fach ist Kirchengeschichte; aber die Hauptsache an dem, was er in diesem Fache geleistet hat, ist in der That der blumenreiche und zierlich abgemessene Styl, der aber die Flachheit der Ansicht und oft wohl auch der Forschung bei weitem nicht zudeckt. Nun ist Dr. Tzschirner außerdem auch noch Kanzelredner, und hat als solcher innerhalb Leipzig Ruf, außerhalb Leipzig, soviel ich weiß, nicht. Ein Mann aber, der mit äußeren Talenten auf- und vorzutreten weiß, muß er allerdings nach dem, was ich von ihm gehört habe, sein.

Im weiteren Zusammenhang stellt dann Rothe seinerseits die Frage, ob vielleicht in Breslau an eine Berufung Tzschirner's gedacht werde, und sagt in dieser Beziehung, nachdem er vorher Krummacher in Bernburg und Strauß in Elberfeld genannt, schließlich: „Wen Ihr vielleicht haben könntet, das wäre der junge Propst und Superintendent Nitzsch in Kemberg, der wenigstens ganz andere Qualitäten hätte als Tzschirner, wiewohl ihm das reine

Evangelium auch noch nicht klar in die Augen geleuchtet haben mag."

Daß der separatistische Geist aber auch in das Seminar selber einzieht, beweist unter Anderem eine Mittheilung vom 18. Oktober über die neuen Ankömmlinge und über die gemeinsamen homiletischen Uebungen:

Wir scheinen dieß Mal unter den Neuen niemanden bekommen zu haben, der ein gewisses Leben in die Sache bringen könnte, was doch sehr nöthig wäre, denn es giebt schon Schläfrige genug unter uns. Es geht oft wunderbar in unseren homiletischen und sonstigen Stunden her, und ich wünschte, Du könntest bisweilen dabei sein. Die Wenigen, die ihres Glaubens gewiß sind, können unmöglich die in ihren Augen gottlosen Dinge ruhig mit anhören, die dort von Nitzsch, Schleusner und einigen Seminaristen oft genug gesprochen werden. Daher sind wir oft genöthigt, trotz alles äußeren Respectes, auf's allerbestimmteste gegen sie aufzutreten. Und da sie für das, was sie für Wahrheit halten, wenn's Freimüthigkeit gilt, keine zeigen, vielmehr immer in Zweideutigkeiten und Unbestimmtheiten sich herumdrehen, so mag ihnen dieß manchmal sehr auffallen. Indessen macht es dem alten Nitzsch alle Ehre, daß er uns trotz dessen, wenn ihm auch im augenblicklichen Grolle ein Wort, eine Bitterkeit entfährt, im übrigen doch mit aller möglichen, ja ich möchte sagen, mit vorzüglicher Achtung begegnet. Ich für meine Person muß das namentlich an ihm rühmen; denn es hat wohl nicht leicht Einer so viele theologische Tête à Tête's mit ihm gehabt, als ich. Wir würden dergleichen Auftritte herzlich gern vermeiden, besonders da die beiden genannten Directoren bei solchen Gelegenheiten so augenblicklich in Verlegenheit und Verstummen gerathen, wenn es unsere Verhältnisse irgend erlaubten. Aber bei unserer übrigen Weise zu predigen, zu reden und zu leben, müßte man es uns durchaus als Feigheit deuten, wenn wir, besonders als Recensenten, Dinge hingehen ließen, die wir, wie alle übrigen wissen, auf's höchste mißbilligen. Uns hat der Erfolg gelehrt, daß grade seit wir recht bestimmt in dieser Hinsicht aufgetreten, mehrere dem Glauben an Christum sonst Widrige für ihn gewonnen worden sind. Wer die Sache hier mit ansieht, wird uns hoffentlich von aller Einmischung der Eigenliebe, Unduldsamkeit u. dergl. absprechen. Es haben im Gegentheil, weil wir nichts weniger als intolerant sind, und sie sehen, daß es uns Ernst mit der Sache ist, grade an uns Viele sich näher angeschlossen, die in Hinsicht ihrer religiösen Ansichten viel füglicher unsere erklärten Gegner sein könnten.

Die bittere Verstimmung des Conventikelstandpunkts über Alles, was nicht seinen Stempel trägt, tritt sodann insbesondere in der Beschreibung der Enthüllung des Lutherdenkmals hervor. Schon vorher

(am 26. August) finden wir wahrhaft bittere Bemerkungen über die in Berlin gehegte Hoffnung, dies Fest in unionsfreundlichem Sinne gefeiert zu sehen:

Hier ist inzwischen schon alles voll vom 31. October. Auf dem Markte sind schon alle Fenster für diesen Tag, und zwar immer gleich zu 5—8 Thlrn. vermiethet, und an mehreren Orten hat die Polizei schon Anstalten treffen lassen, daß die Leute bei dem großen Gedränge einander nicht in den durch die Stadt fließenden Kanal herabstürzen können. Unter uns füllen indeß ganz andere Gedanken die Köpfe in Beziehung auf jenen Tag. Es soll nun einmal allerhöchster Eigensinn sein, daß bei der Errichtung der Luther'schen Statue in Wittenberg die projectirte Union zu Stande gebracht sein soll (freilich hat man, unbesonnen genug, 1817, als der Grundstein gelegt wurde, die Worte darauf setzen lassen: „zum Andenken an die Vereinigung der beiden evangelischen Confessionen"), und da heißt es denn, das solle nun bei dieser Gelegenheit hier mit Gewalt durchgesetzt werden. Das ist allerdings gewiß, daß der Ob.-Consist.-Rath Ehrenberg in Berlin geäußert hat: wenn die Herren hier nun einmal nicht wollten, so könnten sie in Gottes Namen ihrer Wege gehen. Freilich würden sie das wohl ohnehin thun, wenn es dahin kommen sollte; allein es sitzen noch andere Leute im Ministerio der geistlichen Angelegenheit als Hr. Ehrenberg. Unser alter Generalsuperintendent thut mir nur leid; in was für Schwulitäten der kommen wird! Er möchte nun herzlich gern Ihrer Majestät Willen thun, und kann doch auch wieder nicht. Das kommt dabei heraus, wenn die Menschen nicht den graden Weg gehen, sondern es mit Christo und der Welt zugleich halten, mit keinem von beiden es verderben wollen. Uebrigens geht es mit dem Unionswerke im Allgemeinen sehr rückwärts. Zum Beweise dies Einzige. In Potsdam selbst, in der Garnisonkirche, hat man sich genöthigt gesehen das heilige Abendmahl an den gewöhnlichen Sonntagen wieder nach dem alten lutherischen Ritus auszutheilen, und nur an hohen Festtagen communicirt man auf unirte Weise. Vor einiger Zeit kam ein Potsdamer Bürger hierher gereist, blos um nach alter Weise das Abendmahl zu genießen. In Magdeburg geht die Sache auch schon wieder zurück; darüber ist der König bei seiner Durchreise so unwillig gewesen, daß er den ehrlichen Consistorialrath Mellin, der an dem allen gewiß sehr unschuldig ist (denn als eingefleischter Kantianer verhält er sich gewiß gleich indifferent gegen Reformirte und Lutheraner) gewaltig angefahren und ihm gesagt hat, „es sei kein guter Geist in Magdeburg". — Ich dächte, das könnten für einen Fürsten Zeichen genug sein, daß sein Werk nicht Gottes Werk sei.

Ganz in derselben Art heißt es am 9. September 1821:

Furcht haben wir hier eben nicht vor dem Reformationsfeste; denn da wir unsererseits von nichts hören wollen, so wird es nichts helfen, wenn man uns noch so viel vorreden wird. Nur besorge ich, es wird dieß wieder eine neue Gelegenheit sein, die innerliche Verbitterung und den

verhaltenen Ingrimm Seiner Majestät zu vermehren. Wie es heißt, wird der König erst am 31. October des Morgens von Potsdam fortfahren, und noch an demselben Tage Abends wieder dort eintreffen. Morgen über acht Tage erwartet man den Minister Altenstein auf ein paar Tage hier. Er soll, wie mir Heubner sagte, in dieser Angelegenheit sondiren, hat aber gleich vornweg erklärt, er sei kein Theologe und verstehe also von allen diesen Dingen eigentlich gar nichts.

Und über das Fest selbst berichtet in gleichem Tone der Brief vom 1. November 1821:

Das nächste, was Du wirst wissen wollen, ist, daß der 31. October nun wirklich vorüber und Luther hinter der Gardine hervorgezogen ist. Dem verhält sich in der That also. Se. Königl. Majestät waren nicht hier, nicht einmal der Freiherr von Altenstein, sondern nur die höchsten Civil- und Militairbehörden des Herzogthums Sachsen und Deputirte des Consistoriums zu Magdeburg, sowie der Universitäten Berlin und Halle. Sonst aber eine unbeschreibliche Masse Menschen aus allen Ständen, so daß man in unserm sonst so todten Wittenberg gestern den ganzen Tag nur mit Mühe durch die Straßen sich durchdrängen konnte. Die Feierlichkeit hub um halb acht Uhr mit Gottesdienst in der Stadtkirche an, wo Heubner eine überaus kräftige und freimüthige Rede hielt, die für Manche sehr bitter geschmeckt haben mag; und die wahrlich im Stande gewesen wäre, unsere lieben Leute, die sich wer weiß noch wie viel darauf einbilden, Luthern eine Denksäule errichtet zu haben (da doch grade Er sie unmöglich anders anreden könnte, als „ihr Otterngezücht und Schlangenbrut"), aufzuwecken, wenn nicht das Opium des Satans so wohlschmeckend wäre, daß sie je länger je mehr davon verzehren, und daher immer schlaftrunkner werden. Unmittelbar aus der Stadtkirche ging es in die Schloßkirche, wo wiederum Gottesdienst war, und wo der Propst Schleusner eine über allen Glauben unbedeutende und langweilige Predigt (über die Vortrefflichkeit der lutherischen Bibelübersetzung) hielt. Von der Schloßkirche aus wurde ein Zug formirt, und auf den Markt gezogen, wo um zwölf Uhr die Feierlichkeit mit Gesang begann, worauf der alte Nitzsch eine sehr hausbackene Rede hielt, nach deren Beendigung das Denkmal endlich enthüllt wurde. Darauf wurden noch einige Verse gesungen, und alles lief auseinander. Die Sache war geschehen, und wir Alle herzlich froh, aus den kurzen Beinkleidern herauskriechen zu können. Eigentliche Theilnahme oder auch nur ein gewisser natürlicher Enthusiasmus, der sich bei solchen halben Volksfesten sonst wohl einzustellen pflegt, war sichtbar gar keiner vorhanden; und das konnte auch nicht anders sein; und mich hat bei der ganzen Feierlichkeit auf dem Markte nichts anderes angeregt, als der eine von den gesungenen Versen: „Des Höchsten Wort vergehet nicht, ob's Welt und Satan hassen. Der GOtt des Lichtes kann sein Licht bald wieder scheinen lassen. Ein Werkzeug von der Welt verlacht, kann schnell des Aberglaubens Macht (der Unglaube ist

auch ein Aberglaube, nämlich ein Afterglaube des Menschen an sich selbst), wenn GOtt gebeut, zerstören." Und so ging es nicht mir allein, sondern vielen von uns. Auf unsere jetzige Periode des Heidenthums wird schon wieder eine Periode des Christenthums folgen; und ihre ersten Lichter scheinen schon in unsere Zeit hinein. Der HErr gebe, daß wir ein Mal mit Simeon sagen können: „HErr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen", oder daß wir doch wenigstens, wenn wir die Dämmerung des großen Tages nicht mehr auf Erden sehen sollen, dort drüben in sein volles Licht schauen mögen. Anders aber, als in dem herzlichen Glauben an das unausbleibliche dereinstige Erscheinen dieses Tages kann ein Diener Jesu nicht arbeiten. Für einen großen Theil von uns ist das gestrige Fest ein wehmüthiges gewesen. Denn wem es wirklich nicht gleichgültig ist, ob die Menschen in Christo selig werden, wer vielmehr dieses als den alleinigen Zweck des Lebens und jedes Einzelnen mit lebendigen Buchstaben in seinem Herzen geschrieben liest, dem kann unmöglich ein solches Fest ein Freudenfest sein, an dem die ganze Selbsttäuschung und Unwissenheit in dem alleinigen Heilswege, die unsere heutige sogenannte Christenheit charakteristisch auszeichnen, so klar und unverschämt hervortritt.

Rothe's Vater scheint nun seinen Sohn auf den Widerspruch seines Berichts mit dem in den öffentlichen Blättern hingewiesen zu haben; denn dieser kommt am 25. November noch einmal auf seine Beschreibung zurück, indem er sich darauf beruft, daß alle Wittenberger, mit denen er über die Sache gesprochen, ja sogar die Wittenbergerinnen, damit übereinstimmten. Unwillkürlich fragt man sich, wie Viele das waren.

Genau denselben Charakter trägt ferner eine andere Beschreibung, die des in Dessau am 24. Oktober aufgeführten Schneider'schen Oratoriums „das Weltgericht":

Von dem Weltgerichte selbst hatte ich mir nach den außerordentlichen Dingen, die davon in der Berliner Zeitung prädicirt wurden, etwas ganz anderes vorgestellt. Das eigentlich Geniale und Originelle einer Musik, sollte ich meinen, müßte auch dem Nichtkenner in Ohr und Herz fallen, ja in gewisser Beziehung noch mehr als dem Kenner. Ich habe in der ganzen Musik nichts davon entdecken können, so sehr mich auch einzelne schöne Stellen darin angezogen haben; und dieß war auch das Urtheil Heubner's und meines Freundes Scheindienst, die beide sehr entschiedene Kenner sind. Mir ist die Sache wie ein musikalischer warmer Punsch vorgekommen; und wenn die heiligen Engel im Himmel wirklich so viel musikalischen Spectakel im Himmel machen sollten, wie Hr. Kapellmeister Schneider meint, so habe ich nicht große Lust, mir dereinst die Mühe zu

geben, ihre Noten zu lernen. Wo die Natur der Sache die größte Intensivität, Klarheit und Einfachheit der Musik mit sich bringt, da kommt das überladenste Operngeklingel vor. Eine einzige Stelle des ersten Theils hat mich überrascht; die war aus dem Wesen herausgegriffen, die Musik zu den Worten: „Er rollt die Himmel wie ein Gewand." Solche Musiken wollen aus dem Glauben herauscomponirt sein, sonst geht's nicht. Uebrigens kannst Du mir nicht glauben, wie mir der Anblick einer solchen Versammlung das Herz durchschneidet, wie neulich die Dessauer war. Da kann man recht sehen, wie elend und bejammernswürdig der Mensch ist, bevor er durch den lebendigen Glauben an Jesum wiedergeboren worden ist. Staub und Asche! und solchen Seelen ein rechtes Weltgericht entgegengedonnert und das ungeheure Wort „Selbstvernichtung", das müßte von Wirkung sein. Soviel weiß ich, ich würde mich hüten, meine Kirche zur Aufführung einer Musik, bei der es so einherginge, herzugeben.

In eigenthümlicher Ergänzung zu diesen herben Urtheilen steht das anerkennende Urtheil über den bekannten Concurrenten und Gegner Blumhardt's, de Valenti: „Die neueste allgemein (für jeden Christen) höchst interessante theologische Erscheinung ist folgende kleine Schrift: Ueber den Verfall der protestantischen Kirche, von Dr. de Valenti, praktischem Arzte zu Stadtsulza im Weimarischen, Leipzig bei Reclam. O, die Theologen sollten roth werden!"

Ebenso finden wir schon jetzt (am 15. November) eine spezielle Vorliebe für Scheibel: „Eben fällt mir eine Bitte ein, die ich schon längst habe an Dich thun wollen. Prof. Scheibel hat diesen Sommer eine neue Herausgabe und Bearbeitung der Hirschberger oder Burg-Liebich'schen Bibel angekündigt. Wenn die Subscription dazu schon eröffnet ist, so würdest Du mir einen großen Gefallen thun, wenn Du für mich auf ein Exemplar subscribirtest. Es ist ein sehr gutes Werk. Du dürftest etwa nur Hrn. Richter bitten, die Besorgung zu übernehmen. Du thätest mir einen großen Gefallen damit."

In den gleichen Zusammenhang gehört auch eine Stelle aus Rothe's Brief vom 25. November: „Daß Du auf de Valenti sogleich Jagd machen würdest, hatte ich nicht erwartet; indessen wird es Dich vielleicht nicht gereuen, es gethan zu haben. Ich wünschte, Du könntest auch Hamann's Schriften (herausgegeben von Friedrich Roth, 1. Band, Berlin 1821) habhaft werden. Darin ist recht Schlag auf Schlag und Blitz auf Blitz, ein Genie im vollsten Sinne des Worts, ein Rheinweinbad für den ganzen Menschen. Solltest

Du ihn nicht eher lesen, so soll es über's Jahr geschehen, wenn ich wieder bei Euch bin."

Daß Rothe mit seinen beiden Gesinnungsgenossen Stier und Gründler und dem benachbarten Krummacher immer mehr einen Kreis für sich bildet,*) beweist auch wieder eine Erzählung vom 9. December:

Den glücklichsten Tag seit meiner Rückkehr nach Wittenberg habe ich mit am vorigen Freitage erlebt. Es war der erste Wintertag und noch dazu ein selten herrlicher. Dies ließen wir (Stier, Gründler und ich) uns eine Einladung sein, uns in der Frühe nach Coswig aufzumachen, zu dem dortigen Rektor Rosenthal. Eigentlich aber galt die Expedition nicht ihm, sondern dem Pastor Krummacher, dem Substituten des Coswiger Propsts, einem Sohne des Bernburger und Parabeln-Krummacher's. Und mit diesem haben wir denn, ungeachtet unsere bisherige Bekanntschaft blos eine durch die dritte Hand war, einen so herzlichen und innigen Tag verlebt, wie ich mich lange keines entsinne. Im Herrn ist doch sogleich Alles einander vertraut und gegenseitig aufgeschlossen, wie es nur immer die ältesten Freunde gegen einander sein können. Ich hatte ganz meinen alten Krauß wieder, ganz wieder eine ebenso edle frische Natur, und durch die göttliche Gnade von Grund aus umgeschaffen und geheiligt. Es war eine mondhelle Nacht wie am Tage. Unsere Freunde begleiteten uns noch etwa den halben Weg, und um 10 Uhr waren wir wieder in Wittenberg. Ich habe Krummachern versprechen müssen, und halte es gewiß, zwischen Weihnachten und Neujahr ihn wieder heimzusuchen. Künftigen Sommer soll, so mir Gott das Leben schenkt, zwischen mir und Coswig ein sehr lebendiger Verkehr etablirt werden, so wenig reizend die Sandsteppe ist, die dazwischen liegt.

---

*) In die sich immer mehr abschließenden Conventikelkreise gewähren bald darauf wieder einige spezielle Notizen (vom 6. Januar 1822) einen näheren Einblick: „In — — lernte ich ein paar erweckte Bauern (Stolle und Krause) kennen, von denen ich herzlich gern bekenne, daß ich nicht werth bin, ihnen das Wasser zu reichen. Ueber den Propst — — mag ich am liebsten gar nicht urtheilen. Der große Gerichtstag wird dereinst entscheiden, wieviel in seinem Christenthum Wahrheit, wieviel Schein ist ... Montags früh kam der alte liebe Krummacher aus Coswig herüber. Mit ihm und seinem Begleiter, einem ehrwürdigen Tuchmacher aus Coswig, Seiler, und wir können wohl sagen, auch mit dem Herrn, habe ich die Neujahrsnacht bis gegen vier Uhr des Morgens zugebracht. Ach, was war das für ein Neujahr! Es wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Daran haben wir es nicht fehlen lassen, auch für Euch reichen Segen zu erflehen. Mittwoch Abends ging Krummacher wieder zurück, nachdem wir selige unvergeßliche Tage mit einander durchlebt." — In der herkömmlichen Verbindung mit den erweckten Handwerkern fehlt auch ein Lieutenant nicht, „ein sehr lieber Mensch von christlicher gläubiger Seele", dessen Rothe am 27. Juni 1822 gedenkt.

In dem vorerwähnten Briefe vom 9. December findet sich außerdem ein durch den Gegensatz mit Schleiermacher um so bemerkbareres Lob Tholuck's und ein Urtheil über den Streit zwischen Voß und Creuzer, wie wir es trotz aller Verehrung des Heidelberger Studenten für Creuzer früher nie hörten:

Freund Tholuck ist außerordentlicher Professor der Theologie in Berlin geworden, trotz Schleiermacher's Widerstande. Das ist einmal ein Professor wie er sich gehört! ein Christ mit einer stupenden Erudition. Er versteht mit gewiß sehr unbedeutenden Ausnahmen alle Sprachen, von denen bisher irgend etwas gedruckt ist... Joh. Heinr. Voß hat sich wieder einmal gebrandmarkt durch eine Art von Pasquill gegen Creuzer im Oktoberstücke der Jenaischen Literaturzeitung. Der ehrliche Creuzer hat die unfriedliche Eulennatur immer mit so vieler Schonung und Geduld getragen.

Die Ankunft eines vom Ministerium dem Seminar geschenkten Harmoniums endlich wird mit der Randglosse gemeldet: „Möchte nur auch in unsrer Aller Herzen dem Herrn recht viel gesungen und gespielt werden!"

Umgekehrt bleiben nun auch die verurtheilenden Bemerkungen über weltliche Vergnügungen nicht aus. So heißt es am 23. Januar 1822 in Bezug auf eine Mittheilung der „Schwester Luise" (einer seit etwa 2 Jahren unter der Vormundschaft von Rothe's Vater stehenden Waise) von einem Ballbesuche:

Ich habe natürlich da kein Wort hineinzureden, aber ich kann doch jocі causa hierhersetzen, was kürzlich der Hofprediger Metger in Stolp einer ehrwürdigen Matrone auf die Frage, ob sie ihre Töchter auf Bälle gehen lassen solle? antwortete. Seine Antwort war: „Sie, meine Gnädige, gehen auf den Ball, aber ihre Fräulein Töchter nicht!" — Dem Reinen ist Alles rein, soviel ist ganz gewiß, aber wie Viele sind denn rein? Es bleibt dabei, liebe Eltern, alle eigentliche Erlustigungen sind traurige Surrogate, die nur Solche begierig verschlucken, für die die eigentliche reine Freude und Heiterkeit verloren gegangen ist. Das sei übrigens in aller Unschuld gesagt, ohne alle weitere Anwendung.

Ersichtlich sind auf diese und ähnliche Aeußerungen (die theilweise noch bei Mittheilung der Verlobung angeführt werden müssen) Gegenbemerkungen der Eltern erfolgt; Rothe antwortet nämlich am 6. Februar 1822 seiner Mutter:

An Frohsinn und Lebensmuth nehme ich es getrost mit allen Tänzern und Jägern auf. Dennoch bleibt auch soviel gewiß, daß Leben nicht gleich ist Genießen. Wenn meine religiösen Ansichten düster und unklar

sind, so ist's der blaue Himmel auch, und, was noch mehr sagen will, Gottes Wort in der heil. Schrift auch. Wer nicht durstet, kann sich des Trinkens leicht enthalten, und wer sich nicht krank fühlt, kann des Arztes leicht entrathen. Gleichwohl bleibt es ewig wahr, daß alle Menschen nach dem Joh. IV. beschriebenen Wasser dursten lernen müssen, und daß derselbe Christus, der nicht für die Gesunden, sondern für die Kranken gekommen, dennoch für Alle gekommen ist. Das und was sonst in meinen letzten Briefen über religiöse Dinge stehen mag, sind nicht nur mir, sondern Allen, die mit ganzem Herzen glauben was 1 Timoth. 1, 15 steht, theure, heilige Wahrheiten, die ich nie aufgeben kann.

Es ist Offenherzigkeit in allen Dingen das beste, liebe Eltern. Ich habe nie geglaubt, daß Ihr Euch eines Sohnes schämen werdet, der den Glauben hat und freudig bekennt, der freilich von Anfang an der Welt ein Spott und ein Aergerniß gewesen ist. Das fürchte ich auch jetzt nicht; aber so trauet denn doch auch diesem Glauben die Kraft zu, die ihm die heilige Schrift zuschreibt, nämlich daß er im Stande sei, einen Frieden, eine Freude, einen Muth und eine Liebe zu geben, die nichts andres zu geben vermag, und die er von jeher an allen denen, in welchen er gewohnt, bewiesen hat. Unklar und unverständlich könnt Ihr dies doch wahrlich nicht nennen.

Nun, geliebte Eltern, ich versehe mich zu Euch aller Liebe, die, wenn Ihr jetzt noch nicht mit mir einstimmt, auf das Herz sieht und dessen gewiß bleibt, daß alles aus der allerinnigsten Liebe hervorgegangen ist. Wie mir Euer Brief gethan haben muß, fühlt Ihr ja; warum soll ich denn nicht einiges weniges Oel in die Wunde gießen?

Dem Vater aber schreibt er am gleichen Tage auf dessen Bedenken gegen die Veränderungen in seiner Lebensanschauung:

Davon halte Dich fest überzeugt, daß ich nichts weniger als trübsinnig oder melancholisch bin, oder gar lebenssatt und muthlos für das Leben, sondern von diesem allen eben seit der Zeit, wo Du glaubst, daß ich dieses geworden, das grade Gegentheil, nämlich, wie Dir das meine hiesigen Freunde bezeugen könnten, fast mehr als heiter, nämlich oft recht ausgelassen, dermaßen lebens- (d. h. wirkens- [wenn noch eine Parenthese in der Parenthese erlaubt ist: eine andre Bedeutung von „Leben" kann ich nicht und will sie nie kennen lernen]) lustig, daß ich nach meiner Neigung lieber heute als morgen aus unsern Klostermauern herausliefe und mit der ganzen Welt anbände. Wenn mir die Erde ein Jammerthal ist, so weiß ich nicht, wem sie keins ist. Aber daß das mein fester Entschluß ist, wo ich auch einmal auf dieser Erde hinzustehen komme, den Jammer und Koth, den die Menschen in das schöne Paradies hineingemacht, unter Gottes Beistand um mich her nach allen Kräften auszufegen und mir und Andern soweit es gehen will, reine Luft zu schaffen, kannst Du mir doch gewiß nicht verargen.

Doch wir haben, um Rothe's Uebergang in den Pietismus in

den einzelnen Zügen, die uns seine Briefe darbieten, verfolgen zu können, der Zeit vorgreifen müssen, und haben demnach nun zunächst, bevor wir auf das wichtigste Ereigniß des Winters 1821/22, seine Verlobung, eingehen, noch die übrigen bemerkenswerthen Data aus dem Sommer und Herbst 1821 nachzuholen.

Die Sommerferien brachte Rothe abermals bei den Eltern in Schlesien zu. Sein Vater hat auf seinen Brief vom 4. Juli, der in der Hoffnung baldigen Wiedersehens geschrieben ist, bemerkt: „Es erfolgte zu Landeck am 17. Julius Nachmittags. Am 16. August Vormittags in der 9. Stunde trennten wir uns wieder zu Schweidnitz, vor dem schwarzen Bär in der Vorstadt." Weitere Aufzeichnungen stehen uns aber auch über diesen Ferienaufenthalt nicht zu Gebote, und sind wir deshalb auf Vermuthungen und Schlußfolgerungen angewiesen, für die hier kein Raum ist.

Nach der Rückkehr (nachdem er schon unterwegs von Lauban aus einen Reisebericht abgestattet, den er hernach in Wittenberg beendigt) rühmt Rothe (am 26. August 1821) noch einmal den Wittenberger Aufenthalt, freilich mit den charakteristischen Worten: „Es weht in der That eine gute Luft in unserm Seminar; das merke ich jetzt wieder von Neuem, nachdem ich eine Weile außer ihr geathmet habe. Unter uns selbst hat sich auch allerhand verändert, alles nicht zum Nachtheil." Daß freilich der innere Zwiespalt, der von nun an immer deutlicher hervorbrach, nicht von ihm persönlich ausging, beweist (abgesehen von seiner schon während der Heidelberger Studienjahre von seinem Freunde v. Schrötter gerühmten allseitigen Rücksichtsnahme) eine andere Stelle desselben Briefes: „Ich habe bei meiner Ankunft die freudige Bemerkung gemacht, daß ich auch hier viel Freunde habe; Heubner hat mir seine Freude über meine Rückkehr auf eine sehr offne Weise zu erkennen gegeben, und so alle übrigen auch."

Auf der andern Seite erklärt Rothe in seinem Briefe vom 9. September, „er müsse gestehen, daß er ein recht ordentliches Heimweh nach Wittenberg mit zurückgebracht habe", und fährt sodann in bezeichnender Art fort:

Es hat keinen andern Grund, als weil es mir bei Euch zu wohl gegangen ist, und weil ich die häuslichen Freuden, die ich bei Euch genossen, hier gar nicht finden konnte. Es ist daher jetzt meine Phantasie gar oft schon über ein Jahr hinaus beschäftigt, und wenn ich grade nichts be-

stimmtes vorhabe, so bin ich mehr bei Euch, als hier. Sonst thut mir eine regelmäßige Beschäftigung und der Umgang mit meinen lieben hiesigen Freunden freilich sehr wohl, und ich kann gar nicht sagen, daß meine Ansicht von den vielen Annehmlichkeiten des hiesigen Aufenthalts herabgestimmt worden, ich habe nur außer diesen Annehmlichkeiten noch so manche andre Dinge vermissen gelernt.

Dürfen wir diese Bemerkung wohl als einen Beweis für das Keimen jener Empfindungen ansehen, die nicht lange darauf zu Rothe's Verlobung führten, so ist doch vorher auch zu erwähnen, daß er vom 1. Oktober an einen Knaben (v. Oppen) zu spezieller Beaufsichtigung zu sich nahm. Ferner berichtet er am 1. November über einen Besuch seines alten Freundes v. Prittwitz und die gleichzeitige Einquartirung zweier Berliner Studenten, außer welchen er noch den neu angekommenen schlesischen Candidaten Carstädt provisorisch zu beherbergen hatte. Beachtenswerth für seine Auffassung der Liebe ist übrigens noch eine bei Gelegenheit der Verlobungsgedanken eines Vetters gegen seine Mutter gemachte Bemerkung (vom 11. Oktober 1821):

Was die bedeutungsvollen Blumen bedeuten, hat Louis wohl nicht geschrieben? auch wohl nicht, wo er die Grazien herverschreiben will? Ueberhaupt möchte es mir, als einem ganz ungraziösen Menschen nicht wohl zu rathen sein, mich weiter viel mit den Grazien zu befassen, die wohl recht hübsch anzusehen, aber um mit ihnen zu leben, doch etwas zu sehr dämonischer Natur sind. Ohnehin haben sie den Fehler, daß sie mit den Jahren häßlich werden, und das ist nichts für mich. Ehe es nicht mit mir dahin gekommen ist, daß ich von Jahre zu Jahre jünger werde, mag ich an keine weiblichen Göttinnen denken, und wenn ich einmal soweit bin, werde ich kein Thor sein, und mir eine andre holen als eine solche, die auch mit jedem Geburtstage jünger wird. Bei Louis ist das eine andre Sache. Ich wünsche ihm von ganzem Herzen eine Grazie, wenn er dadurch glücklich wird. Soviel weiß ich wohl: wenn ich einmal nicht ungesucht finde, suchen werde ich nicht.

Doch bevor wir diesen stillen Gedankengang weiter verfolgen, ist vorher noch der weiteren Predigtthätigkeit Rothe's aus der zweiten Hälfte des Jahres 1821 zu gedenken. Aus der vorhergehenden Zeit finden wir nur noch einer Predigt gedacht, indem er am 21. Juni 1821 bemerkt, daß er am folgenden Sonntage (dem zweiten nach Trinitatis) in der Schloßkirche über 1. Joh. 3, 13—18 zu predigen habe. Um so lebhafter geht es damit im Herbst und im Winter. So heißt es am 9. September 1821:

Ich bin diese Woche ziemlich im Dienste gewesen. Dienstags habe ich in der Schloßkirche gepredigt, über Matth. 11, 25, über das Thema: der Sinn der Unmündigen, als der rechte Sinn, mit dem wir zu Christo kommen sollen. Freitags habe ich katechesirt, und heute habe ich wieder gepredigt in der Schloßkirche, über die heutige Epistel 2. Cor. 3, 3—11 und zum Thema genommen: Der Unterschied zwischen dem Alten und dem Neuen Testamente als dem Amte des Buchstabens und dem Amte des Geistes. Ich hatte die Predigt erst gestern früh übernommen; sie kam eigentlich Freund Stier'n zu, der aber durch Unpäßlichkeit gehindert wurde, sie zu halten. Außerdem habe ich heute noch eine Disposition zu einer heute über vier Wochen zu haltenden Predigt eingereicht, und auf den Mittwoch habe ich wieder zu katechisiren; dann aber lassen mich die Seminaria auch wieder eine Weile ziemlich ungeschoren.

Am 16. September aber folgt bereits wieder „ein fast ganz und gar pastoralisches Tagewerk" in Pratau, am Vormittag Predigt über das Tagesevangelium Luc. 10, 23—37 mit dem Thema: „der hohe Werth des Christenthums als einer Schule der Menschenliebe", am Nachmittag Betstunde über Sprüchw. Sal. 10, 1—5 und darauf noch eine Katechisation über die Allgegenwart Gottes. Und schon am 21. September predigt Rothe aufs Neue in Wittenberg selbst, in der Stadtkirche, über Matth. 17, 24 und das Thema, daß sich der Weltdienst mit dem Dienste Gottes nicht vertrage. Auch am 15. November 1821 vertritt er einen Andern in der Predigt in der Schloßkirche (über die Epistel Ephes. 6, 10—17 mit dem Thema „Ueber die Stärke des Christen in seinem Kampfe"). Er sagt darüber: „Es wurde mir gegeben mit großer Freudigkeit zu sprechen", und berichtet dann sofort von einem neuen Plan ländlicher Predigten:

Nächsten Sonntag bin ich wieder in pastoralibus beschäftigt, nämlich in Hohndorf, eine Stunde von hier. Es ist mir dies ein lieberes Geschäft als die gewöhnlichen Abkanzelungen. Die Sache hängt folgendermaßen zusammen. Seelfisch hat als Diac. IV. die Seelsorge von 14 nach Wittenberg eingepfarrten, zum Theil weit von hier abliegenden Dorfgemeinden außer seinen städtischen Amtsverrichtungen zu besorgen. Es ist dies nun augenscheinlich mehr, als ein Mensch zu leisten im Stande ist; und es folgt daraus weiter nichts, als daß er an den entlegeneren dieser Orte manchmal das Jahr über kaum zwei- oder dreimal Gottesdienst hält, und die armen Leute die ganze übrige Zeit blos auf das verwiesen sind, was ihnen der Schulmeister aus einem guten oder schlechten Predigtbuche vorliest. Damit diesem Uebelstande vor der Hand wenigstens einigermaßen abgeholfen würde, haben Gründler, Stier und ich mit Seelfisch die Abrede getroffen, daß jeder von uns alle 14 Tage auf einem dieser Dörfer predigen wollten. Auf den meisten sind keine Kirchen, sondern der Gottes-

dienst wird in irgend einer Stube gehalten; man setzt sich also mitten unter die Bauern hin, und erklärt ihnen ganz schlicht, einfach und anwendbar die jedesmalige Perikope. Man hat also hier einmal zu und mit Leuten zu reden, und nicht mehr so blos in die blaue Luft hinein, und kann also wirklich einmal predigen. Es ist dies daher gewiß eine treffliche Uebung auch für uns selbst, selbst abgesehen davon, daß doch auch von diesen geistlich so sehr verwilderten Gemeinden auf solche Weise vielleicht dieser oder jener angesteckt werden kann. Zeit kostet ein solcher Vortrag, bei dem grade alles darauf ankommt, alle Schulkunst zu Hause zu lassen, natürlich sehr wenig, und die Frucht kann sehr belehrend sein. Ich freue mich herzlich darauf.

Ueber die Ausführung dieses Planes erzählt der Brief vom 25. November 1821:

Soeben habe ich mich trocken angezogen, nachdem ich bis auf's Blut durchregnet und durchhagelt von meiner heutigen Pastoration zurückgekommen war. Ich predigte heute zwei Stunden von hier in Dietrichsdorf über das heutige Evangelium, Matth. 22, 15—22 über den Satz: daß sich unser Christenberuf mit unserm bürgerlichen, irdischen Berufe gar wohl vertrage. Vor 8 Tagen predigte ich in Hohndorf über das Evangelium Matth. 18, 23—35. Ich stellte eine Vergleichung der verschiedenen Art und Weise an, auf die Gott Gerechtigkeit übt, und auf die die Menschen sie üben. Daß diese Pastoralübungen von großem und reellem Nutzen für uns sind und von reellerem als alle Pastoralübungen bei unserm alten General, ist mir sehr gewiß. Denn da es hier mit dem Predigen noch nicht abgethan ist, sondern man nach beendigtem Gottesdienste zu irgend einem Bauern ad coenam invitirt wird, so hat man hier doch einmal eine Gelegenheit, sich mit den Leuten über religiöse Dinge persönlich einzulassen, und zu erfahren, was sie brauchen, was man bei ihnen voraussetzen kann, welches die gewöhnlichsten Mißverständnisse sind, von welchen Seiten her man am ersten Eingang zu erwarten hat, und auf welche Weise, in welcher Form man ihnen am deutlichsten wird. Für einen Menschen, der sich den Landpastor immer noch nicht aus dem Kopfe schlagen kann, ist eine solche Vorübung gewiß sehr dienlich; und ohnehin wer kann denn wissen, ob nicht vielleicht irgendwo ein Körnchen des ausgestreuten Samens aufgeht. Ueberdieß ist der Umgang mit den Landleuten für einen jeden, dem etwas daran liegt, das menschliche Herz und besonders sein eigenes kennen zu lernen, wenn er auch gar kein Geistlicher ist, ungemein lehrreich. Das natürliche Herz des Menschen ist hier noch am meisten in seiner natürlichen Gestalt und noch am wenigsten durch Kunst und Bildung des Verstandes und der äußerlichen Sitte übertüncht und versteckt. Das Sittlichböse, das unter den sogenannten gebildeten Ständen selten rein und an und für sich erscheint, sondern fast immer in dem Gewande einer ästhetisch-sinnlichen Schönheit oder einer intellectuellen Verschrobenheit, oft in beiden zugleich, legt sich hier weit mehr in seiner

ursprünglichen Gestalt zu Tage, und läßt sich hier weit leichter in seinen Quellen und Verzweigungen erkennen. Uebrigens wird es mir immer deutlicher, wie unendlich wenig die Predigten für sich allein ausrichten und wie unermüdet thätig ein Seelsorger in seiner Gemeinde sein muß, wenn er irgend einige Frucht hoffen will; desgleichen, daß sich ein Prediger bei einer Landgemeinde die Lust zu eigentlich gelehrten Studien, besonders zu solchen, die nicht in unmittelbarer Beziehung auf das Verständniß der Schrift stehen, wohl vergehen lassen muß, zumal in den ersteren Jahren seiner Amtsführung. Man muß wissen, welche Zeit und Mühe es kostet, einen einzigen Menschen von dem gewöhnlichen Schlage blos soweit zu bringen, daß er eine ganz schlichte evangelische Predigt verstehen und zu seiner Erbauung hören und auf sich anwenden kann, um hierüber zu urtheilen. Und dieser Proceß muß nun durchaus mit jedem Einzelnen durchgemacht werden, und wieder auf eine verschiedene Weise nach der Verschiedenheit der besonderen Individualität jedes Einzelnen. Machen es die Prediger nicht so, so möchte ich im vollsten Ernste fragen, wozu sie denn da sind. — Doch genug von meinen Pastoralibus, die freilich mit denen des Longus keine andere Aehnlichkeit haben, als daß sie selbst longa und zwar justo longiora gerathen sind.

Auch am 9. December giebt es Weiteres aus derselben Sphäre der Thätigkeit zu berichten:

Wie Du schon vermuthen wirst, ich bin beide Sonntage seit ich Dir geschrieben in Activität gewesen; und zwar habe ich heute vor 8 Tagen in der hiesigen Stadtkirche Nachmittagspredigt, über die Epistel Römer 13, 11—14, und zum Thema gehabt: was soll die christliche Kirche uns, und was können wir ihr sein? Heute habe ich in Wiesigk (eine Stunde von hier) mit großer Freudigkeit zu meinen Bauern gesprochen über das heutige Evangelium Luc. 21, 25—36. Mein Thema war: Erinnerungen an die andre Zukunft unsres Herrn zum Gerichte. Zwei Theile: der erste: wodurch werden wir erinnert? der zweite: wozu sollen uns diese Erinnerungen erwecken?

Derselbe Brief verzeichnet noch als die drei pflichtmäßigen Predigten im Seminar die vom 27. Januar, 18. Februar und vom zweiten Osterfeiertage 1822, und fügt hinzu: „Ich habe aber gleich noch eine Montagspredigt für den 7. Januar dazu genommen.“ Für das Weihnachtsfest war wieder eine Einladung von Blönsdorf gekommen, die aber abgelehnt werden mußte, weil der erste Feiertag bereits für eine Predigt in Iserbecke und der zweite für eine andere in Klöden zugesagt worden war. Außerdem erwähnt der Brief vom 23. December noch einer Freitagspredigt über den Schluß der Gebote (Belohnung und Bestrafung des Menschen in Absicht auf sein Verhalten gegen die göttlichen Gebote). Und nachträglich wird auch

noch (am 6. Januar 1822) einer am Sonntage vor Neujahr in der Stadtkirche gehaltenen Predigt über Gal. 4, 1—7 (Prüfung ob wir das verflossene Jahr christlich durchlebt haben) gedacht.

Von den Recensionen fremder Predigten gehört nur eine dieser Zeit an, die vom 24. September 1821 über die Predigt von Bahr (später Diakonus in Wittenberg, zuletzt Pfarrer in Stumsdorf) über 1 Pet. 2, 5. Rothe weist sowohl in Hinsicht des Inhalts wie des Vortrags Fortschritte gegen die früheren Predigten desselben Redners nach, macht nur einige Einwürfe in logischer Beziehung. Die Randglossen von Nitzsch adoptiren sämmtliche Bemerkungen des Referenten.

Soviel noch über Rothe's homiletische Thätigkeit bis zum Ende 1821. Derselbe Brief vom 23. December aber, dem wir die letzten Data über seine Predigten entnehmen, beginnt nun gleich mit (allerdings noch unenträthselten) Andeutungen, welche die Eltern auf die bereits im Stillen stattgehabte Verlobung hinweisen:

Niemals noch bin ich in solche Versuchung gerathen, mein Briefschreiben einen Posttag hinauszusetzen, als diesesmal; nicht etwa aus Bequemlichkeit, vielmehr bin ich von Herzen aufgelegt und munter, sondern weil es mir wehe thut, indem ich an Euch schreibe, noch etwas auf dem Herzen behalten zu müssen, was so Gott will, heute über acht Tage für keinen Menschen mehr ein Geheimniß zu sein braucht; und daß ich heute noch nicht damit ans Tageslicht kommen darf, daran ist nichts schuld als das böse Wetter. Nun aber, herzlich geliebte Eltern, Ihr werdet freilich daraus nicht klug werden, und höchstens soviel muthmaßen, daß sich etwas begeben habe, was sich über kurz oder lang doch einmal begeben mußte. Wundert Euch nur schon zum Voraus über meinen nächsten Brief, der diesem hoffentlich bald nachfolgt, macht Euch auf das Unerwartetste gefaßt, und bildet Euch ein, es werde in demselben Couvert neben dem meinigen noch ein andrer von einer Euch bis jetzt noch unbekannten Hand die Reise nach Breslau mitmachen. Jetzt im Winter, wo es so kalt auf dem Postwagen ist, pachert sich gerne Alles zusammen. Haltet nur bald die Hände zum Segen zurecht, und seid überzeugt, daß Euer Sohn sehr glücklich ist, und sein Glück als aus Gottes, seines Herrn Hand nimmt. Der 16te Dezember ist wider alles mein Erwarten einer der entscheidendsten Tage meines Lebens geworden.

Und in solchen Andeutungen geht der Brief weiter. Allerdings muß Rothe gleich darauf einer ganz andern Begebenheit gedenken, des Todes der einzigen Tochter seiner Tante v. Bülzingslöwen; es verbindet sich aber in seinen Gedanken gleich Beides mit einander:

Ich besinne mich nicht, daß mir in meinem Leben etwas Aehnliches

widerfahren, daß die höchste Freude und der innigste Schmerz so ganz zu gleicher Zeit mein Herz in Besitz genommen hätten. In solchen Augenblicken empfindet man es recht, was das menschliche Leben für den, der in der Welt ohne Hoffnung und ohne einen lebendigen GOtt lebt, für ein armseliges und qualvolles Ding ist, und wie er in jedem Augenblicke, wo er seine höchste Liebe auf dieser Welt an die Brust drückt, voll Angst und Zittern horchen muß, ob sie nicht an seinem eignen Herzen ihr Leben aushauche.

Ebenso ergeht er sich am Schlusse wieder in kaum weniger deutlichen Anspielungen:

Wollte GOtt nur, ich hätte Euch können zum Neujahr mit der Freude überraschen, die ich der That nach Euch schon gemacht habe, und über die Ihr Euch mit dem besten Gewissen (ich sage es aus voller Ueberzeugung und mit besonnener Ueberlegung) von ganzer Seele freuen könnt. Danket unterdeß mit mir dem lieben GOtt dafür aus der Fülle Eures Gemüths, und betet unterdessen für eine Seele mehr, wenn Ihr sie auch noch nicht kennt; sie thut es auch für Euch, und verdient es wahrlich, daß Ihr sie liebet und für sie betet. Ihr fühlt es wohl selbst; es ist eine harte Aufgabe, wenn man sein Glück gegen seine Geliebtesten in's eigne Herz zurückschlucken muß. Fürchtet nur nicht, daß Uebereilungen vorgefallen seien. Ich werde im Stande sein, Euch von dem Gegentheil überzeugende Beweise vorzulegen. Es ist diese Sache so sichtbar von oben her gemacht worden, daß wir Alle ruhig sein können. Auch warum Ihr dieß Mal noch nichts Bestimmteres hören dürft, soll Euch mein nächster Brief zu Eurer Befriedigung aufklären. Suchet nur nicht etwa den Grund davon in Verschlossenheit oder Mangel an Vertrauen von meiner Seite; daß es daran nicht liegt, davon werden Euch schon diese Zeilen selbst überzeugen. So viel kann ich Euch sagen, daß ich vorigen Sommer in Landeck von allen diesen Dingen auch noch nicht die allerentfernteste Ahnung hatte, und also wahrlich nicht gegen Euch mit Geheimnissen hinter dem Berge gehalten habe. Insoweit kennt Ihr mich auch, daß Ihr mir bei einem so unendlich wichtigen Schritte nicht Leichtsinn zutrauen werdet.

Der folgende Brief Rothe's vom 6. Januar 1822 enthüllt nun das Geheimniß. Er beginnt mit der Bitte um Verzeihung für die halben Mittheilungen des letzten Briefes sowohl wie für den ohne vorherige Befragung der Eltern geschehenen Schritt selbst, und sucht sodann den Finger Gottes in der ganzen Sache nachzuweisen. Wir beschränken uns aber hier auf die Mittheilungen über die Braut selbst und über die Anbahnung ihres Verhältnisses:

Die Seele, die ich mit diesem Briefe so gern in Eure Arme führen möchte, gehört Louisen von Brück an, der Schwester der Doctorin Heub-

ner, der Tochter einer verwittweten Hauptmannin von Brück, einer Frau, die für mich immer schon, ehe noch ein Gedanke an die Tochter in meine Seele kam, zu den achtungswürdigsten, die ich kenne, gehört hat, und in deren ganzem Wesen ich immer, die Unähnlichkeit körperlicher Leiden abgerechnet, eine große Aehnlichkeit mit der Tante Storchen gefunden habe. Wenn ich doch einmal ab ovo anfangen soll, so kann ich hersetzen, daß gleich in den ersten Tagen meines Hierseins einer meiner Freunde mir sagte, sein erster Gedanke wie er mich gesehen, sei gewesen, ich sei für Louisen prädestinirt. Indessen machte diese Bemerkung damals gar keinen Eindruck auf mich. Vielleicht hatte ich Louisen damals noch nie gesehen; auf jeden Fall ließ ich mich dadurch gar nicht veranlassen, mich nach ihr umzusehen. Wir lernten einander zwar kennen, wie es nicht anders möglich war, als Hausgenossen; sprachen einander zuweilen, doch ohne daß mir von ferne ein anderer Gedanke in den Sinn gekommen wäre, ja ich möchte eher sagen, daß ich ihren Umgang bisweilen zu vermeiden suchte, vielleicht aus einer geheimen Furcht, überlistet zu werden. Ich war dem freundlichen, unschuldigen Wesen von Herzen zugethan; aber daß dieß sonst noch etwas zu bedeuten haben könnte, davon hatte ich auch nicht die leiseste Ahnung; ich gestehe ganz offenherzig, vielleicht großentheils mit aus dem Grunde, weil ich mir nie habe einbilden können, daß mir ein Mädchen auf eine andere als die ganz gewöhnliche Weise gut sein könne, und dieß also am allerwenigsten bei Louisen vermuthete. So standen die Sachen noch als ich mit Euch meinen Landecker Jubelmonat verlebte. Auch nicht der entfernteste Gedanke. Seit dem September fügte es sich durch ganz äußerliche Umstände, — reine Zufälligkeiten, wenn sonst es welche gäbe — daß wir einander öfter sprachen. Alles war ganz und gar ungesucht. Ich gebe gern zu, daß es seit jener Zeit mehr als bloßes Sprechen wurde, wenigstens lernten wir einander nebenher auch verstehen. Aber auch damals litt ich noch keinen weiteren Wunsch oder Gedanken in meiner Seele. Wohl aber nahm ich die ihrige herzlich mit in mein Gebet, und bat unsern HErrn täglich, Er möchte sie immer reichlicher mit dem Genusse Seiner Liebe erfreuen, immer inniger sie es fühlen lassen, daß sie seine Tochter und Schwester sei. Ich that damit nichts weiter, als was zu lassen mir Sünde gewesen wäre. Von der Zeit an aber, wo in meinem Herzen eine bestimmte Stimme laut und verständlich wurde, habe ich mich vor meinem GOtt, o wie oft! auf die Knie geworfen, und Ihn mit aller Inbrunst und Kindlichkeit, die mir zu Gebote stand, angerufen, alle solche Gedanken und Wünsche aus meiner Seele mit der Wurzel herauszureißen, mir meinen eigenen Willen ganz und gar zu brechen, und nur das geschehen zu lassen; was Sein Wille sei. Ich hatte unverkennbare Beweise, daß ich nicht vergeblich anklopfen würde, wenn ich wollte; ich konnte also alles, was aus der Sache werden könnte, auf's reiflichste überlegen. Und das habe ich ehrlich gethan. So oft ich es nach rein menschlichen Verstandesprinzipien that, so hielt ich es für thöricht und unrecht, durch eine Verbindung dieser Art mich selbst zu bin-

den, und es schien mir sehr natürlich, allen ferneren Umgang rund abzubrechen; denn das mußte geschehen, wenn ich nicht zum Verbrecher an der reinen Seele des Mädchens werden wollte. Diesen Entschluß auszuführen, dazu wäre ich unter GOttes Beistand wohl grade noch stark genug gewesen. Allein es wurde mir bald gewiß — und das wahrlich nicht auf Eingebung meines eigenen Herzens — daß ich dieß nicht dürfe. So oft ich die Angelegenheit im Gebete vor GOtt erwägte, wurde es mir sehr klar und gewiß, daß GOtt mir nicht umsonst Louisen's Seele so nahe geführt; daß Er mich vielmehr darauf gewiesen habe, sie Ihm zuzuführen; daß Er sie dereinst von mir fordern werde. So viel wurde mir deutlich und gewiß, daß ich keinen Schritt zurückthun dürfe; doch war damals noch immer mein Gedanke, daß Louisen's Hand und Herz keineswegs mir zugedacht sei. Ich stellte diese Sache ganz in des HErrn Hand, und bat Ihn nur immer, mir nicht meinen eigenen Willen zu lassen, sondern ihn zu zerbrechen. Indessen wurde mir nach einiger Zeit in den besten Stunden des Gebets die Gewißheit, Louise sei für mich bestimmt, und ich habe seit jener Zeit nicht mehr daran gezweifelt, daß sie mein werden werde. Seitdem habe ich sie in meinem Herzen getragen und gehegt wie meinen Augapfel, wie eine köstliche Perle, die ich einst mit vor GOttes Richterstuhl bringen müßte. Allein ebenso fest war es nun auch bei mir beschlossen, in dieser ganzen Sache aus eigenem Gutdünken auch nicht Einen Schritt weder rückwärts noch vorwärts zu thun, sondern blos das geschehen zu lassen, was ohne alle weitere Einleitung geschehen würde, Das habe ich denn auch ehrlich gethan; und ich erwartete nichts weniger, als daß sobald eine bestimmte Erklärung fallen würde; vielmehr hoffte ich, eine solche würde sich wenigstens bis zu meinem Abgange von hier verziehen. Daher, geliebte Eltern, mußte es auch für mich höchst unerwartet sein, daß es sich so bald so fügte, daß am 16. December wir einander, ohne selbst zu wissen wie, mit einem Male uns erklärt hatten. Ich habe weiter nichts gethan, als was ich durchaus thun mußte, wenn ich nicht gegen die redlichste Seele unredlich handeln wollte. Nun war es sehr natürlich, ja offenbar Pflicht und Schuldigkeit, daß wir uns Louisen's Mutter und dem lieben Heubner entdeckten. Sie gaben beide von ganzem Herzen ihren Segen dazu, und, geliebte Eltern, darum bitten wir denn nun auch Euch. Wenn Ihr nur darin, daß ich nicht zuerst mit Euch zu Rathe gegangen, nicht einen Mangel an kindlicher Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen suchet! Wenn Euch mein Wort etwas gilt, so glaubet mir, der alleinige Grund davon liegt darin, daß für mich selbst die Entwickelung so überraschend schnell eintrat. Sie zu suchen oder zu beschleunigen, davon kann niemand entfernter gewesen sein als ich selbst.

Den übrigen Theil dieses ausführlichen Briefes und ebenso die ganze Reihe der ihm folgenden näheren Mittheilungen müssen wir hier übergehen. Daß Rothe's Eltern, denen die Briefe des letzten Halbjahres ersichtlich oft genug zu lebhafter Sorge Veranlassung

gegeben, den in solcher Stimmung und ohne Berathung mit ihnen unternommenen Schritt nicht sofort freudig begrüßen konnten und ihrem Sohne mancherlei Bedenken äußerten, liegt ohnedem ebenso in der Natur der Sache, als daß das hohe Zartgefühl und der edle Sinn der Eltern sich grade bei solchem Anlaß im schönsten Licht zeigen mußten. Die von ihnen erhobenen Bedenken sind der Art, daß ihr Sohn gradezu sagt: „Eure Besorgnisse sind sehr richtig. Wäre unser Verhältniß von der Art, wie ihr mit vollem Fuge den möglichen Fall setzt, daß es sein könne, nun so wäre ich gewiß der Erste, der auf mich einen Stein würfe.“ Und umgekehrt konnte es wohl kaum zu völliger Beruhigung der Eltern gereichen, wenn er seinerseits meint: „Alle Eure Bedenklichkeiten kann nichts besser niederschlagen, als wenn Ihr das immer im Auge behaltet, daß die Verbindung von solchen, die den Herrn Jesum kennen, in Seinem Namen und auf Ihn und zu Seiner Ehre geschehen sei. Zwischen Solchen sind alle diese Dinge etwas ganz anderes. Uebrigens sind wir mit Eurem Rathe, die Sache in aller Stille zu lassen, vollkommen einverstanden, und ich will auch, so schwer es mir fallen wird, der lieben theuren Schwester keine Sylbe davon schreiben. So viel kann ich Euch noch sagen, daß in Wittenberg dergleichen Begebenheiten nicht im Mindesten zu den auffallenden gehören, sondern vielmehr ganz an der Tagesordnung sind.“ Der Vater hat denn auch die letzten Worte doppelt angestrichen. Dabei ist es zwar völlig der persönlichen Demuth seines Sohnes angemessen, aber darum doch nicht dem thatsächlichen Verhältniß entsprechend, wenn dieser gleichzeitig sagt:

Jetzt noch ein einziges Wort in Beziehung auf eine Stelle in Deinem Briefe, liebe Mutter. Was Ihr an mir gethan habt, beste Eltern, mit unermüdlicher Liebe und Aufopferung, das mag ich freilich immer noch nicht tief genug fühlen; allein ich fühle es doch schon so tief, daß ich von Stein sein müßte, wenn es mich nicht bis in mein innerstes Lebensmark hindurch rührte. Aber es müßte mir sehr wehe thun, wenn Ihr Euch in mir irrtet. Nach der Größe Eurer Wohlthat dürfet Ihr freilich mit vollem Rechte schließen, daß aus mir etwas Ordentliches geworden sein müsse. Allein der gute Samen Eurer Liebe muß wohl auf einen sehr unfruchtbaren Boden gefallen sein. Es wäre ein trauriger Irrthum, wenn Ihr glaubtet, Euer Sohn sei nun etwas recht Tüchtiges, etwas Ausgezeichnetes geworden, der auch in dem Lebenskreise, in welchen er einmal eintreten soll, auf einen ehrenvollen Platz Ansprüche zu machen hätte. Liebe Eltern! ach, wie irrtet Ihr Euch da! Das ist mein heiligster Ernst!

Euer Sohn ist vom allermittelmäßigsten Schlage, nichts weniger als ein genialer oder talentvoller und kenntnißreicher junger Mann, sondern ein unnützer Knecht, der (es ist wahrlich meine innerste Herzensüberzeugung), wenn nach strengem Rechte gerichtet wird, auch der kleinsten Dorfgemeinde nicht wahrhaft vorstehen kann. Insofern, liebe Eltern, vor der Welt werdet Ihr Euch mit mir wohl nie Ehre einlegen können; GOtt gebe dereinst vor GOtt! damit wollen wir Alle zufrieden sein!

Trotz ihrer Bedenken aber hielten Rothe's Eltern nicht nur nicht mit ihrem Segen zurück, sondern traten auch von Anfang an der künftigen Schwiegertochter mit solcher Freundlichkeit entgegen, daß er schon am 23. Januar für Briefe von ihnen vom 12. und 16. Januar danken kann, von denen er sagt: „Ihr habt uns beiden, wie Ihr wohl denken könnt, eine sehr große Freude damit gemacht. Louise insbesondere dankt Euch auf's herzlichste für Eure elterliche Zuschrift. Die Mama und Louise gaben sie mir mit Lächeln zu lesen, obgleich sie gewiß nicht weniger als ich von der wahrhaft elterlichen Liebe, die sich darin ausspricht, gerührt waren. Du weißt nicht, wie unendlich dankbar ich Dir dafür bin, liebster Vater, daß Du grade so geschrieben hast." Und es entwickelte sich alsbald auch ein verhältnißmäßig lebhafter Briefwechsel zwischen den Eltern und zwischen der Braut. Aus einer Reihe von Briefen von der Hand der letzteren sei hier noch einer der inhaltreicheren aufgenommen, um auch Rothe's spätere Lebensgefährtin sich durch sich selbst charakterisiren zu lassen:

Wittenberg, den 6. Februar 1822. — Ihr geliebter Brief erfüllte mein Herz mit Freude, und die Ueberzeugung, daß Sie nicht unzufrieden mit der Wahl Ihres Sohnes sind, zieht mein Herz mit kindlichem Vertrauen zu Ihnen hin, so daß ich mit aller Aufrichtigkeit, und ohne Zurückhaltung, solchen beantworte, und Ihre väterlichen Bedenklichkeiten zu widerlegen keinen Anstand nehme.

Was den ersten Punkt in Ihrem Briefe betrifft, mein gütiger Vater, Sie haben mir ein Recht zu diesem Namen gegeben, so habe ich nie einen Werth auf drei Buchstaben gelegt, die der Zufall vor meinen Namen setzte, meine Mutter lehrte mich den Werth des Menschen in seinem Herzen und seinen Tugenden finden.

Zweitens, die Anstellung Ihres Sohnes können wir beide abwarten, bis selbigem ein Wirkungskreis angewiesen wird, der seinen Kenntnissen und Wünschen entspricht, mein geliebter Richard muß auch ernten, wie er gesäet hat.

Drittens, was den hohen religiösen Sinn Ihres Sohnes betrifft, so weiß ich diesen zu schätzen, selbiger wird auch mich, von seiner Hand ge-

leitet, den Weg zu Gott und Tugend führen, und darin befestigen; voller Vertrauen überlasse ich mich seiner Leitung. Ein stilles eingezogenes Leben, das mit seinem Stand verbunden, kann für mich kein Opfer sein, das ich meinem Richard nicht gern bringen wollte; einsam, an der Seite meiner Mutter aufgewachsen, kenne ich das Geräusch der Welt nicht, und kann also auch nichts entbehren.

Schließlich muß ich Sie, meine verehrten Eltern, noch auf einen Punkt aufmerksam machen, der für meine Ruhe nothwendig ist? Nämlich dieses, glauben Sie ja nicht, daß Ihr Sohn ein Mädchen gewählt hat, die sich durch Vorzüge auszeichnet, nichts weniger als dieses, ein reiner kindlicher Sinn für alles gute, verbunden mit dem besten Willen Ihren Richard recht glücklich zu machen, Freude und Leid zu theilen, ist alles, was ich selbigem entgegen setzen kann; dieses Bekenntniß war ich Ihnen schuldig und auch mir, denn meine gute Mutter, welche sich recht herzlich empfiehlt, spricht immer, Wahrheit muß vorangehn, und sollten wir die schönsten Hoffnungen unsers Lebens zertrümmern.

Schenken Sie theure Eltern meines Richard mir einen Platz in Ihrem Herzen und in Ihrer Liebe, und nehmen Sie die Versicherung der aufrichtigsten kindlichen Liebe und Hochachtung an, von Ihrer Tochter

Louise von Brück.

Auch Rothe's eigene Briefe in den folgenden Monaten sind beinahe noch zahlreicher und länger wie früher, zumal wo er in erhöhtem Grade das Bedürfniß fühlt, seinen Eltern gegenüber seine vorerst noch immer mehr von der ihrigen abweichende religiöse Anschauung zu vertheidigen. Wir stellen daher noch einmal zunächst diejenigen Ausführungen zusammen, welche für die richtige Beurtheilung seiner religiösen Entwickelung von Belang sind, um darauf wieder die äußeren Begebenheiten derselben Zeit im Seminar wie in den sonstigen Wirkungskreisen Rothe's kurz zu verzeichnen.

Jener separatistische Zug des alten Hallischen wie des modernen Pietismus, auf den schon früher hingewiesen werden mußte, die ätzende Säure in der Beurtheilung aller irgendwie andersdenkenden Personen und aller nicht nach den Conventikelschablonen zugeschnittenen Verhältnisse zeigt sich zunächst wieder bei allen Anlässen, wo die (anfänglich so ganz anders gewürdigten) Seminarlehrer besprochen werden. So war seit Mitte Januar 1821 als vierter Lehrer der von Berlin berufene Professor Schöne in Thätigkeit. Anfänglich (am 23. Januar) wird nun wenigstens einem Theile seiner Leistungen Anerkennung zu Theil, indem zwar seine Vorlesungen über die Geschichte des kirchlichen Lebens und über den Geist der ausgezeich-

netsten geistlichen Redner langweilig genannt werden, dagegen alsbald hinzugefügt wird:

Ganz anders dagegen fällt mein Urtheil über seine homiletischen und katechetischen Uebungsstunden und über seine Leitungen der Disputationen aus, oder lieber ich möchte eigentlich in dieser Beziehung gar noch nicht über ihn urtheilen. Er ist in diesen bis jetzt mit einer Offenheit, Freimüthigkeit und Bestimmtheit aufgetreten, die mir sehr wohl gethan hat, weil ich sie bisher in unserer Anstalt sehr vermißt habe, und es mir immer vorgekommen ist, als machten die Herren mit uns viel zu viel Complimente — und die ich von Herzen billigen würde, wenn ich nur recht gewiß wäre, daß Prof. Schöne Kraft und eigne Klarheit genug haben wird, diesen Ton (der einen großen Theil von uns gegen ihn eingenommen, ja ich darf wohl sagen aufgebracht hat) auch für die Dauer zu behaupten. Auf jeden Fall steht aber doch wenigstens zu hoffen, daß in dieser Beziehung durch ihn wieder ein neuer Lebensanstoß in die Anstalt kommen werde. Uebrigens wird uns jetzt leider gewaltig viel Zeit mit diesen Seminarialgeschäften zersplittert.

Um Vieles schärfer aber spricht sich der Brief vom 27. Februar 1822 über das Seminar im Allgemeinen, wie über den neu berufenen Lehrer im Besondern aus, und darf diese Stelle nur unter dem (wiederholten) Reservat mitgetheilt werden, daß wir in solchen Urtheilen nur die der einen Seite, und zwar einer prononcirt einseitigen, vor uns haben:

Ich kann nicht läugnen, daß ich mich jetzt in meinen Seminarialverhältnissen nichts weniger als behaglich fühle. Ach, die schöne Zeit, die man hier ex officio todtschlägt. Wenn man nun einmal das bischen praktische Routine, die einem hier beigebracht wird, weg hat, wozu wahrlich nicht zwei Jahre erforderlich sind, — so kann man in der That hier nur noch aus Heubner's Stunden wahren Gewinn ziehen, und zwar aus ihnen recht sehr, sehr vielen. Aber das, was darüber ist, ist auch alles vom Uebel. Ich wüßte wirklich nicht, was einer bei dem alten General und bei Schleusner lernen wollte. Ach, und wie haben wir uns in Schöne'n geirrt. In der That, es ist gewissenlos von Seiten des Ministeriums gehandelt, an eine solche Anstalt einen Mann zu schicken, der sich nicht im Geringsten für dieselbe schickt und dessen Hauptvorzug blos darin besteht, daß er sich mit 300 Thlrn. begnügt, was doch auch eben für einen Gelehrten keine sonderliche Empfehlung ist.

... Er trat zuerst mit einer Bestimmtheit, namentlich in Hinsicht seiner religiösen und theologischen Anschauungen auf, die Viele von uns für ihn einnahm. Er mußte sich aber verrechnet und nicht gemeint haben, der Wind wehe bei dem größeren Theile von uns grade von der entgegengesetzten Seite her, wie es wirklich der Fall ist. Nun er dieß gemerkt hat, scheint er es sich zum Gesetze gemacht zu haben, mit seinen religiösen An-

sichten ganz und gar hinter der Mauer zu halten, wenigstens bricht er jedes Mal, sobald die Rede auf eigentlich christliche Lehren kommt, auf eine in unserer Aller Augen lächerliche Weise ab, unter dem Vorwande, das führe uns zu weit ab, das gehöre nicht eigentlich hierher, darüber könne jeder seine Meinung haben (was bei wesentlichen Punkten der biblischen Lehre doch wahrlich von christlichen Religionslehrern nicht gesagt werden kann), das komme am Ende alles auf Eins hinaus u. s. w.

... Die Sachen sind also jetzt hier so angethan, daß einem hier der geistliche Stand ordentlich verleidet werden kann, und ich gestehe ganz offenherzig, daß ich, wenn ich nicht Louisen hier hätte, angefragt haben würde, ob ich nicht vielleicht schon vor Ostern bei Euch Quartier finden könnte. Allein da der liebe GOtt es anders gefügt hat, und es mir grade jetzt und vor dem Eintreten einer, aller Wahrscheinlichkeit nach so langen, Trennung in jeder Hinsicht von großer Wichtigkeit sein muß, noch einige Zeit lang in Louisen's Nähe zu leben, so will ich nur noch geduldig das halbe Jahr ausharren.

In derselben Weise wird aber auch über die allgemeinen Verhältnisse bei jeder Gelegenheit abgeurtheilt. So heißt es gleich nach der eben angeführten Stelle:

Hier beiläufig auch eine Neuigkeit. Der vortreffliche Strauß in Elberfeld (der Verfasser der Glockentöne, des Helon u. s. w.) kommt als Hofprediger und Prof. Theol. mit einem Gehalte von 3000 Thlrn. nach Berlin. Ich bin sehr begierig, was dieß bei den höchst verwickelten (und es ist mir immer als dürfte ich hinzusetzen, großentheils auch verkrüppelten) religiösen Constellationen in Berlin für eine Wirkung haben wird. Strauß ist eine frische, gesunde, edle Natur, und das bleibt mir nun doch einmal gewiß, daß es höchst wünschenswerth ist, wenn in einem christlichen Garten recht viele natürlich edle Bäume stehen, wiewohl freilich der natürliche Adel der Seele noch keineswegs die in GOttes Augen wohlgefällige Güte derselben ist. Ich kann mich immer des Gedankens nicht enthalten, namentlich auch bei Betrachtung des Berliner Standes der Dinge, daß man eigentlich nicht von Uebertreibungen des Christenthums sprechen sollte. Man thut damit den Leuten viel zu viele Ehre an. Der Fehler jener Uebertreiber liegt vielmehr darin, daß sie eigentlich das Christenthum gar nicht oder doch wenigstens viel zu wenig treiben, was aber freilich, genau besehen, nur in vita communi geschehen kann. Denn was der Christ in der Kirche, im Betsaale und in seinem Kämmerlein thut, das nenne ich sein Essen und Trinken, nicht seine Arbeit, und es gehört noch gar nicht viel dazu, sich solche geistliche Speise wohl schmecken zu lassen; da sie in der That so süßen Geschmackes ist.

Und wie hier die Berliner, so werden auch die Hallischen und die Magdeburger Theologen abgekanzelt in einer gegensätzlichen Parallele mit Heubner:

Heute erhältſt Du endlich auch die Heubner'ſche Reformationspredigt. Ich weiß nicht was Du dazu ſagen wirſt. Es geht mit allen ſolchen Reden ſo, daß man ſie hören und die Stimmung des Tages mit hinzubringen muß. Es iſt die Predigt in der Halliſchen Lit. Zeitung Januar 22 recenſirt, mit allem Lobe, nur macht ſich Recenſent über das Beſte darin, nämlich über das Chriſtliche luſtig, und beſonders über das Lied am Schluſſe, das er, wie er ſagt, als Probe des liturgiſchen Geſchmacks des Verfaſſers anführt. Soviel iſt wenigſtens gewiß, daß die Predigt ſehr an ihrer Stelle war, indem die von Halle und Magdeburg deputirten Theologen an einem ſolchen Tage wenigſtens einmal hören mußten, was chriſtliche, evangeliſche Wahrheit ſei, wenn ſie auch noch ſo ſehr darüber lächelten.

In charakteriſtiſcher Ergänzung zu dem immer ſchärferen Abſprechen über Alles, was nicht dem Pietismus verfallen iſt, ſteht dabei auch jetzt wieder der immer lebhaftere Verkehr der „Gläubigen" unter einander. So berichtet Rothe am 14. März von einem am Tage vorher früh um 8 Uhr ſtattgehabten Rendezvous mit Krummacher, das gegen die urſprüngliche Abſicht bis zum folgenden Mittag ausgedehnt worden war. Und am 23. März klagt er ſogar ſelber, daß ſolcher Beſuche zu viel würden:

Es iſt jetzt einmal wieder die ſchlimme Zeit für unſer Seminar, wo es einem Taubenhauſe gleicht, und wo man ex usu lernen kann, daß man auch des Guten zu viel empfangen kann. Vorigen Mittwoch kam unſer lieber Bruder Krummacher zu uns. Am Abende deſſelben Tages kam noch dazu Licentiat Tholuck aus Berlin mit drei dortigen Studierenden. Krummacher ging Donnerſtags Abends wieder zurück; zwei der Studioſi ſetzten geſtern Nachmittags ihre Reiſe weiter fort und der dritte nebſt Tholuck reiſen in wenigen Stunden wieder nach Berlin zurück. Solche Beſuche ſind uns recht ſehr lieb und werth; nur muß doch nicht gar zu viel auf einmal kommen.

Dabei rekrutirte ſich der Conventikelkreis immer mehr. Beſonders bedeutſam war in dieſer Beziehung der (am 25. April gemeldete) Eintritt eines zweiten Hauslehrers der Stolberg'ſchen Familie, der denn auch mit Gründler ſchon von früher befreundet war: von Hoff.

In demſelben Zuſammenhang iſt auch wieder eine Kritik anders gearteter Predigten zu erwähnen (vom 11. April), die unwillkürlich an den ſchon in Berlin gemachten Ausfall gegen Dräſeke erinnert:

Herzlichen Dank für die Tſcheggny'ſchen Predigten. Du haſt mir durch dieſe Mittheilung einen großen Dienſt erzeigt, nicht zwar, als hätten mich die Predigten ſelbſt beſonders angeſprochen, ſondern inſofern als Du mich durch dieſelben einen Mann zum Voraus wenigſtens einiger-

maßen hast kennen lernen lassen, der, wenn sonst ein lebendiger Geist über ihn kommt, in Breslau ein weites Feld zur Wirksamkeit findet, und mit dem ich aller Wahrscheinlichkeit nach doch künftig auch einmal in Berührung kommen werde. Ich mag eben darum jetzt noch nicht bestimmter urtheilen; nur das wird Dir gewiß auch, wenn Du die Predigten durchgelesen hast, als Totaleindruck zurückgeblieben sein, daß das in ihnen Vorgetragene nicht das eigentliche Christenthum sein könne.*) Dazu ist es doch in der That zu inconsistent, unklar, dazu hat es gar zu wenig specifische Kraft, dazu läßt es sich doch, wenn man den ganz planen Gedanken die von einer gewissen Popularphilosophie, die sich ganz unvermerkt aus der Schelling'schen abgesetzt hat, erborgten Domino's, Cheauvesouri's, Floraugen ꝛc. auszieht — gar zu sehr auf allen Gassen finden. Lieber Vater, versetze Dich einmal in die Lage eines solchen Predigers. Posito dieser — wie er in jenen Predigten vorliegt — und dergleichen wäre Dein homiletischer Stoff, und daneben hättest Du die Bibel, mit welcher Du vor Deiner Gemeinde als einem heiligen und göttlichen Buche verfahren müßtest; — und nun solltest Du auftreten und zu einer Versammlung von Leuten reden, die da von Dir nicht Dein armes menschliches Wort, sondern GOttes heilbringendes, seligmachendes Wort zu hören begehren, oder doch wenigstens begehren sollen. Lieber Vater, Du wirst es gewiß empfinden, welch' ein armer, verlassener Mann der Prediger ist, wenn er nichts anderes kann als Recepte dictiren, und keine Apotheke voll göttlicher Heilskräfte mit sich führt. Kann man sich noch wundern, wenn die Laien den geistlichen Stand so verächtlich finden! Steht er mit ihnen auf dem gleichen Standpunkte des Unglaubens, wie in unseren Tagen zum großen Theil — so steht er da wie ein Heuchler vor ehrlichen Leuten. Und ist es nicht zu beklagen, wenn diese Heuchelei sich traditionell als etwas mit zur geistlichen Amtskleidung gehöriges, gar keiner sittlichen Beurtheilung unterworfenes forterbt, so daß nun jetzt der größte Theil bona fide — insoweit dieß überhaupt möglich ist — drin fortlebt? Aber wir haben keine Kirche mehr — und darum glaubt kein Mensch mehr, daß er noch Pflichten gegen die Kirche habe.

Aus demselben Briefe gehört auch die folgende Stelle hierher:

Heute früh hatten wir Besuch von acht Zöglingen des Berliner Missionsseminars. Man spricht hier viel von Bewegungen, die unter der Berliner Domgeistlichkeit wegen der neuen Liturgie entstanden sein sollen. Theremin und Ehrenberg sollen um ihren Abschied nachgesucht haben. Dicitur, traditur, heißt das. De Wette geht nun wirklich als prof. theol. nach Basel. Von Herzen gönne ich ihm diese Freistätte. Aber wie würde sich wohl ein griechischer Philosoph in dem Collegio der Apostel ausgenommen haben? Indessen es kann zu vielem gut sein, besonders für de Wette selbst.

---

*) Von Rothe's Vater am Rand angestrichene Worte.

Von allgemeinem Interesse sind in derselben Beziehung ferner Rothe's Berichte über Heubner's Commissorium nach Pommern zur Untersuchung der dortigen separatistischen Bewegungen. Am 13. Mai 1822 theilt er zunächst die Abreise mit:

Gestern hat uns unser Heubner auf 5 Wochen oder vielleicht auch länger verlassen. Er ist in Folge einer Kabinetsordre Sr. Majestät mit dem Propst Ribbeck in Berlin als geistlichen und den Geh. Justizräthen Müller und Streckfuß als weltlichen Commissarien nach Hinterpommern und namentlich in den Stolper, Rügenwalder und Rummelsburger Kreis geschickt worden, um die dortigen separatistischen Umtriebe zu untersuchen und wo möglich beizulegen. Je weiter diese Sachen in der dortigen Gegend um sich gegriffen haben, und je mehr ächtchristliches unter vielerlei nichtchristlichem vermischt ist, desto mehr muß man sich darüber freuen, daß die Sachen in solche Hände gekommen sind. Sehr ehrenvoll ist der Auftrag auf jeden Fall für Heubnern, aber auch sehr schwierig; und für uns ist es sehr traurig, die ganze Zeit über von Seiten unsrer Seminarialstunden nun ohne allen eigentlich lebendigen Anspruch bleiben zu müssen. Aber bei solchen Gelegenheiten kommt so manches an den Tag, wovon man sonst gar nichts würde zu sehen bekommen. Heubner's Abschied von hier war im höchsten Grade rührend. Um 6 Uhr des Morgens predigte er noch vor einer gedrängt vollen Kirche aus der Fülle des Herzens. Um halb 8 Uhr zog er aus der Stadt, begleitet von dem größten Theile von uns. Vor dem Thore empfing ihn eine zahlreiche Versammlung der Bürgerschaft und ein Haufe von Leuten aus allen Geschlechtern und Altern, die sich alle anschlossen. Beim Weitergehen stieß er alle Augenblicke wieder auf einen Haufen seiner Gemeindeglieder, die ihm noch Blumen mit auf den Weg geben, ihm noch ein Lebewohl sagen wollten, u. s. f.

Am 28. Mai berichtet er Näheres über die Art der Commission:

Heubner hat heute von Stettin aus geschrieben. Er reist morgen von dort ab und kommt Donnerstags nach Stolpe. Gott gebe seinen Segen dazu. Lange wird die Sache auf jeden Fall dauern. Es ist den Commissarien in Berlin nochmals alle mögliche Schonung anempfohlen worden, besonders auch von Seiten des Kronprinzen, mit dem Heubner eine lange Conferenz gehabt hat. Nun in schonendere und überhaupt bessere Hände konnte die Sache nicht gelegt werden, als in die unsres ebenso kindlich und demüthig frommen als schnell und scharf auffassenden und bei dem als wahr und recht erkannten unerschütterlich beharrenden, dabei aber vor allen Dingen ganz und gar von durch Jesum geheiligter Liebe durchdrungenen und überströmenden Heubner. Zurückerwarten aber dürfen wir ihn wohl noch lange nicht.

Das erzielte Resultat (wie es wenigstens damals erscheinen konnte) wird am 12. Juni geschildert:

Von Heubner kam erst heute wieder ein Brief aus Stolpe. Er schrieb sehr betrübt. Gewiß leidet er innerlich viel. Was er dort gefunden, hat seine Erwartungen weit übertroffen, preiswürdige Wunder der göttlichen Gnade; besonders kann er nicht genug beschreiben, wie herrlich verklärt durch Gottes Gnade der mittlere Herr v. Below (Gustav) sei, und welcher himmlische Friede in diesen stillen Dörfern wohne. Daß er solchen Brüdern nicht kindlich und mit Thränen um den Hals fallen kann, sondern gegen sie die gemessene Rolle des Commissarius spielen muß, martert sein Herz um so mehr, als es das erstemal ist, daß er eine so ausgebreitete und zusammenhängende Erweckung mit eignen Augen zu sehen bekommt. Aber leider scheint wohl von den Mitcommissarien (wiewohl unter ihnen der nichts weniger als geistlose Dichter Carl Streckfuß ist) zu gelten, was 1. Cor. 2, 14 geschrieben steht: „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, es ist ihm eine Thorheit und kann es nicht erkennen; denn es muß geistlich gerichtet sein." Sie gestehen beim Anblick solcher Gnadenwunder ein, daß es anstaunungswürdige Erscheinungen seien von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit, aber auf dem Wege Schwärmer zu werden. So ging's freilich zu allen Zeiten seit Apostelgesch. 2, 13 und Kap. 26, 24 (wiewohl auch allemal dabei im Herzen bei klarerem oder dunklerem Bewußtsein das verhandelt wird, was von V. 25 bis 32 steht). So geht es, Irrthümer werden von allen Seiten besehen und beleuchtet, zumal wenn es solche sind, die dem Wesen dieser Welt feindlich sind. Aber die Sünde hat das große Privilegium der freien Religionsübung über den ganzen Erdboden. Die weltlichen Commissarien können nicht genug eilen, und so muß denn Heubner mit ansehen, daß die Sache über's Knie gebrochen wird. Sie glauben in Kurzem mit allem fertig zu sein, und Heubner schreibt, es sei sehr die Frage, ob sie von Stolpe aus überhaupt noch weitere Ausflüge machen würden. Wenn irgend Jemand streng am Kirchenthume hängt, so ist es Heubner; aber er wird nie das Christenthum nach dem Kirchenthume messen, und dieses schon für jenes annehmen. Man muß sein kindliches, durch und durch liebevolles, demüthiges Herz kennen, um sich vorzustellen, wie sehr solche Geschäfte es zerreißen müssen. Er hat vor, wenn es sich thun läßt, noch nach der Abreise seiner Collegen einige Tage allein in Stolpe zu bleiben, und davon ließe sich noch das Meiste hoffen. Der Separatismus ist, wo er sich auch zeigen mag, allemal ein Irrthum, allemal ein (wie jeder Irrthum in Sachen nicht des historischen Wissens, sondern des sittlichen Glaubens) aus sündlicher Quelle fließender; aber wie nahe liegt er nicht in unsrer Zeit jedem, der zu einer lebendigen Erkenntniß des Heils in Christo gekommen ist, zumal wo die Geistlichkeit so tief gesunken ist, wie anerkanntermaßen in jenen Gegenden? und wer kennt nicht das menschliche Herz, das schon der Prophet Jeremias als ein thöricht, verzagt und betrüglich Ding durchschaut hatte, daß er nicht wüßte, wie sich in solchen Fällen auch bei den reinsten Seelen der geistliche Hochmuth unter der Larve der Freiheit von Menschenfurcht einzuschleichen weiß, und eine Unbiegsamkeit in solchen einzelnen Punkten hervorbringt, die durch nichts überwunden werden

kann, als durch die geduldigste, schonendste Liebe? Aber hier ist wieder ein solcher Fall, wo es recht deutlich in die Augen fällt, was für Uebelstände daraus erwachsen, wenn der Landesfürst summus Episcopus ist. — Was übrigens von den in der Welt herumlaufenden Gerüchten über alle dergleichen Erweckungen zu halten ist, bleibt dem nicht zweifelhaft, der weiß, daß von den ältesten Zeiten an nirgends der Lügengeist so geschäftig gewesen ist, als da, wo Christus seine lebendige Kraft an den Seelen der Menschen erwiesen, und sich dadurch bezeugt hat als den, der da sitzet zur Rechten des Vaters und dem da gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Ja, lieber Vater, das ist doch das allerbeste und allerseligste Erbtheil für Zeit und Ewigkeit, wenn man von ganzem Herzen weiß, daß in seinem Namen allein Heil und Seligkeit zu finden ist.

Die meisten Schwierigkeiten wird's bei Abfassung des Berichts geben. Gottlob aber ist soviel gewiß, daß es in Berlin und namentlich im geistlichen Ministerio Männer giebt, die da zwischen Leben und Tod zu unterscheiden wissen. Was aber freilich der endliche Erfolg sein wird, sehe ich nicht ab, weiß jedoch, daß es ein Anderer schon längst abgesehen hat. Sollen wir vielleicht in einem protestantischen Lande die Wiederholung der Salzburgischen Scenen erleben? Es klingt hart, aber es ist traurige und lehrreiche Wahrheit, daß in der Welt von Altersher alle Religionen Duldung und freie Uebung genossen haben, nur die einzige und alleinige wahre niemals. Es hat aber seine guten Gründe in dem Wesen des Geists dieser Welt. Hast Du jemals gehört, daß ein Schatten gepfändet worden sei, weil er über die junge Saat gegangen?

Am 27. Juni wird endlich die in der Nacht vorher „gesund und vergnügt" erfolgte Rückkehr Heubner's gemeldet:

Was der Erfolg der Expedition sein wird, weiß er zur Zeit selbst noch nicht, ich bin also auch nicht im Stande etwas darüber zu schreiben; er hofft aber zuversichtlich, daß Alles in Frieden und mit Milde beigelegt werden werde. Soviel weiß ich nur, daß wir hier alle Gott von Herzen dafür danken, daß er uns den lieben Heubner wieder geschenkt hat. Er wurde schon am Johannistage erwartet, und die hiesige Bürgerschaft war ihm schon zu Wagen und zu Fuße in langem Zuge entgegengegangen; die vorstädtische Jugend hatte schon in höchstem Glanze eine lange Strecke des Weges mit Blumen bestreut, ein von fast 500 Gliedern der hiesigen Gemeinde unterzeichnetes Carmen lag schon auf dem sammetnen Kissen, außerdem waren schon mehrere einzelne Carmina in seiner Wohnung eingelaufen. — da kam statt seiner ein Brief, der eine langwierige Verzögerung seiner Rückkehr erwarten ließ, so daß er nun ganz unerwartet kam.

Neben der unverhohlenen Sympathie mit der separatistischen Bewegung in Pommern stoßen uns aber in denselben Briefen noch eine Reihe anderer höchst bezeichnender Aeußerungen auf. So in

dem Briefe vom 28. Mai ein Excurs über das weltliche Leben, bei Erwähnung des Landecker Bades:

So unendlich werth und theuer mir auch Landeck ist, so wenig habe ich mich doch jemals in das städtische Treiben, das dort herrscht, finden können. Wenn man an Gottes Werken in der Natur seines Herzens Auge wieder gestärkt und wieder ein wenig seiner ursprünglichen Reinheit, bei welcher es überall Wahrheit und Unwahrheit, Göttliches und Ungöttliches in allem, was sich ihm darstellt, unterscheidet, genähert hat — so ist ein Blick auf die einem dort entgegentretenden Werke Gottes in der Menschenwelt um so herzzerschneidender. Ich kann Dir gar nicht sagen, mit welchen Empfindungen ich mir namentlich im vorigen Jahre die Landecker Badegesellschaft angesehen habe; und wenn ich mir die Situation denken soll, in der ich nachempfinden könnte was unser Herr Matth. 9, 36 empfand, wo es heißt: „da er das Volk sahe, jammerte ihn desselbigen, denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben," so stelle ich mich im Geiste des Morgens zwischen 10 und 11 Uhr in die Landecker Trinkbrunnenallee. Eine Versammlung intellectueller und, vor allem, sittlicher Carricaturen macht nicht nur auf meinen Verstand, sondern ganz besonders auf mein Herz einen so innerlich zerreißenden Eindruck, wie ich ihn nicht leicht von etwas andrem empfange. An einem kleinen Hofe würde ich davon ohne besondre göttliche Gnadendurchhilfe unfehlbar wahnsinnig werden. Ach, in solchen Augenblicken, da fühlt man es wohl, welchen unbeschreiblichen Segen die Menschheit am Christenthume hat. Das macht gesunde Menschen an Geist, Seele und Leib; aber auch dieses nur einzig und allein. Das wird Einem bei solchen Gelegenheiten freilich auch klar, daß die menschliche Natur, sobald sie eine natürliche bleibt, und sich nicht durch die übernatürliche Lebenskraft, die durch den Heiland in die Menschheit gekommen ist, anfrischen läßt — wie jede andre Creatur mit den Jahren ihrer Existenz senescirt. Comparetur ein Berliner oder Breslauer oder Pariser und ein Athenienser oder Römischer Heide! Darum zieht auch einen natürlichen Menschen das classische Alterthum dermaßen an. Sed quo aberro! Soviel ist gewiß, unsre eleganten und Luftbäder sind bei weitem mehr Receptacula für sittliche als für leibliche Krüppel; und ich hatte seit langer Zeit keinen solchen Haufen Laffen (cum charitate intelligendum) beisammengesehen als in Landeck. Das Leben unter solchen Umgebungen ist freilich auch eine Seelengymnastik, die aber einem noch nicht von der Liebe Gottes entzündeten Herzen, das dabei so reizbar ist, wie das meinige, sehr gefährlich werden kann.

Dagegen sehen wir wenigstens die Absicht der wissenschaftlichen Laufbahn jetzt fest stehen. In dem eben angeführten Briefe heißt es hierüber:

Ach, lieber Vater, es sieht mir immer mehr und mehr so aus, als würde ich wohl noch in dem alten Katheder holze meine Wurzeln schlagen.

Meine Neigung ist's nicht; meine Louise, die übrigens in diese Sache nie ein Wörtchen mit hineinreden würde, würde sich auf dem Dörfchen so selig fühlen; aber ich sehe wenig Aussichten dazu. Wenn ich für das Reich Gottes unsres Heilandes irgend einmal Nutzen stiften könnte, so muß ich mir freilich bei unbefangner Prüfung sagen, daß ich als bloßer Pastor manche Gaben (Du weißt, daß ich mich wahrlich nicht überhebe!) würde müssen verrosten lassen, die mir Gott nun doch einmal zu seinem Dienste gegeben hat. Ich kann mir auch nicht verhehlen, daß ich nach meiner ganzen Organisation und Führung zum geistlichen Umgange mit wissenschaftlich gebildeten Menschen besser geschickt sein möchte, als zur Seelenführung des eigentlichen Volks. Ich kann es mir nicht verhehlen, daß ich eine ganz entschiedene Neigung zu patristischen und kirchenhistorischen Studien in mir fühle, und ich darf hoffen, daß bei so vorwaltender Neigung auch irgend ein Maaß von Talent dazu vorhanden sein wird; endlich aber kann ich die wiederholten, für mich höchst beschämenden, Aufforderungen — ohne gewissenlos zu sein, nicht so brevi manu in den Wind schlagen, weil sie nicht in meine früheren Phantasien passen wollen. Ich habe daher Heubnern, als er mich vor seiner Abreise nochmals um eine Antwort fragte, die er desfalls den Herren vom Ministerium in Berlin geben könnte, erklärt, daß ich bereit sei, wenn man mir die akademische Laufbahn zu öffnen gesonnen wäre, sie zu betreten, dabei aber auf keinen Fall mir die Wirksamkeit als Prediger würde verschließen lassen. Gottlob kenne ich mich jetzt in Hinsicht des Predigens soweit, daß ich gewiß sein darf, mit Gottes Hilfe einmal diese beiden Aemter ohne Beeinträchtigung des einen durch das andere vereinigen zu können. Im Uebrigen soll es mein Grundsatz bleiben, wenn man mich nun nicht weiter für's Katheder halten sollte, aus freien Stücken nicht darauf los zu marschiren. Dieß kannst Du, wenn er es zu wissen begehrt, gelegentlich auch Hrn. Reinhart mittheilen, unter den angelegentlichsten Empfehlungen und dem herzlichsten Danke von meiner Seite, für die theilnehmende Liebe, mit der er meiner gedenkt.

Seine damalige Auffassung dieses Berufes aber geht aus dem Briefe vom 12. Juni näher hervor:

Die nächsten Jahre müssen durchaus Jahre eines angestrengten Fleißes werden; denn wenn ich wirklich noch ein Katheder-klopffechter werden soll, so ist es hohe Zeit, daß ich mir den Degen dazu schleife. Aber, lieber Vater, über diesen Punkt hoffe ich sehnlich noch recht ausführlich Deinen und der Mutter Sinn zu hören. Wenn ich mir selber, wenn ich nur Euch angehörte, so wären wir ja längst entschieden. Du glaubst nicht, wie viele Stunden des Zweifels und der Ungewißheit mir dieser Punkt schon gemacht hat. Eitelkeit bringt mich gewiß nicht auf's Katheder; ich habe ganz im Gegentheile eine Neigung in mir zu bekämpfen, die mich gern auf bürgerliche Niedrigkeit und Unangesehenheit stolz machen möchte. Dazu kommt Eins, das mir meine akademische Wirk-

samkeit, wenn es so bleibt, sehr verleiden möchte, meine innerliche entschiedene Abneigung gegen alle Exegese der heil. Schrift. Die Bibel ist nach meinem heiligsten Bewußtsein etwas derjenigen Behandlungsart, die in der theologischen Exegese zur Wissenschaft geworden ist, ihrer eigenthümlichsten Natur nach ganz und gar nicht unterworfenes; es thut meinem Herzen, das den unmeßbaren Werth der heil. Schrift Gottlob! von anderswoher kennt, als aus den exegetischen Vorlesungen und Büchern, unbeschreiblich wehe, sie also zu behandeln, ich bin so fest überzeugt, daß alles Exegesiren zunächst und unmittelbar so gar wenig dazu hilft, um den Leuten das Evangelium nicht in die Collegienhefte, sondern in die fleischernen Tafeln des Herzens zu schreiben, daß ich nicht sagen kann, mit welchem Gefühle ich an ein Exegeticum, das mehr als ein bloßes Philologicum sein sollte, gehen würde. Dazu habe ich gar kein eigentlich philologisches Talent, das nun einmal in einem gewissen mathematischen und anatomischen Sinne besteht; sondern mir wird alles sogleich plastisch. Der Philologe und Exeget muß überhaupt eine Constitution des Geistes haben, in welcher die Receptivität die Productivität überwiegt, oder mit andern Worten einen analytischen Geist. Bei mir ist, in vieler Hinsicht leider! alles grade umgekehrt; blutwenig Receptivität, verhältnißmäßig viel Productivität, und die ganze Richtung meines Geistes synthetisch. Darum passe ich für die Historie, die überall aus zerstreuten Bausteinen einen Bau, zu dem weder der Kalk noch das Modell von außenher gegeben ist, bauen soll. Dergleichen innerlichen Kalk, Kitt und Bauriße habe ich reichlich in mir; hingegen zum Abtragen und Auseinanderlegen schon gebauter Häuser gar kein Geschick. Ich weiß mir mit dem alten heiligen Dome der Schrift nichts weiter anzufangen, als darin zu wohnen und zu beten. — Dessen ungeachtet sehe ich wohl ein, wie in unsrer Zeit auf den Akademieen durchaus eine gläubige Exegese gelehrt werden muß, schon aus dem Grunde, weil grade sie vielleicht 10—20 Jahre später denen, in welchen ein Bedürfniß nach etwas Besserem erwacht, nun erst zum großen Segen werden kann. So lange ich also keine gläubige Exegese um mich her lesen sähe, könnte ich es nicht verantworten, wenn ich nicht auch invita Minerva in diesem Stück mein Möglichstes thäte.

Eine andre höchst bezeichnende Ausführung (vom 28. Mai) richtet sich gegen die Union, zwar nur in Fortführung der schon in Heidelberg und bei Gelegenheit des Wittenberger Lutherfestes ausgesprochenen Ideen, aber diese noch schärfer zuspitzend:

Nun noch einige Worte über die Schrift des älteren Krummacher, „über die Wiedervereinigung der beiden Confessionen der evangelischen Kirche, eine Schrift zur ernstlichen Beherzigung für alle christlichen Unterthanen des Herzogthums Anhalt-Bernburg". Bernb. 1820. — Im Allgemeinen geht das Ganze von Prämissen aus, die an sich sehr richtig, allein in dem jetzigen Bestande der christlichen Kirche durchaus nicht vorhanden sind. Einiges Einzelne zu berühren, so wird S. 12 der Wünsche

der Reformatoren in Hinsicht der Vereinigung der beiden Confessionen gedacht, besonders von Luther's Seite. Mit dergleichen Behauptungen schadet man der guten Sache mehr, als man ihr hilft; denn was Luther mit einer solchen Vereinigung gemeint, wissen wir alle; sie sollte in einer Annahme der Luther'schen Unterscheidungslehren von Seiten der Zwingli'schen Partei bestehen. In diesem Punkte wollte Luther gewiß (nach menschlichem Urtheil) zu wenig von Nachgeben wissen. Ebendaselbst wird an Melanchthon's Wünsche für die Einigkeit der evangelischen Kirche auf seinem Sterbebette erinnert. Es ist aber nichts weniger als unbekannt, daß diese Wünsche sich nicht auf die Einigkeit der beiden evangelischen Confessionen, sondern auf die Einigkeit der Lutheraner untereinander bezogen, die damals in den Cryptocalvinistischen Streitigkeiten sich gegenseitig auf's ungebührlichste ereiferten. S. 18 wird behauptet: daß die Prädestination kein Glaubensartikel der reformirten Kirche sei. Es kann dieß unmöglich der rechte Weg sein, die Gemüther zu vereinigen, wenn man ihnen einen halb wahren Satz so hinstellt, daß sie ihn nothwendig falsch verstehen müssen. Es soll dieß nämlich so viel heißen: die Prädestinationslehre ist kein Glaubensartikel der Anhaltinischen reformirten Landeskirche (die also eigentlich eine remonstrantische ist), wobei immer noch die Frage übrig bleibt: quo jure und qua via (schwerlich directa) sie dieselbe losgeworden? S. 21 heißt es: „Die Einführung des Brodes statt der Oblaten würde Luther selbst billigen." Das könnte wohl sein; aber unter andern Bedingungen. Zu derselben Seite muß außerdem bemerkt werden: daß dasselbe Brodbrechen (Act. 2, 42. K. 20, 7. 11) nun wohl nicht entschieden im neuen Testament immer den Genuß des heiligen Abendmahls bezeichnet, indem es im Gegentheil höchst wahrscheinlich ist, daß in der ältesten Kirche eine ähnliche Sitte stattfand, wie noch heute zu Tage in der griechischen Kirche (die überhaupt die alte Liturgie noch am treusten bewahrt hat), wo jedesmal nach vollendetem Gottesdienste ein Brodbrechen gehalten wird, welches sie keineswegs als eine sacramentliche Handlung ansieht, und das sie von dem Abendmahl durchaus unterscheidet. Dessen ungeachtet beweist 1 Cor. 10, 16 allerdings, daß auch bei der Communionfeier das Brodbrechen Observanz der alten Kirche war. S. 22 wird dann auch wieder die Formel: „Unser Herr Jesus Christus spricht: nehmet hin, esset; das ist mein Leib" u. s. w. in Vorschlag gebracht. Gegen diese Formel hätte ich ein ganzes Buch Papier voll Einwendungen zu machen. Hier nur einige wenige. Pro primo wird durch den Zusatz: unser Herr u. s. w. den Einsetzungsworten aller bestimmte Inhalt von vorneherein genommen, indem sie dadurch der willkührlichen Interpretation jedes Einzelnen anheimgestellt werden. Was bei diesen Worten durch menschliche Interpretation Gewisses und Unwidersprechliches herauszubringen ist, das hätte uns doch wohl die Geschichte lehren können. Man kann wohl sagen, daß alle christlichen Kirchen vor dem Richterstuhle des menschlichen Verstandes ein gleiches Recht zu ihrer Erklärung derselben haben. Es ist hier einer der Punkte, wo wir (nicht der Einzelne qua Mensch, sondern qua Glied einer christlich-religiösen Verbindung) ohne Autorität der Kirche

gar nicht wohl durchkommen (Etwas Aehnliches findet bei der Trinitätslehre statt). Unbestimmtheit, mithin Ungleichheit der Vorstellungen von dem eigentlichen Wesen und Zwecke des heiligen Abendmahls kann aber grade hier nicht statthaft sein, weil dadurch nothwendig der Begriff der Communio (zwar nicht cum Jesu, aber doch communicantium inter se) aufgehoben wird. Ueberhaupt ist nichts unsrer ganzen sittlichen und intellectuellen Natur weniger angemessen, und gradezu so sehr zuwider, als das Bestreben auf dem Gebiete des religiösen Glaubens, dessen Kraft grade auf der Bestimmtheit seiner Vorstellungen beruht, bestimmte Vorstellungen (noch dazu wenn sie schon vorhanden sind) in unbestimmte zu verflachen und zu verwässern. Dazu kommt, daß bei obiger Formel das heilige Abendmahl auch diejenige Kraft ganz verliert, die Melanchthon in seinen Locis so ausschließlich hervorhebt, wonach es nämlich ist ein signum oder pignus gratiae divinae, eine specielle und individuelle Aneignung der Vergebung der Sünde und der göttlichen Gnadenverheißungen auf den einzelnen Communicanten. — Endlich aber spricht sich der ehrliche Krummacher S. 23 selbst das Urtheil. Er schreibt: „Dieser lebendige Glaube an Jesum Christum ist das einzige wahre und vernünftige Mittel und Band der innern und äußeren Vereinigung. Was nicht aus diesem Glauben hervorgeht, ist nichtig, ja, wie der Apostel (Röm. 14, 23) sagt, Sünde." Und dieses Band fehlt in unsrer Zeit selbst unter den Gliedern jeder einzelnen Confession, wie sollte es zwischen den beiden Confessionen im Großen stattfinden? Der Hauptfehler liegt darin: daß die ganze Schrift von der höchst unhistorischen Voraussetzung ausgeht, daß beide Kirchen wirklich im Durchschnitte noch aus evangelischen Christen bestehen. Erst wollen wir in beiden Confessionen daran arbeiten, die Leute zu Christen zu machen, dann wird sich die Vereinigung von selbst finden; dann allein kann auch erst ein wirklicher Trieb daraus entstehen; bis dahin ist jede äußerliche Vereinigung ein bloßes opus operatum und daher nicht nur nicht förderlich, sondern vielmehr, wenn nicht (bisher durchaus außer Acht gelassene) Cautelen dabei angewendet werden, sogar seelenverderblich.

Noch charakteristischer als diese Gründe gegen die Union, von denen kein einziger von Rothe selbst später für stichhaltig erkannt worden wäre, die aber die herkömmlichen Argumente aller Unionsfeinde geblieben sind, ist die Bewunderung des durch seine religiöse Verfolgungssucht mehr noch als durch seine unklare Mystik bekannten Genfers Franz von Sales, des Mitstifters der Visitantinnen. Bei Erwähnung seiner Predigt vom Feste Visitationis Mariae sagt nämlich Rothe (am 27. Juni):

Wollte Gott, der Tag würde mir so festlich als dem heil. Franz von Sales, diesem aller Verehrung würdigen Bischofe von Genf, der sogar einen Orden zu Ehren dieses Festes stiftete, den Orden de la visi-

tation de la sainte vierge. Wenn die katholische Kirche in unsern Tagen 50 solche Männer, wie dieser Franz oder wie der heilige Carl von Borromeo und 20 wie Fenelon hätte, so würde sie Wunderdinge thun. Aber soweit reichen die Sailers doch nicht zu. Die Goßners und ähnliche sind in ihr selbst in ecclesia pressa. Dieser François de Sales, notorisch einer der gottseligsten und liebevollsten Männer, die die christliche Kirche nur überhaupt aufzuweisen hat, und dennoch Katholik genug, um in seinem Sprengel Dragonaden gegen die Protestanten nicht zu verschmähen, ist beiläufig ein Beweis ad hominem dafür, daß oft die, welche die Intoleranz verdammen, in ihren Urtheilen bei weitem liebloser und intoleranter sind, als die von ihnen sub titulo der religiösen Verfolgungssucht verdammten, und daß es eine große Ungerechtigkeit ist, von unserm jetzigen protestantischen Standpunkte aus die Handlungen und Grundsätze ausgezeichneter Männer der katholischen Kirche aus der früheren Zeit beurtheilen zu wollen, ohne Rücksicht auf das religiöse Klima, in welchem sie aufgewachsen. Man hat einem Manne oder einem ganzen Zeitalter noch keineswegs das Gericht gesprochen, wenn man auch einen Flecken an ihm nachweisen kann, und wenn es auch ein solcher wäre, der objectiv freilich immer verdammungswürdig ist, subjectiv aber unter einer bestimmten Constellation mit den liebenswürdigsten Tugenden fast unzertrennlich (nämlich bei Menschen) verbunden sein kann. — Doch wozu diese Abschweifung, die nichts weniger soll, als der Intoleranz das Wort reden?

Wir erwähnen im gleichen Zusammenhang noch einer Ausführung vom 24. Juli, die die Ergebnisse der Seminarzeit gewissermaßen recapitulirt:

Ich sehe immer mehr und mehr klar ein, daß, welches auch meine künftige Bestimmung sein möge, ich für längere Zeit in Wittenberg nicht mehr an meinem rechten Flecke sein würde. Ich bedarf für mich selbst wieder einmal eine Zeit einer rechten Ruhe und Stille und einer gewissen Abgeschlossenheit gegen außen, die ich hier nicht würde finden können, und die mir bei Euch gewiß zu Theil werden wird. Meine Natur ist nun einmal so beschaffen, daß ich durchaus zu meiner Erholung und wenn ich recht frisch und munter sein will, angestrengter Thätigkeit bedarf. Es ermattet mich, geistlich und leiblich, nichts so sehr, als eine Art von Geschäftslosigkeit, die, wenn auch für Andre nicht, doch auf jeden Fall für mich Müßiggang ist, und die die Natur unsrer ganzen Anstalt mit sich bringt. Es will nachgerade bei mir immer schlechter damit gehen, mich in wissenschaftlicher Hinsicht eigentlich receptiv zu verhalten, und es ermüdet mich geistig kaum etwas so sehr, als grade dieß, was ich doch hier der Natur der Sache nach muß. Ein gemeinschaftliches Zusammenwohnen und Zusammenleben junger Leute hat zur nothwendigen Folge, daß ein bedeutender Theil des Tages dem gegenseitigen Umgange gewidmet sein muß; und grade dieses ist unstreitig in vielen Fällen von so gesegneten

Folgen, daß ich grade dieß für den allerwesentlichsten Vortheil, den eine solche Anstalt gewährt, halte. Aber es ist dieses auch für mich oft etwas nicht wenig ermüdendes, und für den, der arbeiten will und muß, sehr drückend. Man lernt sich selbst freilich immer mehr kennen, und daraus wird es mir allerdings immer wahrscheinlicher, daß ich meiner ganzen physischen und intellectuellen Constitution zu Folge für den gelehrten Stand bestimmt bin. Je mehr mir dieß zur Ueberzeugung wird, desto lästiger wird mir aber auch das Gefühl, bisher direct für diese Bestimmung noch gar so wenig gethan und gesammelt zu haben, und um so mehr muß ich mich auf irgend einen Zeitpunkt freuen, wo ich damit endlich einmal einen gründlichen Anfang werde machen können. Wenn ich bedenke, wenn ich seit meiner ersten Universitätszeit ununterbrochen ernstlich und ausschließlich auf diesen Zweck hingearbeitet hätte, was hätte ich da bis jetzt nicht alles zusammenlernen können! Aber freilich, was wäre dann auch vielleicht aus mir geworden! ein moralischer und geistiger Krüppel! Der liebe Gott hat es ganz gewiß am besten gewußt; und das Viele, das ich auch hierin versehen habe, vergiebt er auch noch.

Hier dürfte nun zugleich der passendste Ort sein, um auch noch der Predigten des Jahres 1822 im Zusammenhange zu gedenken.

Am 23. Januar 1822 erzählt Rothe von der für den nächsten Sonntag zu haltenden Predigt über Matth. 8, 1—13, das Thema werde den Eltern wunderlich genug vorkommen, er sei darauf durch die Vergleichung der beiden in diesem Evangelium vorkommenden Hauptpersonen, des Aussätzigen und des Hauptmanns von Capernaum geleitet worden: über den Einfluß des vornehmen Standes auf christliche Vollkommenheit.

Am 22. Februar predigt er über 1. Tim. 4, 7. 8, mit dem Thema: in welchem Geiste müssen wir unsern täglichen Beruf vollbringen, wenn er für uns eine Uebung in der Gottseligkeit werden soll?

Am 27. Februar theilt er mit, daß er den nächsten Sonntag wieder nach Klöden gehe, mit der Bemerkung: „Ich werde wohl über das Evangelium predigen (vom kananäischen Weibe), weiß aber noch nicht was, da ich es heute erst erfahren habe." Zugleich wird der vierzehn Tage später in der Schloßkirche über Luc. 20, 9—18 zu haltenden Predigt gedacht.

Am 23. März meldet er, daß er am nächsten Montag (Mariä Verkündigung, und daher über das Evangelium Luk. 1, 26—38) in

Kemberg für den Propst Nitzsch predigen werde, der Anfangs Mai dem Rufe nach Bonn folge. Am 11. April finden wir über denselben Ausflug die weitere Nachricht: „In Kemberg ist es mir sehr wohl gegangen, und ich würde mich dem Propste Nitzsch für recht oft zum Predigen erbieten, wenn er länger hier bliebe. Indessen ist er offenbar in Bonn bei weitem mehr auf seinem Platze als in Kemberg, und wird dort gewiß recht viel Segen stiften, wozu ihm der Herr nur recht viel Gesundheit schenken wolle.*)

Am 31. März, dem Palmsonntage, predigt Rothe (wie er am 11. April 1822 den Eltern berichtet) in der Frühkirche für den erkrankten Heubner, über das Festevangelium und das Thema „Vom Kommen Jesu zu uns". Darauf folgt der zweite Ostertag, in der Schloßkirche, abermals über das Evangelium mit dem Thema „die Erscheinung des Herrn unter den Jüngern von Emmaus, ein Bild seiner Erscheinung in den Herzen der Christen". Er sagt über diese Predigt: „Wenn die Kirche so voll ist wie an diesem Tage, ist's das halbe Predigen."

Eine eingehendere Schilderung der eigenen Predigtweise in dieser Zeit enthält der Brief vom 25. April 1822, bei Gelegenheit der Mittheilung, er habe für den erkrankten Candidaten Scheindienst in aller Eile eintreten müssen:

Ich will den 84. Psalm zum Text nehmen und zum Thema: Das Gotteshaus des Frommen Lusthaus. Bis jetzt freue ich mich recht sehr auf die Predigt. Ich habe freilich der Kürze der Zeit wegen den Stoff nur mehr roh und ohne Predigtform zu Papiere bringen müssen, so daß zwar nicht eigentlich die Ausführung, aber doch die Darstellung des Ganzen dem Augenblicke überlassen bleibt. Und eben deshalb freue ich mich auf die Predigt, weil ich mich grade in dieser Weise gerüstet am aller-

*) Daß trotz des früheren absprechenden Urtheils über Nitzsch' „Correktheit im Glauben" die bedeutende Persönlichkeit desselben auf Rothe, nachdem er ihn selber gesehen, ihren Eindruck nicht verfehlte, beweist auch die spätere Mittheilung vom 25. April: „Vorgestern Nachmittag war ich mit Gründler und Stier bei dem Propst Nitzsch in Kemberg. Ich würde recht oft einmal zu ihm hinaussteigen, wenn er noch länger dort bliebe. Besonders zieht mich auch noch meine alte Vorneigung für die Kirchengeschichte zu ihm hin. Er hat für dieses Feld einen ungemein hellen Blick, und ich habe mich gewundert, wie er in vielen Stücken ganz dieselben Ansichten hat, zu denen ich schon lange Zeit ganz unabhängig von ihm gekommen bin. Nach meiner Ueberzeugung ist sein Abgang von Wittenberg ein äußerst bedeutender, bis jetzt noch ganz und gar nicht ersetzter Verlust für das Seminar gewesen."

wohlsten und zuversichtlichsten auf der Kanzel fühle, und auch noch am ersten einem etwaigen Gelingen mich nähere. Nur mag ich es nicht thun, es sei denn, daß die Noth es erfordere — nämlich unter den hiesigen Verhältnissen — um in meinem Gewissen darüber beruhigt zu sein, daß ich das Meinige dabei gethan habe.

Am 13. Mai berichtet Rothe wieder über eine förmliche Häufung von Predigten. Zunächst hatte er am Tage vorher in Coswig für den verreisten Krummacher gepredigt, nach Anleitung der Epistel Jak. I. 22—27, über den Unterschied des falschen und des wahren Gottesdienstes: „Geschenkt habe ich den Coswicensern nichts, aber auch gewiß nichts zu viel gethan", setzt er hinzu. Dann folgt die Mittheilung, am Himmelfahrtstag werde er noch einmal für Krummacher vor ihnen predigen, Sonntag darauf in der Wittenberger Schloßkirche, und am ersten Pfingstfeiertage in der Frühkirche statt Heubner's; außerdem habe er am letzten Freitag noch einmal für Scheindienst gepredigt, über den Einfluß des Glaubens an Christum als den alleinigen Grund unserer Seligkeit auf unsern Eifer in der Heiligung, nach 1. Thess. IV. 3. „Du siehst also, daß ich wieder einmal recht in's Predigen hineingekommen bin. Aber ich bin zugleich mit meinem ganzen Herzen dabei."

Einen näheren Bericht über diese Predigtreihe giebt der Brief vom 28. Mai 1822:

Nun auch noch summatim etwas von meinem Predigen. Am Himmelfahrtstage in Coswig war mein Thema: Das Licht, welches die Himmelfahrt des Herrn auf unser Verhältniß zu ihm wirft. Am ersten Festtage predigte ich über das Thema: Der heil. Geist ein Geist der Liebe zu Jesu. — Es heißt bei meinen Predigten noch immer: Das Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen finde ich nicht. — Sonntag Exaudi (bald hätte ich's vergessen) predigte ich über das Zeugniß des heiligen Geistes von Christo. Wie oft habe ich nun nur schon gepredigt?

An diese Mittheilungen schließt sich alsbald wieder die vom 12. Juni 1822: „Am Sonntage Trinitatis habe ich in der Frühkirche gepredigt über das Evangelium Joh. III. Mein Thema war: Von der geistlichen Umschaffung des Menschen. Vor Mariä Heimsuchung (in der Schloßkirche) werde ich jetzt wohl schwerlich wieder predigen."

Am 24. Juli wird denn auch dieser (bereits oben erwähnten) Predigt (über Matth. XIII. 12) gedacht, und nur noch zwei Predigten als bevorstehend erwähnt. Und am 4. August heißt es dann schließlich: „Ich habe heute, so viel ich weiß, in Wittenberg zum letzten Male gepredigt

über das Evangelium vom ungerechten Haushalter. Mein Thema war: Die christliche Klugheit in der Verwaltung der uns von Gott verliehenen Gaben. Der Herr hat mir Kraft dazu geschenkt."

Aus dem Jahre 1822 sind außerdem noch drei Predigtrecensionen Rothe's vorhanden. Die erste ist über die Predigt Kober's (des bekannten langjährigen Superintendenten der Friedrich-Werder'schen Diöcese in Berlin) vom 29. Januar 1822 (wie die beiden folgenden ohne Textangabe). Rothe erklärt sich kurz fassen zu können, weil der Prediger das Wesentliche, das zur Lösung seiner Aufgabe diente, vollständig, lichtvoll und auf anziehende Weise zusammengestellt und in einem das Herz ansprechenden Tone vorgetragen habe. Dagegen greift er die Eintheilung und den Mangel an Lebhaftigkeit an und bemerkt außerdem, wie der Gebrauch, der für unschuldig Leidende von dem Beispiel des Leidens Jesu gemacht worden, nicht passend und wenigstens sein Gefühl störend gewesen sei.

Die Recension der Predigt von Candidat Hartleb (später Pfarrer zu Salzwedel) vom 24. Februar 1822 beginnt mit einem Abschiedsgruß an den aus dem Seminar Scheidenden und gesteht in Beziehung hierauf:

Eben deshalb vergaß ich auch bei Anhörung desselben bald mein Recensentenamt, und da ohnehin nicht leicht jemand von Hause aus mehr zur homiletischen Kritik verdorben sein kann als ich, so bin ich um desto weniger im Stande, gegen die logische Anordnung der Predigt des Herrn Hartleb Ausstellungen zu machen.

Die Einzelbemerkungen beschränken sich daher auf die Form der Darstellung und auf einige mißverständliche Ausdrücke, jedoch auch dies nicht ohne die Hinzufügung: „Doch bin ich weit entfernt, über Worte mit ihm controversiren zu wollen, da ich weiß, daß wir über die Sache einverstanden sind."

Um so eingehender ist die letzte Recension Rothe's, die, der Predigt Carstaedt's (Freiwilliger im Befreiungskriege, später Pfarrer zu Schönbrunn, Kreis Lauban) vom 21. April gewidmet, auf den Gegensatz der beiderseitigen Anschauungen sich tiefer einläßt, und schon deshalb unsere besondere Beachtung verdient. Auch die Ausdrucksweise ist aber so charakteristisch, daß wir hier Rothe's Worte wieder selbst anführen müssen:

Je weniger ich auch, wie unser Bruder Carstaedt selbst weiß, mit der theologischen Ueberzeugung, die er in der heutigen Predigt an den Tag gelegt hat, und über die ein Urtheil abzugeben, zunächst nicht das

Geschäft des Recensenten ist, übereinstimmen kann, desto erfreulicher war es mir, aus derselben Predigt aufs Neue dasjenige Streben und Interesse für das Bessere und Höhere hindurchleuchten zu sehen, in welchem ich ihm herzlich und brüderlich die Hand reiche, und welches alle die, die es mit wahrem und parteilosem Ernste, sowie mit beharrlicher und tapferer Selbstbeherrschung verfolgen, nothwendig zuletzt an demselben, Einen Ziele zusammenführt; schon darum, weil die Grundlage eines jeden solchen Strebens immer der Eifer für die eigne Heiligung, als welche die unerläßliche Bedingung jedes höheren geistigen Lebens ist, sein muß, und dieser Eifer, wo er rein, von Selbstgefälligkeit frei und stark ist, jedesmal auf dieselben, tief in unsrer Natur gegründeten, sittlichen Bedürfnisse zurückführt, für die es denn auch wiederum nur dieselben Befriedigungsmittel geben kann. Wenn Carstaedt an der Aufrichtigkeit dieser Versicherung nicht zweifelt, so wird er auch gewiß dasjenige, was ich jetzt über seine heutige Predigt zu erinnern habe, nicht anders als aus freundlichem Herzen kommend ansehen.

Unstreitig ist die Frage: welches das Band sein könne, worin eine Einstimmung im Glauben und in der Liebe für alle Christen aller Völker und Zeiten zu finden sei? von hoher Wichtigkeit, und schon darum verdient jeder Versuch einer Beantwortung derselben, wenn er auch unsrer Ueberzeugung noch so sehr widerspräche, eine ruhige Prüfung. Ich bin mir bewußt, einer solchen auch die heutige Predigt unterworfen zu haben; aber ich muß gestehen, daß ich mich dadurch nur um so fester von der Unmöglichkeit, die Christenheit durch das hier vorgeschlagene Band in Glaube und Liebe zu vereinigen, überzeugt habe. Selbst wenn man noch gar nicht in das Einzelne dieses Vorschlags eingeht, ergiebt sich seine Unausführbarkeit schon daraus, daß er an der eigentlichen Wurzel der Uneinigkeit und Entfremdung, welche in dem sittlichen Zustande der Menschheit und jedes Einzelnen selbst liegt, unbeachtet vorübergeht, und eine Einheit in gewissen Hauptpunkten postulirt, ohne zuvor die Quelle der Uneinigkeit, die, so lange sie fließt, natürlich jede Vereinigung hindern oder doch bald wieder zerstören wird, selbst verstopft zu haben. Doch auch davon abgesehen entsteht nun immer noch die Frage, wie zweierlei Dinge, die beide wesentlich zu dem gethanen Vorschlage gehören, neben einander bestehen können, nämlich einmal die Achtung und das Stehenlassen jeder religiösen Ansicht und Ueberzeugung, also auch der (um sie kurz mit einem Namen zu bezeichnen, der viel seltener falsch verstanden, als unbedachtsam und in unreiner Absicht gemißbraucht wird, so daß er, wiewohl ursprünglich eine tadelnswerthe Sache bezeichnend, in dem Sinne, in welchem er jetzt im Schwange geht, anfängt ein Ehrenname zu werden, dessen sich kein Christ zu schämen hat) jetzt sogenannten pietistischen, wobei denn doch noch bemerkt werden muß, daß auf dem Gebiete des Religiösen und Sittlichen diejenige Individualität der Ansicht, von der hier die Rede war, ein Recht und eine Geltung haben kann, — neben einer Vereinigung in der Anerkennung einiger weniger allgemeiner Wahrheiten, die nothwendig, wenn die verschiedenen Privatüberzeugungen bleiben, nach Maaß-

gabe dieser, für diejenigen, welche sich in ihnen vereinigen sollen, einen ganz verschiedenen, oft einander geradezu entgegengesetzten Sinn haben. Es leuchtet dieß ein, nicht nur in Betreff des Glaubens an Christum als den Mittler zwischen Gott und uns und an die Würde unsrer Natur, sondern selbst in Betreff des Glaubens an Gott den Vater, d. h. in Betreff des Verhältnisses, in welchem wir uns zu Gott dem Vater, an den wir gemeinschaftlich glauben, denken und fühlen, und in Hinsicht der Liebe zu allem Wahren, Guten und Schönen, da die nähere Bestimmung dessen, was wahr, gut und schön ist, nothwendig von dem sittlichen Gesichtspunkte abhängt, von dem aus wir uns selbst und die Welt im Verhältnisse zu Gott betrachten, und der doch wieder einem Jeden nach seinen individuellen Bedürfnissen gelassen werden soll, wie er ihn hat; ein Punkt, der durch die Erfahrung des gemeinen Lebens aufs Anschaulichste erörtert wird. Dazu kommt noch, daß, wie der Verfasser keineswegs leugnen wird, die Kraft und namentlich die anziehende und verbindende Kraft des religiösen Glaubens nicht etwa in den allgemeinen Sätzen der natürlichen und Vernunftreligion beruht, sondern grade in den besondern Thatsachen und Verheißungen irgend einer geoffenbarten Religion, wie dieß auch die Geschichte sattsam beweist; und daß es überhaupt eine allen unsern geistigen Bedürfnissen zuwiderlaufende Forderung wäre, den Trieb, den jeder Edlere in sich fühlt, von den göttlichen Dingen eine bestimmte und eben dadurch erst lebendige und anschauliche Vorstellung — wie sie doch auch die heutige Predigt forderte — zu gewinnen, in uns zu unterdrücken, und uns bei einer allgemeinen, und deshalb, sobald es zur Anwendung derselben auf uns selbst kommen soll, allemal unzureichenden und kraftlosen, aber eben darum auch der natürlichen Trägheit des menschlichen Herzens so sehr zusagenden, Vorstellung von denselben zu begnügen.

Noch einige Worte werden mir zur Hebung etwaiger Mißverständnisse vergönnt sein. Ich für meine Person versichre aufrichtig, daß ich in der Predigt keine Polemik (insoweit sie überhaupt in einem solchen Falle vermeidlich ist) bemerkt habe. Aber wenn ein so großer und zwar antithetischer Nachdruck auf die Willensfreiheit und die Selbstthätigkeit des Menschen gelegt wurde, so konnte dieß nur aus einem Mißverständnisse desjenigen Glaubens, der hierbei dem Verfasser vorschwebte, herrühren. Wie weit jener Glaube davon entfernt ist, dem menschlichen Willen die Freiheit abzusprechen, oder der göttlichen Gnade eine zwingende Wirksamkeit zuzuschreiben, wie dieses denn auch einem Jeden die Geschichte seines eignen Herzens laut genug sagt — muß Carstaedt selbst aus frühern Unterredungen wissen. Wenn er aber meint, jener Glaube begünstige die menschliche Trägheit, so versichre ich ihn aufs Theuerste, daß grade er nicht nur einzig und allein der allerangespanntesten Selbstthätigkeit des Menschen geschenkt wird, sondern sie auch fortwährend zur unerläßlichen Bedingung des Heils macht; und ich überlasse es dem Verfasser zur eignen Beurtheilung, welches von beiden wohl eine größere und selbstthätigere Anstrengung und Selbstüberwindung und eine größere Abziehung des Gemüths und aller Seelenkräfte vom Sinnlichen und der

irdischer Begierde und endlich eine entschiednere Richtung derselben auf das Uebersinnliche, Geistige nöthig macht — dem, was uns unser natürliches Herz und unsre natürliche Vernunft sagt, Glauben zu schenken, oder sich um sittlicher Bedürfnisse willen, die man mit heiliger Ehrfurcht anerkennt, auch wenn sie schmerzliche Wunden im Herzen aufreißen sollten, zum Glauben an das, wogegen sich der natürliche Verstand und das natürliche Herz anflehnen, durch die aus jenen Bedürfnissen entstehende Unruhe, die sich wohl übertäuben, aber nicht auf immer verbannen läßt, hindurchzuringen und hindurchzubeten, mit Aufopferung unsrer liebsten Begierden und Wünsche, und zwar nicht zu einem todten Annehmen und Nachbeten der geoffenbarten Wahrheit, sondern zu einem lebendigen Herzensglauben an sie, der uns, wider alle Einreden unsres natürlichen Herzens und Verstandes, jener Wahrheiten auf eine unerschütterliche Weise gewiß sein läßt, und aus dem dann die wahre Ruhe und Freudigkeit der Seele, die in Gott, als dem allersichersten Grunde, ihr Heil gefunden und die neue Kraft des höheren Lebens, Gott, hervorgeht. Es will beides versucht sein, wenn darüber geurtheilt werden soll. Die Selbstvernichtung, von welcher unser Bruder sprach, ist im Sinne des Christenthums nicht die Braminische, sondern die Vernichtung des alten Menschen, auf die ja doch auch die heutige Predigt drang, wenn auch mit andern Worten; sie ist zugleich die Aufbauung eines neuen göttlichen Selbsts im Menschen.

Einiges Besondere betreffend, so bereiteten die einzelnen Sätze des Exordii wohl an und für sich ganz zweckmäßig auf das Thema vor; aber ihre Verbindung schien mir nicht gelungen genug. Wenn bald zu Anfange gesagt wurde, es sei in der Geschichte unsers Herrn eine höhere Bedeutung nicht zu verkennen, so konnte man (abgesehen davon, daß der Ausdruck überhaupt sehr unbestimmt ist) darunter wohl nicht leicht dasjenige verstehen, was damit gemeint war, nämlich die allgemeine Beziehung und Ausdehnung des Werkes Jesu auf alle Völker und Zeiten. — Der erste Untertheil des ersten Theils thut dar, daß eine Einstimmung der Christenheit nicht in den Lehrmeinungen gefunden werden könne. So wahr dieses ist, so war man doch auch berechtigt, zu erwarten, daß bestimmt angegeben würde, was man unter Lehrmeinungen zu verstehen habe. Es ist ja nicht unbekannt, wie sehr dieses Wort zum Nachtheile des biblischen Christenthums, das doch wohl nicht in das Gebiet der Lehrmeinungen gehört, gemißbraucht wird. Ich hoffte im zweiten Theile zu finden, was ich hier vermißte, sah aber durch denselben diesen Begriff nur noch mehr ins Unbestimmte gezogen. Carstaedt stimmt ja gewiß mit mir überein, daß es in jedem Falle besser ist, klar, bestimmt und unumwunden seine Ueberzeugung auszusprechen, als sie der eignen Deutung der Zuhörer zu überlassen.

Durch dieses Alles möchte ich gern die in Wahrheit herzliche und brüderliche Bitte an Bruder Carstaedt motivirt haben, das Gebäude seiner jetzigen religiösen Ueberzeugung, das, wie er gewiß selbst fühlt, noch in weiter Hinsicht unzusammenstimmend und inconsistent, auch mehr

blos negativ ist, und in Hinsicht des Positiven aus Ideen besteht, die aus verschiedenartigen philosophischen Schulen sich bei ihm eingewohnt haben, ohne daß er für sie schon einen bestimmten Inhalt und Ort fixirt hätte, noch nicht als abgeschlossen anzusehen, und eben deshalb sich noch nicht mit voller Zuversicht seiner jetzigen Ueberzeugung hinzugeben, sondern ruhig und unbefangen, aber nichtsdestoweniger mit ganzem Eifer und voller Kraft, unter beständigem Hinblicke auf Den, von dem alle guten Gaben kommen, der Entwicklung seines Herzens und seiner intellectuellen Kräfte, die ja doch dem Menschen nur insofern eine segensreiche Gabe sind, als er sie der Förderung seiner höchsten sittlichen Zwecke unterordnet, nachzugehen. Es werden dann in seinen Predigten auch schon zunächst wenigstens mancherlei Dinge wegfallen, die zwar nicht mir (weil sie aus Carstaedt's Munde kamen), aber manchen andern, von denen er es weit weniger erwartet haben würde, in der heutigen Predigt anstößig waren.

Möchte doch Bruder Carstaedt in dieser langen Recension nichts andres sehen als eine offenherzige und liebevolle Mittheilung, die ja vielfach irren kann, sich aber der bestgemeinten Absicht bewußt ist.

Bei der Rothe'schen Recension dieser Carstaedt'schen Predigt darf natürlich wieder zur richtigen Beurtheilung der Controverse das Audiatur et altera pars nicht vergessen werden. Und schätzen wir uns deshalb glücklich, das Urtheil des ehrwürdigen geistesfrischen Greises über sein Verhältniß zu Rothe gleich hier anfügen zu können.*) Pfarrer Carstaedt theilt darüber in einem Briefe vom 30. Oktober 1872 das Folgende mit:

1821 von Berlin gewissermaßen in's Wittenberger Seminar verwiesen, kam ich mir anfänglich vor wie in einem Kloster, wurde jedoch von Rothe in seiner Zelle so traulich aufgenommen, daß ich alsbald ein Herz zu ihm faßte. Er, damals der kirchlichen Orthodoxie, dem Spener'schen Pietismus in lebendiger Pietät, mehr noch der Mystik zugewandt, nahm doch dabei seinen eigenthümlichen Entwicklungsgang, und es hat mich gar nicht verwundert, als ich aus seinem „Zur Dogmatik" erfuhr, wohin ihn dieser stufenweis seiner innersten Natur gemäß geführt. Ein lutheranischer Orthodox und Pietist, wie sein nachmaliger Schwager Heubner, konnte er nicht bleiben, ein Schleusner'scher Rationalist nicht werden und ein bloßer Kantianer, wie der alte Nitzsch uns haben wollte, nicht sein. Sein Genius, seine Gemüthstiefe und Fülle, seine innige Herzlichkeit, seine umfassende Bildung trugen ihn über diese Schranken hinaus, und er mußte dem idealen Christenthum des historischen Christus zustreben, das jetzt real zu werden abermals mit den traditionellen, abgelebten Formen kämpft.

*) Genauere Mittheilungen, die uns von gleicher Seite noch in Aussicht gestellt sind, können vielleicht später nachgetragen werden.

Hatte ich mir, der ich mich in meinen theologischen Studien an Gieseler und Lücke, de Wette, Neander und Schleiermacher hielt, als jugendlicher Spinozist ꝛc. die determinirtesten Verurtheilungen und schlimmsten Prognosen für mich und meine etwaige künftige Gemeinde von Heubner, besonders aber in widerwärtigster und empfindlichster Weise von denen meiner Seminarbrüder in Christo gefallen zu lassen, die unter dem Einflüssen seiner Autorität in den grellsten Farbenwechsel gerathen waren, so fühlte ich mich doch bei Rothe in unsern privatlichen Disputationen und seinen Recensionen ꝛc. von einem umfänglicheren und eindringenderen Geiste, sympathischerer Theilnahme, bescheidnerem und milderen Tone und frömmerem Vertrauen auf den auch wohl in der Seele des Andern glimmenden und nicht auszulöschenden Docht derart erweckend, bedeutend, sanft antreibend angesprochen, daß ich ihm seitdem, ungeachtet wir uns von Angesicht nicht mehr gesehen, meine Erkenntlichkeit, Achtung und Liebe gewidmet und mich mit und an ihm in seinen „Stillen Stunden" noch ferner zu erquicken gedenke, wenn ich deren selbst mehr haben werde als hier, zumal wenig Wochen vor dem Aus- und Umzuge.

Den letzterwähnten Briefen aus Wittenberg reihen sich sodann schließlich noch mehrere von einer Harzreise an, die durch eine Entzündung des Fußes sich länger hinzog, als beabsichtigt war, grade dadurch aber Gelegenheit zu einem genaueren Verkehr mit den „erweckten" Kreisen im Stolberg'schen bot, der für Rothe's damaligen Standpunkt charakteristisch ist. Wir gehen daher an seiner ausführlichen Reisebeschreibung, die in ihrer genauen Schilderung an die Tagebücher der Rhein- und Schweizerreise erinnert, vorbei und halten uns statt dessen an die Mittheilungen über jenen Verkehr. In dem aus Wernigerode am 15. August 1822 den Eltern gegebenen ausführlichen Bericht wird zunächst des Pfarrer Seegemund mit der Bemerkung gedacht, daß trotz der heftigen Schmerzen der bei ihm verbrachte Nachmittag und Abend doch sehr selige Stunden waren. „Es thut mir immer so wohl im Herzen, wenn man einen christlichen Bruder findet." Und vom folgenden Tage heißt es:

Mittlerweile war auch der Dr. de Valenti aus Sulza (ein anderes Mal etwas über seine neuesten Begebenheiten) bei Seegemund vorgeritten, und nun war mir's im Ganzen recht lieb, daß ich heute noch hier bleiben mußte. Fast den ganzen heutigen Tag bin ich mit ihm und Seegemund zusammen gewesen, bis auf die Zeit, da ich diesen Brief zusammengeschmiert. Es ist eine höchst eigenthümliche Erscheinung im Reiche GOttes, dieser Sulza'sche Doctor, von unbeschreiblicher Beweglichkeit, Frischheit, Naivität und Herzlichkeit, der bisher allen, mit denen er in Berührung gekommen, und deren sind unendlich viele — Feinden wie Freunden, unwiderstehlich gewesen ist, — von gewiß in ihrer Art einzigen praktischen Gaben

für den geistlichen Umgang mit Menschen. Dabei noch sehr jung; übrigens die Liebe selbst.

Und nach der Rückkehr nach Wittenberg gedenkt er noch einmal (am 22. August) desselben Verkehrs:

Die Tage in Wernigerode sind mir, trotz meines Mildheimischen Fußes, sehr zur Freude, Erholung und zum Segen gewesen. Seegemund predigt dort das Evangelium mit großem Segen, und hat schon ein recht ansehnliches Häuflein erweckter Seelen um sich gesammelt. Es ist ein köstliches Ding um einen Prediger des Evangeliums, und den Freuden, die man aus der Quelle des Worts vom Kreuze schöpfet, kommen auf der ganzen Welt keine anderen gleich. Auch danke ich GOtt herzlich, daß de Valenti grade zu meiner Zeit dorthin kommen mußte. Es ist eine wahre Freude, mit ihm zusammen zu sein, so ganz und gar Freude und Liebe im HErrn ist er. In dem Grade habe ich das noch nie bei einem Christen gefunden, daß er — eben wegen der Liebe — sich einem jeden, mit dem er in Berührung kommt, von vornherein so ganz und gar nahe fühlt, so daß dieser selbst dieses unmittelbar mit fühlt, und nun nicht umhin kann, sich ganz gegen ihn aufzuthun, und gar nicht wieder von ihm los will. Es ist ihm dieß so im Weimar'schen ganz allgemein, auch mit den erklärtesten Gegnern des Evangeliums gegangen, daß sie ihn wider ihren Willen von ganzem Herzen haben lieb haben müssen. Er ist übrigens jetzt erklärter Exulant, und es thut mir leid, daß es heute meine Zeit nicht erlaubt, Dir diese ganze Sache weitläufig auseinanderzusetzen.

Ganz besonders charakteristisch ist allerdings grade nach solchem Verkehr die Bemerkung des Briefes vom 12. September: „Was auch immer der Herr noch aus mir machen mag, zuvor muß es auf jeden Fall noch anders mit mir werden, das fühle ich wohl." Aber auch am 26. September wirft er einen ähnlich unbefriedigten und von dem Facit über seine früheren Lebensperioden sehr verschiedenen Rückblick auf die in Wittenberg verbrachte Zeit:

Ich trenne mich von sehr, sehr viel; von der Seele, die mir der HErr zur Lebensgefährtin ausersehen und geschenkt hat, — von meinem theuren, lieben Heubner, von einem Kreise wahrer Herzensfreunde, wie ich mich bisher noch nie von einem solchen getrennt, und die ich, aller menschlichen Wahrscheinlichkeit, in diesem Leben wohl nie wiedersehen werde, — ich trete aus höchst einfachen und vor der Welt verborgenen Lebensverhältnissen heraus in eine Zukunft, die für meinen Geist noch gar keine bestimmte Gestalt gewinnen will, und in der ich eigentlich gar keinen Platz sehe, für den ich wahrhaft tüchtig wäre. Ich kann nicht anders, als erwarten, daß ich von nun an weit häufiger in solche Lagen kommen werde, in denen mir die Versuchung zur Verläugnung meines HErrn durch Wort und That nahe treten wird — und ich müßte bei einem Blick auf meine Schwachheit davor erzittern, wenn ich nicht dem GOtte diente, dessen Kraft

auch in den Schwachen mächtig ist, Ich blicke auf die zwei Jahre meines hiesigen Aufenthalts zurück, und fühle mich vielfach beschämt. Ich muß mich fragen, was denn die bleibende Frucht der $5^1/_2$ Jahre gewesen ist, die ich außer dem elterlichen Hause zugebracht, und ich weiß mir wenig anderes anzugeben, als daß ich mich selbst mehr und mehr nach meiner ganzen Sündhaftigkeit, Schwäche und Hülfsbedürftigkeit kennen gelernt, und in mir ein herzliches und brünstiges Verlangen nach einer wesentlichen Verbesserung meines ganzen Menschen durch göttliche Kraft entzündet worden, deren sichere Zusicherung ich denn auch in dem Glauben an aller Welt und auch meinen gekreuzigten Heiland empfangen habe. Möchte doch diese schwere, mein Herz in seinem tiefsten Grunde zerreißende Trennung von dem Segen begleitet sein, daß ich mich durch sie getrieben fühlte, mich mehr und mehr Ihm, diesem treuen Erlöser und Freunde, ganz und gar zu übergeben und zu überlassen, möchte Er mir doch, zum Ersatz für die viele Liebe, die ich hier zurücklassen muß, von Neuem ein volles und gerütteltes Maß der Liebe zu Ihm in's Herz schenken.

Am 6. Oktober 1822 meldet dann Rothe, daß er am folgenden Tage, von Heubner, Scheindienst und Stier bis nach Mückenberg begleitet, aufbrechen werde. Unterwegs hat er noch von Mückenberg und Bunzlau aus über seine Reise berichtet. Und dem letzten Briefe schließt sich wieder ein Zusatz des Vaters an: „Den 17. Oktober 1822 ist er glücklich in's elterliche Haus zurückgekehrt. Soli Deo gloria. R."

IV.

Der Breslauer Pfarramtscandidat.

In dem elterlichen Hause in Breslau, wohin Rothe von Wittenberg aus sich zurückwendete, wollte er sich besonders kirchengeschichtlichen Studien widmen. Und seine Briefe zeigen ihn auch eifrig zumal mit der mittelalterlichen Sektengeschichte beschäftigt. Gleichzeitig aber trat diesen wissenschaftlichen Arbeiten eine praktische Thätigkeit zur Seite, indem er schon bald einen erkrankten Geistlichen in dessen Predigten zu vertreten hatte. Und dabei wurde der in Wittenberg begründete pietistisch-separatistische Zug in seiner Denkweise durch den engen Verkehr mit denjenigen Kreisen in Breslau, von denen die erbittertste Opposition gegen die Union der preußischen Kirche ausging, noch intensiver. Wenn wir ihn nun trotzdem schon gegen das Ende dieses Breslauer Aufenthalts bedeutend reifer und selbständiger auftreten sehen als im Beginn, so wird es, zumal da wir grade in dieses erste Amtsjahr Rothe's durch seine Briefe an Heubner und Stier tiefe Einblicke thun können, gewiß gerechtfertigt sein, wenn wir die uns zu jenem Urtheil berechtigenden Dokumente möglichst unverkürzt mittheilen.

Bereits die Mittheilungen Schenkel's aus Rothe's Tagebuch*) zeigen als den Mittelpunkt seines Breslauer Lebens den Verkehr mit den „Erweckten". Scheibel, Steffens, Julius Müller, das gräflich Gröben'sche Haus werden dort namentlich angeführt.

*) Allg. kirchl. Zeitschrift 1868, I. S. 10.

Von seiner innern Entwicklung heißt es, an wissenschaftlichen Arbeiten habe er wenig Freude gehabt, es habe ihm überhaupt ein energischer Trieb zu frischer Thätigkeit gefehlt, und ebenso habe es ihm an wirklicher Erhebung und innerer Freudigkeit gemangelt; trotz des Beifalls, den er gefunden, seien seine Eltern daher auch nicht ganz mit ihm zufrieden gewesen. An dieser Schilderung ist zweifelsohne das zutreffend, daß Wissenschaft, Kunst und Staatsleben an sich ihm in dieser Zeit ferner stehen, daß seine Frömmigkeit einen ausgeprägt pietistisch-mönchischen Zuschnitt trägt. Aber freilich: nicht blos die Schatten-, sondern ebenso die Lichtseiten dieser Richtung. Es liegt der Zauber wärmster Herzensfrömmigkeit auf Rothe's Briefen auch aus dieser Zeit; wie sehr ihre Phraseologie späterhin die den erweckten Kreisen zur zweiten Natur gewordene sein mag, so ist doch bei Rothe selbst grade der Grundton aller in ihnen angeschlagenen Accorde immer derselbe geblieben. Wir lassen daher gleich den ersten uns vorliegenden, an den „verehrten geliebten Heubner" gerichteten („Dein Dich kindlich und brüderlich verehrender und liebender R. R." unterzeichneten und mit dem Friedensgruße „Der Herr sei mit seiner Gnade mit Dir und den Deinigen allen!" beginnenden) Brief vom 1. November 1822 in seinem vollen Wortlaute folgen.

Zunächst erhalten wir hier ein merkwürdig aufgefaßtes Bild von der allgemeinen und des Briefschreibers persönlicher Situation in Breslau:

Jetzt erst erhältst Du von mir einige schriftliche Worte, weil ich mich erst hier ein wenig orientiren wollte, ehe ich Dir schriebe, wie es mir ums Herz ist. Vor allem sehr sehnsüchtig nach Dir und meinen geliebten Wittenbergern allen. Täglich, und ich kann in Wahrheit sagen stündlich, gedenke ich Deiner und ihrer im Grunde meiner Seele mit dankbarer und verlangender Liebe und seit unsrer Trennung in Mückenberg werden wenige Tagesstunden verflossen sein, in denen ich Dich nicht in Gedanken, und, dem Herrn sei dafür gedankt, oft unter recht herzlichem Gebete, in Kirche, Auditorium und Studirstube begleitet hätte. Ich hoffe Du, geliebter Lehrer und Bruder, und die andern Wittenberger Brüder haben meiner auch noch nicht ganz vergessen. Freilich habe ich hier tausendmal mehr Aufforderungen dazu, im Geiste Euch nahe zu sein; denn ich habe bis jetzt in Breslau manchmal für mein Herz schwere und leere Tage gehabt. Das wird freilich zum großen Theil nun auch überstanden sein. So innig es mir wohlthut, wieder das Glück eines Sohnes zu genießen, der ihn über alles und unendlich über sein Verdienst liebende Eltern hat, so drückend ist mir auf der andern Seite das Zusammentreffen mit einer Menge alter Bekannter, die ich seit einer ziemlichen Reihe, für mich durch

Gottes Gnade inhaltsreicher Jahre nicht gesehen, und zwischen die und mich unterdeß eine weite Kluft getreten war, und denen ich auch beim besten Willen nicht im Stande gewesen wäre, mich verständlich und begreiflich zu machen. Das Gefühl dieses Unvermögens wird für mich dadurch nur noch peinigender, daß es ein großer Theil dieser Leute herzlich gut mit mir meint, und vielleicht glaubt, das sei bei mir gegen sie nicht der Fall. So habe ich denn bisher im Allgemeinen im Umgange mit Andern, und dem habe ich einen großen Theil meiner Zeit bestimmen müssen, immer nur mein Inneres zurückzudrängen gehabt, damit nicht mehr von meinem Herzen hervorkomme, als ihnen und mir heilsam war und ich vor dem Herrn verantworten konnte. Ich kenne vorderhand hier erst vier oder fünf Menschen, bei denen ich eine christliche Anfassung finden kann, und auch diese sind durch ihre Geschäfte und örtliche Entfernung grade dann, wenn ich am nöthigsten einen menschlichen Zuspruch für mein Herz bedurfte, oft für mich unzugänglich, so daß ich mich mit höchstem Ernste zum göttlichen Worte und zum Gebete halten muß, wenn ich nicht noch lauer werden soll, als ich es leider ohnehin noch immer bin. Freilich bin ich in dem lieben Wittenberg verwöhnt; unser äußerliches heidnisches Leben hat mich dort wenig oder gar nicht berührt, ich durfte mein Gefühl und meinen Sinn nicht erst aus den eigenthümlichen christlichen Worten in andere, mir Gott Lob zum Theil fremdartige übersetzen, um mich denen verständlich zu machen, von denen ich verstanden sein wollte. Hier aber sind die jedem christlichen Herzen erfahrungsmäßig geläufigen Grundbegriffe für den Kreis derer, mit denen ich in die nächste Berührung komme, unverständliche Laute; und wenn ich mich anstrenge, sie ihnen in ihre Sprache überzutragen, so vergeht mir oft die Sache unter der Hand; und was mich positiv geistlich erweckte und anregte, dessen finde ich in meinen Umgebungen gar so wenig. Allein ich müßte doch auch beides, blind für den Finger des Herrn und undankbar gegen seine Huld und Erbarmung sein, wenn ich nicht auch in dieser seiner Führung seine heilige Weisheit und Liebe erblickte. Ich zweifle nicht, daß es sein Wille ist, mir jetzt die Welt und ihr — offenbarer oder versteckter — sündliches Wesen recht im innersten Herzen zu verleiden, mir eine gründlichere Erkenntniß dessen zu eröffnen, daß überall außer Ihm und ohne Ihn Tod und Qual und nur bei Ihm und durch Ihn Leben und volle Genüge ist. Damit will Er mich denn zu einem immer ernstlicheren und tieferen Verlangen nach der Gemeinschaft mit Ihm und dem Genusse der von Ihm erworbenen Heilsgüter erwecken, mich von Neuem recht innig fühlen lassen, was es sagen will, geistig todt sein, damit ich von Neuem arm werde, und Er mich von Neuem wieder einmal recht kräftig selig preisen und segnen könne. So verstehe ich bis jetzt seine Winke und vertraue ihm, daß Er, wenn die rechte und ihm angenehme Zeit dazu da ist, auch von außen her und durch den christlichen und herzlichen Zuspruch lieber Brüder mich wieder gnädig anfrischen wird. Ich bitte Ihn nur, daß er mich seinen Willen wolle recht verstehen lehren, und wenn ich Ihn anrufe: „Tröste mich wieder mit Deiner Hülfe und der freudige Geist

enthalte mich," mein Gebet erhören möge. Ich habe dessen manchmal gar sehr Noth. Ueberhaupt muß der liebe 51. Psalm gar manches Mal mein Gebet sein; denn grade hier, wo, wenn auch nicht die Versuchungen größer sind, doch das ganze Treiben um mich her einschläfernder ist, wird mir meine gar große Schwäche zu meiner herzlichen Beschämung gar häufig vom Herrn aufgedeckt, der aber nach Seiner Gnade, wenn Er schlägt, das bekümmerte Gemüth auch wieder heilt.

Neben diesem persönlichen Erguße zieht das über Scheibel Mitgetheilte sofort besondere Aufmerksamkeit auf sich:

Scheibel habe ich schon recht innig liebgewonnen. Es war ihm eine herzliche Freude, zu hören, daß Du seiner bisweilen gedächtest. Er hatte Dich nach einem Briefe von Dir über die hinterpommersche Angelegenheit, der ihm abschriftlich mitgetheilt worden war, sehr liebgewonnen. Er hat mich auf's freundlichste und herzlichste aufgenommen, und ich sehe wohl, daß er es hauptsächlich sein wird, an den ich mich werde halten müssen. In seiner ganzen Erscheinung habe ich mich auf eine sehr angenehme Weise getäuscht gefunden. Sie hat etwas in der That auch für den natürlichen Menschen recht Einnehmendes, und es drückt sich in ihr eine gewisse Milde und Besonnenheit aus, die man nach seinen Schriften nicht bei Scheibel vermuthen würde. Uebrigens habe ich mich auch davon überzeugt, daß er in der Meinung der Breslauer, selbst solcher, die seiner Lehre nicht eigentlich hold sind, nicht nur im Bürgerstande, sondern auch in den sogenannten höhern Ständen im Allgemeinen, unter der gesammten hiesigen Geistlichkeit entschieden die unzweideutigste Achtung besitzt, und daß wenigstens so viel auch unter den verständigeren Studirenden die allgemeine Meinung ist, daß es ihm unter der ganzen hiesigen theologischen Facultät am meisten ein aufrichtiger Ernst um das Christenthum und um seinen Beruf als Prediger des Worts von Kanzel und Katheder ist. Auch haben mir das mehrere, sonst in speculativen Höhen sich bewegende Männer zugestanden, daß Scheibel unter der ganzen hiesigen Geistlichkeit der ausgezeichnetste Prediger sei, und zuweilen Predigten halte, die das Vorzüglichste seien, was sie noch von der Kanzel herab gehört hätten. Mich haben seine Predigten (bisher lauter Wochenpredigten) recht sehr angesprochen. Es waren reine Auslegungen des Textes, oft aber sehr geistreich und tiefgehend, — in einer allerdings etwas freien und nicht grade immer logisch genauen Form, aber mit vieler Eigenthümlichkeit der Auffassung und Darstellung, und trotz der bedeutenden Länge (so wie überhaupt hier die Länge der Predigten alle vernünftigen Grenzen überschreitet) aufregend und die Aufmerksamkeit fesselnd. Auch ist der andere Geist und die wirkliche Andacht, durch welche sich das Scheibel'sche Kirchenauditorium vor den übrigen auszeichnet, für mich auf eine sehr auffallende und erquickliche Weise sichtbar gewesen.

Einige andere der hiesigen Prediger sind wohl vom Reiche des Herrn nicht mehr gar ferne, unter die ich namentlich den Consistorialrath Fischer

rechne. Der Herr wird wohl hier auch noch Zeugen seiner Gnade erwecken, da wirklich, besonders unter einer gewissen Classe ehrbarer Bürger, recht viel Empfänglichkeit für das Evangelium da zu sein scheint. Nur fürchte ich, meine lieben Schlesier gehören im Allgemeinen zu dem dornigten Lande; sie nehmen wohl das Evangelium mit Freuden auf, aber die Sorgen der irdischen Nahrung ersticken es bei ihnen wieder. Das allgemeine Gespenst, das hier auch die Besseren schreckt, ist der Pietismus; dem Mysticismus wird hier das Wort geredet. Es ist doch ganz auffallend, daß nichts den Weltmenschen mehr in Harnisch setzt, als christliche Erbauungsversammlungen. Da reichen alle vernünftigen Gründe nicht aus; darin sieht man hier die allerhöchste Gefahr, obwohl man durchaus nicht anzugeben weiß, welche. Ein sonst sehr gelehrter und verständiger Mann, der sonst auf Scheibel viel hält, versicherte mich, daß er überzeugt sei, nun Scheibel immer mehr und mehr eine pietistische Richtung nehme, müsse er über lang oder kurz in eine völlige Lethargie des Geistes verfallen; und auf meine Frage, was er denn eigentlich mit dieser pietistischen Richtung meine, erklärte er, seine Gemeinschaft mit religiösen Conventikeln.

Fast noch charakteristischer ist es aber zu bemerken, wie der Briefschreiber in seinem Urtheil über Andere zwar ganz in dem Scheibelschen Geleise geht, doch aber leise Zweifel an der Richtigkeit solchen Richtens verräth:

Als die drei Hauptwidersacher des Werkes vom Kreuze und alles dessen, was daraus fließt, nannte mir Scheibel: Gaß, Schulz und von Cölln. Gaß habe ich aber bis jetzt durchaus noch nicht als einen solchen kennen zu lernen Veranlassung gehabt. Mein Sinn kann ihm durchaus nicht unbekannt sein, und er hat sich bis jetzt auf eine wirklich recht herzliche Weise gegen mich gezeigt. Auch kann ich Scheibel's Urtheil über ihn durchaus nicht mit Gaß's Verhältniß zu Seegemund, Dreist, Flotho und andern Liebhabern des Herrn in Uebereinstimmung bringen.

Dagegen finden wir Rothe's Urtheil über die Union um so mehr von Scheibel beeinflußt, und dürfte es diesen fortgesetzt ungünstigen Eindrücken über das Unionswerk auch zuzuschreiben sein, daß Rothe erst in späterer Zeit unbefangen darüber urtheilte:

Du weißt, daß eine in den ersten Tagen des Octobers hier versammelte Synode, deren Zusammenberufung übrigens etwas tumultarisch gewesen zu sein scheint, für Schlesien die Union beschlossen hat. Aber auch noch ganz abgesehen von der Frage: aus welcher Machtvollkommenheit? ist nicht abzusehen, was der Erfolg dieses Akts sein soll? Denn die äußeren Hindernisse, die bisher in Schlesien der Union entgegenstanden, sind dadurch in keiner Weise gehoben, und der Wille der Gemeinden ist

dadurch nicht im geringsten für die Sache umgestimmt worden. Scheibel hat dies Mal mit aller Ruhe und Liebe den protestirenden Theil gemacht. Er dankte dem Herrn dafür, daß Er es ihm gegeben, versicherte mich übrigens, daß er dort Dinge gehört, die allen Glauben übersteigen. Die Verhandlungen der Synode werden nächstens im Druck erscheinen, und wenn es Dich interessirt, sollen sie Dir bald zu Händen kommen.

Von persönlichen Mittheilungen über die äußeren Verhältnisse des Briefschreibers (der Anfang des Briefes hatte ja eigentlich nur von seiner inneren Stellung berichtet) schließen endlich noch folgende sich an:

Was nun mich selbst angeht, so weiß ich vor der Hand nur so viel, daß ich, um Licentiat der Theologie zu werden, zuvor die philosophische Doctorwürde mir erwerben muß, nach den Statuten der hiesigen Universität. Zugleich ist mir gesagt worden, das philosophische Doctorat hinge eben nicht gar zu hoch, wie sich das auch vermuthen läßt. Dazu wird aber wieder etwas geschrieben werden müssen. Nächstens sollst du hierüber etwas ausführlicheres hören.

Gestern Nachmittag habe ich auf Aufforderung des Cons.-R. Fischer in St. Bernhardi gepredigt, in Breslau zum ersten Male. Mich hat es wieder ein Mal recht erfrischt, und es war mir auch recht nöthig. Ich hatte die Epistel Phil. 1, 3—11, und ging den Text analytisch durch, unter dem Thema: das Gebet Pauli für die Philippi'schen Christen, das ich betrachtete 1) nach seiner Beschaffenheit (V. 3—8) und 2) seinem Inhalte (V. 9—11) nach. Zuletzt fügte ich eine kurze Anwendung hinzu. Du glaubst es nicht, lieber Heubner, wie ich mich danach sehne, in eine bestimmte und unmittelbare Wirksamkeit für des Herrn Sache zu treten, aber auch, wie untüchtig ich mich noch dazu fühle.

Soviel für heute, geliebter Lehrer und Bruder. Morgen sehe ich mit Verlangen einem Briefe von meiner Louise entgegen. Du fühlst es gewiß mit mir, was mir hier alles auf der Seele liegt und das Herz mir oft so schwer macht, daß der Heiland gar sehr viel mit mir zu thun hat, um mich freudig zu erhalten. Er segne Dich, Deine liebe Charlotte und Deine Kinder, Er segne Euer ganzes Haus. Wie verlangt mich darnach wieder etwas von meinem lieben Seminar zu hören! Bleibt nur Alle meiner eingedenk!

. . . Von meinen Eltern die herzlichsten Empfehlungen. Ich wollte heute noch an Stier oder Hoff schreiben. Es würde aber zu kurz werden müssen, und ich will daher lieber bis zum Sonnabend warten. Siehst Du sie, so grüße sie, Scheindienst und durch sie alle Brüder von mir innig im Herrn. Verzeihe diese Bitte.

Wie diesen ersten Brief Rothe's an Heubner, so theilen wir auch seinen ersten Breslauer Brief an Rudolph Stier vollständig mit. Sind doch die lebendigen Gefühlsergüsse desselben nicht blos

für ihn selber bezeichnend, sondern nicht minder für die gesammte damalige „Erweckung"! Und bilden sie doch besonders eine nothwendige Ergänzung zu dem, was Hase's „Ideale und Irrthümer" aus denselben Jahren über jenen andern theologischen Kreis berichten, in welchem besonders Tzschirner's ehrwürdige Persönlichkeit menschlich anziehend ist. Während Hase's Tagebuchaufzeichnungen sowohl von den rationalistischen wie von den orthodoxen Kreisen malerische Bilder entwerfen, tritt in dem Briefwechsel zwischen Rothe und Stier uns noch um vieles mehr wie in den Briefen an den älteren Heubner und gar an die Eltern der ungefärbte jugendliche Pietismus entgegen. Wie die Aufschrift den „geliebten Bruder" anredet, und auch diesem Briefe der Segensgruß vorhergeht „Des Herrn Gnade und Friede sei mit Dir und allen Seinen Lieben in Wittenberg!"; wie der, übrigens fast einen Monat nach dem Anfangsdatum (12. November 1822) hinzugefügte Schluß (vom 7. December) nochmals denselben Erguß bringt „Nun, innig geliebter Stier, für heute kann ich nichts weiter hinzusetzen als: Des Herrn Friede sei mit Dir, und er, sowie Deine Liebe mit Deinem Dich in Christo innig und treu liebenden Bruder R. R.", — so finden wir in der merkwürdig plastischen Ausdrucksweise des ganzen Briefes jene „Gluth der ersten Liebe", welche die „Erweckten" erfüllt, nicht minder aber den eigenthümlichen Conventikelstempel, welcher das Reich Gottes für „seine Leute" in Anspruch nimmt:

Später ist's allerdings zu diesem Briefe gekommen, als ich mir anfänglich berechnete; aber von Herzen kommt er deshalb doch nicht weniger. So habe denn also nochmals, lieber Stier, herzlichen Dank für Deine liebe Geleitschaft und für die Blicke, die Du, ich hoff' es, — seit wir uns nicht gesehen, auch um meinetwillen zum Herrn hinaufgeschickt hast und noch ferner hinaufschicken mögest. Der sie Dir in's Herz gegeben hat, möge sie Dir vergelten! Ihm sei Dank, daß Er ja auch mir bis hierher geholfen, wiewohl oft von meiner Seite leider unter großer Schwachheit. Die Dinge sehen aus der Ferne so gar viel anders aus als in der Nähe, und wer auf ihren wahren Anblick nicht gerüstet ist, der muß denn oft über sich seufzen. Ach, lieber Bruder, wenn man dann in seiner Schwachheit nicht erführe, wie Er, trotz aller ihrer Erbärmlichkeit und Jämmerlichkeit, Seine Leute so lieb hat — wäre man freilich der Unglücklichste auf Erden; nun aber macht einen Seine Geduld und Gnade immer wieder zu dem Glücklichsten. Daß des Christen Leben nicht über Rosen gehen kann, habe ich wohl, seitdem mir der Heiland ein Tröpflein Seines Gnadenlichts in's Herz gegeben, immer eingesehen, auch nie gewünscht, daß es über Rosen gehen möchte; aber ich habe immer gehofft, die Dornen sollten mehr

nur stechen als aufhalten und matt machen. Freilich soll's und kann's auch so sein; aber bei mir ist's noch lange nicht soweit, und wenn ich nicht wüßte, daß unser Herr schon andere Wunder gethan hat, dürfte ich auch nicht ein Mal hoffen, daß es jemals mit mir dahin kommen könne. Ich habe mir das Leben der Welt im Ganzen doch anders vorgestellt, vielleicht nicht besser, aber wenigstens inhaltsreicher, entschiedener zwischen Licht und Finsterniß. Oder ist's nur unser armes Schlesien, wo die Leute so gar dumpf und im Schlafe leben? Vielleicht mag für die armen im Finstern ihr Leben dahingehenden Seelen die Verantwortung vor dem Herrn geringer sein, aber um mit ihnen als vor Gottes Augen zu leben, da sind sie grade die schwierigsten. Es ist und bleibt mir ein Räthsel, wie Menschen bei der strengsten bürgerlichen Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit dahin leben können, ohne nur eine Frage zu thun nach den Dingen, die in den beiden Welten in und über dem Herzen vorgehen; wie so gar wenig Bedürfniß nach dem Himmel in einer ursprünglich nach Gottes Ebenbilde geschaffenen Seele, deren erste Empfindung, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, doch ein sehnsüchtiges Liebesverlangen nach Gott gewesen sein muß, übrig geblieben sein kann. Würden Dir nicht auch die Thränen in die Augen treten, wenn Du dem Greisenalter nahe Männer, die in den bürgerlichen Lebensverhältnissen von anerkannter Tüchtigkeit sind, die Freuden ihres Herzens, durch die sie sich von der sauren Anstrengung des gemüthlosen Geschäftslebens erholen wollen, an wahre Kinderpossen hängen siehst? Und wenn das Seelen sind, die Du innig liebst! Wenn einen so etwas nicht in's Gebet treibt, so weiß ich nicht was es kann. Aber das macht auch so matt, das lähmt so sehr die innere Kraft, wenn man dergleichen täglich sehen muß. Ja, wer da glauben, glauben könnte, ohne allen Zweifel. Der Apostel Jakobus muß doch auch ein Mal eine Stunde des Zweifels gehabt haben, daß aus der Seele des Zweifelnden heraus er diesen beschreibt: „Er ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und bewegt wird; unbeständig in allen seinen Wegen." Die Bedürfnißlosigkeit nach etwas Höherem ist mir das Unerklärlichste an dem Menschen. Die Erkenntniß der Sünde, nämlich die tiefe, zur Buße treibende, ist ein Gnadenwerk des heiligen Geistes, und ich kann mir wohl Gemüther denken, (wie ich deren auch kenne) die durch Gottes Fürsorge vor groben Ausbrüchen der Sünde rein bewahrt, ehe sie nicht vom Geiste in ihren Tiefen aufgeschüttert werden, wirklich fast bona fide sich in Gottes Augen nur als schwach, nicht als ganz und gar verdammlich ansehen, — aber daß solche Gemüther sich ohne Gemeinschaft mit Gott ihren wesentlichsten Bedürfnissen nach befriedigt, glücklich fühlen können, — das übersteigt mein Begreifen, und liegt gar zu weit außer dem Gebiet meiner eigenen Erfahrung. Es ist eine schreckliche, schauervolle Sache um das Leben des natürlichen Menschen, und um die Tyrannei des Fürsten dieser Welt. Er weiß es dahin zu bringen, daß ihnen ihr eigenes Inneres so verschlossen, so unzugänglich wird, wie ein fernes Land. So gar arg weiß er ihr Auge und alle ihre Lebenssinne zu bezaubern, daß sie diese nun gar nicht mehr anderswohin

richten, als nach außen hin. Diese kleinliche und unmotivirte Wißbegierde, oder richtiger Neugierde nach außen, ist mir an den natürlichen Menschen, und grade an den edleren unter ihnen, zumal bei vorgerückten Jahren, höchst charakteristisch geworden. Auf tausenderlei Weise, oft mit Dingen, auf die kein gesunder Verstand nur irgend verfallen kann, weiß Satan ihre Aufmerksamkeit nach außen hin zu fesseln, damit sie nur nicht auf den innern Schaden falle. Mir hat der Glanz des Morgensterns im Herzen wahrlich (mit tiefer Beugung bekenne ich es) die Lebenskräfte noch gar wenig für die innere Welt gefangen genommen; aber vergleichungsweise mit meinen hiesigen Umgebungen lebe ich ganz nach innen. Und Du wirst es wohl auch noch ein Mal erfahren müssen, wie das einem das Herz abdrückt, wenn die, mit denen man zusammenlebt, so ganz nach außen zu leben. Ich fange an, immer mehr zu ahnen, was die Welt in unsern Tagen für einen Götzendienst mit der Natur treibt, und überhaupt über das ganze Gebiet des Aesthetischen fängt mir nach und nach an ein immer helleres Licht aufzugehen. Lieber Bruder, wen der Teufel erst ein Mal in diesem verzauberten Walde gefangen hat, den richtet er bald ganz und gar zu Grunde, wenn nicht Gott mit seinem kräftigen Zuge zu Hilfe kommt.

Du wirst hieraus wohl einen Schluß machen, alter Stier, wie es mir bisher eigentlich ergangen ist; — der Herr hat mir vielfach um mich her, und, wofür ich Ihn besonders preise, vielfach in mir selbst die Nachtseite der Weltkugel, die Er in Seinen Händen hält, gezeigt, öfter vielleicht als ihre Lichtseite, die Seine Gnadensonne bestrahlt. Doch auch diese immer und sogleich, so oft ich's bedurfte und recht ernstlich suchte, bei weitem öfter als ich es, auch nur nach dem höchst uneigentlichen Begriffe, in welchem der Christ dieses Wort gebrauchen kann, verdiente. Für beides sei Ihm inniger Dank. Er sei ferner mit mir, dem es so sehr Noth thut. Darum bitte ich Ihn stündlich, kindlich und gedemüthigt. Er möge aber beides in mir auch stündlich mehren, die Demuth und den Kindessinn. Mit dem allem, hoffe ich, hat Er mich nur näher an Sein Herz gezogen, mich gelehrt mich selbst gründlicher zu hassen, und mit treuerem, gehorsamerem, inbrünstigerem Liebesverlangen auf Sein Auge zu sehen. An dem letzteren fehlt es mir überhaupt noch bei weitem mehr als an dem ersteren. Jenes fließt weit leichter aus der Erkenntniß als aus der Liebe. Es will aber noch gar wenig sagen um das Sichselbsthassen, so lange es nur mehr noch aus dem Gräuel an der Sünde, als aus der heiligen Liebe zur höchsten Liebe entspringt. Wer auch sein Elend und seine Verdammlichkeit schwarz genug sieht, sieht sie darum noch nicht mit Gottes Augen an. Es ist viel mehr ein sich seiner selbst erbarmen, und zwar ἐν σπλαγχνοις (das Wort ist mir immer so unerschöpflich tief- und vollsinnig vorgekommen,) Ιησου Χριστου, als sich selbst hassen. Die ganze Fülle der Glückseligkeit des Christen, die habe ich in der Zeit, seit ich wieder hier bin, viel klarer einsehen gelernt, obwohl ich sie vielleicht nur selten genossen.

Preise Dich glücklich und danke es dem Herrn, lieber Bruder, daß Du noch in Wittenberg bist. Du wirst den Abstand gar bald fühlen ler-

nen, wenn Du in die gewöhnlichen Lebensverhältnisse hineinkommen wirst; und wenn es auch nur dies Eine wäre, es ist gar zu drückend, sein inneres Freudenlicht und die Anfrischungen seiner Lebenskraft, zum größten Theil wenigstens, außer dem Kreise suchen zu müssen, in welchen einen der Herr gestellt hat, und da nichts mittheilen zu können, wo man so herzlich gern vor allem andern mittheilen will und soll. Es ist ganz etwas anderes, wenn man unter solchen lebt, von denen man verstanden wird, und bei denen man christlichen Zuspruch findet, ohne ihn zuerst mit bewußter Absichtlichkeit suchen zu müssen. Auch wird mir dies letztere hier oft recht erschwert durch die Oertlichkeit und andere Verhältnisse. So ist mir's bis jetzt selbst mit dem lieben Girth gegangen; ich habe ihn immer nur auf wenige Minuten sprechen können. Er ist auch den ganzen Tag über so sehr beschäftigt. Ich habe ihn aber dessen ungeachtet schon herzlich lieb gewonnen. Er ist gar innig und demüthig, und grüßt Dich herzlich im Herrn. Leider lebt auch auch er, wie die hiesigen Christen überhaupt, gar sehr in ecclesia pressa.

Indessen, lieber theurer Bruder, wenn auch vieles um mich her ist, wie ich es nicht wünsche, so erquickt mich der Herr doch desto inniger dadurch, daß Er es mich immer tiefer und beseligender fühlen läßt, wie unbeschreiblich Seine Liebe auch darin gewesen, daß Er mich mit meiner Louise zusammengeführt, und in den Wegen, auf welchen Er uns beide bisher geführt hat. So im Einzelnen wird mir Seine Liebe oft so gar anschaulich, und ich muß dann ordentlich in einem heiligen Schauer vor ihr zurückbeben, und in meinem Herzen spricht's dann mit Petro: Herr gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch. In solchen Augenblicken werden mir freilich alle Schmerzen der Trennung süß und leicht, so wehe sie auch sonst thun. Lieber Bruder, mein Sinn ist überhaupt der: vor dem Wehethun und Scharfeinschneiden in's Herz fürchte ich mich nicht; dafür danke ich meinem Heilande; aber das Drücken und Beengen der Seele — dafür Ihm herzlich zu danken, in dieser Kunst sitze ich noch auf der allerletzten Bank. Nun wohl überhaupt in allem, — in diesem Gefühl und Bewußtsein zu bleiben, ist mir leider bisher nicht schwer geworden, — aber Du verstehst mich doch. Nun giebt der Herr Gnade und treuen Gehorsam, so soll durch Seine Kraft diese Erweisung Seiner Liebe auch noch eine reiche (menschlich zu reden) Quelle heiliger Liebe zu Ihm und wahren Segens werden. Er wird wohl auch darüber noch manchmal das Herz schwer machen, das sehe ich kommen; aber was Er mir in der Stunde des Glaubens und der Offenbarung Seiner Liebe giebt, das soll mir doch immerdar gewisser sein, als was mir eine unheilige Stimme in der Stunde des Zweifels zuflüstert. Ich sehne mich sehr darnach, daß Du mir von Deiner (ich verstehe das so wie Du) Ernestine schreibest. Ich grüße sie gar herzlich und freundlich im Herrn, und bitte sie, mein nicht zu vergessen.

Ein bald darauf folgender Brief an Heubner, vom 15. December 1822, gibt vor Allem in seinen Weihnachtswünschen wieder neue Einblicke in das gegenseitige Herzensverhältniß:

Du hast mich schon durch zwei l. Briefe herzlich erfreut, und ich habe Dir noch für keinen derselben gedankt, und auch heute noch will ich es Dem überlassen, der es besser thun kann als ich. Er möge Dir ein recht fröhliches und von Seiner Gnade überfließendes Weihnachtsherz schenken, und Dich an dieser oder jener Dir theuren Seele die Weihnachtsfreude erleben lassen, die doch von allen die seligste ist, und die nur Er den Seinen bereiten kann. Uebrigens aber, geliebter Bruder (es thut mir gar zu wohl, Dich so nennen zu dürfen!) bewundere ich darin, worüber Du weinest, eine überschwenglich große Gnade von Ihm. Gewiß, wenn unser Herz sich in seinem ganzen Trotze und in seiner ganzen Verzagtheit vor Ihm und in Seinem Lichte erblickt und fühlt, so ist das immer schon eine, im wahren Sinne des Wortes, unausdenkliche Gnade von Ihm; aber wenn Er auch Dir solche Stunden und Tage schenkt, während Du nach Deinen besten Kräften Sein Angesicht suchest und für Seine Ehre zu wirken trachtest, so will das noch bei weitem mehr sagen, als bei einem armen Menschen, der wohl aller Sinne beraubt sein müßte, wenn er nicht überall auf sein Elend stoßen und es fühlen wollte. Du kannst doppelt gewiß sein, daß es von Ihm kommt, wenn Dir Wolken seinen freundlichen Glanz verdecken. — Nun Er reise mit uns beiden auf's Fest zu Seinem Kripplein.

Dieselben Gedanken treten dann gegen den Schluß noch einmal hervor:

Ach, geliebter väterlicher Bruder, könnte ich nur wieder einmal ein paar Stunden bei Dir und Euch Wittenberger Lieben allen sein! Ich fühle oft eine recht nagende Sehnsucht darnach. Die Festzeiten besonders wecken so das Verlangen nach Festfreuden und besonders nach Mitpilgern auf's Fest nach Jerusalem. Ich bitte Dich und Deine liebe Charlotte herzlich, behaltet mich lieb. Innigen Dank, daß Ihr für mich betet; mein Herz läßt es mich nie versäumen, es für Euch zu thun. Ich denke immer, diese Gebetsconnexion ist diejenige, die wir vor allen andern dereinst mit hinauf an den Stuhl des Lammes nehmen werden; da werden wir erst sehen, was für schöne unverwelkliche Kränze uns der Herr in unsern Gebeten geschenkt hat, um damit unsere geliebten Brüder und Schwestern anzubinden, und zwar im eigentlichen Sinne des Worts an Sein und unser Herz. Ich halte es in diesem Punkte nicht mit dem armen Tardy. Wie muß doch manchen Seelen das Leben so winterlich erscheinen!

Ich drücke Dich in Gedanken an mein Herz; der Herr drücke uns beide an das Seinige. Sein Friede sei mit uns. Durch Seine Gnade ewig Dein armer aber Dich sehr lieb habender Bruder.

Derselbe Brief enthält bereits zugleich einigen näheren Bericht von den damaligen wissenschaftlichen Studien des Schreibers:

Ich habe, zum Theil mit auf Scheibel's Rath, zu meiner philosophischen Probearbeit folgenden Gegenstand gewählt, der mich nicht gradezu

aus meinem eigentlichen Felde herauszieht, und wie ich hoffe, auch namentlich für unsere Zeit von allgemeinerer Nutzbarkeit sein kann, nämlich eine Darstellung des Einflusses, welchen die stoische Philosophie der Antonine einerseits auf ihr ganzes Benehmen als Regenten überhaupt und andererseits auf ihr Verfahren gegen das Christenthum insbesondere gehabt hat. Sie repräsentiren doch eine sehr scheinbare Gestalt des natürlichen Menschen. Schreibe mir doch, wenn Du Zeit dazu findest, Dein Urtheil darüber und Deinen Rath, den ich sehr hoch halte....

Auf die benannten Bücher werde ich in den hiesigen Auctionen ein wachsames Auge haben; bis jetzt ist, seit ich hier bin, noch keine gewesen oder angekündigt. Ueber die Synode von Cormasse wußte mich Scheibel auch keines näheren zu berichten. Er meinte in des de Serres comment. de statu reipubl. et rel. in regno Galliae müßte sich noch am ersten etwas darüber finden. Er wollte sich umthun, hat aber bis jetzt noch nichts entdeckt.

Wie diese Mittheilungen bereits den Einfluß Scheibel's auf den jugendlichen Rothe als einen fortdauernden zeigen, so fehlt es auch nicht an direktem Bericht über ihn, aus dem umgekehrt auch das Einstehen Rothe's für den in seinen Augen ungerecht verfolgten Gegner der Landeskirche hervorleuchtet:

Von Scheibel's und Steffens' literarischen Arbeiten wirst Du schon wissen. Es muß dem letzteren bei allem Guten und Schönen doch noch sehr an der rechten Einfalt fehlen. Der Herr wolle ihn damit anthun! Das Verfahren der hiesigen Facultät gegen Scheibel und seine Schüler ist wirklich himmelschreiend; nächstens ein Näheres darüber.

Und so fehlt es denn endlich auch in diesem Briefe nicht an polemischer Beziehung auf die Unionsfrage:

Ich schicke Dir unsere Breslauer Unionsverhandlungen mit. Sie sind nicht eben erbaulich, und es ist in ihnen sehr deutlich ausgesprochen, was eigentlich dasjenige ist, wodurch das ganze Unionsprojekt unsern Zeitgenossen so plausibel wird, nämlich die Hoffnung, dadurch die lästigen Symbol. Bücher los zu werden. Die Union an sich, glaube ich, würde den Indifferentismus nicht leicht in ein solches Feuer bringen. Ich, lieber Heubner, hoffe noch einen großen Segen von dem allen. Es wird der Herr daraus eine Separation auf ganz antiseparatistischem Wege entstehen lassen. Die, denen der Morgenstern noch nicht im Herzen aufgegangen ist, werden aus den beiden alten Kirchen herausgehen und eine neue bilden, in der sie dann freilich niemand mehr hindern wird, den Vernunftgötzen auf den Thron zu setzen, und die aus beiden Kirchen zurückbleibenden Gläubigen werden dann plötzlich von selbst unirt sein, ohne daß sie wissen werden wie. Das alles steht in des Herrn Hand; aber es muß uns doch zur äußersten Gewissenhaftigkeit und Vorsicht in diesem Geschäfte erwecken. — Verzeihe nur, daß ich an den Rand dieser

Synodalverhandlungen allerhand mit Bleistift gekritzelt habe. Ich konnte im Augenblicke kein neues Exemplar erhalten, weil sie bis jetzt noch gar nicht öffentlich in den Buchhandel gekommen sind. Vielleicht vertritt manches die Stelle einer näheren Mittheilung.

Einem Neujahrsbrief an Heubner, vom 28. December 1822, entnehmen wir zunächst die Form der Glückwünsche:

Nur einige ganz wenige Worte. Glück wünschen muß ich doch wenigstens Dir und Deiner theuren Charlotte zum neuen Jahr. Der Herr unser Heiland wolle es Euch allen, die wir lieben, herrlich mit Segen krönen. Er wolle namentlich Dir in ihm eine fröhliche Ernte schenken. Doch das steht freilich in Seiner Hand..... Er lohne Euch namentlich Eure viele und große Liebe gegen mich. Behaltet mich aber auch im neuen Jahre in Euren Herzen, wie Ihr das von mir überzeugt seid. In Christo, denke ich, giebt es ohnehin kein altes und kein neues Jahr, bis dereinst auf das neue Jahr am gläsernen Meere.

Die allgemeinen kirchlichen Verhältnisse werden in demselben Briefe nur kurz berührt:

Wenn Du erlaubst, schicke ich Dir nächstens eine meiner Predigten; heute füge ich noch eine Abschrift des Circulars hinzu, mit welchem das hiesige Consistorium die Synodalverhandlungen der schlesischen Geistlichkeit zur Begutachtung communicirt hat. Herr Gaß ist der Verfasser. Es beurtheilt sich wohl von selbst. Wenn Du aber einmal Zeit hast, so schreibe mir doch Dein Urtheil darüber.

Einiges Nähere über die brennende kirchliche Frage enthält dagegen der folgende Brief vom 22. Januar 1823:

In Betreff der Union heute nur so viel, daß die ganze Sache für Schlesien sehr in's Stocken gerathen durch ein Ministerialrescript, in welchem, nachdem zuvor der Eifer der Schlesischen Geistlichkeit für das Unionswerk belobt worden, Befremden darüber geäußert wird, daß man sich so tief in die Lehre selbst eingelassen, nicht bei dem Aeußerlichen stehen geblieben sei, und sich wohl auch mitunter etwas vorlaut verschnappt habe. Es wird daraus der Schluß gemacht, daß die Breslauer Unionsverhandlungen nicht von der Art seien, daß sie Sr. Majestät vorgelegt werden könnten (dasselbe gelte auch von dem Antrage wegen der Alben), und das Consistorium angewiesen, die ganze Sache bis zur dereinstigen Zusammenberufung einer Generalsynode liegen zu lassen. Auch wird die Bekanntwerdung der Verhandlungen durch den Druck getadelt. Scheibel's Schrift ist unter der Presse. Hast Du Deinen Aufsatz für den Conf.-Pr. v. Glebiz in Dresden schon beendet? Was weißt Du von den Sulzern?

Auch dieser, als kurz angekündigter, aber von dem Schreiber

unter der Hand ausführlicher gewordene Brief beginnt übrigens wieder mit einem religiösen Gefühlserguſſe:

... Den innigſten Dank für Deine Wünſche und Bitten zum Herrn für mich. Möge Er geben, daß Er ſie ſo an mir erfüllen kann, als Er es ſelbſt begehrt. Beugungen und Stoff dazu giebt's freilich noch immer ſo viele; aber im Ganzen kann ich doch jetzt meines Heilandes recht froh ſein. Er hat in dieſem neuen Jahre das Kapitel von der gänzlichen Uebergabe des Herzens an Ihn wieder recht von Neuem durchgenommen, und ich hoffe, Er hat mir dabei Seine Wunder, die den ganzen Bau unſeres menſchlichen Dinges über den Haufen werfen, in ihrer Liebenswürdigkeit recht tief in's Herz gemalt. Er wolle nur in mir erhalten was Er ſelbſt ſich ſo mühſam hat aufbauen müſſen. Die Freuden des Umgangs mit Ihm ſind gar zu ſelig, und die Stunden gar zu bange, wo es in der Seele heißt: „Jeſum verloren am Kreuzesholz, wo Er aus Liebe für uns zerſchmolz, Jeſum aus den Augen und aus dem Herzen, machet die Seele voll Höllenſchmerzen.“ Ja das weiß Gott. Geduld wird freilich, ſo lange wir hier unten wandeln, von Nöthen ſein, Geduld mit uns ſelbſt, aber man merkt's denn doch mit der Zeit auch, daß es wahr iſt: „wo Jeſus Chriſtus iſt der Herr, wird's alle Tage herrlicher.“

Unmittelbar darauf finden wir einen ſpeciell eingehenden Bericht über Rothe's weitere wiſſenſchaftliche Arbeiten, der hier wohl auch nicht fehlen darf:

Herzlichen Dank für Deine Mittheilungen über die Stoiker. Aber ich laſſe Dich mit dieſem Einen Male noch nicht los, ſondern ſetze Dich von Neuem in Contribution. Die Arbeit über den Stoicismus der Antonine hat nämlich aus Gründen, die Du, wie ich glaube, nicht mißbilligen wirſt, einer andern Platz machen müſſen. Ich habe mich nämlich durch Middeldorpf, der noch dazu jetzt Rector iſt, und mir die Statuten der hieſigen Univerſität ſelbſt vorgelegt hat, davon überzeugt, daß eine vor der theologiſchen vorhergehende philoſophiſche Promotion ganz überflüſſig iſt. Ich begreife nicht, wie Scheibel das nicht auch hat wiſſen können; bei andern kann ich es mir allenfalls erklären, warum ſie mich in dieſem Irrthum gelaſſen. Middeldorpf (der wirklich in der hieſigen Facultät einen ihm alle Ehre machenden Charakter behauptet und unter anderm, anſtatt den Bericht derſelben wider Scheibel zu unterzeichnen, in einem Separatvoto die himmelſchreiende Ungerechtigkeit deſſelben dem Miniſterio dargethan und ein ſehr ehrenvolles Zeugniß für Scheibel'n abgelegt hat, — und den ich, wiewohl ſeine Theologie keineswegs eine chriſtliche zu nennen, wegen ſeiner zuverläſſigen Ehrlichkeit und Rechtlichkeit von Herzen achte) hat mir außerdem ſehr davon abgerathen, zuerſt in philosophicis mich graduiren zu laſſen, wegen des damit verbundenen unnöthigen Zeit- und Koſtenaufwandes, und mich verſichert, wenn ich ſonſt wollte, mir ohne alle Umſtände auf eine in jeder Hinſicht weit weniger koſtſpielige Weiſe, von Jena her die Magiſterwürde zukommen laſſen

zu wollen, wovon Gebrauch zu machen ich aber keine Lust fühle. Ich glaube, Du wirst auch der Meinung sein, daß der Aufenthalt mit dem Magister nur wenn er unvermeidlich war, stattfinden mußte, sonst aber es thöricht wäre, mich damit zu verzögern. Ich habe also die Antonine bei Seite gelegt und mich an eine theologische Probearbeit gemacht, über der ich jetzt fleißig her bin. Ich bin begierig, was Du zu der Wahl sagen wirst. Die Untersuchung über die Geschichte des Dogmas von der Kirche in den drei ersten saec. schien mir nach der nun eingetretenen Verzögerung doch etwas zu weitschichtig, und ich habe daher lieber einen andern, wenigstens für mich nicht minder interessanten Gegenstand gewählt, nämlich die Paulicianer, besonders aus dem Grunde, weil sie in einer entschiedenen Verbindung mit sämmtlichen antihierarchischen Secten des Mittelalters im Occident stehen, und eine genauere Kenntniß ihres Ursprungs, ihrer Lehre und ihrer Geschichte eine nothwendige Prämisse zur Kenntniß der letztgenannten Secten ist. Dazu scheint mir das, in der Kirchengeschichte nicht einzeln dastehende Factum, wie sich aus in der That widerchristlichen Secten heraus plötzlich ein ächt evangelisches Leben entwickelt, von großem Interesse zu sein, und die historischen Elemente, aus welchen unter einer günstigen Combination derselben die paulicianische Secte entsprang, hängen gewiß so nahe mit der frühesten christlichen Sectengeschichte zusammen, daß auch in dieser Beziehung eine nähere Untersuchung ihres Ursprungs nützlich und interessant werden kann. Freilich fehlt es über die Paulicianer selbst gar zu sehr an sicheren Nachrichten, so daß auch hier der historischen Combination ein sehr weites Feld übrig bleibt; ich weiß aber nicht, ob dieser Umstand für eine kirchengeschichtliche Probeschrift grade ein Uebelstand ist. Wie zuverlässig Photius in Hinsicht der Lehre der Paulicianer ist, kann man ungefähr schon aus der Art und Weise abnehmen, wie er in seiner „Bibliothek" aus Agapius und andern manichäischen und antimanichäischen Schriften referirt. Von Petrus Siculus kann ich hier nicht einmal die griechische Ausgabe von Matth. Rader (Ingolstadt 1604) auftreiben, sondern nur die lateinische Uebersetzung in der Biblioth. Patt. Lugdun. P. XVI. Ich habe den Anfang damit gemacht, den Beausobre, Histoire critique de Manichée et du Manichéisme tüchtig durchzuarbeiten, um nur zuerst eine detaillirte und klare Vorstellung von dem Manichäismus zu haben, mit dem doch die Alten nun ein für alle Mal den Paulicianismus in eine so nahe Verbindung bringen. Das Buch ist mir wegen der unabsehbaren Menge von Excursen und Episoden und der darin ausgeschütteten Fülle von Gelehrsamkeit überhaupt sehr lehrreich gewesen, wenn es auch nicht sine omni ira et studio geschrieben ist. Zum Verständniß der eigentlichen Meinungen der Paulicianer werde ich wohl oft müssen die antihierarchischen Secten des Mittelalters zu Hilfe rufen, von denen wir nur auch zu wenig Zusammenhängendes wissen, und wo ich mich wohl hauptsächlich werde auf Mosheim (de Beghardis et Beguinabus) verlassen müssen, nebst sorgfältiger Benutzung der Geschichte der Waldenser. Ebenso will ich aber dann auch die neutestamentlichen Apokryphen vornehmen, sowie auch die

Patt. apost. und was Grabe in seinem Spicil. gesammelt hat, nebst genauer Berücksichtigung der gnostischen Systeme. Ich denke, es müssen sich in der ersten christlichen Zeit mancherlei Keime von dem, was sich später nicht allein in den Paulicianern, sondern überhaupt in der ganzen Sectenfamilie, zu der sie gehören, entwickelte, finden. Auch sollte ich meinen, es müsse sich zu meinem Zwecke in dem Agobard von Lyon de correctione Antiphonarii mancherlei finden. Schade, daß Neander's Anmerkung über die Paulicianer (sub calc. seines h. Bernhard) so kurz gerathen ist! Ich muß sagen, ich arbeite mit vieler Liebe an der Sache, und die Arbeit wird wenigstens für mich von Nutzen sein. Auch weiß ich recht gewiß, daß der Herr nichts dawider hat. Gehe Du mir nur auch mit Deinem guten, mir so werthen Rathe dabei an die Hand. Auf die spätere Geschichte der Paulicianer werde ich mich für jetzt wohl noch nicht einlassen können. Glaubst Du nicht auch, daß ich besonders mit auf die Priscillianisten mein Augenmerk werde zu richten haben und dabei den Sulpicius Severus zu gebrauchen?

Diesem ausführlichen Schreiben, das in die kirchengeschichtlichen Erstlingsstudien Rothe's einen besonders im Hinblick auf sein erstes Hauptwerk über die „Anfänge der Kirche" wichtigen Einblick gewährt, schließen sich einige kleinere an, die wieder dem Wortlaute nach folgen:

Breslau 29. Januar 1823.

Mein verehrter geliebter Bruder im Herrn! Nur wenige Minuten bleiben mir heute, um Dir meinen aufrichtigen, herzlich gefühlten Dank für Deine Wünsche für mich zu meinem gestrigen Geburtstage zu sagen. Möge der Herr sie an mir in Erfüllung gehen lassen; ich habe ihn kindlich darum angerufen. Er wird auch Dir Deine Liebe reichlich mit der Seinigen vergelten, und auch die Bitterkeit des Schmerzes von Deinem Herzen nehmen; mich aber, lieber Bruder, siehe nur nicht anders an, als einen Weinreben, der Schatten und Anhalt bei Dir nur suchen, nicht aber Dir gewähren kann; und der sich nur deshalb Deinen Bruder nennen darf, weil er in demselben Sonnenlichte Licht und Wärme sucht. O daß mich diese heilige Sonne der Geisterwelt ganz zerschmelzen und hinnehmen, daß mein Herz sie doch nie sich hinter den irdischen Dunstwolken verbergen lassen möchte! Ich lebe seliger Hoffnung; denn ich lebe in großer Sehnsucht. Hilf Du mir bitten.

Tausend Dank für die Stoppe'sche Disputation, wenn ich sie gleich für den Augenblick nicht benutzen kann. Ebenso für die übrigen mir mitgetheilten Nachrichten. Der Herr wolle doch unserm Seminar den Herrn Prof. Schmidt schenken; ich habe auch sonst schon viel Gutes von ihm gehört. Dein Rath wegen des Unterrichtgebens leuchtet mir sehr ein; ich werde Anstalt deshalb machen. Du guter, treuer Heubner! Wenn Gründler nach Nahausen käme, sollte es mich sehr freuen. Er würde dort gewiß von Neuem aufleben. Desto trauriger sind die pommerschen Nach-

richten. Ich kann über Gichtel noch gar kein Urtheil haben, aber ich sehe nicht, wie ein durch und durch guter Baum so betrübende Früchte bringen könnte. Es ist aber die Hoffnung noch nicht wegzuwerfen. Wem der Herr über sein natürliches Elend hat Licht geben können, dem kann er auch eine Einsicht in die nachgemachten Juwelen des Satan geben, so lange das Herz nur in seinem Grunde redlich ist.

Breslau 8. März 1823.

Mein im Herrn innig geliebter Bruder! Denn so will ich Dich ja herzlich gern nennen, wenn das Deinem Herzen auch nur halb so wohl thut als dem meinigen, das übrigens Dich immer so genannt und geliebt hat, so sehr es auch sonst die Ungleichheit zwischen uns noch bis auf diese Stunde empfindet, und es nie vergessen wird, daß Du nicht bloß mein Bruder, sondern auch mein Vater in Christo bist. Aber dennoch thut es ihm wohl, Dich gradehin Bruder zu nennen, so wie es ja auch den Herrn so gerne seinen Bruder nennt, der ihm doch nicht bloß Bruder ist, sondern Alles immer wahrhaftiger werden muß, Vater, Mutter, Braut, Bruder, und zwar eben darum, weil, wie Du schreibst, dem Herzen Liebe mehr ist, als alles andere.

Für Deinen lieben Brief vom 10. Febr. erhältst Du erst jetzt meinen herzlichen Dank. Zuerst einiges zur Antwort. In Hinsicht der Habilitation zum Privatdocenten der Theologie schreiben die Statuten der hiesigen Universität nichts weiter vor, als die Promotion zum Licent. theol., die dabei gewöhnliche öffentliche Disputation und eine Probevorlesung vor der theol. Facultät. Eine Observanz hat sich in dieser Hinsicht weiter noch nicht gebildet, da bisher erst zwei Licentiaten der Theologie hier creirt worden sind, die allerdings schon geraume Zeit vorher das philosophische Doktorat sich erworben hatten. Ich meines Theils habe meinen Vorsatz, gleichfalls hiermit zu beginnen, auf Middeldorpf's Rath, der Mitglied der theologischen Facultät und zur Zeit Rector ist, aufgegeben; er rieth es mir besonders auch darum ab, weil damit eine Ausgabe von circa 130 Thalern verbunden sei, indem ich unter meinen hiesigen Verhältnissen nicht füglich um eine unentgeltliche Promotion anhalten könnte, und bot mir überdieß an, wenn ich irgend dazu Lust haben würde, mich mit bei weitem geringeren Umständlichkeiten und Unkosten in Jena zum M. LL. A. A. creiren zu lassen, wozu ich mich bis jetzt nicht veranlaßt fühle.

Du bist sehr gütig, lieber Heubner, daß Du mir durch Deine Verwendung sogar den Eingang zu der Zittauer Rathsbibliothek verschaffen willst. Ich brauche Dich aber dießmal deßhalb nicht erst in Contribution zu setzen; denn die bei Milner III. 283 in der Note angeführten Quellen sind keine andern als Photius adv. Manich. in Wolfii Analectis sacr. et proph. Vol. 1 u. 2. und Petr. Sicul. Hist. Manich., die ich beide hier gefunden habe; und ich möchte nicht gradezu behaupten mit dem Uebersetzer des Milner in der angeführten Note, daß sich aus ihnen nichts

Erhebliches zu den von Milner angeführten Nachrichten hinzuthun ließe. Wenigstens ist Milner's Schilderung von den Paulicianern doch etwas zu willkührlich, was um so unnöthiger war, da sich, wie ich nicht zweifle, aus den uns übrigen historischen Datis ein, den Paulicianern nicht weniger als das von Milner entworfene, Ehre machendes Bild zusammensetzen läßt. Eine gewisse Vollständigkeit aber kann dasselbe freilich nur durch eine Berücksichtigung des dieser Secte in der frühern und spätern Sectengeschichte Analogen erhalten. Eine geschichtliche Nachweisung des Zusammenhanges der antihierarchischen Secten des Mittelalters mit denen der früheren und der späteren Zeit ist allerdings eine sehr interessante Aufgabe, an deren Lösung ich auch, wenn es des Herrn Wille ist, gerne noch einmal gehen möchte. Ich habe mich nur davon überzeugt, daß diese Lösung nicht eher auf eine gründliche Weise möglich ist, bis man über die ersten Keime jener zuerst in den Paulicianern bestimmt hervortretenden Richtung ins Reine gekommen ist; und insofern scheint mir meine jetzige Aufgabe als eine vorbereitende nothwendig vorhergehen zu müssen. Die Sache ist zum Theil sehr mühsam, weil man oft sehr leisen Spuren folgen muß; ich hoffe aber doch, daß sich ein nicht aus der Luft gegriffenes Resultat ergeben soll. Der Herr wolle mich auch hierin leiten. Er thut es ja auch sonst so väterlich. Er ist gar sehr treu gegen mich, lieber Bruder, so untreu ich noch immer gegen Ihn bin. Aber besser geht's doch auch darin schon durch seine Gnade. Ich bin oft sehr selig in ihm, und allein läßt er mich, ihm sei's gedankt, immer seltner. Auch bekennt Er sich in Gnaden zu dem armen Worte, das ich jetzt häufiger von Seiner heiligen Stätte herab rede, da ich seit geraumer Zeit einen großen Theil der Predigten eines hiesigen krank darniederliegenden Predigers übernommen habe. Er legt für manche Seelen einen Segen darauf, und ich schäme mich oft tief. Es ist auch hier großer Hunger nach dem lebendig machenden Worte Gottes, besonders unter der geringeren Bürgerclasse, und es giebt darunter gar liebliche Pflanzen der Gnade. Der Herr helfe nur immer weiter; er kann ja aus wenigem viel machen, und kann 5000 Mann mit 5 Broden und wenigen Fischlein speisen.

Ich muß Dir auch noch für die Schmieder'sche Schrift danken. Ich will Dein Geschenk nicht herabsetzen; aber ehrlich gesagt, wenn nicht auf dem Titel der Name Schm. gestanden, so hätte ich den Verfasser nicht errathen. Ich verstehe nicht recht, warum er das Schriftchen hat drucken lassen. Auch finde ich die evangelische Schärfe und Entschiedenheit nicht darin, die z. B. in seinen Briefen herrscht. Nun, er wird wohl wissen, was er in des Heilands Namen gethan hat. Die Aeußerung von Nitzsch verstehe ich entweder gar nicht, oder es ist mit ihr nicht viel Bestimmtes gesagt. Das ist so die französische Art, geistreich zu sein oder doch zu scheinen; aber sie bringt es weder in der Wissenschaft noch im Leben zu etwas Tüchtigem. Ich warte nur schmerzlich darauf, Dir von Steffens' und Scheibel's Schriften etwas zur Revanche zuschicken zu können. Lange wird's nun nicht mehr dauern, und Du wirst Dich doch über beide freuen. Vieles in Steffens' Schrift macht seine wirklich ihm zur großen Ehre ge-

reichende Vorrede gut. Nächstens etwas näheres über ihn selbst; da ich ihn jetzt recht häufig sehe. Ich schicke Dir mit jenen Scripturen, wenn Du erlaubst, dann auch wohl eine oder die andere Predigt von mir mit.

Der Schluß des Briefes enthält wie gewöhnlich Grüße an Gründler, Stier und Hoff; außerdem wird auf einen Brief von Scheindienst Bezug genommen, und heißt es dabei auch von diesem recht charakteristisch, „er scheine mit trüben Gedanken nach Guben zu gehen, der Herr habe aber gewiß Gedanken des Friedens über ihn und seine Gemeinde, doch möge ihm der Abschied von Wittenberg freilich schwer geworden sein." Die Erwähnung der Einzelnen gipfelt schließlich in der Bemerkung: „Es wird auf Ostern zu im Seminar leer werden an l. Brüdern."

Wohl den lebhaftesten Ausdruck findet aber der ganze damalige Gesichtskreis Rothe's in einem wenige Tage darauf geschriebenen Briefe an Rudolph Stier (vom 11. März 1823). Sowohl die Beschreibung des eigenen Gemüthszustandes, wie die Auffassung der allgemeinen kirchlichen Situation, sowohl die Mittheilungen aus dem Breslauer Freundes- und Conventikelkreise, wie die Bezugnahme auf den fernen Freund und dessen Verhältnisse, — Alles trägt gleich warme Farben. Selbst die kurzen Erwähnungen der andern Freunde sind in wirklich interessanter Ausdrucksweise gehalten. Was Rothe von Gründler hört, „erfüllt ihn mit innigem Danke für den Herrn." Von dem, in seine Heimath berufenen, und deßhalb Wittenberg verlassenden Hoff heißt es: „Der Herr scheint ihn noch einmal durch die finsterste Nacht an das helle Licht seines Tages geführt zu haben. Wie werden da von seinem neuen Strahle die Triebe und Knospen seiner Seele aufgegangen sein! Es wird grünen und blühen und Frühling sein in seinem Herzen! Nun, den nehme der liebe Bruder in seine heimathlichen Berge mit." Der Bitte um innigen Dank an Krummacher für seinen Brief wird hinzugefügt: „Der Herr segne den lieben Bruder. Er schenkt ja den Geist nicht nach dem Maaß." Seinem „schwarzen Tauscher" wünscht Rothe zu seinem Triumphe immer neue Gnade vom Herrn. Ebenso wird noch Rennecke's, Schmieder's und Scheindienst's gedacht, und heißt es endlich im Allgemeinen: „Die Wittenberger Brüder, die in engerem Sinne namentlich, umarme mir nur alle viel tausendmal." Die persönlichen Wünsche in Bezug auf den grade nach Litthauen (Karalene) berufenen Stier erwähnen wir (da wir Stier's Biographie

als bekannt voraussetzen) hier nur insofern, als sie in der eigenthümlichen Wendung auftreten, daß „der Herr gebe, daß wir trotz Deiner Reise nach Litthauen doch bald einander wieder ein gut Stück näher sind an seinem Herzen", „daß ihr Bund darauf versiegelt sei, daß, so jemand von ihnen den Herrn Jesum Christum nicht lieb habe, derselbe Anathema Maharan Matha sei, daß der Herr aber selbst die Liebe zu ihm als heiliges Taufwasser ihres Bundes geben möge."

Der Tenor des ganzen Briefs ist ersichtlich durch eine Mittheilung von Stier, oder vielmehr von Krummacher an diesen über die Zunahme der religiösen Erweckung veranlaßt. Da aber der Brief für Rothe's eigne enthusiastische Stimmung einen klaren Gradmesser bietet, darf wenigstens der Hauptinhalt hier nicht fehlen. Nach dem feierlichen Eingangsgruß „Gnade sei mit uns, Friede und Freude im heiligen Geist von unserm Herrn und Heiland Jesu Christo" beginnt Rothe wie folgt:

So viel habe ich Dir zu danken, daß ich Dir gar nicht abbitten kann für meine Trägheit. Ja, lieber Bruder, ich weiß, Dir ist Dank lieber als Abbitte, wenn der Dank nur über Dich hinweg zum Herrn geht. Das ist eine selige Sache, dem Herrn zu danken, wie ein Wurm vor seinem Schöpfer dazuliegen, und doch zugleich Seiner Fülle voll zu sein, der köstlichsten Gabe, die nur in das Herz des Engels kommen kann, des liebenden Danks gegen Ihn. Mein Dank geht also eigentlich nicht auf Dich, aber dafür möge es Dir der danken, von dem wir alle noch lernen müssen, — die Freude, die Du mir durch die liebevolle Mittheilung des Briefs unsres theuren Bruders Krummacher bereitet hast, und nicht mir allein, sondern einem ganzen Häuflein von Seelen, die nach Gnade lechzen und den seligen Geschmack der Gnade im Herzen haben. Ja, theurer Bruder, es ist eine unbeschreibliche Lust zu sehen, wie es alle Tage herrlicher wird, wo Christus der Herr ist; das zu sehen an den Seelen der geliebten Geschwister und durch des Heilands Gnade auch in dem eignen Herzen. Jesum Christum täglich mehr als eine Kraft des ewigen Lebens selber im eignen Herzen erfahren und andere erfahren sehen, das ist die herrlichste Zukost, die man zu dem täglichen Brote des neuen Lebens, dem wahren Himmelsbrote, Jesu Christo in Seinem Blute, haben und begehren kann. Wer da nur recht unersättlich wäre zu genießen, nur Alles, was nicht der Herr ist, aus sich herauswerfen ließe, daß der Herr in ihm sein könnte alles in allem. Aber die Gnade ist doch auch wahrlich mächtig, und der weiß noch schlecht sich vor dem Heilande zu verdammen, der sich nicht in demselben Augenblicke vor Ihm Seiner überschwenglich zu freuen weiß. Frohlocken, jubiliren mit Thränen der Liebe für die Liebe am Kreuze in den Augen, das ist des Christen Art und Gestalt; uns auch insofern ge-

ringer achten als den Heiland, daß unsre Sünde und der Haß gegen uns selbst uns nie einen Augenblick aufhalten kann, im Anblick Seiner Gnade zu zerfließen und Ihn ohne alles Zagen unter Freude und Jubel zu lieben, das ist ein seliger Stand, in dem die Buße und die heilige Demuth gewiß frisch grünen bleiben. Ach ja, ich bin wahrlich ein armer, über alle Vorstellung elender Sünder, ich weiß, im heiligsten Ernste, auf der weiten Erde keine Seele, die so in allem und so lange, und stets wieder von Neuem sich gegen den heiligen Gott empört hätte, als mein armes Ich; aber der Heiland hat's durch Sein Lieben ohne Aufhören und Aussetzen mit dieser armen, ungeschlachten Seele nun doch dahin gebracht, daß sie in voller Wahrheit der Erfahrung nur die Alternative kennt, Ihn zu lieben oder den ewigen Tod, und daß ihr nur an einer Stelle noch wohl ist, an der, an welcher St. Johannes gelegen, daß sie nicht mehr sein kann, ohne Ihn zu suchen, und (nach seiner unbeschreiblichen Leutseligkeit) zu finden. Aber freilich, was ist das Alles? Gnade, lauter Gnade, und Gottlob! So Er eine Nacht Seine Gnade von mir abzöge, würde ich am Morgen erwachen ohne Gott und ohne Heiland, als ein Kind des Unglaubens und des Zorns. Das ist eine Güte, der ich oft verwundert nachsinne, und bei der ich vor Beugung vergehen möchte, daß wir jeden Morgen wieder in der Gnade aufwachen, daß der Herr uns nie fallen läßt, da wo wir sogar nicht einmal wissen würden, daß wir aus Seiner Hand fielen. Aber dafür ist Er die Liebe, und deckt uns durch Seinen Geist immer heller das Maß des blutigen Schweißes auf, welches auf unser Theil kommt von Seinem heiligen Angstschweiß in Gethsemane, damit wir uns lehren lassen, viel zu lieben. O theurer, lieber Bruder, Er fahre damit an uns fort stündlich!

Dieser persönliche Erguß geht dann unmittelbar über auf die Schilderung der allgemeinen religiösen Situation, die freilich so ziemlich in der des eigenen Conventikels aufgeht:

Die Zeit, in der wir leben, wird immer größer, und die Gnadenheimsuchung des heiligen Geistes immer gewaltiger und allgemeiner, und Tholuck hat ganz recht, wie er neulich an meinen Bruder Julius Müller schrieb, wir haben dabei vor allem treu zu sein im Kleinen. Auch unter den hiesigen Studierenden geschehen wunderbare Erweisungen der Gnade. Es bedarf bei vielen nur einer leisen Berührung, und es geht ihnen ihr eignes Herz und das Licht vom Kreuze des Herrn auf, grade den allerentschiedensten Schulzianern. Erst gestern hat sich meine Seele gelabet an zwei solchen neuen Brüdern. Unser Gemeindlein ist diesen Winter verhältnißmäßig sehr gewachsen, und ich hoffe, auch die alten Glieder desselben haben zugenommen in der Kraft des Herrn. Auch stehen wir jetzt unter einander in einer innigen und lebendigen Gemeinschaft, und schmecken es, wie selig ist die Freundschaft und Gemeinschaft, die wir haben u. s. w. Der Herr sei gepriesen, unsre Zusammenkünfte sind besserer Art, als die dürren, mit denen wir uns eine Zeitlang in Wittenberg

herumgeschleppt. Es ist immer lebendiges Wasser da, und einer trinkt es dem andern zu. Auch unter der hiesigen Bürgerschaft giebt's eine reiche Ernte für den Heiland, großentheils alter Same. Und so hat mir denn der Herr in diesem Winter oft die Gnade geschenkt, zu einer Versammlung von, wenigstens dem größeren Theile nach, gläubigen Seelen Sein freundliches Wort zu reden; denn die hiesigen Gläubigen sind hungrig nach dem Worte Gottes, und laufen ihm nach überall hin, wo sie es wissen. Der Heiland hat sich auch zu meiner unbeschreiblichen Beugung oft wunderbar dazu bekannt und hat mir durch die Erfahrung Seiner Kraft mein ganzes Unvermögen auch zu diesem Seinem Werke und mein beständiges ungeschlachtes Hindern Seiner Gnade dabei aufgedeckt.

Den schärfsten Gegensatz zu diesem Kreise der „Reichsgenossen" bildet dabei, was gegen den Schluß dieses Briefes gesagt wird:

Die Feindschaft gegen das Reich Gottes fängt in unserm Breslau an immer entschiedener an den Tag zu treten. Es gränzt an's unglaubliche, was das hiesige Consistorium und ein Theil der theologischen Facultät sich erlauben. Das sind aber schöne Zeichen, und wer die Gestalt des Kreuzreiches kennt, freut sich dessen hoch.

Dagegen werden, in ununterbrochenem Zusammenhang mit den vorher angeführten Schilderungen, auch die Persönlichkeiten, die in Breslau in ihren Augen „das Reich Gottes" bilden, also die des Gröben-Scheibel-Steffens'schen Kreises, näher vorgeführt:

Eine überschwengliche Gnade hat mir der Herr auch durch die christliche und selige Gemeinschaft mit den lieben Gröben gegeben. Ihr Haus ist ein wahrhaftiges Heiligthum des Herrn, und ein priesterliches Geschlecht wohnt darin. Auch für Steffens ist die innige und fast tägliche Gemeinschaft mit Gröben's gewiß zu einem ewigen Segen geworden. Ganz gehört er (Steffens) freilich dem Herrn noch nicht; aber, lieber Bruder, wer gehörte Ihm auch ganz? allein er gehört Ihm so weit, daß er sein armes Schaf gewiß nicht mehr von sich lassen wird. Eine solche Seele mag auch wohl einen schweren Gang haben, und o, daß Steffens das nur recht fühlte. In seinem nächstens noch erscheinenden Schriftchen: „Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben", wirst Du zu vielem den Kopf schütteln. Es ist auch schon oft vor Steffens' eignen Augen dazu geschüttelt worden; denn die ganze Schrift von A bis Z wurde, ehe sie zum Druck übergeben ward, in unsrer gewöhnlichen Sonntagabendszusammenkunft bei Gröben's, wo allemal die Steffens'schen und Scheibel'schen Familien mit Gröben und einigen andern Brüdern zusammen kommen und wo wir jetzt mit einander das Evangelium Johannis lesen, vorgelesen und vor dem Herrn debattirt.

Steffens steckt noch in vielem darin, was der Herr nicht für das Seinige anerkennen kann; aber er ist dann auch wieder ein so demüthiges und liebliches Kind vor dem Herrn, daß man nicht anders kann, als ihn

herzlich lieb haben; und dann ist er doch schon um so vieles einfältiger geworden und wird es täglich mehr, daß man es mit eignen Augen sehen kann, wie der Geist des Herrn an ihm arbeitet. Auf jeden Fall wird Dir die Vorrede Dein Herz für ihn einnehmen. Auch die nächstens erscheinende Scheibel'sche Schrift: „Das Abendmahl des Herrn" hat dieselbe Censur passiren müssen. Sie wird vielen eine ganz andere Meinung von unsrem lieben Scheibel (dessen mit unterlaufende Menschlichkeiten ich nicht verkennen will, da er selbst so wenig ein Geheimniß daraus macht, wie er denn auch in dieser Beziehung ein Kind ist,) beibringen. Es ist darin von seiner frühern nicht eben empfehlenswerthen schriftstellerischen Art nichts mehr zu spüren, sondern alles ruhig, klar und besonnen. Es wird ein höchst werthvolles Buch sein. Und wenn man Scheibeln näher kennt, namentlich als Evangelisten, Seelsorger und Verwalter des heiligen Sacraments, so läßt es sich gar nicht läugnen, daß ihm wirklich grade in der Materie vom heiligen Abendmahle selten tiefe und innerliche Gnadenerfahrungen zu Theil geworden, und daß er darum wohl einen ganz besonderen Beruf zum Kampfe für dieses Vermächtniß des Heilandes hat. — Nun auf beiden Schriften wird gewiß der Segen des Herrn ruhen. Gottlob fängt Steffens hier schon an, tüchtig vor der Welt zu stinken; der Herr gebe, daß es immer mehr geschehe.

Wir fügen dieser Schilderung der bekannten Häupter der altlutheranischen Bewegung noch die etwas spätere Notiz hinzu, daß außerdem von Hastings und von Anna Schlatter Grüße an den Wittenberger Freund Hoff ausgerichtet werden, und daß es dabei von der letzteren heißt:

Beiläufig, sie regalirt uns bisweilen mit den Briefen ihrer Mutter an sie und Cleophea, und die sind köstlich.

Auf das innere Verhältniß des Briefschreibers und des Adressaten werfen endlich noch die folgenden Aeußerungen ein helles Licht:

Nun, lieber Bruder, wie steht's denn mit Dir? ich thue dieselben Fragen an Dich, wie unser lieber Krummacher. Hat der Herr von seinem Gnadenrathschlusse über Dich und Deine Erneſtine Euch etwas mehreres promulgirt? Meine Wünsche deshalb kennst Du, weißt aber auch, daß wir beide wünschen, als ob wir nicht wünschen. Grüße mir die theure Seele aus der Fülle meines Herzens, sie soll mir ihre geschwisterliche Liebe erhalten, und nicht blos das, sondern mehren. Ich meines Theils, wie freue ich mich auf die Zeit, wo ich Dir von völligem Triumphe des Heilandes werde schreiben können. Sie ist nicht mehr fern, geliebter Bruder, und ich bin fertig im Glauben. Des Herrn Stimme einfältig folgen, ist immer das Beste, davon ist mir ein neuer überschwenglicher Beweis geschenkt. Ich hätte Dich gerne noch einmal gesehen in diesem Glaubens-

leben, wenn ich Dir auch nur einmal hätte die Hand drücken können! Das scheint des Herrn Wille nicht zu sein; wenn er's ist, so werden wir's zur rechten Zeit erfahren. Mit unserm lieben Krummacher kann's leicht auch so sein, wiewohl mir da eine gewisse Stimme etwas anderes sagt. Wer weiß auch, wo mich der Herr einmal wird brauchen wollen. Daß es dazu kommen möge, darnach sehne ich mich wohl sehr; ich fühle immer mehr, daß es eine saure Arbeit ist, zu der Er mich bestellt hat, rechte Tagelöhnerarbeit. Aber was ist sauer um Seinetwillen und in Seiner Nähe? Möge Er mir nur auch rechte Taglöhnerarbeit geben.

Dein Weg ist ein bei weitem königlicherer. Wie steht's also, das wollte ich noch fragen, mit Deiner Retraktation? Hast Du Deine Gründe gehabt, die Sache aufzuschieben? Ich unterschreibe alles, was Krummacher von wegen des Privilegiums schreibt, wiewohl Du weißt, daß ich in diesem Punkte mit meiner Meinung nicht gegen Dich zurückgehalten habe. Es hat sich unterdeß auch Vieles geändert, besonders Deine ganze Stellung. Deine Arbeit über das hohe Lied kenne ich nicht; aber daß das hohe Lied einer Leuchte bedarf, ist mir sehr gewiß. Du weißt ja, mein Bruder, daß der Segen einer solchen Arbeit hauptsächlich von der scharfen Scheidung des göttlichen Wortes und Geistes von allem eigenen Geiste, wenn er auch noch so geistreich ist, abhängt.

Soweit dieser inhaltvolle Brief Rothe's an Stier. Auch seinen weiteren Briefwechsel mit Heubner würden wir am liebsten unverkürzt aufnehmen; so eigenthümlich anziehend ist jeder Brief nicht blos, sondern gradezu jeder einzelne Satz. Da uns aber mit Rücksicht auf den Raum nur noch kürzere Auszüge erlaubt sind, so beschränken wir uns auf eine Uebersicht des Inhalts, der dann aber wenigstens die bezeichnendsten Aeußerungen sich anschließen mögen.

Der auf den Brief an Stier zunächst folgende Brief an Heubner vom 11. Mai 1823 bringt zunächst Heubner und seiner Frau einen innigen Glück- und Segenswunsch zur Geburt einer Tochter. Aus dem Wunsche nach rechter Kräftigung der jungen Mutter erwachsen aber sofort wieder Erinnerungen an das Himmelsbrod und das lebendige Wasser, und von dem letztern heißt es in echt mystischer Weise:

An diesem Arcanum des lebendigen Wassers, das Er giebt, und das erst da die rechte volle Wirkung thut, wo die verdorrte Haut unsers alten Menschen durch die Besprengung mit Seinem Blut weich und gefühlig geworden ist, wo sich durch dieses die verstopften Pori wieder geöffnet haben, so daß wir nun mit unserm ganzen Leibe, mit allen Gliedern unsers inwendigen Menschen unablässig die Kreuzes- und die Auferstehungsluft des Heilands einathmen können, — an diesem Arcanum haben wir ja Alle täglich immer wieder von Neuem zu lernen, nicht durch Kopf-

zerbrechen, sondern durch Herzzerbrechen, nicht durch Grübeln, sondern durch Liebe.

In einem weiteren Erguß über gegenseitige Fürbitte und die Nothwendigkeit derselben für ihn, dessen Zustand so viel zu wünschen übrig lasse, finden wir die nicht minder auf mystische Vorbilder zurückweisende Aeußerung:

Ich glaube auch wirklich, das alte Herz wird immer schlechter, je mehr das neue Herz zu gedeihen anfängt. Aber auch für seine Tücke giebt es einen Ueberwinder.

Der Brief geht sodann auf die von Wittenberg aus berichteten, und von Breslau zu berichtenden Spuren tieferer Erweckung und gegenseitigen Anschlusses des Erweckten ein. Wir finden hier abermals ein mystisches Bild:

Des Herrn Feuer zündet, besonders unter denen, die in einfacheren Lebensverhältnissen leben, das sehe ich hier recht. Und den Zunder dafür tragen wir doch alle im Herzen, wie den für die Sünde. Ich halte auf diesen Zunder für das göttliche Wort jetzt um so ernstlicher, da ich sehe, was daraus alles folgt, wenn man es nicht thut.

Als Beleg dafür folgt dann die Erzählung von einer jener aus den methodistischen „reveils" bekannten Excentricitäten, hinsichtlich der völlig in Frage gestellten anthropologischen Grundanschauungen:

Es ist hier unter unserer kleinen engeren Gemeinde wenigstens Einer (eine sonst sehr liebe Seele, nur fürchte ich mit großer Hinneigung zu einer gefährlichen, nicht sowohl Gichtel'schen als Gichtelianischen Richtung), der in seinem Eifer gegen den natürlichen Menschen und namentlich gegen die Vernunft so weit geht, daß er behauptet, der natürliche Mensch sei schlechter als das Thier; und eine seiner Folgerungen ist dann: daß der Wiedergeborene nicht mehr sündige.

Aber auch hier mündet die Schlußfolgerung des Briefschreibers nicht sowohl in einem Tadel jenes Irrthums, als seiner eigenen Unfrömmigkeit:

O, theurer Bruder, wäre es doch mit mir so weit! Aber meine Sündlosigkeit müßte mir auch die Demuth und das Liebeserbarmen mit den armen Sündern, in specie auch mit mir armem Sünder nicht verkürzt haben!

Der weitere Inhalt des Briefes, in Mittheilungen über Scheibel und Steffens und ihre Schriften bestehend, sticht nun aber von

diesem Anfange sehr ab und läßt einen gewissen Fortschritt der Selbständigkeit, besonders im Vergleich mit dem letzten Briefe an Stier, nicht verkennen. Die Schrift Scheibel's über das Abendmahl will dieser Heubner selbst schicken, wofür letzterer um Uebersendung seiner Schriften über die Rechtfertigungslehre der vornicänischen Väter und de miraculis gebeten wird. Die Steffens'sche Schrift über die falsche Theologie und den wahren Glauben übersendet Rothe selbst. Aber an beiden Werken übt er schon jetzt jene feine Kritik, die aus seiner späteren Wirksamkeit, grade in Parallele zu dem milden Urtheil über Persönlichkeiten, allbekannt ist. Zunächst heißt es von der Scheibel'schen Schrift:

So weit ich Scheibel's Buch bis jetzt kenne, wird es gewiß zum Segen sein. Manches wünschte ich hinweg, das kann ich nicht verbergen, manches anders. Aufmerksam ist er auf Vieles vor dem Drucke gemacht worden, besonders von meinem sehr lieben Gröben... Aber Scheibel läßt sich in manchen Stücken nicht rathen. Zu den Expurgandis rechne ich namentlich in der Vorrede S. XV. Es läßt sich dies augenscheinlich nicht halten. Ueber das Buch selbst, sowie über manche Eigenthümlichkeit des mir sonst sehr, sehr lieben Scheibel, künftig ein Näheres.

Dieses „Nähere" finden wir in dem folgenden Briefe vom 21. Mai, und fügen deshalb das dort Gesagte gleich hier an:

Wenn Du etwa das Scheibel'sche Buch noch nicht bekommen haben solltest, so schreibe es mir doch ja. Scheibel ist manchmal vergeßlich. Es fängt mir an klar zu werden (aber es ist freilich nur meine eigene Klarheit), daß in der Sache zu viel *geschrieben* ist, und doch am Ende noch zu wenig *geliebt*. „Segnet, die Euch fluchen", das, theurer Bruder, will erst gelernt sein. Nicht wiederschelten ist noch kein Segnen. Die Liebe, das neue Wesen sollte bei denen, die hier für des Herrn Sache streiten, erst recht zum öffentlichen Zeugnisse werden, ehe das Schreiben von wahrer Frucht sein kann. Ich kann es Dir nicht verhehlen, Scheibel, der *liebe* Scheibel, hat mich in den letzten Wochen manchmal recht bange gemacht. Du verstehst mich; wer bin ich, daß ich richten wollte? aber beten, theurer Heubner, beten muß ich doch für alle, und für einen jeden, wie mein Herz sein Bedürfniß versteht; habe ich doch die Beruhigung, daß es der Herr viel besser weiß, und nicht giebt, *wie* ich bitte, sondern *was* ich bitte, wenn mein Gebet nur aus der Liebe hervorquillt.

Bereits in dem Briefe vom 11. Mai aber ergeht über das so vieles Aufsehen machende Steffens'sche Buch eine wo möglich noch entschiedenere Kritik:

Die Schrift von Steffens werden wir wohl beide noch nicht für ein einfältiges Zeugniß von Christo gelten lassen können. Aber auch so ist es

doch schon viel, sehr viel. Steffens ist ein wunderbarer Mann, man muß ihn näher kennen. Am Heilande hängt sein Herz, das ist unläugbar, aber auch sein ganzes Herz? Darüber, glaube ich, täuscht er sich, glaube aber auch zuversichtlich, daß ihn der Herr enttäuschen wird. Er ist kaum erst zum Herrn gekommen, und sollte sich nun für das halten, was er wirklich ist, ein Kind in Christo, ja vielleicht ein Säugling in Christo. Denn dazu hilft ihm seine ehemalige (währe oder eingebildete) Meisterschaft in der Philosophie nichts; aber er hält sich schon für einen Vater in Christo, für einen Meister in Israel, glaubt (und er gesteht dies mit bewundernswürdiger Unbefangenheit) einen Prophetenberuf zu haben, von Gott zum Eifern in die Welt gesetzt zu sein, wie sonst gegen das Turnwesen, so jetzt gegen die Frömmelei. Und doch ist sein Eifer so oft ein blinder! Nach dem Kriterium bei Moses ist er kein Prophet, das weiß ich gar wohl. Aber ein gar lieber Mann, dem man gut sein muß. Wir kommen mit ihm besonders bei Gröben's oft in sehr ernste Discussionen. Gröben verhehlt ihm mit aller Liebe nichts. Scheibel, der sonst so schroffe Scheibel, ist gegen ihn unbegreiflich tolerant. Er hat seine Gründe dazu, die mir nicht einleuchten.

Es hieße, diese für Rothe's inneres Freiwerden von dem ihn zunächst förmlich überwältigenden Einflusse des Scheibel-Steffens'schen Kreises so bezeichnenden Ausdrücke abschwächen, wollten wir irgend etwas zu ihrer Erläuterung hinzufügen. Nur in Bezug auf Steffens' früheres Eifern gegen das Turnen sei daher an die Mittheilungen erinnert, welche die von Wuttke herausgegebene Biographie F. A. Menzel's über die, Breslau so sehr aufregende, Turnstreitigkeit bringt. Aus dem Briefe Rothe's selbst aber, dem wir jene wichtigen Zeugnisse seiner schon jetzt verspürbaren Weiterentwickelung entnehmen, sei schließlich noch der Selbstkritik über eine demselben beigefügte Passionspredigt gedacht, von der der Schreiber weiß, „daß der Herr sie manchen Seelen zum Segen gemacht hat", aber sofort hinzufügt: „Freilich unbegreiflich! Du wirst es so wenig begreifen können, als ich. Wir kennen aber Seine Weise." In Bezug auf die Form des Vortrags fügt Rothe hinzu, daß sich dabei manches ändere, indem „er mehr die Gestalt einer Attaque auf die Herzen der Hörer erhält". In Bezug endlich auf die erbetene Kritik: „Habe Nachsicht, die ganze Arbeit kann keinem weniger genügen als mir selbst. Aber sei auch schonungslos scharf."

Aus dem bereits erwähnten Briefe vom 21. Mai entnehmen wir noch, daß Rothe darin seinen und Stier's Freund Rennecke empfiehlt als einen, der zu den „Unbekannten und dennoch Bekannten gehört", sich über die am Pfingstfeste erfahrene Segnung in innigen Worten

ergeht und dem Gröben'schen Hause warmes Lob spendet, als dem eines „miles expeditus in Christo, der die Bagage des eigenen Wesens mit Einem Wurf in dasselbe Meer geworfen, in dem der Herr seine Sünden versenkt hat, und in dem darum der Friede, der Glaube und die Liebe auf eine gar liebliche Weise völlig geworden ist". Heubner möge nur herkommen, er werde, „wenn auch sonst an keinem andern, doch gewiß an ihm und seinem Hause eine rechte Freude haben". Noch fügt Rothe hinzu: „Ueberhaupt in Ansehung der christlichen Gemeinschaft hat der Herr hier köstlich für mich gesorgt; wenn ich nur dankbarer dafür wäre. O möchte Er geben, wir könnten wieder einmal vor Ihm niederknieen, Stoff zum Preisen hätte sich in der Zwischenzeit genug für uns gefunden!"

Ein wenige Tage später geschriebener Brief Rothe's (vom 28. Mai 1823) ist einem Schreiben an seine Braut beigelegt, um Heubner zu dessen Geburtstage zu gratuliren. Die Art, wie dies geschieht, ist wieder recht charakteristisch:

Auf die Art des Wunsches kommt es nicht an, aber auf den Wunsch. Gewünscht muß werden, oder auch nicht, sondern gebetet; und nicht um Glück, sondern um Segen. Ja, lieber Heubner, das thue ich gewiß immer für Dich, gewiß auch an jenem Tage; bitte den Herrn, daß Er auch um dieses mich recht beten lehre; denn die Liebe auf der Oberfläche des Herzens welkt hin, wenn der Heiland eine Zeit der Dürre über uns kommen läßt; aber die ihre Wurzeln bis in den tiefsten Glaubensgrund der Seele geschlagen hat, — die bestehet, wenn auch der Sonnenbrand kommt. Um eine solche Liebe zu Dir bitte ich an Deinem Geburtstage zum Angebinde für mich. Zugleich denke ich, wenn schon menschliche Freunde und Verwandten uns an den gleichen feierlichen Tagen gern durch einen Liebesbesuch zu erfreuen pflegen, so wird Dein allernächster Freund und Blutsverwandter, Dein Heiland, es gewiß nicht versäumen, bei Dir anzuklopfen. Halte Ihn fest im Seminar; es ist ja das Seinige. Aber Er sorgt überall königlich.

Gegen den Schluß heißt es dann noch einmal, nachdem der Familie, besonders der kleinen Tochter gedacht, und Grüße an die „Brüder" Tauscher, Hugo, Kober, Kritz ꝛc. erbeten sind, mit Bezug auf die Veranlassung des Briefs:

Was soll eigentlich ein solcher Wisch erst die weite Reise machen! Theurer Bruder, ich weiß ja, Du siehst das Herz an und nicht das, was vor Augen ist; der aber, von dem es eigentlich allein zu etwas hilft, wenn Er das Herz ansieht, und Er thut es nie anders als segnend, — der wolle unsere beiden Herzen ansehen, und unsere Augen sich so in Sei-

nen Blick verlieben lassen, daß wir sonst nichts anderes sehen, was sich nicht in Seinem Augenstern abspiegelt. Der selige Tersteegen singt: „Ein jeder sein Gesicht mit ganzer Wendung richte steif nach Jerusalem". Dazu verhelfe der Herr.

Noch bei weitem bezeichnender aber als diese Glückwünsche zu einem Freudentage sind die Aeußerungen des folgenden Briefes vom 30. Juli 1823, der nach einer schweren Erkrankung Heubner's geschrieben, auch diese Heimsuchung nur als göttlichen Liebesbeweis anzusehen vermag, und in dem glühenden Enthusiasmus der sich darin aussprechenden Frömmigkeit kaum überboten werden kann:

Wenn die Verbindung der Glieder Jesu Christi in ihrem gemeinsamen Leibe hier schon eine fest und ohne Wanken in dem Helfer des Heils gegründete und vollendete wäre, so würde die zweite Hälfte der Ermahnung des Apostels: „Freuet euch mit den Fröhlichen, und weinet mit den Weinenden" für sich überflüssig sein. In dem Reiche Jesu ist alles nur auf Freuen und Mitfreuen eingerichtet. Daß wir aus lauter Gnaden beide diesem Freudenreiche angehören, bezeuget uns der Geist, der allein untrüglich ist, bezeugen uns die süßen Worte, die unser König zu unsern Seelen spricht. So habe ich Dich, mein theurer Heubner, denn nicht zu trösten, nicht zu bedauern, sondern den Herrn zu preisen, — Dir Glück zu wünschen, mich mitzufreuen mit Dir. Es ist keine Wunde, die Dir der Herr geschlagen hat, sondern den neuen Namen, den niemand kennt, denn wer ihn empfängt, hat Er Dir in die Stirn gegraben. Er hat ob Deiner mein Herz so königlich gestimmt, daß ich meinen Glauben und Sein Wort verläugnen müßte, wenn ich klagen wollte um Dich. Ich bin es so gewiß nach Seiner Versicherung, daß Du einer neuen Bluttaufe Dich jetzt zu freuen hast, einer Taufe nicht mit Blut allein, sondern auch mit dem Geist. Nimm dazu meinen Glückwunsch an, nicht Fleisch und Blut hat mir dieß offenbart, und nicht auf eines Menschen Arm stützt sich meine Zuversicht. Du wirst in Zukunft noch einen zweiten Geburtstag zu feiern haben, gleich den Geburtstagen der Märtyrer. Was Dich getroffen, ist nichts anderes als der erste Strahl aus der ganz neuen Herrlichkeit, in der sich Dir die Sonne der Gerechtigkeit zu offenbaren anfängt. Sie wird auch während Deiner Krankheit Deine Seele durch ihre himmlische Zusprache nicht nur trösten, sondern mit Wonne überströmen und hinnehmen, und die Süßigkeit der holden Nähe Jesu wird auch den leiblichen Schmerz hinwegschwemmen. Du weißt es, geliebter Bruder, daß es eine größere Liebe ist, für die Geliebten mit freudiger Einstimmung des Herzens zu beten: „Dein Wille geschehe", als zu jammern und zu verzagen.

So viel, theurer Heubner, durfte und mußte ich Dir aus dem Glauben schreiben. Halte ihn bei mir nicht für Vermessenheit, habe ich an irgend etwas gar keinen Antheil, so ist's an ihm. Laß uns des Worts eingedenk bleiben: „Herr, Deine Augen sehen nach dem Glauben", Jerem. 5, 3.

Länger mit Dir zu reden wird Deine Krankheit nicht gestatten; aber laß uns stündlich mit einander reden unter dem Kreuze des Herrn, wenn auch nur wenige Worte; durch Seine Gnade findest Du mich dort. Willst Du mehr hören, was Er von Dir zu meinem Herzen spricht, so findest Du's in Louisen's Briefe. Behalte mich lieb, schäme Dich meiner nicht, und bringe auch für mich einen neuen Segen mit aus der Hölle, durch die Du hindurchgeführt worden, herauf. Du wolltest Dich waschen mit Wasser, siehe, der Heiland wäscht Dich von Neuem ab mit Seinem Blut. Sein Name sei gepriesen *für alles*!

Es giebt auch in dem Mitfreuen der Erlösten ein *Mitleiden*. Es ist ein stilles, aber ein tiefes, ein von Gott gewirktes Leiden. Darum bete ich, und Gott hat mir wieder bewiesen, daß Er reich ist. Sein Antlitz leuchte über Dir, den Deinen und mir, der ich zu beiden gehöre, und enthülle uns die unsichtbare Welt der Herrlichkeit, die unter dieser Creatur aus Leimen und Erde verborgen ist.

V.

Berufung nach Rom. Ordination und Heirath.

Bereits einen Tag früher, als Rothe's zuletzt mitgetheilter Brief an Heubner vom 30. Juli, hatte dieser ihm Namens des Ministeriums die Anfrage zukommen lassen, ob er als Nachfolger Schmieder's nach Rom gehen wolle. Am 5. August giebt Rothe in einem Briefe an den Geh. Ober-Regierungsrath Nicolovius die von diesem verlangte Erklärung: „daß im Fall Ein Hohes Ministerium auf den etwaigen Vorschlag des Herrn Dr. Heubner hochgeneigtest eingehen und mich für tüchtig zur Uebernahme jenes Amtes befinden sollte, ich meines Theils einem solchen Rufe dankbar und freudig folgen würde." Wir entnehmen demselben Briefe noch die Motivirung der abgegebenen Erklärung:

Erlauben mir Ew. Hochwohlg. aufrichtig und freimüthig zu bekennen, daß nicht vermessenes Vertrauen auf meine eigne Kraft mir zur Uebernahme dieses Berufs den Muth und die Freudigkeit geben würde. Ich würde diese vielmehr nur finden theils in der Ueberzeugung von der genaueren Kenntniß des Herrn Dr. Heubner von meiner Person und meinen Fähigkeiten, sowie in meinem wohlbegründeten Vertrauen auf sein Urtheil in dieser Sache; theils in dem Bewußtsein, daß ich nicht aus unlauterer und selbstsüchtiger Absicht, sondern aus dem ernstlichen Verlangen, irgendwie, wenn auch noch so wenig, an dem Werke des Herrn zur Verherrlichung Seines Namens mitzuarbeiten, einen solchen Schritt wagen würde, des Glaubens, daß sich auch gewiß der Herr Seiner Kirche grade hier, wo ich so entschieden auf Seine Hülfe gewiesen wäre, mit Seiner Kraft zu meinen schwachen, wenn nur redlichen, Bemühungen

bekennen würde. Um so weniger verhehle ich aber auch Ew. Hochwohlgeb. und mir selbst, daß die erwähnte Stellung in Rom allerdings grade für die Erreichung dessen, was ich mir als eigentliche Lebensbestimmung setzen zu müssen glaube, mit mannichfachen Vortheilen verknüpft sein dürfte. Seit meinem Abgange aus dem Wittenbergischen Predigerseminar beschäftige ich mich (großentheils dazu veranlaßt durch die mir, wie ich glaube, nicht ohne Vorwissen Eines hohen Ministerii gewordenen Aufforderungen und Ermunterungen des Herrn Dr. Heubner) ausschließlich mit der Vorbereitung auf einen akademischen Lehrberuf in der Theologie und namentlich ihren geschichtlichen Zweigen; und unter diesen Umständen werden Ew. Hochwohlgeb. selbst am sichersten ermessen, in wiefern ein vier- bis fünfjähriger Aufenthalt in Rom in Verhältnissen, die ein wissenschaftliches Fortschreiten nicht unmöglich machten, mir für die Fortsetzung der vorgedachten Studien wünschenswerth erscheinen müsse. Eben in jener Vorbereitung liegt auch der Grund, weshalb ich die zweite theologische Prüfung pro ordine noch nicht bestanden habe, welches Hinderniß jedoch, sowie meine bisherige Ungeübtheit in der italienischen Sprache, wohl glücklich zu beseitigen sein möchte.

Am folgenden Tage schreibt Rothe zugleich an seinen Seelenführer Heubner in Wittenberg, und legt hier seinen ganzen Gemüthszustand so eingehend dar, daß der Brief zu den wichtigsten Zeugnissen aus seiner gesammten Durchgangsperiode gehört. Mit Uebergehung der einleitenden Worte persönlichen Dankes lassen wir daher die Erörterungen über die Berufungsfrage selbst folgen:

Soviel kann ich Dir zum Voraus sagen, daß ich dem Herrn auf den Knien dafür zu danken habe, daß Er diese Sache meinem Herzen zu einem so heiligen Ernste gemacht und mich so gewaltsam gezogen und getrieben, sie unausgesetzt, so weit meine Schwachheit es vertrug, unter Seinen Augen und in Seinem Lichte zu betrachten und zu durchbeten; so daß Er mir nun auch nach gefaßtem Entschlusse eine entschiedene Freudigkeit meines Gewissens gegeben hat darüber, daß bis jetzt von meiner Seite das Seinem Willen gemäße geschehen sei, woraus ich freilich noch keineswegs den Schluß ziehe, daß Seine Stimme mich nach Rom ruft, was mir bis jetzt noch ganz problematisch ist, sondern nur den, daß ich jetzt die ganze Sache mit einem ruhigen und stillen Herzen in Seine Hände legen, und gewiß darauf trauen darf, daß durch ihren Ausgang, wie er auch immer ausfallen möge, gewiß Sein Wille nicht verfehlt werden werde.

Es konnte mir nichts in der Welt unerwarteter kommen als Dein Brief mit einer solchen Frage, darum war meine erste Bitte dabei, der Herr wolle mich in meiner Uberraschung vor aller Ueberrumpelung des eignen Willens bewahren. Das fühlte ich wohl bald, daß ich in einer solchen Stunde der unseligste Mensch gewesen wäre, wenn ich keinen lebendigen leutseligen Gott gehabt hätte, mit dem ich hätte reden können, und daß mir nichts

unseligeres begegnen könne, als hierbei des Herrn Wille zu verfehlen, oder vielleicht gar gegen Seine deutliche oder leise Stimme zu wählen. Darum war mein Augenmerk zunächst darauf gerichtet, das ganze Bild der sich mir hier von ferne öffnenden Zukunft so lange möglichst unausgemalt und undeutlich in meiner Seele zu tragen, bis ich mich darüber recht ehrlich und flehentlich mit dem Heilande ausgesprochen haben würde. Ich schüttete Deinen Brief zunächst in meiner Eltern Herz aus, rief Gott an, ihren Willen in dieser Sache recht nach dem Seinigen zu leiten, und mir Licht darüber, wenn auch nicht auf der Stelle zu geben, doch mir recht sicher zu versprechen. Das that Er auch, und ich fühlte mich dabei entschieden auf die Losung des Tages gewiesen, Ps. 96, 3: „Erzählet unter den Heiden Seine Ehre, unter allen Völkern Seine Wunder." Darauf theilte ich die Sache einem lieben Herzensbruder mit, vor dem ich kein Geheimniß habe, und wir verbanden uns zu gemeinschaftlichem Gebetsringen über derselben, stellten uns übrigens in unserm Herzen unter Anrufung der Gnade so, als ginge die Sache bis dahin nur noch einen Dritten an. So kam der Abend heran, und meine Eltern, die mir bald erklärt hatten, daß sie, wiewohl sie in dieser Angelegenheit durchaus nichts entscheidend rathen wollten, doch bei einer ruhigen Ueberlegung derselben bei weitem mehr für als wider sie zu sagen wüßten, sprachen mancherlei darüber, was mir eigentlich das Herz schwer machte, weil es mir den Inhalt dieses Rufs klarer machte, als ich jetzt noch wünschte. Denn mein sehnliches Begehren war zunächst nur das, im Lichte der göttlichen Gewißheit zu erkennen, ob Dein Brief eine prüfende oder eine rufende und gebietende Stimme Gottes an mich sei. Ich war mir des entschiedenen Segens, den die Frage Deines Briefs in jedem Falle für mein Herz gehabt haben würde, auch wenn ich rundweg mit einem „Nein" antwortete, zu gewiß, als daß mir nicht die Möglichkeit, Gott wolle damit nichts weiter, als sehen und mir selbst zeigen, ob auch mein Herz aufrichtig gegen Ihn gestellt sei, ob es auch wirklich nur Ihn und nicht Seine Gaben suche, klar vor der Seele hätte sein sollen. Als nun endlich alles um mich her stille war, da bat ich ihn um den Zutritt in Sein inneres Heiligthum, wußte aber zunächst nichts anderes von Ihm zu bitten, als daß er mein Herz wirklich aufrichtig machen möge, so daß es in der Wahrheit gar nichts anderes zu wissen und zu thun begehre, als welches Sein Wille sei, nicht im Stillen vielleicht doch über den Inhalt dieses Seines Willens einen heimlichen Wunsch verberge. Und der Herzenskündiger führte mich tief in mein Herz ein. Ich sah der Unaufrichtigkeit in ihm so unbeschreiblich viel. Und wenn ich auch dachte, nun werde der heilige Geist, was diese Eine Sache anging, alle Unaufrichtigkeit ausgefegt haben, und nun daran gehen wollte, nach dem göttlichen Willen zu fragen, so wurde ich immer wieder noch auf einen dunklen Wunsch zurückgewiesen, der sich im Herzen verhalten hatte. Lange, sehr lange mußte ich so mit Gott ringen um ein aufrichtiges Herz; Er gab mir die Kraft zur Ausdauer, und wie er mich bezwungen hatte, nun wußte ich, daß ich Ihn zum Trost hatte und frei fragen durfte. Ich fragte im

Glauben, und er antwortete dem Glauben: „Gieb mir, mein Sohn, Dein Herz, und laß Dir meine Wege wohl gefallen.“ Aber siehe, theurer Heubner, so ist mein Herz, verzagt und trotzig, beides gleich sehr. Als ich seinen Willen entschieden gehört, kam alsobald auch der Unglaube mit der Frage: „Ja, sollte Gott das gesagt haben?“ Vor Menschen konnte ich mich deshalb entschuldigen, ja wohl gar rechtfertigen, weil ich allerdings jene Frage aus einem Mißtrauen gegen mich selbst und die Lauterkeit meines Gebets that. Aber vor Gott komme ich damit nicht aus; denn er fordert Glauben daran: daß Er größer ist als unser Herz. Darum strafte Er auch meinen Unglauben, und ich fand nicht eher wieder Frieden in Ihm, bis ich Ihm sagen konnte: Ja, Herr, bis jetzt kann ich zu Deinem Rufe nur sagen: „Siehe Herr, hier bin ich. Soll ich nicht gehen, so mußt Du mir's deutlich sagen und mich hinweg schicken.“ Unter diesem Ringen war der größte Theil der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag vergangen. Wohl mir, daß ich mich fühlte wie Jakob, meinem alten Menschen war die Hüfte gerührt und er hinkte, sehr schwach und sehr matt sich fühlend; aber dabei war dem Herzen doch sehr wohl, und als es vor dem Pniel des Gebets überkam, ging ihm die Sonne auf. Der Herr hatte mir soweit geholfen, daß ich nun hauptsächlich nur noch zu fragen hatte: Herr, aber wie soll ich ausrichten, was Du begehrst? und nun konnte ich auch an die rein menschliche Betrachtung der Sache gehen.

Auf jene Frage antwortete mir der Herr mit unbeschreiblich sich herablassender Leutseligkeit. Er malte mir es in Allem, was Er mir vor die Seele führte, so recht mit himmlischen Farben aus, daß Sein Name Immanuel ist, daß Er, der unsre Gerechtigkeit ist, auch unsre Stärke sein will, und daß es von jeher Sein Weg gewesen, sich aus der Säuglinge und jungen Kinder Munde ein Lob und eine Macht zu bereiten. Ich bat Ihn inständigst, Seinen Ruf in meinem Herzen zurückzunehmen, wenn Er damit nur prüfen wollte; aber Seine Antwort war immer wieder: „Den wird man heißen Immanuel.“ Ich hatte denselben Tag Nachmittags zu predigen über die Epistel. Mein Thema war: „Wie redet Gott in Seiner Gemeinde.“ Sein königliches Reden, an dem man Ihn als König und Herrscher Seiner Kirche und der Seelen der Seinigen erkenne, wollte ich besonders in's Licht setzen. Als ich Deinen Brief erhielt, hatte ich nur erst das Exordium niedergeschrieben, von dem Uebrigen bloß die Disposition. Es war meinem Herzen nicht möglich, die schriftliche Ausarbeitung fortzusetzen, und ich hatte auch das Zeugniß, daß der Heiland dieß nicht von mir verlange. Aber der Gang war nicht ganz einfach, und ich hätte wohl zweifeln mögen, daß ich auf der Kanzel würde ein freudiges Bekenntniß von der königlichen Liebe Gottes ablegen können. Aber Er stärkte mein Herz, daß ich mich auf Ihn verließ, und war mir recht königlich nahe. Mit einem Worte: in allem führte Er mich auf die unüberwindliche Macht Seiner Gnade in den Schwachen. Ich habe Ihn von da an hauptsächlich um zweierlei gebeten, daß ich Ihm mein Herz ganz geben möge, und daß Er mich nicht schwach machen wolle. Ich sehe und erfahre

jetzt wohl den Weg, mein geliebter Bruder, auf dem man allein den Frieden des Herrn bewahrt. Drei Stücke braucht man auf ihm vor allem: Selbstverläugnung bis in's scheinbar Kleinste; Gehorsam bis in's scheinbar Unbedeutendste, und ein beständiges Danken des Herzens unter dem Kreuze des Heilands für alle die Gaben, mit denen er uns von dorther ununterbrochen überschüttet, wenn Er unser Herz erst weich gemacht hat, es zu empfinden. Für meinen Glauben sind diese dreierlei Dinge die beste Arznei, und ich kann insbesondere nicht genug sagen, wie über alle unsre Gedanken das letztere die beiden ersteren uns erleichtern hilft. Gott sei Lob und Ehre dafür, immer heller fängt es an in meinem Herzen mit zusammenhängenden Tönen zu klingen: „Besuche mich, mein Aufgang aus der Höh'," sowie der ganze Vers: „Es müsse doch mein Herz nur Christum schauen; besuche mich, mein Aufgang aus der Höh', daß ich das Licht in Deinem Lichte seh', und könne schlechterdings der Gnade trauen." Und ich will es meinem leutseligen Salomo ewig danken, daß Er mich neben der ganzen Tiefe meiner Sünde und Untreue doch auch gar manchmal die übersüßen Züge Seines freundlichen Regierens in meinem Herzen schmecken läßt, daß auch mein verstocktes Herz Seine Stimme hört: „Machet Bahn dem, der da sanft herfährt. Herr ist Sein Name; deß freuet Euch vor Ihm." Und, theurer Bruder, wenn ich mich jetzt in Beziehung auf die römische Sache frage: was hast Du für dazu erforderliche Eigenschaften? und welche fehlen dir? So weiß ich keine andre Antwort, als auf jene Frage: „keine", auf diese: „alle". Aber dennoch macht mir dieß des Herrn Ruf nicht mehr zweifelhaft. Ist er nur mit mir, was soll mir da fehlen? Und wenn es wirklich noch Sein Rathschluß sein sollte, mich dorthin zu stellen, so hat Er mir damit gewiß den großen Segen zugedacht, daß Er mich lehren will, wie Er mir alles in allem sein will. Denn das fühle ich wohl, wenn ich dort nicht als ein kleines Kind in Seinem Wege gehe, so würde ich unter den Verhältnissen, die dort gewiß obwalten, in acht Tagen zu Schanden sein.

Auch das darf ich nicht verschweigen, daß der Heiland in dieser Sache so sanft mit mir umgegangen ist, wie es nur ein Freund mit dem andern könnte. Augenscheinlich hat Er mein Herz auf einen solchen Entschluß die ganze Woche hindurch vorbereitet. In der ganzen vorigen Woche hat Er mir Seine zärtliche Liebe, Seine siegende Kraft so unmittelbar in meiner Seele bezeugt, mich so empfindlich mit Seinem Frieden gesegnet, daß ich manchmal im Stillen fragte: was mag nur der Herr mit dir vorhaben. Auch im Aeußern hat Er mir so manchen Wink gegeben. So legte Er mir am Sonnabende durch die drei Stellen Seines Worts, an die Er mich äußerlich erinnerte, den Weg, auf dem ich zu einem Entschlusse kommen mußte, vor. Im Bogatzky stand auf diesen Tag Jes. 26, 2: „Prüfe mich Herr u. s. w." und Ps. 139, 23. 24: „Erforsche mich, Gott, u. s. w." Die Losung war die schon vorhingenannte aus Ps. 96, 3 und der Lehrtext Joh. 8, 29: „Der Vater läßt mich nicht allein; denn ich thue allezeit, was Ihm gefällt." Am 29. Juli, von dem Dein Brief datirt, war die Losung: Jes. 9, 6: „Er heißet Friedefürst,"

und der Lehrtext Matth. 8, 26: „Ihr Kleingläubigen, warum seid Ihr so furchtsam?“ Dein Brief kam so unmittelbar vor der Abreise meiner Eltern, wenige Tage später hätte sich mein Entschluß sehr verzögern müssen; ja selbst wenn Du in Karlsbad gewesen wärest, hätte die Sache leicht einen andern Gang nehmen können, u. dergl. mehr.

Aber auch davon bin ich wahrlich fern, es mir zu verhehlen, wie liebevoll der treue Gott, wofern der bis jetzt nur hingeworfene Gedanke noch zur Ausführung kommen sollte, auch im Aeußerlichen für mich gesorgt hätte. Ich hatte den Entschluß, Docent zu werden, im Glauben gefaßt, ohne daß ich je eine entschiedene Gewißheit darüber erhalten hätte, daß der liebe Gott wirklich zunächst auf diesem Wege mich führen wolle. Ich wußte nur so viel: daß ich für jetzt mich dazu entschließen solle. Wie Er als Docent im Aeußerlichen für mich sorgen werde, war mir sehr dunkel. Ich hielt mich nur im Glauben daran, daß Er mich auch hierin nicht verlassen und versäumen werde. Wenn ich das heranrückende Alter meiner Eltern und insonderheit die unsichere Gesundheit meines Vaters sah und bemerkte, wie sehnlich mein Vater mich äußerlich versorgt wünschte, um der Mutter in jedem Falle eine Stütze gegeben zu wissen, — wenn ich an die Rechte und Ansprüche meiner theuren Louise an mich dachte, — so wurde mir manchmal bange um's Herz, und auch diese Bitte freilich nicht um so baldige Sorge für mein leibliches Auskommen, sondern nur darum, daß Er mir doch nur gewiß zu Seiner Zeit auch diese Last vom Herzen nehmen wolle, habe ich Ihm nicht selten vorgehalten. Er hat mich auch deßhalb oft sehr selig beruhigt; und wenn Sein Wille wirklich noch weiter geht, als dahin, mich durch diese ganze Sache von Neuem aufzurütteln und an Sein Herz zu rufen, dann aber im Aeußerlichen zu lassen, wo ich bin, so hätte Er auch hier über alles mein Bitten mich erhört; und diese Führung würde mir mit einemmale das Räthsel enthüllen, warum Er mir auf mein dringendes Bitten, mir zu sagen, ob ich Docent oder praktischer Geistlicher werden solle, nie eine entscheidende Antwort geben wollte. Auch das ist auffallend, daß ich grade mit dem Tage, an dem ich Deinen Brief erhielt, mich wegen der einstweiligen Sperrung der hiesigen Bibliotheken außer Stand gesetzt sah, an meiner Arbeit weiter zu arbeiten. Bei dieser Gelegenheit will ich gleich sagen, daß ich sie, die nach dem Umfange, den ich mich gedrungen sah, ihr zu geben, nicht mehr die Gestalt einer Habilitationsdisputation, sondern eines förmlichen, vielleicht nicht allzu dünnen, Buchs erhalten haben würde, keineswegs vor dem gesetzten Termine der Abreise nach Rom würde beendigen können. Sollte aber der Herr noch Rom mir anweisen, so könnte ich sie dort mit Ruhe und Sorgfalt vollenden, sie in die Welt gehen lassen, und wohl ohne Mühe mittelst ihrer auch abwesend auf einer deutschen Universität zum Licent. theol. promoviren.

Du siehst also, mein geliebter Heubner, ich kann jetzt nicht anders, als Dir auf's innigste danken für Deine fürsorgende Liebe, und in ihr eine wirkliche Stimme des Herrn erkennen, der ich folgen muß und gern folge. Was weiter aus der Sache werden wird, soll mein Herz jetzt nicht

beunruhigen. Der Herr wird mir gnädig sein, daß ich alles mit freudigem Danke aus Seiner Hand annehmen könne.

Aus dem weiteren Inhalte dieses langen Briefes sei schließlich noch — neben der Hoffnung auf einen vorherigen Besuch in Wittenberg — erwähnt, wie Rothe selbst zunächst noch unverheirathet nach Rom zu gehen gedenkt, wie er es nachdrücklich als die größte Beruhigung für sich selbst hinstellt, daß die ganze Angelegenheit vor Allem in Heubner's Händen ruhe, und wie der Gesichtspunkt, unter dem er sich besonders auf die römische Wirksamkeit zu freuen vermag, der ist: „Gott wolle ihm vielleicht so bald schon ein eignes Heerdlein, ein eignes Gotteshaus anvertrauen."

Läßt bereits diese „Beichte" vor dem väterlichen Führer und Berather tief in den inneren Seelenzustand Rothe's in einem für ihn so entscheidenden Zeitabschnitte hineinblicken (weshalb wir die ausführlicheren Erörterungen auch unverkürzt geben zu müssen glaubten), — so haben wir doch gleichzeitig noch einige kleinere Briefe Rothe's an seine Eltern anzuschließen, die kurz nach dem Eingange jener Aufforderung von Breslau verreist waren. Ueber die in Rede stehende Frage selbst sagt er nämlich (am 11. August 1823): „Wegen der römischen Sache bin ich vollkommen ruhig und danke Gott, daß Er mir sie jetzt für mein Gemüth so fern gerückt hat, daß ich sie ansehen kann, als beträfe sie einen Dritten. Mag nun der liebe Gott daraus werden lassen was Er will."

Dagegen beginnt derselbe Brief: „Es thut mir in meiner Einsamkeit wohl einmal recht Noth, mich auf ein paar Minuten mit Dir und der Mutter zu unterhalten; denn es ist mir ein ganz eigenes Gefühl, hier in Breslau ohne Euch zu sein, während ich an andere Orte immer bald ohne Euch hingekommen bin, und also durch die Oertlichkeit selbst nicht so daran erinnert werden konnte, daß Ihr fehltet."

Am 18. August theilt Rothe seinen Eltern mit, daß er zwar von Berlin noch keine Nachrichten, dagegen „aber endlich am Sonnabende die lange ersehnten Wittenberger Briefe erhalten habe". Von Heubner's Brief läßt er eine auszügliche Abschrift folgen, aus der auch wir wieder einen Auszug entnehmen:

Mit Freude und Dank habe ich vorgestern Deine Antwort gelesen. Der HErr mache nur alles nach seinem Willen und gebe Dir immer vollere Freudigkeit, daß Du ganz in seinen Willen hingegeben, immer unter

den Flügeln seiner Gnade bist. Ja, wenn Du nach Eigenwillen Dich entschlossen hättest, so könntest Du nicht mit frohem Herzen gehen, auch keinen Segen hoffen; aber an der Hand des HErrn ist Dein Weg sicher und voll Segen. Das Geheimniß des HErrn ist bei denen, die ihn fürchten, und seinen Bund läßt Er sie wissen. Ps. 25, 14. — Wahrscheinlich wirst Du auch von Berlin aus gleich definitiven Bescheid bekommen, und ich zweifle nicht, daß das Ministerium seine Zustimmung giebt, da mir nichts davon geschrieben ist, als ob bei mehreren Seiten Anfragen geschehen wären: — auch ist es Schmieder's eigenster Wunsch, Dich zu seinem Nachfolger zu haben.

Schmieder bleibt ohne Zweifel so lange in Rom, bis sein Nachfolger eingetroffen ist, und er muß dableiben: wer sollte denn sonst die Gemeinde und den Gottesdienst versehen? — Da wird er Dich, so es des HErrn Wille ist, in der Gemeinde einführen und Dich mit allen Verhältnissen bekannt machen. Nebensache ist es, daß Du von ihm gewiß wenigstens einen Theil seiner Mobilien übernehmen kannst, was Dir und ihm vortheilhaft sein wird. Du findest auch da eine kleine Bibliothek als Inventarium, welche das Ministerium hingeschickt hat, unter andern Luther's Werke, Schröckh's ganze Kirchengeschichte, Chemnitz und andere für den evangelischen Lehrer in seiner antikatholischen Stellung brauchbare Bücher.

In Bezug auf Dein Verhältniß zu Louise scheint mir die Alternative unabweislich, daß Du entweder jetzt vor Deinem Abgange Dich mit ihr verbindest, oder sonst ganz bis zu Deiner völligen Rückkehr warten müßtest.

Selbst sagt Rothe gleichzeitig über die Frage seiner Berufung:

Die Berufung nach Rom fängt freilich an mir im Herzen immer wahrscheinlicher zu werden, und ich danke es Gott innig, daß er mich dabei zugleich die ganze Größe der Last, die Er mir in diesem Falle auf die Schultern legt, immer gründlicher empfinden läßt, dabei aber auch meinem Herzen immer entschiedenere Freudigkeit giebt, mit Ihm dahin zu wandern, wohin Er ruft. Er sagt es selbst: „An dem, der da weichet, hat meine Seele keinen Gefallen." — Das längere Ausbleiben der Antwort von Berlin läßt mich nicht grade auf einen abschläglichen Bescheid schließen. — Was sagt denn der alte Gläzer Oncle zu dieser Sache?

Derselbe Brief enthält auch noch eine Mittheilung über mehrere alte Freunde:

Am vorigen Donnerstag wurde ich sehr freudig durch eine plötzliche Erscheinung meines alten Prittwitz überrascht. Ich habe ihm zu Ehren mit Deiner gütigen Erlaubniß eine Flasche Franzwein aus dem Keller heraufgeholt, und ihn sonst, mit Zuziehung des Hrn. Gefreyer, nach besten Kräften bewirthet. Er empfiehlt sich Euch, und wird bei dem hiesigen Ober-Landesgericht als Referendarius fortarbeiten. Den ganzen Freitag von 8 Uhr an des Morgens habe ich mit ihm auf Haugwitz's dringendes Bitten im Rosenthal zugebracht. Auch Moritz Schrötter kam in diesen

Tagen auf der Reise von Berlin nach Oppeln hier durch. Er hat sich sehr wohl formiret, und wird sich, weil er es in Berlin wegen seiner Gesundheit nicht aushalten kann, bei dem hiesigen Stadtgerichte anstellen lassen.

Die Eingabe Rothe's fand ihre Antwort durch das Ministerialrescript des Cultusministeriums vom 14. August 1823:

Das Ministerium fordert Sie auf, sobald Sie können, hierher zu kommen, da der Beschluß wegen der von Ihnen gewünschten Predigerstelle bei der königl. Gesandtschaft in Rom nicht länger ausgesetzt werden kann. Zu den Kosten der Reise und des hiesigen Aufenthalts empfangen Sie hierbei 30 Thaler.

Rothe erhielt (wie Briefe vom gleichen Tage an seine Eltern einer-, an Heubner andererseits melden) dieses Rescript am 21. August, und reiste sofort am folgenden Morgen nach Berlin ab, wo er bei seinem alten Gönner, dem Geh. Obertribunalsrath Reinhart, mit unveränderter Herzlichkeit aufgenommen wurde. Aus den Tagen seines Berliner Aufenthaltes können die nachstehenden brieflichen Mittheilungen (theils an seine Eltern, theils an Heubner gerichtet) angefügt werden:

Berlin, 30. August 1823.

(An Heubner.) Unter GOttes Schutze bin ich am vorigen Montage, dem 25., Mittags, glücklich hier angekommen. Mein Herz schlug mächtig; denn diese Reise hierher ist vielleicht für mein ganzes übriges Leben entscheidend; aber es trug doch dabei den stillen Frieden des Vertrauens auf den nahen, durch alles hindurch helfenden Heiland in sich. Sobald es sich thun ließ, machte ich Hrn. Geh. Ob.-Reg.-Rath Nicolovius meine Aufwartung, der mich sehr liebreich aufnahm, und mir rieth, mich noch an demselben Abende dem Minister vorzustellen. Dies that ich denn auch; der Minister schien von der Sache als von einer nicht mehr problematischen zu sprechen. Er wies mich an, noch einige Tage hier zu verweilen, den Herren vortragenden Räthen des geistlichen Departements meine Aufwartung zu machen, und sodann das nähere zu erwarten. Am folgenden Tage machte ich demnach die Runde bei den besagten Herren, und bat sie alle, mir nur nicht zu viel zuzutrauen und mich auf alle Weise noch zu prüfen. Am Donnerstage endlich ist denn die Sache auch im Ministerio zum Vortrage gekommen, und wie mir Hr. Nicolovius sagte, so trüge das Ministerium weiter kein Bedenken, mich nach Rom zu schicken. Ehe es jedoch diesen Beschluß fassen kann, müssen noch erst zwei Hindernisse gehoben werden. Ein Mal nämlich muß Schmieder's Antwort und Erklärung, daß er die ihm angetragene Stelle in Schulpforta annehme, einlaufen, was bis jetzt noch nicht geschehen; und für's andere muß ich zuvor die Prüfung pro ministerio bestanden haben. Dieses letzteren Umstands wegen hat das Ministerium dem hiesigen Consistorio aufgegeben,

mich möglichst schleunig pro ministerio zu prüfen. Von dem Resultate dieser Prüfung wird denn nun wohl die letzte Entscheidung der Sache abhängen, und da es mir gar nicht unter die Unmöglichkeiten zu gehören scheint, daß dieses ungünstig ausfalle, besonders, da ich eine eigentliche Vorbereitung auf ein dergleichen Examen gar nicht habe vornehmen können, — so sehe ich Rom immer noch als in einer sehr unsichern Ferne liegend an. Um die Umständlichkeit mit den zu dem Examen erforderlichen schriftlichen Arbeiten abzukürzen, schlug mir Hr. Nicolovius vor, eine oder die andere meiner Wittenberger Seminarial-Arbeiten dem Consistorio einzuliefern. Nun sind aber diese meines Wissens alle nicht dazu qualificirt, indem es lauter kleine pastoralische Abhandlungen sind. Ich habe dagegen für diesen Zweck eine freilich fast vier Jahre alte Abhandlung, die ich für das hiesige theologische Seminar abgegeben habe, vorgeschlagen, und will nun den Versuch machen, in wie weit sich das Consistorium durch dieselbe wird zufrieden stellen lassen. Sie handelt über die Frage: „ob der Herr Christus die alttestamentlichen Apokryphen gekannt und benutzt habe?“ ich habe mir damals viel Mühe mit ihr gegeben, wiewohl ich jetzt vieles ganz anders darstellen, vielleicht sogar in einigen Hauptpunkten der Frage anderer Meinung sein würde. Indeß ist es jetzt unmöglich, mich auf eine Umarbeitung der ohnehin langen Arbeit einzulassen, ich muß sie gradezu abschreiben, und schon dieß ist ein Zeit kostendes und langweiliges Geschäft. Doch mit dem Herrn gethan ist ja nichts langweilig; und daß Er mir manche an sich mir widerstehende Dinge durch Seine liebliche Nähe sehr versüßen kann, das hat er mir auch hier wieder sehr kräftig bezeuget. Ueberhaupt hat Er jetzt meine Seele recht eigentlich auf die Losung Jes. 30, 15 gestellt: „Durch Stillesein und Hoffen würdet Ihr stark sein.“ Und Seine unglaubliche Liebe sei dafür gepriesen, daß ich auf Seine Verheißungen mich fußend glauben kann, daß er das „würdet“ in ein „werdet“ umwandeln kann und wird. Daß Seine Gnade nicht zu ermessen ist, und daß es keine andere Stärke giebt, als ganz still und blindlings auf sie zu trauen, lerne ich alle Tage von Neuem. Aber auch das sehe ich immer klarer, wie Er Sich zur Verherrlichung Seiner Liebe an mir ein so ganz über alle Beschreibung unwürdiges und noch täglich auf himmelschreiende Weise undankbares Objekt erlesen hat. Und das macht dann wieder meinen Glauben um so gegründeter, das giebt mir immer köstlichere Assignationen auf Seine Gnadengaben, treibt mich immer mehr, Alles bei Ihm zu suchen, und von Ihm umsonst zu nehmen. Mein jetziger Aufenthalt in Berlin kommt mir vor wie meine vierzig Tage in der Wüste. Wenn ich noch darauf hervortreten soll vor die Gemeinde mit der Predigt vom Kreuze, so wird er mir gewiß vielfach gesegnet gewesen sein. Bitte Du nur auch recht darum, daß ich nur mir selbst keinen Segen verschütten möge; ich bin gar so geneigt dazu. Wahrscheinlich läßt der Heiland die endliche Entscheidung sich deshalb so lange verzögern, damit ich mich etwas gewöhne, im Dunkeln an Seiner Hand zu gehen. Sollte Er mich noch nach Rom rufen, so würde mein Weg wohl oft durch dunkle Höhlen gehen. Aber es ist auch etwas

unbeschreiblich liebliches grade um dieses Wandeln mit Ihm durch das Dunkel. Die stille, einsame Nacht zieht die Herzen so vertraulich an einander, macht ihnen so heimlich und wohl, macht allen Geheimnissen Luft und allen schüchternen Bitten, lehrt ein volles Vertrauen zu dem großen Heilandsherzen fassen, und in allem sich zu Ihm halten. Und es ist so, als hätte der Herr mich hier recht absichtlich in eine solche Verfassung bringen wollen; denn die meisten Seelen, auf die ich mich hier recht gefreut hatte, sind alle verreist, Neander, B. Kottwitz, Tholuck, Strauß*) und alle meine christlichen Freunde unter den Studirenden. So stehe ich also mitten in dem reichen Berlin arm an eigentlicher christlicher Gemeinschaft, und die Sehnsucht nach dem so nahen und dennoch für jetzt unerreichbaren Wittenberg giebt meinem hiesigen Aufenthalte noch einen ganz besondern Charakter der Einsamkeit und einer Art von Exil. Auf jeden Fall muß ich diese Wochen, die ich hier verleben werde, als eine Vorbereitung zu einem ganz neuen Abschnitte meines inneren Lebens ansehen...

Berlin, 6. September 1823.

(An die Eltern.) .... Ich lebe hier in einem Zustande großer Sehnsucht beides zugleich nach Wittenberg und Breslau, und der inneren Spannung, die bei der bevorstehenden Entscheidung des Schicksals wohl sehr natürlich ist. Es ist ein sonderbarer Zustand, in dem ich mich befinde, und in dem ich eine recht kindliche Ergebung in Gottes Willen lernen soll. Es ist mir vieles dunkel, aber ich weiß gewiß, daß ich zu seiner Zeit Licht erhalten werde. Ich habe jetzt viel und vielerlei auf dem Herzen zu tragen, und merke es täglich mehr, daß es doch ein köstliches Ding darum ist, wenn man einen lebendigen Gott hat. Daß ich es immer mehr merken möchte, ich soll es ja einmal predigen und vielleicht an der Tiber. — Meine Louise hat mir in zwei Briefen hierher auf's bestimmteste erklärt, daß sie bereit sei, mir überall hin gern und willig zu folgen. Daraus folgt aber natürlich noch weiter gar nichts. Ueber diese ganze Sache habe ich jetzt noch gar kein Licht, kann mir auch darüber durchaus nicht eher bestimmte Gedanken machen, bis mich das Ministerium entschieden gewählt hat. Aber auf dem Herzen liegt mir dennoch die Sache schwer. Wolle doch Gott nur hier jeden falschen Schritt verhüten! Einen dritten Brief Louisen's werdet Ihr in Breslau vorgefunden haben. Ich bitte, daß Ihr ihn erbrecht, leset und sodann mir zukommen lasset.

Berlin, 13. September 1823.

(An dieselben.) ....Ich sage Euch meinen innigen Dank, daß Ihr mir Alles, was jetzt auf meinem Herzen liegt und in ihm vorgeht, so elterlich mittragen helft. Ich werde das gewiß nie vergessen, und Gott

*) Der Brief vom gleichen Tage an die Eltern, den wir als wesentlich gleichen Inhalts mit dem an Heubner gerichteten hier übergehen konnten, nennt unter den Verreisten auch noch J. Müller und Schleiermacher.

wolle es mir möglich machen, Euch einmal meine Dankbarkeit dafür an den Tag legen zu können. Und auch dafür habe ich ganz insbesondere Ursache Gott dankbar zu sein, daß Er unsere Ansichten von meiner jetzigen Lage so ganz übereinstimmen läßt. Es bleibt uns allen in ihr nichts weiter übrig, als zu vertrauen und ruhig zu harren. Es waltet in dieser Angelegenheit ein eigner Geist nicht sowohl der Hindernisse und Schwierigkeiten, als vielmehr der Langsamkeit und des Verzuges ob, der mich selbst, wenn ich ruhig hätte bei Euch in Breslau bleiben oder doch bald wieder dorthin zurückkehren können, weit weniger zur Ungeduld versuchen würde. Vom Consistorio erhielt ich endlich nach einigen persönlichen Beschleunigungsnachsuchungen am Dienstage (den 10ten) eine vom 5ten datirte Resolution, worin ich, ohne daß der schriftlichen Examenarbeiten mit Einem Worte Erwähnung geschieht, auf den 3. Oktober, als dem nächsten ordnungsmäßig für die Prüfung pro ministerio anberaumten Termine, zur mündlichen Prüfung vorgeladen werde, und mir aufgegeben wird, mich auf eine am 5. Oktober in hiesiger Nicolaikirche beim Nachmittagsgottesdienste zu haltende Prüfungspredigt über Coloss. 3, 2—4 vorzubereiten. Dieß war doch ein Bischen zu sehr gegen alle meine Vorstellungen von Beschleunigung. Um Zulassung zu der gewöhnlichen Prüfung hatte ich gar nicht nachgesucht, sondern um Anstellung einer besonderen außergewöhnlichen, welche mir auch das Ministerium versprochen hatte. Ich kam also sogleich mit einem wiederholten Gesuche um Anberaumung eines früheren Termines ein, und zugleich versprach mir Hr. Ober-Consist.-Rath Nolte, der das Ganze des hiesigen Consistorii zu leiten scheint, dasselbe mündlich zu unterstützen. Er sah es selbst ein, daß es wahrlich eine sehr kleine Gefälligkeit sei, wenn jeder der Herren Examinatoren mich etwa eine Stunde, wenn es ihm grade am gelegensten ist, auf seine Stube bestellte, und die Herren mich auf diese Weise nacheinander examinirten, und sodann in der folgenden Session einander ihre Urtheile mittheilten und eine Resolution meinetwegen faßten. Aber das hat alles nichts geholfen; das Consistorium bleibt dabei, daß es zu einer früheren Prüfung keine Zeit habe. Daß dieß der wahre Grund nicht ist, liegt nun wohl klar genug am Tage, und ich glaube den eigentlichen Grund, den auch Hr. Nicolovius, der übrigens meinte, er kenne das hiesige Consistorium schon, es bliebe sich gleich, — nicht undeutlich andeutete, errathen zu haben, — der Hauptexaminator ist verreist und dessen Wiederkunft muß erst abgewartet werden, Neander. So lieb es mir nun allerdings ist, von ihm mit examinirt zu werden, so wiegt dieß doch keineswegs das Zeit- und Geldkostspielige meines hiesigen ganz unnützen Aufenthaltes auf. Wenn Neander hier wäre, so bin ich überzeugt, ich wäre heute schon examinirt. So steht es mir nun also bevor, gering gerechnet, noch vier Wochen hier zubringen zu müssen, ehe ich endlich mit Gewißheit erfahren werde, woran ich bin. Drei Wochen sind mir hier schon ganz um nichts und wieder nichts verstrichen. Es scheint mir dieß dem Versprechen, das mir bei meiner Ankunft ganz unaufgefordert von Seiten des Ministerii gegeben wurde, man werde alles thun, um meinen hiesigen

Aufenthalt möglichst abzukürzen, doch nicht ganz zu entsprechen. Und hätten mir die Herren nicht anfänglich gar nur von etwa acht Tagen, nachher von etwa vierzehn Tagen, die mich mein Examen hier aufhalten würde, gesagt, so hätte ich ja auf jeden Fall um die Erlaubniß gebeten, mich in Breslau examiniren zu lassen, was mir ja niemand hätte abschlagen können....

Ich schreibe dieß nicht so als ob ich mich durch dieß alles zur Ungeduld und zum Mißmuth berechtigt glaubte; das sei ferne von mir, und Gottlob drückt mich auch keins von beiden. Wenn ich auf die höhere Instanz sehe, die diese Sache so leitet, so habe ich nur zu danken und anzubeten. Aber daß mich das, was von den Menschen in dieser Sache geschieht, unfreundlich anspricht, und daß diese ganze Art der Berührung mit den Staatsbehörden einen unangenehmen Eindruck in mir zurückläßt, wirst Du auch natürlich finden. Es bleibt aber immer dabei, daß ich dieß alles als eine mir gewiß sehr heilsame Zucht anerkenne und gern auf mich nehme....

Eins, hoffe ich mit Gewißheit, soll wenigstens die Frucht meines hiesigen Aufenthalts sein, daß ich zur entschiedenen Gewißheit darüber kommen werde, ob ich die akademische oder die praktische Laufbahn zu gehen habe. Wird aus der römischen Sache nichts, so werde ich das Ministerium fragen, ob ich nach erfolgter Promotion mit Sicherheit auf seine Unterstützung zu rechnen hätte und inwiefern. Erhalte ich hierauf eine Antwort, die mir nichts entschieden zusichert oder nur so wenig, als sich mit meinen Pflichten gegen Euch und auch gegen meine Louise nicht verträgt, so brauche ich nicht weiter unschlüssig zu sein, was ich zu thun habe. Man wird mir dann wohl wenigstens, als billige Entschädigung für ein in diesem Falle verlorenes Vierteljahr, mein Examen pro ministerio gelten lassen; ich lasse dann die Paulicianer Paulicianer sein, mache mich über ein ganz anderes Buch her, und folge dann mit gutem Gewissen einem entschiedenen Wunsche, den ich seit länger als zwei Jahren gewaltsam zu unterdrücken gesucht, und doch dabei immer mit stillem Schmerze in meinem Herzen getragen habe. Es würde sich schon noch in der Heimath ein Plätzchen finden, auf dem mich der Herr gebrauchen könnte, und wo ich eine meinen mäßigen Kräften angemessene Wirksamkeit fände und einen Ruheort für vier an einem bescheidenen Theil irdischer Güter sich genügen lassende und zufriedene Menschen. Ich wäre dann wahlfähig, und würde auch die Zuversicht haben, daß mich der Herr nicht gar zu lange mehr am Markte müßig stehen lassen würde. — Dieß wäre eigentlich diejenige Entwickelung alles bisherigen, die mein Herz sich wünscht, zu deren Herbeiführung ich aber durchaus nichts eigenmächtig thun darf. Führt sie aber der liebe Gott selbst so herbei, so könnt Ihr nicht glauben, mit welcher innigen Freude ich Ihm dafür danken werde; so wie ich freilich auch den Ruf nach Rom aus seiner Hand mit Glaubensfreudigkeit annehmen werde. Das kann ich mit der vollsten Wahrheit sagen, daß das Einzige, was an dem letzteren für mich einen entschiedenen

Reiz hat, ist, daß ich dadurch eine Gemeinde und ein wirkliches Hirten- und Seelsorgeramt bekommen würde....

Eine Frage hat mich in diesen Tagen etwas bedenklich gemacht. Da nämlich das Consistorium unwiderruflich meine Prüfung so weit hinausverlegt hat, so stieg sehr natürlich der Gedanke und Wunsch in mir auf, in der Zwischenzeit einen Abstecher nach Wittenberg zu machen. Dahin gingen und gehen auch Louisens Bitten. An eine große Vorbereitung auf das Examen ist hier, da mir die Hilfsmittel dazu fehlen, auch nicht zu denken. Das alles legte mir den Entschluß, mich nach Wittenberg hinüber zu machen, sehr nahe; aber ich mußte doch die Gründe für den entgegengesetzten Entschluß für überwiegend ansehen. Ein Besuch in Wittenberg vor erfolgter Entscheidung würde doch mit vielen Uebelständen verbunden sein, und auch uns noch durchaus zu keinem bestimmten Entschlusse führen, außerdem aber wohl leicht eine Versuchung zu allerlei eingemachten Plänen werden, die dann vielleicht durchaus nicht in die Art und Weise der Entwickelung unsers Schicksals, die für uns noch im Dunkeln liegt, passen würden; — auf jeden Fall aber könnte uns ein solcher Besuch nur gar zu leicht die Unbefangenheit des Gemüths rauben, die wir durchaus in dieser Sache behaupten müssen. Ich glaube gewiß, daß Ihr mit mir hierin übereinstimmen werdet.

Berlin, 13. September 1823.

(An Heubner.) Der Friede dessen, der die Fülle aller Liebe ist, walte über Dir und den Deinigen und auch über mir! Er thut Großes fortwährend an allen denen, die Ihn anrufen; Er läßt auch mich nicht; und mich zu lehren, daran mir genügen zu lassen, wird Er nicht müde. Das ist das Größte, was Er an mir thun kann. Sehe ich Ihn dieß vollbringen, so kann ich ruhig harren, was Er mir sonst noch zufallen lassen will. Und, Gottlob, ich bin auch deshalb ganz ruhig und werde alles, was Er über mich verhängt, mit gleicher Glaubensfreudigkeit annehmen. Jetzt soll ich noch harren, und das länger, als ich dachte. Das Consistorium hat mir die schriftlichen Arbeiten ganz erlassen, dafür aber meine mündliche Prüfung bis zu der allgemeinen am 3. Oktober hinausgesetzt. Ich habe zwar mündliche und schriftliche Gegenvorstellungen gegen eine solche Verschiebung gemacht, aber vergebens. Das Consistorium behauptet, keine Zeit zu haben, — auch nicht einmal zu einer Prüfung per circulum? Kurz, der Herr verlangt Geduld, was ich zur Beschleunigung thun konnte, habe ich gethan, und darf also ruhig sein.

Nun ist auch Schmieder's Antwort eingelaufen. Er hat zwar die Stelle in der Pforte angenommen, aber unter allerhand Bedingungen (z. B. wegen der Wohnung), die ich von Hrn. Nicolovius nicht deutlich erfuhr. Die Sache wird in der künftigen Woche im Ministerium zur Sprache kommen, und Hr. Nicolovius zweifelte allerdings nicht, daß sich dieß alles ausgleichen lassen werde. Indessen wird doch dadurch die Möglichkeit meines im Landebleibens noch mehr verstärkt, und ich noch dringender auf eine solche Stellung des Gemüths verwiesen, da ich ohne

alle Gedanken wegen der Zukunft in der Gegenwart die Wege und Stege des Heilands nicht zu verlassen zu trachten habe. Der Text, der mir für die zu haltende Prüfungspredigt gegeben worden ist (Col. 3, 2. 3. 4), kann mir bis dahin ein gar richtiger Wegweiser sein. Diese Erwägung bestimmt mich auch, dem bald Anfangs in mir aufsteigenden Wunsche, bei der Verschiebung meines Examens vor demselben noch einen Abstecher nach meinem geliebten Wittenberg zu machen, keinen Raum zu geben. Theils taugt es in vieler Hinsicht nicht, wenn ich unter den jetzigen Umständen nach Wittenberg komme, ehe ich gewiß weiß, wo der Herr mit mir hinaus will; theils muß ich mir und Louisen jetzt durchaus noch die möglichste Unbefangenheit des Gemüths bewahren. Wie schwer es mir wird, weiß der Herr, aber ich kann Seinen Willen nicht anders erkennen, und Du stimmst mir gewiß bei. Desto fleißiger werde ich bei Euch allen im Geiste sein, besonders morgen. Da wolle der Herr doch Euch allen recht reichlich austheilen von Seinem Reichthume. Was thut Er denn lieber?...

Sehr habe ich mich gefreut zu hören, daß der liebe Kober mit mir zugleich das Examen machen wird. Ich freue mich darüber in einer doppelten Hinsicht; denn ich kann dabei einen Gedanken nicht unterdrücken. Würde sich Kober nicht vielleicht für die römische Stelle entschließen? Ich will nichts von mir abwälzen, aber in diesem Falle könnte das Ministerium zwischen uns beiden wählen. Wenn ich eine Vergleichung zwischen Kober und mir nach äußerlichen und inneren Gaben, nach Kopf und Herz anstelle, so muß er mir für die römische Stelle viel tauglicher erscheinen. Aber damit ist nichts entschieden; der an sich tauglichere ist nicht immer der in des Herrn Hand und für einen besondern Zweck tauglichere. Aber es wäre doch schön, wenn das Ministerium wählen könnte! seine Wahl wird dann auch schon noch geleitet werden, und ich werde sie gewiß froh und freudig hören, wie sie auch ausfallen möchte. Es würde dann nur darauf ankommen, daß Du Nicolovius mit ein paar Worten auf Kober'n aufmerksam machtest. Doch das wirst Du selbst alles am besten wissen; ich habe nur sagen wollen, was meine Gedanken deshalb sind....

Die Art und Weise der Berufung Tauscher's ist sehr köstlich. Gewiß wird ein so schön begonnenes Werk auch mit rechtem Segen von oben gekrönt sein. Auch hierin hat unser Heiland sich wieder als einen wahren Bürgen bewiesen, der für uns Wort hält, wo wir es nicht können. Ach, wie so tausend Weisen hat Er, Seinen Namen zu verherrlichen. Er wird auch für den lieben Hugo schon eine Bahn bereitet haben, wenn Er sie gleich noch nicht enthüllt hat. Ich habe das jetzt auch recht merken können, welcher wunderbaren Natur Er ist. Ist's sonst Tag um uns, so geht Er vor uns her in der Rauchsäule, und die Gegenwart Seiner Herrlichkeit kann fast unscheinbar scheinen; aber wandern wir in der Nacht, so erscheint Er uns in der Feuersäule und wir bekommen einen Eindruck von der majestätischen Herrlichkeit Seiner Liebe. Leuchtet die Feuersäule auch nicht

fernhin, für unsre nächsten Schritte haben wir immer Licht und sichern Tritt, und daran haben wir volle Genüge.

Herzlichen Dank für die Nachrichten von Krummacher, auch dem Vater. Es ist mir oft recht drückend geworden, wenn wahre Christen so vielerlei an ihm auszusetzen hatten. Er wird solche Mißtrauische gewiß zu Schanden machen. Das ist gewiß auch eine der μεθοδειαι des Satans, wenn er den Samen des Mißtrauens unter die Kinder Gottes ausstreut! Gegen diese und alle übrige hilft doch nur Kindereinfalt durch. Um diese bitte ich dringend, mit ihr wird alles gehen.

Berlin, 23. September 1823.

(An die Eltern.) ... Ich danke Dir und der guten Mutter herzlich für Eure gütige Vorsorge, die mir sehr gut zu Statten kommt, sowie auch für die Beifügung der Stäudlin'schen Kirchengeschichte; denn diese und nicht die Spittler'sche war in dem Packete enthalten, und sie ist mir auch für meine jetzigen Zwecke brauchbarer als die letztere. Ich würde Dir schon am Sonnabend geantwortet haben, wenn ich nicht grade von Hrn. Reinhart in die „gesetzlose Gesellschaft" eingeladen gewesen wäre.

Wegen Schmiedern ist die Sache nun endlich im Reinen. Ein Riegel wäre also nun weggeschoben....

In der vorigen Woche wurde ich sehr überrascht. Ich erhielt mit Einem Male ein Billet von Hrn. Superintendent Wagener aus Züllichau, worin er mir schreibt, er sei auf ein paar Tage hier und habe zufällig durch seinen Schwager, den Consist.-Rath Gillet, erfahren, daß ich hier sei.... Er läßt Dich auf's allerherzlichste grüßen. Ich bin viel mit ihm herumgestiegen.

Hr. Balan hat das seinige gethan, mir große Lust nach Rom zu machen, mir übrigens von Hrn. Staatsrath Niebuhr eine andere Schilderung gemacht als ich bisher von ihm gehört, wiewohl er ihn im Allgemeinen sehr rühmt. Dieß sollte mich übrigens am wenigsten abschrecken....

Es scheint fast, als würde die katholische Kirche in Rom schneller und leichter ihr Haupt wieder erhalten, als die dortige evangelische; denn die Herren Kardinäle sind ja schon in's Conclave eingeschritten. Man erwartet hier, daß der neue Papst von der echtrömischen Parthei sein werde, und also auf keinen Fall Kardinal Consalvi. Ich glaube, ein kluger, entschlossener und hartnäckiger Papst könnte grade jetzt in dieser Periode beides der moralischen Asthenie und des daraus entsprungenen hitzigen Fiebers gewaltige Dinge ausrichten. Gott wird uns aber hoffentlich vor einem solchen behüten, wiewohl wir in politischer Hinsicht eines Nicolaus I. oder Innocenz III. bedürfen möchten. Auf jeden Fall scheint es mir ganz verkehrt, wenn man sich einbildet, in der Hierarchie eine Stütze der Fürsten gegen die Völker zu finden, da laut der Geschichte die consequent und kräftig durchgeführte Hierarchie, wie auch sehr natürlich, ihre Hauptkraft immer darin gefunden hat, daß sie die Fürsten durch die Völker im Zaume gehalten.

Berlin, 4. Oktober 1823.

(An dieselben.) Nur mit wenigen Zeilen will ich Dir doch wenigstens heute für Deinen lieben Brief vom 25. und 29. September danken, und Dir zugleich sagen, daß ich bei meinem gestrigen Examen nicht durchgefallen bin, wofern nicht alle Examinandi durchgefallen sind, indem ich ohne die Bescheidenheit zu verletzen behaupten kann, daß keiner besser bestanden ist als ich. Ich habe also allen Grund, auf ein recht vortheilhaftes Prüfungszeugniß zu rechnen, wovon aber die Ursache nicht in mir, sondern in der Leichtigkeit der Fragen lag. Heute früh haben wir katechisirt; morgen wird noch gepredigt, und um 3 Uhr Nachmittags kann mir dann niemand mehr etwas anhaben. Für dieß alles sei Gott reichlich gedankt. Ich habe mich keineswegs vor dem Examen gefürchtet, aber etwas gefährlicher hatte ich mir es denn doch vorgestellt, auch nicht erwartet, daß meine Abhandlung vor den Augen der Herren Consistorialium so unverdiente Gnade finden würde.

Wegen Rom wolle nun der Herr auch alles nach seinem Wohlgefallen lenken; die überwiegende Wahrscheinlichkeit ist allerdings, daß Er mich dorthin schicken wird. An Schmieder's Abgange ist nicht mehr zu zweifeln; denn in Hinsicht seiner neuen Lage bleibt ihm jetzt nichts weiter zu wünschen übrig. Die Veränderungen, die er wünschte, betrafen die Einrichtung der dortigen Anstalt, und er kann ebensowenig aus einer solchen Ferne beurtheilen, was darin wirklich einer Aenderung bedarf, als er einen Zweifel in die Zusage des Ministeriums setzen wird, auf seine Wünsche und Vorschläge zu hören.

... Der liebe Baron Kottwitz schickte gleich am Morgen nach seiner Ankunft zu mir und ließ mich zu Mittag zu sich einladen. Es that mir sehr wohl von ihm zu hören, daß er Euch beide wohl gesehen hatte. Jetzt bin ich überhaupt keineswegs mehr einsam hier; Prof. Tholuck, Strauß, mein alter Neander, Kober und Kritz aus Wittenberg und mehrere andere alte Bekannte sind nun auch hier.

Berlin, 7. October 1823.

(An dieselben.) Recht viel und lang hoffte ich Euch heute schreiben zu können, zumal da ich Euch so viel in Euer Herz auszuschütten hätte; aber meine Zeit ist in diesen Tagen so sehr eingetheilt, daß sie mir fast noch nie so sehr zu kurz gewesen ist. Meine hiesigen alten und neuen Freunde erweisen mir so viel Liebe und Freundlichkeit, daß ich mich, besonders bei der Weitläuftigkeit der Stadt, recht zerreißen möchte. Dazu kommt, daß ich grade heute Mittag zu Hrn. v. Diederichs gebeten bin (beide empfehlen sich), und also auf den Nachmittag auch nicht rechnen kann.

Nun wir haben wohl alle recht sehr, sehr Ursache, Gott von ganzem Herzen zu danken. Er hat nun alles recht glücklich überstehen lassen, auch am Sonntage zu der Predigt seinen Segen gegeben, wenigstens hat sie die Herzen meiner Censoren (der Herren Consistorial-Räthe Nicolai und Ritschl) gewonnen und erfreut, das übrige wolle der Herr weiter thun.

So eben komme ich von Hrn. Nicolovius. Der Herr sei gepriesen für alles, seine Gnade sei ewig angebetet! Es ist nun so gut als entschieden, daß Er mich nach Rom ruft. Hr. Nicolovius sagte mir, ich sollte es als ganz entschieden ansehen, meine (ach, so unbeschreiblich arme!) Predigt habe bei dem Ministerium einen sehr vortheilhaften Eindruck gemacht. Nun Gottes Wille geschehe, und der, welcher mich ruft, mache mich tüchtig zu Seinem Werke. Er hat mir in diesen letzten Tagen eine unbeschreibliche Zuversicht und Freudigkeit zu allem, was Er mir als Sein Gebot zeigt, geschenkt. Ewig sei Er dafür gepriesen!...

Ich habe mit Hrn. Nicolovius ganz aufrichtig über meine ganzen Verhältnisse gesprochen. Er wußte schon, daß ich mit Louisen versprochen sei, und fragte mich um meinen dieserhalb gefaßten Entschluß. Er versicherte mich, das Ministerium werde meiner Verbindung kein Hinderniß in den Weg legen, freute sich aber um so mehr, als ich ihm erklärte, meine Verbindung noch aufzuschieben und auf Gott zu vertrauen, daß Er vielleicht Mittel finden werde, das Unmöglichscheinende möglich zu machen, und versicherte mich, daß er sich für mich in Rom recht viel göttlichen Segen verspreche, und daß ich nur ganz freudig und getrost dahin gehen sollte. Das will ich auch gewiß....

Nun wir haben Gott für Vieles zu preisen! Er wolle uns recht dankbare Herzen und mir ein recht kindliches und folgsames geben! Wenn ich es möglich machen kann, so denke ich Freitags oder Sonnabends nach Wittenberg abzugehen. Ich sehne mich unbeschreiblich darnach. Es werden aber kurze und vielfach schwere Tage sein. Indessen wird vieles, da meine theure Louise, wie ich aus allem sehe, so freudig in Gottes Willen ergeben ist, leichter werden. Bei einem wahren Glauben an einen lebendigen Gott sieht man ja alle Dinge ganz anders an, als sonst, und sieht sie nicht nur so an, sondern empfindet sie auch so. Der Herr wird es noch mit uns allen herrlich machen. Laßt uns nur Ihm vertrauen und Ihn lieben über alles.

Berlin, 11. Oktober 1823.

(An dieselben.) Nur mit ein paar Worten ist es mir möglich, Dir auf Deinen lieben, lieben Brief vom 3. und 6. d. M. zu antworten; denn ich bin heute den ganzen Tag sehr herumgejagt. Also nur das Nöthigste.

1. Wenn Du diesen Brief erhältst, so bin ich schon was Du nicht denken wirst, — ordinirt. Wie die Sache mit großer Langsamkeit anfing, so endet sie jetzt mit großer Schnelligkeit. Morgen um 11 Uhr werde ich in der hiesigen Nicolaikirche durch den Hrn. Ober-Consist.-Rath Propst Ribbeck zum Prediger bei der Königl. Gesandtschaft zu Rom ordinirt. Es thut mir wehe, daß Ihr und alle meine Theuren mich an diesem Tage nicht mit ihren Gebeten begleiten können. Der Herr wolle mir diese Weihe recht segnen; es ist so nöthig, wenn ich in Seinem Weinberge brauchbar sein soll. Es war hier schon alles zu meiner Ordination vorbereitet, so daß sie nicht ohne große Weitläuftigkeiten nach Wittenberg

verlegt werden konnte; sonst wäre mir dieß wohl ein sehr theurer Wunsch gewesen....

4. Mein Prüfungsattest kann ich Dir noch nicht abschriftlich mittheilen, weil es erst künftige Woche, frühestens, ausgefertigt sein wird. Ich habe übrigens die Censur „vorzüglich gut", oder, wie Hr. Gillet sich ausdrückt, „den theologischen schwarzen Adlerorden" erhalten, unverdienterweise.

5. Nun, theure Eltern, noch einmal die dringende Bitte, wenn es irgend möglich ist, so kommt nach Wittenberg. Hr. Reinhart wird seine Bitten mit den meinigen vereinigen. Wenn Ihr wüßtet, welche Freude Ihr mir, meiner Louise und den Ihrigen damit machtet, so kämet Ihr gewiß. Sonst wird mein Wittenberger Aufenthalt sehr kurz sein. Mein Plan ist jetzt dieser. Montag will ich noch hier bleiben, um vollends meine Abschiedsbesuche zu machen, auch bei Sr. Excellenz mich zu beurlauben. So Gott will geht es dann Dienstag mit mir nach Wittenberg, und leider Sonntag — allerspätestens Montag — wieder von dort weg hierher, wo ich mich dann Dienstags Abend um 9 Uhr auf die Schnellpost setze, und Donnerstags (den 23ten) wieder bei Euch eintreffe. Es wird mir der so gar kurze Aufenthalt gar sehr schwer werden. Finde ich aber in Eurem Briefe, den ich in Wittenberg zu finden hoffe, Euer Versprechen dorthin zu kommen, so erwarte ich Euch dort in aller Ruhe; und das wäre sehr schön.

Berlin, 13. Oktober 1823.

(An dieselben.) Zum letzten Male wohl für lange Zeit schreibe ich Dir aus Berlin. Es sind wichtige und entscheidende Tage gewesen, die ich jetzt hier zugebracht, und der gestrige war wohl einer der wichtigsten meines Lebens. O, es war mir ein großer, heiliger und seliger Tag und ich fühle mich in meinem Herzen wie ein Neuvermählter, seit mir die theure Gemeinde angetraut ist. Der Herr hat mir diesen Tag reich gesegnet; Er wolle so fortfahren.

Heute habe ich meine Abschiedsbesuche gemacht, und zuletzt noch bei Hrn. v. Altenstein meine Danksagung angebracht und mich beurlaubt. Er war äußerst wohlwollend. Er und überhaupt die hiesigen Herren scheinen ein großes Zutrauen zu mir zu haben, von dem ich mir nicht Rechenschaft zu geben weiß, worauf es sich gründet.

Nach meiner Ordination gestern erhielt ich eine vorläufige Anzeige meiner Designation von Seiten des Ministerii. Ich füge eine Abschrift davon bei.

Morgen um 4 Uhr des Morgens reise ich mit meinem Leipziger Kutscher nach meinem theuren Wittenberg ab; wie schlägt mein Herz schon! Der Herr sei gepriesen für diese unbeschreibliche, wenn auch noch so kurze, Freude, die Er mir damit macht: und ich hoffe, Er wird mir auch noch die andere dazu schenken, meine geliebte Louise selbst in Eure Arme führen zu können. Gewiß, Ihr kommt nach Wittenberg? wir feiern

Deinen Geburtstag dort zusammen! Nicht wahr? Täuscht diese Hoffnung nur nicht, wenn es sich irgend thun läßt.

Aus den übrigen Papieren über diesen Berliner Aufenthalt Rothe's seien noch Briefe von Nicolovius und dem Ober-Consist.-Rath Nolte an den Geh. Ober-Tribunalsrath Reinhart erwähnt, von denen der Erstere die baldige Erledigung des Anstellungsdecretes, der Zweite die bevorstehende Ordination meldet, mit dem Beifügen: „Uebrigens hat er sich beim Examen sehr ausgezeichnet."

Bei der Abreise Rothe's aus Berlin waren nun alle anderen Fragen geordnet; nur sahen wir die letzten Briefe an die Eltern blos die Hoffnung aussprechen, in Wittenberg seinen Besuch mit ihnen gemeinsam machen zu können; eine alsbaldige Heirath lag ihm noch fern. Ueber die in dieser Beziehung eingetretene, der bereitwilligen Hülfe der Eltern zu verdankende Aenderung orientirt uns sein erster Brief an den Vater aus Wittenberg vom 21. Oktober 1823:

Ist es mir jemals bei einem Briefe schwer gewesen den Anfang zu finden, so ist's bei diesem. So unendlich viel soll ich in den wenigen Viertelstunden, die mir dazu vergönnt sind, zu Papiere bringen. Eins aber steht in meinem Herzen oben an, Eins muß ich unbedenklich gleich voranstellen, meinen allerinnigsten Dank für die treu liebende Sorge, mit welcher Ihr, Du und die theure Mutter, über meinem Schicksale wacht, alles was darauf in Beziehung steht, in liebendem Herzen bewegend. Für viele Worte bleibt mir heute, wo sich die zu schreibenden Briefe gewaltig häufen, keine Zeit; aber wie es gemeint ist, wirst Du auch aus den wenigen erkennen....

Dein lieber Brief an die Mama hat uns nicht wenig überrascht. Gott hat gewiß dabei Dein Herz geleitet. Uns allen hat Er große Freudigkeit gegeben, in Deinem Briefe Seinen Willen zu erkennen. Bald Anfangs ging Heubner's Ansicht entschieden dahin, daß wir uns bald verbinden sollten, und ich überzeugte mich durch Ihn davon, daß viele der Bedenklichkeiten, die ich mir gemacht, beim Lichte besehen, in einen unklaren Nebel zerflossen. Dessenungeachtet blieb mein Entschluß fest, Eurem Willen zu folgen. Die Mama und Louise, wiewohl, wie ich jetzt erfahren, im Stillen Heubner's Meinung theilend, aber Eure Wünsche in dieser Hinsicht kennend, ließen sich nicht die leiseste Andeutung der ihrigen entfallen. Nun aber, nachdem Ihr die Eurigen anders ausgesprochen, wollte uns allen bei der ernstlichsten Prüfung und Erwägung vor Gott nichts anderes klar werden, als daß wir unbedenklich in die von Dir aufgestellte Ansicht einzugehen hätten. In der Voraussetzung also, daß Ihr, geliebte Eltern, Euren Segen dazu gebt, haben wir uns in Gottes Namen und im kindlichen Vertrauen auf Ihn entschlossen, einander getrost die

treuen Hände zu reichen, und unter Seinem Schirme gemeinschaftlich nach Rom zu pilgern, und mit einander zu tragen, was Er uns zuschickt, Freud' und Leid. Wir hatten unsre Wünsche Ihm willig geopfert, Er schenkt sie uns wieder, aus Seiner Hand dürfen wir ruhig und vertrauensvoll ihre Gewährung nehmen. Um Euren Segen dazu bitten wir. Gott wird ihn kräftig sein lassen. Uns allen ist jetzt ein Stein vom Herzen gewälzt, und meine Louise, das theure Kind, ist voll des freudigsten Muthes. Euch zu sehen freut sich alles unbeschreiblich.

Mit der bevorstehenden Heirath sehen wir überhaupt sofort in seltener Weise die beiden Familien sich mit einander verschmelzen. Es verdient in dieser Beziehung zunächst ein Brief Heubner's an Rothe's Vater (ebenfalls vom 21. Oktober) hier auszügliche Aufnahme:

Obgleich Ihnen noch unbekannt, empfinde ich doch schon eine herzinnige Liebe und Verehrung gegen Sie und Ihre Frau Gemahlin, die Eltern des von mir seit dem ersten Augenblick des Zusammentreffens warm geliebten Richard. Und darum freue ich mich auch recht vom Grunde meines Herzens, bald Sie hier zu sehen zur Feier der Verbindung, die zwei uns so theure Personen zusammenschließen, und so auch unsre Herzen einander näher bringen soll. Es war mir eine angenehme Ueberraschung, meine Ueberzeugung von dem Zeitpunkt der Verbindung so ganz mit der Ihrigen übereinstimmend zu finden. Meine Frau Schwiegermutter stimmt dieser Ueberzeugung auch ganz bei. Sie dankt Ihnen sehr herzlich für Ihren lieben Brief, und beklagt es, bei ihren Leiden, die auch grade jetzt die Hände mit angegriffen haben, Ihnen nicht selbst antworten zu können; und hat mir es daher mit aufgetragen, ihre Stelle in der Beantwortung zu vertreten, ob es gleich schon vor diesem Auftrag mein bestimmter Vorsatz war, Ihnen zu schreiben. Ich thue es in der Absicht, Sie und Ihre Frau Gemahlin in meinem und meiner Frau Namen recht freundschaftlich zu bitten, bei Ihrer bevorstehenden Ankunft in unserm Hause abzutreten. Es hätte sonst bei den nahen Verhältnissen, in die uns die Vorsehung führt, und bei der Herzenstheilnahme, die die Feier bei uns findet, der Bitte eigentlich gar nicht bedurft; aber die Erwägung, als ob doch vielleicht von Ihrer Seite Bedenklichkeiten eintreten könnten, bestimmt mich, Sie angelegentlich um Ihre Gegenwart in unserm Hause zu ersuchen, und gewiß zu sein, daß Sie deshalb gar keine Bedenken Sich machen dürfen.

Es mag dem sofort hinzugefügt werden, daß ein Brief Heubner's an Vater Rothe vom 15. December 1823 mit Bezug auf die erste persönliche Bekanntschaft sich dahin ausdrückt: „Die wenigen Tage, die wir Ihre Anwesenheit genossen, erscheinen mir in der Rückerinnerung immer als eine höhere festliche Zeit, nicht eine

gewöhnliche irdische Festzeit, sondern verwandter einer himmlischen Festzeit, wo die Seele es ist, die die Freude genießt," und daß während der ganzen Zeit von Rothe's römischem Aufenthalte ein lebhafter Briefwechsel zwischen beiden stattfindet, indem jeder dem andern die neuesten Nachrichten aus Rom alsbald mittheilt.

Durch seine Ehe trat Rothe aber nicht blos mit Heubner in jenes, sein ganzes Leben hindurch gleich innig bleibendes Verhältniß, auf das wir durch die Correspondenz zwischen beiden immer neu hingewiesen werden; sondern dasselbe war auch zugleich mit seinem andern Schwager der Fall, mit dem späteren schlesischen Generalsuperintendenten August Hahn. Hahn war noch im Begründungsjahre des Wittenberger Seminars (1817) daselbst eingetreten, und bereits 1819 außerordentlicher und 1821 ordentlicher Professor der Theologie in Königsberg geworden; und wie Heubner mit Charlotte, Rothe mit Louise, so war er mit Christel von Brück verheirathet. Im Seminar war Rothe allerdings nicht mehr mit ihm zusammengewesen; trotz des bisherigen Mangels an persönlichem Verkehr aber spricht bereits Rothe's erster Brief an Hahn, worin er letzterem den Termin seiner Hochzeit meldet, warme persönliche Zuneigung aus. Wir nehmen dieses, vom 27. Oktober 1823 datirte Schreiben hier vollständig auf:

Schon längst, mein theurer, durch doppelte Bande der Liebe mir verbundener Bruder, sehnte ich mich darnach, Ihnen (oder wenn Ihrem Herzen das brüderliche Du so wohlthut, wie dem meinigen, Dir) da es nicht mündlich geschehen konnte, schriftlich die Versicherung zu geben, wie herzlich ich mich dessen freue, Dir, den ich schon immer mit der brüderlichen Liebe liebte, die aus der gemeinsamen Liebe zu unserm Herrn fließt, auch noch durch nahe Bande des Bluts anzugehören. Aber eine gewisse Schüchternheit hielt mich bisher davon zurück. Du mögest sie mir freundlich verzeihen, so wie die vielleicht unbescheidene Bitte, die ich, wiewohl Dir leiblich unbekannt, an Dich und Deine theure Gattin, die, so Gott will, nun bald auch meine liebe Schwester wird, um Eure Liebe für den künftigen Schwager richte. Der, welcher die Herzen lenkt, wie Wasserbäche, hat unsrer geliebten Louise und mein Herz zusammengeführt und in heiliger Liebe unauflöslich mit einander verbunden; Er hat den also Verbundenen auch eine Stätte bereitet, wo sie unter Seinen Augen ihrer gegenseitigen Liebe sich freuen und Ihm dienen können; Er hat mich nach Rom gerufen an Schmieder's Stelle auf eine Weise, in welcher ich Seinen Ruf nicht verkennen kann, und meiner Louise den freudigen Muth gegeben, mich dorthin zu begleiten; Er hat uns Allen die mancherlei Bedenklichkeiten, die wir gegen eine solche unaufgeschobene Verbindung

hatten, genommen, und unsre würdige Mutter, die lieben Heubners und meine Eltern eine solche als das Rathsamste und Zweckmäßigste zweifelsfrei erkennen lassen. So haben wir denn allesammt im Glauben und in kindlichem Vertrauen auf Gottes Durchhülfe beschlossen, daß Louise und ich einander schon jetzt in Seinem Namen die Hände reichen und Hand in Hand in die Ferne ziehen sollen, wohin Er uns ruft. Zu diesem Vorhaben bitten wir Euch, theures Geschwisterpaar, um Euren Segen und Gebet aus der Entfernung, da wir uns auf die Freude, Euch zu Zeugen unsres Bündnisses zu haben, keine Rechnung machen dürfen. Nehmt mich auf in Eure Herzen als Euren Bruder, und seid überzeugt, daß Ihr mich dadurch hoch beglücken werdet. Für meine Person habe ich freilich keine Ansprüche auf Eure Liebe, aber ich berufe mich auf zwei andere, um deren willen ich so gern von Euch geliebt wäre. Der Eine ist der, welcher unser Aller höchster Liebe werth ist, weil Er uns zuerst geliebt, da wir noch Seine Feinde waren; — die Andere Eure theure Schwester, die mir ihr Herz geschenkt. Um dieser beiden willen liebet mich, wie ich Euch schon um Eurer selbst willen lieben mußte.

Geht alles nach unsern jetzigen Gedanken, so ist der 10. November der Tag unsrer Verbindung, und wir treten sodann ohne Verzug, zuerst im Geleite meiner Eltern, die zur Hochzeit hierher kommen, über Breslau, Wien, Triest, Venedig u. s. w. unsre Reise an. Du und Deine Christel, Ihr werdet an diesem Tage gewiß unserer mit Gebet gedenken.

Wohl hätte ich eine rechte Sehnsucht, geliebter Bruder, Dich von Angesicht zu Angesicht zu sehen; so viel habe ich schon von Dir gehört, so lieb habe ich Dich aus allem, was ich von Dir gelesen, gewonnen, so innig fühle ich mich mit Dir auch durch den gleichen Beruf, den mir der Herr wahrscheinlich einmal anweiset, verbunden, daß es mir gar herzlich wohlthun würde, Dir meine Liebe zu sagen und mich mit Dir zu dem gleichen Werke dessen, dem wir angehören, verbinden zu können. Giebt es doch nichts köstlicheres, als eine aufrichtige Verbindung auf Seinen Namen, zu gemeinsamer, stiller und treuer Thätigkeit für Seine Ehre nach der Kraft, die Er darreicht, mit aller Wahrheit, Lauterkeit, Liebe, Sanftmuth, Nüchternheit und Geduld, in ungeheuchelter Demuth, ohne daß man das Seine sucht, festhaltend an dem Worte Gottes, ohne sich von ihm verlocken zu lassen durch die klugen Fabeln weder zur Rechten noch zur Linken. Vielleicht schenkt mir der liebe Gott noch einmal die Freude, daß wir zu einem solchen Bunde auch die Hände einschlagen können, vielleicht führt Er Dich in meine liebe Heimath, die Dich gewiß mit herzlicher Liebe aufnehmen würde. Bis dahin aber laß uns jenen Bund wenigstens im Geiste schließen und oft vor den Augen des gegenwärtigen Gottes seiner gedenken. Schließe auch mich und die mir anvertraute theure Gemeinde in Dein Gebet ein, bitte für mich um ein recht demüthiges Herz, einen recht freudigen Glauben und eine rechte heiße, ungefärbte Liebe zu allen Seelen, ohne Ausnahme; bitte für meine geliebte Braut, und schäme Dich meiner als Deines Bruders nicht, wiewohl ich nichts habe, dessen ich mich zu rühmen wüßte, nichts was ich Dir anbieten könnte, als ein nach der

Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, hungerndes und durstendes Herz, keinen andern Ruhm, als Ihn den Gekreuzigten, der uns, die wir durch Seine Gnade an Ihn glauben, eine Gotteskraft ist. Er sei denn mit Dir und Deiner theuren Gattin, Er vereinige und erhalte unser Aller Herzen in geschwisterlicher Liebe.

Noch sind aus den Wochen vor der Hochzeit selbst eine Reihe von Briefen Rothe's an seine Eltern vorhanden. Statt aber auch aus ihnen weitere Mittheilungen anzuschließen, lassen wir lieber eine, von der Hand des Vaters dem letzten dieser Briefe beigefügte Aufzeichnung folgen:

Am 8. November sahen wir uns zu Wittenberg wieder.
Am 10. war dort Hochzeit.
Am 14. reiseten die jungen Eheleute mit uns von Wittenberg nach Berlin.
Am 20. von Berlin nach Breslau, wo wir am 24. ankamen.
Am 1. December 1823 Montags reiseten mit Gottes Geleite die lieben Kinder von Breslau nach Rom ab.

Am Tage vor der Abreise von Wittenberg (13. November 1823) schrieb Rothe noch seinem alten Freunde Stier: *)

Mein in Christo Jesu innig geliebter Bruder! Seine Wege sind eitel Gnade und Liebe, Sein Erbarmen ist unergründlich, und kein Herz ist Ihm zu gering, das Ihn in Ernst, Demuth und Glauben sucht. Das versiegelt Er täglich in meinem Herzen, das hat Er in Ihm nie herrlicher versiegelt als in den letzten Tagen. Eine reiche Fülle hat Er zu segnen, wenn es Sein Wohlgefallen ist, über unser Bitten und Verstehen, weit darüber.

Am 10ten bin ich durch Seinen (ja ich weiß es, durch Seinen) Segen mit meiner Louise auf ewig verbunden worden. Unbeschreiblich gnädig hat Er Sich seit dieser Stunde zu uns bekannt. O, mein theurer Bruder, die eheliche Liebe, wenn ihre keusche Flamme von Ihm bewacht wird, ist eine noch ganz andere, als jede andere, auch die innigste, unter menschlichen Herzen. Aber freilich wehe, wenn Er nicht Brautführer ist! An meinem Hochzeitstage habe ich mich zugleich recht in Deine, Tauscher's und Kober's Seele hinein vom Herrn trauen und segnen lassen.

Diese paar Worte sollten Dich nur an mich erinnern, für mich und mein unaussprechlich theures Weib mit brünstigem Herzen unter Gebet und Flehen vor unsern hohenpriesterlichen Freund zu treten. Als ein geringer Levit ziehe ich morgen in aller Frühe zum Dienste Seines Hauses hin. O, es ist selig, Ihm zu folgen, ohne zu fragen, warum? Er segne

*) Rothe sandte den Brief durch Vermittelung von Stier's Braut, Ernestine Nitzsch, ab, auch an diese selbst ein herzliches Lebewohl beifügend.

uns alle vier! täglich, stündlich, und lasse uns nie von Seinem Herzen! Da ist's gut ruhen und gut arbeiten!

Innig freue ich mich auf die Briefe von Dir, die ich in Breslau vorfinden soll. Das Nähere über mich wird Dir Deine theure Ernestine mittheilen. Herzliche Grüße von meiner Louise.

Verflucht sei Jedermann, der den Herrn Jesum nicht lieb hat. Maharan Matha! Das präge Er unsern Herzen täglich tiefer ein.

Aus den letzten Tagen seines schließlichen Aufenthalts in Breslau aber dürfen wir noch folgenden Brief an Heubner vom 26. November hier anschließen:

Schon mit zwei Briefen hast Du mein Herz erquickt, und noch nicht ein einzigesmal habe ich Dir erwiedert. Aber der treue Zeuge unsres Herzens, Er weiß es, wie ich in Liebe, Dank und Gebet die ganze Zeit seit unsrer leiblichen Trennung unabläßig bei Dir, Deiner geliebten Charlotte und allen den theuren Deinen gewesen bin. Stets seid Ihr mit der Gegenstand unsres Gebets und Danksagens gewesen, stets hat der Herr in die Flamme unsrer Liebe zu Euch aus der Fülle Seiner Gnade neues Oel eingegossen. O, mein theurer Bruder, der treue, grundgütige Herr, wie giebt Er doch immer so viel neuen Stoff, Ihn zu preisen und zu loben! Was hat Er nicht alles an uns gethan, seit Er uns von Euch weggeführt! Ja gewiß, mein theurer Bruder, Er bekennt Sich zu unserem Ehestande, Er versiegelt es uns täglich, daß Er den Segen über uns gesprochen; Er heiliget unsre Liebe, Er zieht uns zu Sich durch sie; Er lehrt es uns verstehen „das Geheimniß ist groß; ich sage aber von Christo und der Gemeinde." Gewiß, so anschaulich, so erfaßlich ist mir die Art und Weise, sowie die Innigkeit Seiner Liebe noch nicht geworden, als in der lebendigen Erfahrung des Bildes von ihr, der ehelichen Liebe. Immer tiefer in dieses Verständniß hineinzuführen, das ist der eigentliche Segen der ehelichen Liebe. O, auch uns wird der Herr ihn nicht vorenthalten; wir bitten Ihn ja darum. Auch die eheliche Gebetsgemeinschaft hat doch so etwas Eigenthümliches, — Inniges, Offenherziges — wie keine andre.

In allem hilft der Herr uns durch. Auch im Aeußern. Meine geliebte Louise ist leiblich so wohl, wie lange Zeit in Wittenberg nicht. Das Fahren macht ihr keine Beschwerden. Und ihr Herz macht ihr Heiland ihr auch leicht und freudig. In Berlin erfuhr ich zu meinem großen Erstaunen, daß sich das Ministerium, wie es meine Verheirathung erfahren, ganz von freien Stücken veranlaßt gefunden hat, bei dem Könige um Bewilligung der Gehaltszulage von 200 Thalern auch für mich anzuhalten. Die Resolution ist noch nicht erfolgt. Die Herren im Ministerio haben mich mit ganz unzweideutigen Beweisen ihres liebevollen Wohlwollens und Vertrauens überhäuft, außer dem Minister und Nicolovius, namentlich auch Süvern und Joh. Schulze. Sonst haben wir es in Berlin sehr unruhig gehabt, aber mit des Herrn Frieden, und dazwischen sehr

schöne Stunden, namentlich bei dem lieben Baron*), Meyern's, ganz besonders auch bei Strauß's und vor allem bei dem lieben Jänicke. Den letztern besonders kann Louise immer noch gar nicht aus dem Sinne und Herzen verlieren. Seine apostolische Erscheinung hat einen tiefen und fesselnden Eindruck auf sie gemacht. Es hieß bei allen solchen Besuchen: kurz, aber gut. O wie haben wir da, wie hat namentlich meine Louise da die innerliche Kluft zwischen dem Leben der Kinder dieser Welt und der Kinder Gottes empfunden!

Die äußere Unruhe währt hier fort, aber auch der innere Friede. Der Herr ist bei allem und überall nahe. Erst den 20ten haben wir Berlin verlassen, und sind am 24ten zu Mittage allesammt wohl und munter hier angekommen. Den Bitten der Eltern haben wir schon insoweit nachgeben müssen, daß wir unsre Abreise auf künftigen Montag den 1ten December unabänderlich festgesetzt. Wir fahren in demselben Wagen, wie bisher, aber mit andern Pferden und Kutscher (für 45 Thaler) über Strehlen, Neisse, Troppau, Olmütz und Brünn nach Wien, wo wir den 6ten um Mittag (spätestens) anzukommen gedenken. Habe den innigsten Dank für Deine gütige Vorsorge wegen Wien. Eine Beruhigung ist es mir, daß mir der Minister ausdrücklich sagte, ich sollte mich mit meiner Reise nicht übereilen. Auch beziehe ich mein Gehalt erst vom 1ten Januar 1824 an.

Könnte ich Dir doch recht ausführlich schreiben. Aber ich kann kaum eine ungestörte halbe Stunde gewinnen. Das sei überzeugt, daß wir alle Eurer Aller auf's fleißigste und herzlichste gedenken. Eure Liebe hat in meiner Eltern Herzen einen tiefen Eindruck zurückgelassen. Sie verehren und lieben Euch innig. Gott wolle nur sie, besonders die Mutter, bei der Trennung stärken! Ach, wir bitten Ihn ja so darum! Nichts zerreißt mein Herz so sehr als der Anblick eines mütterlichen Schmerzes ohne den Balsam des Vertrauens auf Gott und des Gefühles der göttlichen Nähe! Nun der Herr wird in allem helfen. In diesen Tagen erwarten wir noch einen Besuch von meiner Schwester aus Rawicz. Schließe auch sie in Dein Gebet. Sie weiß es zu schätzen.

Ja, geliebter Bruder, ich und Louise empfinden es, daß die Hand des Herrn mit uns und uns allewege nahe ist. Wir haben Ihm für so vielen Segen zu danken, daß ein ganz besonderer Trotz dazu gehörte, wenn wir Ihm nicht vertrauen wollten. Das wollen wir, so kann Er ausführen, wonach Sein Herz brennt, uns segnen. Er sei mit Euch allen!

... Wenn meine Eltern Dir heute noch nicht sollten schreiben können, so wirst Du dieß nicht mißverstehen. Sie grüßen aber Euch alle aufs allerherzlichste und mit dem innigsten Danke.

Hier habe ich mancherlei Betrübendes gefunden. Mag es mich leh-

---

*) Es ist Herr v. Kottwitz gemeint, der in seinen Kreisen ähnlich „der Baron" war, wie Zinzendorf in den seinigen „der Graf". Ueber die gleichzeitig erwähnte Familie des Majors v. Meyern vgl. Stier's Leben I. S. 236.

ren, alles nur auf den Herrn allein, auf Menschen gar nichts zu bauen und zu gründen. Meine höchste Eile entschuldige.

Von Rothe's Reise nach Rom liegen nun wieder zahlreiche und genau eingehende Briefe an seine Eltern vor, in denen er alle Stationen des Fahrens wie des Aufenthalts genau beschreibt. So schon vom Tage der Abreise selbst, aus dem ersten Nachtquartier, Neisse, sodann aus Wien, vom 10. December, aus Triest vom 19. December 1823, aus Florenz vom 2. Januar 1824. Alle diese Briefe sind reich an feinen Bemerkungen über Land und Leute, und auch den letzten Theil der Reise, von Florenz bis Rom holt ein späterer Brief vom 24. Februar 1825 nach. Hier müssen wir aber auch an den diesmaligen Reiseberichten ebenso wie an denen der Studienjahre vorbeigehen, und möge darum nur eine einzelne Stelle über die von Florenz empfangenen Eindrücke hier Aufnahme finden:

Am letzten Abend des verflossenen Jahres erreichten wir endlich das gepriesene Florenz. Faul sind wir die 2 Tage, die wir hier zugebracht, gewiß nicht gewesen; wir haben uns keine Mühe verdrießen lassen, die hiesigen Schönheiten aufzusuchen; aber ich muß ehrlich gestehen, Florenz ist weit hinter meiner Erwartung zurückgeblieben. Die Lage der Stadt ist sehr schön, die Gallerie reich an ausgezeichneten Kunstwerken, desgleichen das Großherzogliche Palais Pitti; der Großherzogliche Garten del Boboli durch seine reizende Lage und die südliche Vegetation, die er eben mit allen Blumengärten hiesiger Gegend gemein hat, sehr anziehend; aber damit ist's auch aus. Ich habe mir unter Florenz immer eine schöne Stadt vorgestellt, wofür sie auch von den Italienern ausgeschrieen wird; aber man muß in der That nie andere als italienische Städte (deren Bauart etwas eigenthümlich Unschönes und Unfreundliches, das gute Steinpflaster abgerechnet, gegen unsere deutschen Städte höchst unangenehm Abstechendes hat) gesehen haben, um Florenz eine schöne Stadt nennen zu können.

Es ist diese Stelle besonders darum von Interesse, weil wir den aus Italien heimkehrenden Rothe ganz anders urtheilen hören, (in einem abermals aus Florenz, vom 22. August 1828 geschriebenen Briefe):

So wenig Florenz das erste Mal unsern Erwartungen entsprach, so angenehm ist der Eindruck, den es diesmal auf uns macht. Wir können es jetzt mit den übrigen großen Städten Italiens vergleichen, und die unangenehmen nationalen Eigenthümlichkeiten, die es mit ihnen allen gemein hat, fallen uns als langgewohnte Dinge jetzt nicht mehr in's Auge. Die gute alte Zeit der italienischen Republiken hat nirgends so großartige Spuren zurückgelassen, als hier. Es ist doch eine schöne

Sache darum, wenn die Künste leben, aber freilich nichts schwerer, als sie erwecken, wenn sie erstorben sind.

Zeigt der letzte Brief schon an einem mehr äußeren Punkte den Fortschritt, welchen Rothe's ganze Entwickelung in Rom nimmt, so ist der erste eine neue Bestätigung zu dem, was Schenkel aus Rothe's Tagebuch über die Stimmung, in der er sein römisches Amt antrat, mittheilt: *)

Die Gemüthsverfassung, in der ich in der Weltstadt ankam, konnte kaum eine ungeeignetere sein, um mich in ihr finden zu lassen, was in der Regel dort gesucht wird ... Rom hatte für mich kein anderes Interesse, als das, welches das erste beste Dorf für mich gehabt haben würde, nach dem ich als Pfarrer geschickt worden wäre.

*) Allg. kirchl. Zeitschrift 1868, I. S. 13.

VI.

Der römische Gesandtschaftsprediger.

Am Donnerstag den 8. Januar 1824 kam Rothe in Rom an. Die ersten Eindrücke waren so günstig wie möglich. Er konnte dort eine vollständig eingerichtete Wohnung beziehen, wurde von Bunsen, zu dem er gleich nach der Ankunft eilte, „auf's Herzlichste aufgenommen", durch die Mittheilung einer jährlichen Gehaltszulage von 200 Thlrn. erfreut und in das „sehr schöne Kirchlein" geführt. Nach Hause gekommen, überraschten ihn gleichzeitig eingetroffene Briefe seiner Eltern. So kann er denn seinen ersten Brief an letztere, am 12. Januar, damit beginnen: „So hat uns denn der liebe Gott, wie wir vertrauten, die Freude gewährt, Euch schreiben zu können, daß Eure Kinder glücklich, gesund und fröhlich in dem römischen Hafen eingelaufen sind. Er sei von Herzen dafür gepriesen und für Alles, was Er schon in Rom für uns gethan hat." Und ebenso schreibt er am 16. Januar an Heubner:

Bis hierher weiß ich nichts anderes zu sagen, als: der Herr hat alles wohl gemacht; Ihm sei die Ehre! Er hat mir ein freudiges Herz erhalten, und zu schönen Hoffnungen Muth gemacht. Gesund sind wir beide vollkommen; und ich freue mich von Herzen meines hiesigen Berufs, — aber mit Furcht und Zittern. Unfruchtbar ist der hiesige Boden gewiß nicht, wenn der rechte Samen mit besonnener und demüthiger Hand ausgestreut wird und dabei unabläßig heilige Hände emporgehoben werden zu dem, der Erhörungen genug hat für seine Kinder.

Den ersten Gottesdienst in Rom hielt Rothe am 11. Januar 1824. Sein schon erwähnter Brief vom folgenden Tage an die Eltern sagt darüber:

Gestern habe ich mein erstes Amt angetreten. Der Herr wolle Seinen Segen dazu geben, wie Er einen Anfang damit gemacht zu haben scheint. Da Schmieder fort war, so habe ich mich selbst einführen müssen. Bunsen hatte in der gewissen Erwartung, daß ich in der vorigen Woche kommen werde, der Gemeinde am Sonntage vorher angekündigt, daß sie das auf den 6ten fallende Epiphaniasfest dieß Mal auf den folgenden Sonntag mitfeiern wollten. Ich trat also mit dem Feste der Erscheinung des Herrn an, und predigte nach der Epistel (1. Jesaj. 60, 1—6) über das Thema: Die Erscheinung des Herrn das wahre Vereinigungsmittel der Herzen. Ich stellte sie als solches dar, indem ich zeigte, daß nur in ihrem Lichte die Herzen erstens einander erkennen und verstehen und zweitens einander wirklich lieben lernen, und machte davon zum Schluß eine specielle Anwendung auf meine besondere Lage. — Ich hatte zur Ausarbeitung meiner Predigt kaum etwa drei ruhige Stunden gehabt; der Herr hat mich aber nicht zu Schanden werden lassen, und die schwachen Worte sichtlich so gelenkt, daß sie die Herzen der Gemeinde gefunden haben. Ich kann daran nach dem allgemeinen Zeugnisse, welches ich davon auf die ungesuchteste Weise erhalten habe, nicht zweifeln, und danke Gott ganz besonders dafür, daß Er es mich nicht gleich von vornherein hat verderben lassen. Meiner Louise Geburtstag war mein Antrittstag.

Es ist dies dieselbe ergreifende Predigt über das herrliche 60. Capitel des Deuterojesaja, mit welcher der erste Band der von Schenkel herausgegebenen Predigten Rothe's beginnt.*) Da an gleichem Orte außerdem auch eine Anzahl anderer römischer Predigten Rothe's veröffentlicht worden ist, so seien hier zunächst die Aeußerungen zusammengestellt, in welchen er den Eltern grade über die Erstlingspredigten Bericht abstattet. So referirt der chronikartige Brief vom 28. Januar 1824 sowohl von der am 18., nach dem Evangelium (Joh. 2) gehaltenen Predigt „Christus der wahre Freudengeber",**) wie von derjenigen vom 25. Januar, abermals über das Evangelium (Matth. 8) mit dem Thema vom seligmachenden Glauben" (1. welches ist sein Gegenstand? 2. wie entsteht er? 3. wer kann ihn haben?). Am 4. Sonntage, 1. Februar 1824, war zugleich Abendmahlsfeier; Rothe erzählt darüber am 5. Februar:

Am vorigen Sonntage habe ich zum ersten Male das heilige Abendmahl administrirt. Zugleich genossen wir es mit; zum ersten Male in dieser innigsten aller Gemeinschaften, der ehelichen, zum ersten Male in

*) Vgl. Rothe's nachgelassene Predigten, I. S. 1—7.

**) Auch diese Predigt findet sich a. a. O. S. 8—14, während die vom 25. Januar, 1. und 8. Februar 1824 fehlen. Wir fügen deshalb neben den Texten auch die Themata und Theile der letzteren hinzu.

Rom. Ich habe des Herrn Nähe gewaltig und innig gespürt. Er wolle mich immerdar segnen, wenn ich an Seiner Stätte stehe. Den Abend zuvor um 6 Uhr hielt ich die Vorbereitung in unserer Kapelle, ich sprach über Joh. 6, 56. Am Sonntage (wir feiern Mariä Reinigung mit) predigte ich über das Evangelium (Luk. 2): „Simeon ein Beispiel wie man Jesum recht suchen und finden soll"; 1. wie will der Herr Jesus gesucht und gefunden sein? 2. welches sind die seligen Folgen dieses Findens? Strictim nach dem Text.

Von der Predigt vom 8. Februar berichtet Rothe am gleichen Tage: „Mein heutiges Evangelium steht Matth. 13. Mein Thema war: Christi Belehrung über die Beschaffenheit des Reiches Gottes auf Erden; 1. seine Entstehung, 2. seine jetzige Gestalt, 3. seine endliche Vollendung."

Die Predigten vom 15. und 22. Februar („die Arbeiter im Weinberge des Herrn", über Matth. 20, 1—16, und „Jesu Eintheilung der menschlichen Herzen", über Luk. 8, 4—15) sind bereits wieder veröffentlicht.*) Dagegen mag hier noch der Wochengottesdienste gedacht werden, die Rothe in der Passionszeit neben den sonntäglichen einführte, und von deren Beginn er den Eltern am 10. März 1824 erzählt:

Heute Abend haben wir unsern ersten Passionsgottesdienst gehabt. Es hat in unsrer Gemeinde bisher außer dem gewöhnlichen Sonntagsgottesdienste kein besonderer Passionsgottesdienst stattgefunden. Ich habe dies Jahr einen Versuch mit Einführung eines solchen machen wollen. Wir haben den Mittwoch dazu gewählt, und zwar die ersten Abendstunden nach Ave Maria. Es kommt dann nur eine kleinere, aber desto theilnehmendere Gemeinde zusammen, und die Abendstunde macht das Ganze desto traulicher. Es ist uns heute recht wohl dabei gewesen. Ich nahm zum Text Matth. 26, 6—13, „die Salbung Jesu in Bethanien durch die Maria". Mein Thema war: Maria ein Vorbild für alle Freunde Jesu beim Anfange der Passionszeit.

Endlich sei hier noch der Mittheilung vom 14. März gedacht:

Wir hatten heute eine zwar kleine, aber desto andächtigere und schönere Communionfeier, die mir besonders durch den innigen Antheil der Dörnberg'schen Familie sehr erwecklich wurde. Auch die übrige Gemeinde

*) A. a. O. S. 15—29. Dann folgen noch aus dem ersten Jahr Rothe's in Rom die sechs Predigten vom 13. Juni, 1. August, 29. August, 12. Septbr., 17. Oktbr. und 7. Novbr. 1824. — Die elfte Predigt (S. 104) beginnt schon das Jahr 1825. — In Ergänzung der vielen Lücken werden wir daher unten auf die Predigten der Osterzeit und des Sommers 1824 besonders zurückkommen.

erhielt gewiß einen gesegneten Eindruck davon, und der Herr schenkte mir Freudigkeit das Wort auszulegen. Ich sprach nach Anleitung des Evangeliums (vom kananäischen Weiblein) vom Glaubenskampfe des Christen.

Ueber die eigenthümliche Bedeutung des so begonnenen Zeitabschnitts für Rothe's Entwickelung besitzen wir nun bereits ein lebendig und frisch entworfenes Gemälde von der Hand Schenkel's, dessen Umrisse zugleich deutlich die eigenen Aufzeichnungen Rothe's erkennen lassen. Um so lieber setzen wir hier diese Darstellung*) voraus, wo die reiche Fülle andern Stoffes doppelt darauf hinweist, so viel wie irgend möglich nur Rothe selbst sprechen zu lassen. Aus demselben Grunde enthalten wir uns einer näheren Schilderung der äußeren Stellung eines römischen Gesandtschaftspredigers überhaupt, sowie dessen, was der erste Vertreter dieses seit dem Jahre 1819**) bestehenden Amtes, Schmieder, in demselben gewirkt; denn auch hierüber liegt bereits ein näherer Bericht im Leben Bunsen's vor.***)

Dagegen darf aus der letztgenannten Biographie hier wohl das Urtheil nicht fehlen, das dort über Rothe's persönliche Verwaltung des römischen Amtes gefällt wird. Zunächst nämlich hören wir die Verfasserin selber berichten:†)

Der Nachfolger Schmieder's in Rom war Richard Rothe, dessen Anwesenheit vom höchsten Werthe für Bunsen war, sowohl durch die Förderung seiner Lieblingsbestrebungen und seine treue Freundschaft, wie durch jene außerordentliche Gabe der geistlichen Beredtsamkeit, die nur zu selten gehört wurde, obgleich sie überall, wohin ihn sein Loos warf, gleich geschätzt wurde.

In wie außerordentlicher Weise Rothe's Predigten in der That in Rom gezündet haben müssen, dafür sind uns nicht blos eine Reihe mündlicher Aeußerungen von andern Ohrenzeugen bekannt, sondern den besten Beleg dafür bietet wohl Bunsen's schlichte Tagebuchbemerkung in Berlin, vom 2. December 1827:††) „Schöne Pre-

*) Allg. kirchl. Zeitschr. 1868, I. S. 13—20.

**) Bei Schenkel heißt es mißverständlicher Weise 1818.

***) Vgl. in Bunsen's Leben (I. S. 164—167) die Briefe an seine Schwester Christiane vom 24. Juli, 18. Septbr., 20. Oktbr. und 27. Novbr. 1819. — Für das Leben in Rom überhaupt darf außerdem auch auf die Biographie Passavant's verwiesen werden.

†) A. a. O. I. S. 217.

††) A. a. O. I. S. 302.

digt bei Theremin, beredt, doch mit Rothe in Tiefe gar nicht zu vergleichen."

So Bunsen am Ende von Rothe's vierjähriger Thätigkeit. Noch führen wir aber die bezeichnenden Worte über den ersten Eindruck, den Rothe's Auftreten in Rom machte, ebenfalls an:*)

Rothe ist unterdessen angekommen und wird morgen seine Antrittspredigt halten; sein Aeußeres ist dem von Schmieder sehr ähnlich und verspricht sehr viel; sein Greuel am Wittenberger Gesangbuch läßt mehr Geschmack hoffen als dieser besaß. Seine Frau ist ein ganz blutjunges Landfräulein, etwas herrnhutischer Art, aber ganz natürlich, so weit ich bis jetzt urtheilen kann. Ich bin fest überzeugt, wir verdanken Nicolovius zum zweiten Mal eine sehr glückliche Wahl. Rothe's Ankunft hat allgemeines Interesse hier erregt.

Da nun überhaupt unter der vielfachen Anregung, die Rom für Rothe bot, der innige Verkehr mit Bunsen wohl in erster Reihe steht, so verbinden wir mit den eben erwähnten Urtheilen Bunsen's sofort den ersten Brief Rothe's an ihn, zumal derselbe noch unterwegs auf der Reise nach Rom geschrieben ist:

Laibach, 16. December 1823.

Die gegenwärtigen Zeilen, mit denen ich mir die Ehre gebe, Ew. Hochwohlg. anzureden, sollen eine lange versäumte Pflicht nachholen, deren Aufschub Sie nicht in der Unwillfährigkeit meines Herzens, sondern in der äußeren Unruhe, in welcher ich in den letztverflossenen Wochen gelebt, suchen werden. Es ist mir ja wahrlich eine rechte Freude, mich Ihnen, verehrter Herr Legationsrath, als denjenigen vorzustellen, der forthin das Glück haben soll, unter Ihrer Aufsicht und Leitung die von Gott dargereichte Kraft dem Dienste einer Gemeinde zu widmen, die ihm (er würde selbst nicht wissen wie? und wodurch? wenn er nicht das stille Wirken des heiligen Geistes an den menschlichen Gemüthern kennte) seit dem Tage, wo ihm zuerst die Aussicht auf eine nahe Verbindung mit ihr eröffnet wurde, so innig an die Seele gewachsen ist. Eine doppelte Freude aber ist es mir, grade Ihnen als einen solchen mich vorzustellen, grade Sie für mich um Ihre Gewogenheit und Nachsicht bitten zu dürfen, und ich lasse nur mein Herz sprechen, wenn ich Sie versichere, daß ich grade hierin eine besondere Gnade meines Gottes erkenne. Darf ich doch, indem ich mir die Ehre gebe, zu Ihnen zu reden, nicht blos zu meinem Vorgesetzten reden, weiß ich doch, daß es außer dem Bande amtlicher Verhältnisse noch ein anderes giebt, das uns verbindet, und das, weil es die Seelen vor dem Angesichte des Allerhöchsten und durch den Genuß

*) Vgl. Bunsen's Brief an Niebuhr, vom 8. Januar 1824; a. a. O. I. S. 238.

einer überschwenglichen Gnade vereinigt, allen Abstand menschlichen und bürgerlichen Ranges nicht aufhebt, sondern heiligt und in der Liebe ausgleicht, die in dem gemeinschaftlichen Bekenntniß: „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren" ihren schönsten Ruhm sucht. Darum werden Sie mich nicht mißverstehen, verehrter Herr Legationsrath, wenn ich Sie zum voraus für mich um mehr noch als Ihre gütige Gewogenheit, auch um einen Antheil an der Liebe, durch welche alle lebendigen Glieder des Einen Leibes, dessen Haupt Christus, unser Herr ist, einander erbauen und tragen, auch um Ihre Fürbitte bei unserem Hohenpriester mit einem Drange und einer Offenheit des Herzens bitte, die freilich in einem blos conventionellen Briefe auffallen müßten. Lassen Sie mich wenigstens die schöne Hoffnung nicht aufgeben, die mir der Herr in's Herz gelegt, daß durch seine Gnade auch eine Verbindung unserer Herzen wie unserer Arbeiten und Bemühungen zur gemeinschaftlichen Förderung seines Werkes gewirkt werden werde. Nun ich weiß es, Sie legen mir eine Hoffnung nicht als anmaßliche Unbescheidenheit aus, über deren Quelle ich nicht erröthen darf. Unsre beiden Herzen liegen ja in der Hand dessen, der die menschlichen Herzen leitet wie Wasserbäche.

Neben solcher bezeichnender Begrüßung Bunsen's ist dieser Laibacher Brief Rothe's auch um der Selbstcharakteristik willen, die er darin von sich giebt, von bleibendem Interesse:

Von mir selbst, Herr Legationsrath, weiß ich Ihnen nicht viel zu schreiben. Zweierlei ist mir durch Gottes Gnade zu einer erquickenden Gewißheit geworden: das Eine, daß es der Herr ist und nicht Menschen allein, die mich nach Rom berufen; das Andere, daß ein aufrichtiges Verlangen, an meinem Theil Ihm folgsam zu sein und zu dienen, und nicht die Einsprache von Fleisch und Blut in mir den Entschluß erweckt, diesem Rufe zu folgen. Gewiß, Rom's Herrlichkeiten haben mich nicht hingezogen; ich achte sie nicht gering, wenn man sie recht zu benutzen weiß, aber meine Wünsche waren auf eine viel stillere Herrlichkeit im Kreise der Meinen, an den ich durch mancherlei Verhältnisse mit besonders starken Banden gefesselt bin, gerichtet, und ich habe mir nie verhehlt, daß mir, um einen wesentlichen Nutzen aus dem, was Rom Eigenthümliches darbietet, schöpfen zu können, die erforderlichen Bedingungen abgehen. Aber die Vermächtnisse Gottes an das gefallene Geschlecht auf das Zeugniß des heiligen Geistes im eignen Herzen hin, wohl in Schwachheit, aber doch in lauterer Einfalt, auszulegen, und mit dem scharfen, zweischneidigen Schwerte, dem lebendigen und kräftigen Worte Gottes, das durchdringet bis daß es scheidet Seel' und Geist, auch Mark und Bein, und ein Richter ist der Gedanken und Sinne des Herzens, sei es auch kindisch und ungeschickt, doch im Vertrauen auf die Verheißung des Beistandes dessen, der allein es zu regieren versteht, die der Liebe Gottes noch verschlossenen Gemüther zu berühren und zu lüften, die sich der göttlichen Gnadensonne aufschließenden mit dem lebendigen Wasser dessel-

den Worts treu zu begießen, und für sie um das Gedeihen dazu den Vater des Lichts mit ganzem Herzen anzurufen, darauf freuete und freut sich meine Seele; und daß dieß in Rom nicht ohne allen (gleichviel ob sichtbaren oder unsichtbaren) Segen werde geschehen können, dazu gab mir der Herr eine fröhliche Zuversicht. Nicht auf ein thörichtes Vertrauen, auf eingebildete eigne Geschicklichkeit gründet sie sich; ich besitze keine, das ist mein aufrichtiges Geständniß; aber ich denke an die jungen Kinder und Säuglinge und an die alten wunderbaren Wege Gottes mit Seinen (wenn auch noch so armen und unheiligen) Heiligen. So, verehrter Herr Legationsrath, müssen Sie mich nehmen und erwarten, und nicht denken, daß Sie einen geübten und durch Gottes Gnade schon tüchtig gewordenen Diener des Worts erhalten werden; sondern einen Schüler, auch keinen besonders gelehrigen, aber ich hoffe einen fleißigen und der gern treu wäre. Den Maßstab unsers Schmieder legen Sie ja an mich nicht an; nach dem Reichthume will der Herr seine römische evangelische Gemeinde einmal durch Armuth ziehen. Ist's ja doch so Sein Rath, das glauben Sie; denn so viel bei mir stand, habe ich alles gethan, damit die, welche mich zu berufen hatten, mich in meiner wahren Gestalt erblicken sollten. Der Herr muß ihre Augen gehalten haben.

Noch verdient aus diesem Briefe Erwähnung, wie Rothe sich darüber äußert, daß er durch die vorzeitige Abreise Schmieder's sein Amt ohne Anleitung durch seinen Vorgänger antreten mußte:

Zu meiner großen Betrübniß ersehe ich aus einem in Wien vorgefundenen Brief unsers Schmieder, daß er jetzt Rom schon längst verlassen, und die Gemeinde jetzt allein auf ihren Erzhirten gewiesen ist. Er wird sie wohl weiden; meines Herzens Wunsch war es freilich, von Schmieder'n ihr zugeführt und von ihm persönlich in mein neues Verhältniß eingeleitet zu werden. Dazu war mir in Berlin die ganz bestimmte Hoffnung gemacht worden. Deshalb beruhigte ich mich auch leichter darüber, daß, was meine Familienverhältnisse sehr wünschenswerth machten, meine Abreise sich um etwa vierzehn Tage verzögerte. Jetzt aber treibt mich eine verdoppelte Sehnsucht nach Rom, und ich bin tief betrübt, daß ich auf das Fest noch nicht bei der Gemeinde sein kann. Aber dieß ist um so weniger möglich, da ich es meiner lieben, des Reisens noch ungewohnten, Frau in einer so kalten Jahreszeit und bei den oft schlechten Wegen schuldig bin, uns bisweilen einen Ruhetag zu gönnen. Was wir zur Beschleunigung unsrer Reise thun können, das glauben Sie, versäumen wir gewiß nicht, und der Herr wird, wie bisher, durch alles herrlich hindurchhelfen. Bis dahin können wir die theure Gemeinde nur in einem priesterlichen Herzen tragen, mit ihr vor Ihm im Gebete erscheinen, und sie im Geiste mit inniger Liebe begrüßen.

Nach der Erledigung verschiedener geschäftlicher Punkte (Wohnungs- und Magdfrage, sowie Paß für die päpstliche Grenze und

die Dogana in Rom) bringt derselbe Brief endlich noch die Bitte: „Verzeihen Sie und tragen Sie schon jetzt einen Menschen, der Ihnen gern durch seine Offenheit ein Zeugniß der Verehrung und Liebe geben möchte, mit denen er Ihnen schon aus der Ferne verbunden ist“ und schließt „mit der ausgezeichnetsten Hochachtung, und ich glaube, mit noch etwas mehr.“

Der Briefwechsel Rothe's mit Bunsen bietet außerdem schon während des gemeinsamen Aufenthalts in Rom eine Reihe von einzelnen Zügen, die sowohl für die beiden Correspondenten selbst, wie für die Zustände und Verhältnisse der kleinen römischen Gemeinde von Interesse sind. Wir werden daher mehrfach auf diese Briefe zurückkommen; hier sei deshalb nur noch bemerkt, daß gleich der erste Brief aus Rom selbst statt des Legationsrathes den „theuren Bunsen“, und zwar mit „Du“ anredet.

Dagegen reihen wir hieran einige Auszüge aus Rothe's Briefen an seine Eltern, in welchen er sich über Bunsen und die Art des Verkehrs mit ihm äußert:

12. Januar 1824. Vor Allem ist uns allen beiden in der Bunsen'schen Familie ausnehmend wohl. Bunsen ist nicht nur ein höchst liebenswürdiger, sondern auch ein höchst ausgezeichneter Mann, von reichem Geist und vielseitiger Bildung und einer großen Masse zum Theil sehr verschiedenartiger Kenntnisse. Er hat fünf Jahre Theologie und zwei Jahre Jurisprudenz studirt, hat sich in früherer Zeit sehr viel mit Orientalibus, vorzüglich mit dem Persischen beschäftigt, das er in Paris unter Sylvestre de Sacy getrieben, und hat, ehe er durch eine wunderliche Fügung der Vorsehung in die diplomatische Laufbahn hineingekommen, zu den hoffnungsvollsten jungen Gelehrten gehört. Er hat seither bis auf diese Stunde seine wissenschaftlichen Arbeiten unausgesetzt fortgesetzt und sich in den letzteren Jahren besonders mit Kirchengeschichte, namentlich mit allem, was sich auf das Liturgische bezieht, beschäftigt, und eine kritische Ausgabe der alten Liturgien vorbereitet. Er ist ein Mann von sehr eigenthümlichem, gewandtem Geiste, dessen Umgang mir beides sehr anziehend und lehrreich ist. Ebenso eine liebe Seele ist seine Frau, die uns mit herzlicher Theilnahme entgegengekommen, und Louisen mit Rath und That an die Hand geht. Sie ist eine stille häusliche Frau, und die beiden Frauen werden sich sehr gut zusammenverstehen, wenn anders Bunsen länger hier bleibt, was in diesem Augenblicke unentschieden ist.

Den ganzen Freitag bin ich mit Bunsen Besuche machend umherkutschirt; Sonnabend habe ich unter fortwährenden Besuchen meine Predigt gemacht. Sonntags nach dem Gottesdienste sind wir mit Bunsen's 3—4 Stunden lang in Rom umhergefahren, haben St. Peter, das Pantheon, das Campo Vaccino, das Colisäum u. a. m. gesehen. Den Abend

waren wir bei Bunsen's, sowie auch Freitags Abend. Die Sonntagsabende werden wir immer mit Bunsen's zubringen, abwechselnd bei ihnen und bei uns. Wir lesen dann zugleich mit einander in der Schrift.

5. Februar 1824. Sehr viel werth ist es mir, daß wir gegründete Hoffnung erhalten haben, Bunsen hier zu behalten. Das ganze Schicksal unsrer Gemeinde und die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit meiner ganzen Stellung hängt so wesentlich davon ab, ob ich an dem Chef der hiesigen Gesandtschaft einen Mitarbeiter oder Antagonisten, wenn auch nur durch Interesselosigkeit, finde.

19. Juli 1824. Bunsen erhielt heute zu unsrer aller großen Freude die offizielle Nachricht von seiner hiesigen fixen Anstellung als Geschäftsträger. Für die Gemeinde ist dieß ein großes Glück.

Auch Frau Rothe schreibt ihrerseits am 16. Februar ihrer Schwiegermutter: „Ich habe auch schon einige Bekanntschaften mit deutschen Frauen gemacht, aber nahe gekommen bin ich mit keiner, außer der Bunsen, das ist eine sehr liebe Frau; wir sind gewöhnlich die Woche zwei Mal bei ihnen. Sonntag Abends können Sie uns immer da suchen."

Neben dem Bunsen'schen Hause sind es (den Schenkel'schen Mittheilungen aus dem Rothe'schen Tagebuche zufolge) zunächst zwei andere Familien in gleicher socialer Stellung, in welchen Rothe sich ebenfalls heimisch fühlen sollte: die des holländischen Gesandten Reinhold und die des hannöverschen Gesandten v. Reden. Auch mit Reden's Attaché und späterem Nachfolger aber, Kestner, sehen wir Rothe, wie schon die häufigen, an Bunsen für den gemeinsamen Freund aufgetragenen Grüße beweisen, in einem näheren Verhältniß.

Vielleicht der vertrauteste Verkehr aber, den Rothe in der ersten Zeit pflegte, führt sich in seinem Ursprung noch auf den Breslauer Freundeskreis zurück; er traf in Rom die Schwiegereltern seines dortigen Freundes von der Gröben, die (bereits oben erwähnte) Familie von Dörnberg.*) Bereits der erste Brief an die Eltern

*) Die Dörnberg'sche Familie war wegen eines Brustleidens des ältesten Sohnes nach Italien gekommen, ohne denselben jedoch dadurch retten zu können (vgl. Bunsen's Leben I. S. 234—235. 244). Wie Rothe (dessen Briefe an die Eltern noch häufig Nachrichten über die Dörnberg'sche Familie enthalten), so trat nicht minder Bunsen in fortdauernd freundschaftliche Beziehungen zu dem tapferen General, wie wir ihn denn nicht lange darauf ebenfalls mit Rothe's alten Breslauer Freunden von der Gröben selbst eng verbunden sehen. Schon

erwähnte sofort neben den ansässigen Familien auch diese, und schon im März 1824 berichtet er über sie an Heubner:

Einen recht schönen Vorschmack von dem, wozu ich hier gebraucht werden könnte, hat mir der Herr schon an der Familie des Schwiegervaters meines lieben Gröben, des (Dir wahrscheinlich aus der Kriegszeit von 1813 ꝛc. wegen seines kühnen und aufopfernden Heldenmuths bekannten) hannöverschen Generallieutenants Baron Dörnberg, geschenkt. Wir sind mit dieser sehr lieben Familie, wir wissen selbst nicht wie, durch so herzliche Liebe verbunden worden, die in nichts anderem ihren Grund haben kann, als in dem wahren Grunde aller Liebe.

Auch den Eltern berichtet Rothe u. A. am 10. März: „Am vorigen Donnerstage haben wir einen recht frohen Mittag und Abend bei Dörnberg's zugebracht."

Außer den Genannten gedenkt Rothe's erster Brief vom 12. Januar 1824 noch der Familie des Adjutanten des Prinzen Heinrich von Preußen, des Obersten von Lepel, einiger jungen deutschen Gelehrten, darunter des Professor Gerhard und des Dr. Panofka, und zweier deutschen Handwerksburschen, „von denen einer, ein Webergeselle aus dem Königreich Sachsen, zugleich meinen Küster vorstellt". Er fügt weiter hinzu: „An die große Anzahl deutscher Professionisten, namentlich Bäcker, die sich hier niedergelassen, wie mir in Berlin gesagt wurde, ist nicht zu denken." Dagegen kann er von den eben genannten Familien schon gleichzeitig melden: „Alle diese Leute, so weit ich mit ihnen bisher in Berührung getreten, sind mir mit der freundlichsten Liebe entgegengekommen, und namentlich ist das Haus des Ministers von Reden ein sehr liebenswürdiges Haus." Ganz in Uebereinstimmung hiermit heißt es zwei Monate später in dem eben erwähnten und bald näher zu berührenden Briefe an Heubner: „Besonders das Haus des hiesigen hannöverschen Gesandten und Ministers, Baron Reden, eines persönlich sehr würdigen Greises, wirkt sehr vortheilhaft." Und

---

während des Berliner Aufenthalts im Winter 1827—28, während dessen sich u. A. Rothe's Berufung nach Wittenberg entschied, trat Bunsen der Gröben'schen Familie ebenfalls nahe (vgl. a. a. O. I. S. 263. 304. 327). Im folgenden Jahre begleitete General von Gröben den Kronprinzen auf dessen italienischer Reise (a. a. O. S. 345—347. 354—357). Und seitdem blieb Bunsen in stetigem, theilweise sehr lebhaftem Verkehr mit dem Vertrauten des beiden ähnlich nahe stehenden königlichen Freundes.

außerdem sehen wir auch die einzelnen Familienglieder uns vorgeführt in dem Briefe an die Eltern vom 5. Februar 1824:

Der alte Minister Reden ist ein sehr würdiger und treuherziger, biederer Mann, die Ministerin eine Frau von wenigstens sehr richtig gebildetem Verstande und von herzlicher Freude am göttlichen Worte; besonders aber ist die älteste Tochter, Henriette, an Jahren schon ziemlich vorgerückt, ein überaus vortreffliches, verständiges und durch das große und aufrichtige Wohlwollen, welches sich in ihrer ganzen Erscheinung ausdrückt, sehr ansprechendes Mädchen.

Der Reinhold'schen Familie finden wir dagegen erst später gedacht, zuerst am 24. Februar 1825 mit den Worten: „Der niederländische Gesandte Herr von Reinhold ist ein neues Gemeindeglied. Es ist ein einfacher braver Mann."

Weniger angenehm fühlt sich Rothe, seiner ganzen Individualität nach, von den gesellschaftlichen Rücksichten berührt, welche der Verkehr mit den vornehmen Gliedern seiner Gemeinde mit sich brachte. Wir lassen ihn auch hierüber selbst reden. Am 28. Januar erzählt er den Eltern, gleich nach Erwähnung der am Sonntag den 18. Januar gehaltenen Predigt:

Zu Mittag, d. h. um 5 Uhr, mußte ich bei Sr. königl. Hoheit dem Prinzen Heinrich speisen. Dieser Prinz, von dem es in Berlin durchaus fälschlich heißt, er sei katholisch geworden, führt hier ein ganz sonderbares Leben. Er studirt den ganzen Tag, treibt besonders alle möglichen Sprachen, jetzt z. B. das Armenische, ist überaus menschenscheu, und läßt sich von Niemandem, selbst von seinem Adjutanten nicht, anders sprechen, als bei Tafel. Er besucht weder den katholischen noch den evangelischen Gottesdienst, und selbst der König hat ihn bei seiner hiesigen Anwesenheit nicht dahin zu bringen vermocht, ihn in unsre Kapelle zu begleiten.... Auch Dienstags den 20. war ich wieder so unglücklich, die schönen Stunden von 5 bis 9 Uhr bei dem Prinzen Heinrich verspeisen zu müssen.

Schon am 5. Februar heißt es wieder: „Am Montage den 2ten hatten wir Hofdienst. Zu Mittags (d. h. von 4 bis 9 Uhr) bei Reden, unmittelbar von da bei Herrn von Lepel, der dem neu angekommenen Grafen von Ingenheim Exc., natürlichem Bruder des Königs, zu Ehren ein Fest gab. Wir können nicht anders sagen, alle diese Leute kommen uns mit ausnehmender Freundlichkeit und einer wirklich herzlichen Theilnahme entgegen. Ich habe bis jetzt das Glück, ihnen und der Gemeinde in einem Grade wohlzugefallen, der mir durchaus unerklärlich ist."

Und am 14. März hat Rothe abermals zu berichten: „Leider mußte ich gegen 5 Uhr zum Prinzen Heinrich zur Tafel, von wo ich erst gegen 9 Uhr nach Hause kam. Wie gerne hätte ich diesen schönen Tag noch in der Stille fortgesetzt."

In dem mehrerwähnten Briefe vom 5. Februar finden wir auch, gleich nach der eben angeführten Mittheilung, der Herzogin von Montfort und ihres Verhältnisses zur evangelischen Gemeinde in Rom gedacht:

Denselben Tag erhielt ich auch meine Bestallung. Wiewohl sie an sich eben kein großes inhaltsschweres Opus und mit fast 42 Fr. viel zu theuer bezahlt ist, so kam sie doch grade zur rechten Stunde. An demselben Tage nämlich wurde mir auch noch das Manna eines Hofpredigers angeboten, das ich vor Empfang der Bestallung ohne weiteres hätte annehmen müssen. Die Frau Fürstin von Montfort nämlich, d. h. Madame Jerome Bonaparte, eine würtembergische Prinzeß, ging mich darum an, weil sie aus politischen Rücksichten Anstand nehme unsere Kapelle zu besuchen, ihr einen evangelischen Hausgottesdienst zu halten. Schmieder hatte dies in den letzten Jahren gleichfalls gethan, mit Bewilligung der Gesandtschaft, und ich würde ebenso bereit dazu sein, wenn ich nicht in meiner Bestallung ausdrücklich angewiesen wäre, den Gottesdienst nur in der Behausung des Gesandten zu halten. Ich habe die Sache also vor der Hand abgelehnt, werde aber, nach dem Wunsche Ihrer königl. Hoheit, deshalb bei dem Ministerio anfragen, dem bisher absichtlich bisher noch gar nichts davon gemeldet worden ist.

Am 1. April theilt Rothe in Beziehung auf dieselbe Fürstin weiter mit: „Auf meine Anfrage wegen des Begehrens der Herzogin von Montfort habe ich noch keine Antwort erhalten. Sie hat mich in diesen Tagen bitten lassen, ihr auf das Fest das heilige Abendmahl zu reichen, was ich ihr gern zugesagt." Daran schließt sich endlich die Mittheilung vom 14. April: „Heute früh habe ich der Herzogin von Montfort das heilige Abendmahl gereicht, nachdem ich gestern Vorbereitung bei ihr gehalten. Sie schien mit ihrem Herzen sehr dabei zu sein, und es that mir sehr wehe, ihre angelegentliche Bitte, den ersten Ostertag Gottesdienst bei ihr zu halten, abschlagen zu müssen. Ich habe noch immer dieserhalb keine Antwort von Berlin."

Wie es später doch noch zu den von der Herzogin gewünschten Privatgottesdiensten kam, wird weiter unten zu erwähnen sein. Dagegen sei hier noch eines andern fürstlichen Besuches gedacht, den zuerst der Brief vom 14. März erwähnt: „Wir hatten einen vor-

nehmen Gast in der Kirche, den Prinzen Friedrich von Oranien, einen, wie es scheint, ganz wackern jungen Herrn, der seit einigen Tagen hier ist, und im Laufe dieser Woche weiter nach Neapel reisen will." Auf der Rückkehr von dort verweilt derselbe Prinz ebenfalls längere Zeit in Rom, und sehen wir Rothe auf's Neue in Verbindung mit ihm.*)

Konnte schon der Verkehr mit diesen mancherlei hochstehenden und hochgebildeten Kreisen nicht ohne Einwirkung auf den jungen Prediger bleiben, der dadurch unwillkürlich neue Interessen in sich aufnahm, so galt dies noch mehr von dem andern Haupttheile seiner Gemeinde (dem „Gros" derselben, wie Rothe am 12. Januar 1824 sagt), den nach Rom gepilgerten deutschen Künstlern. Mit dem bedeutendsten derselben, mit dem dann Rothe grade wie Bunsen in lebenslänglicher Freundschaft verbunden blieb, mit Julius Schnorr von Karolsfeld war sein Verkehr von Anfang an so intim, daß derselbe z. B. gleich an Rothe's erstem Geburtstage in Rom, am 28. Januar 1824, den Abend allein bei ihm verbrachte. Schon bei dieser Gelegenheit nennt Rothe ihn „den als Maler ausgezeichnetst bekannten", und am 1. April 1824 berichtet er seinen Eltern näher über ihn:

Julius Schnorr oder vollständig Julius Schnorr von Carolsfeld ist ein geborner Leipziger. Er ist unter den hiesigen deutschen Malern nächst Overbeck, Philipp Veit und Begaß unstreitig der ausgezeichnetste. Seine Compositionen sind überaus anziehend, und er selbst als Mensch ebenso brav und liebenswürdig. Er malt gegenwärtig in der Villa Massimi einen Saal mit lauter Scenen aus dem Orlando furioso.

Auch anderer Künstler sehen wir ihn bald nähere Erwähnung thun. Wir übergehen die häufigen aber mehr beiläufigen Bemerkungen**) über Faber, v. Maydell, Eggers, führen aber statt dessen einige der bezeichnenderen Einzelmittheilungen an. Am 14. Juni 1824 gedenkt Rothe eines Abschiedsfestes in der Villa di Papa Julio für die beiden abgehenden Maler Dietrich und Passavant, „die ich sehr ungern für die Gemeinde und mich selbst verliere." Am 13. Septbr. 1824 besucht er mit Bunsen und einer größeren meist

*) Vgl. auch Bunsen's Leben I. S. 242.

**) Näheres vgl. in Bunsen's Leben, besonders über das zu Ehren des bairischen Kronprinzen gegebene Künstlerfest und die bei der Anwesenheit des preußischen Kronprinzen veranstaltete Kunstausstellung (I. S. 141—145. 535—540).

aus Künstlern bestehenden Gesellschaft die Villa Massimi und beschreibt hernach speziell die berühmten dortigen Fresken, von Schnorr nach Ariost, von Philipp Veit nach Dante, von Overbeck nach Tasso. Wir notiren von seiner Beschreibung nur den Schluß:

Ganz besonders überraschend gelungen sind Schnorr's Arbeiten und erregen allgemeine Bewunderung. Hier auf dem romantischen Felde ist er recht eigentlich in seinem Elemente. Auch diejenigen, welche, wie Schinkel und Waagen, die neuesten Arbeiten von Cornelius in München in der Glyptothek des Kronprinzen von Baiern kennen, sind von der Vortrefflichkeit der Schnorr'schen Bilder überrascht.

Mit vollem Rechte ist es auch bereits u. A. von Schenkel hervorgehoben, daß, wenn Rothe bei seinem Eintritt in Rom nur seiner Hirtenpflichten gedacht, ihm inmitten einer solchen „Heerde" alsbald der Sinn für die Herrlichkeiten der Kunst aufgehen mußte, welche der alten Weltstadt einen ganz andern allgemeinen Reiz geben, als die Ungeheuerlichkeiten, die in religiöser Beziehung dort spielen. Dabei konnte er freilich kaum einen besseren Führer haben als in Bunsen, und sehen wir ihn in der That schon in den ersten Wochen gemeinsam mit diesem die wichtigsten Kunstdenkmäler besuchen. Wegen der großen Bedeutung, welche diese Weitung seines Gesichtskreises für ihn hat, dürfen die Eindrücke, die er so von Rom selbst empfängt, nicht unerwähnt bleiben.

Schon im ersten Briefe an die Eltern heißt es (am 15. Januar 1824): „Rom ist auf dieser Reise die erste italienische Stadt, in der mir der Gedanke: hier laßt uns Hütten bauen, hätte einfallen können. Rom ist wirklich eine schöne und großartige Stadt, und die Art und Weise, wie sich hier die moderne Welt um die antike gleichsam herumgerankt hat, giebt einen höchst merkwürdigen Eindruck. Ueber St. Peter habe ich Euch viel zu schreiben, aber heute weder Zeit noch Raum dazu." Und der zweite Brief berichtet über eine Reihe einzelner Ausflüge:

Donnerstags den 22. Nachmittags machten wir einen Spaziergang nach S. Maria (Maggiore) auf dem Monte Viminale. Es ist dieses, nachdem S. Paolo abgebrannt, von den hiesigen Basiliken (der ältesten Kirchenbauart zur Zeit der christlichen Kaiser) die am meisten in ihrer alten Gestalt erhaltene, nur durch zwei angebaute, freilich sehr prächtige, Kapellen entstellt.

Sonntags den 25., nach der Kirche, fuhren wir mit Bunsen's nach

den Ruinen von S. Paolo.*) Sie liegt ein ganzes Stück jenseits der Stadtmauer vor der Porta di Paolo. Sie ist jetzt als Ruine besuchter als zu der Zeit ihrer ehemaligen Herrlichkeit. Jammerschade ist's, daß diese Kirche, die in Absicht des reinen und erhabenen Styls, in welchem sie gebaut ist, bei weitem vor S. Peter den Vorzug verdient, und vielleicht die einzige Kirche in ihrer Art war, jetzt als Ruine dasteht. Sie ist am Ende des 4ten Jahrhunderts vom Kaiser Theodosius dem Großen mit ausnehmender Pracht gebaut. Die Säulenreihen, die zu beiden Seiten das Dach tragen, aus Einem Stück Marmor gearbeitet, gehören zu den größten und schönsten, die es in der Welt giebt. Die Malerei ist sämmtlich in Mosaico. Noch jetzt ist der Anblick imponirend. Es ist noch sehr viel erhalten; aber auch soviel zerstört, daß man von unsrer geld- und kraftarmen Zeit wohl keine Restitution dieser Basilika erwarten darf, wiewohl stark davon geschrieben wird. Um eine deutliche Vorstellung von der ursprünglichen Einrichtung der Basiliken zu erhalten, ist die Kirche immer noch vortrefflich. Von St. Paul fuhren wir um die Stadt herum nach dem vor der Porta di S. Sebastiano belegenen Grabmale der Cäcilia Metella, und besahen zugleich die Ruinen des Circus des Caracalla. Es fehlt mir noch der rechte Sinn für dergleichen Denkmäler der späteren Römerzeit, die weder auf einem historisch interessanten Grund und Boden gewachsen sind, noch außer der aus ihrem Umfange und dem Reichthum ihrer Ausführung sprechenden Fülle von Wohlhabenheit, die in ihrer Zeit war, eigenthümliche Schönheiten besitzen. Es giebt freilich Werke der Kunst, die in sich selbst eine Größe und Eigenthümlichkeit haben, wie z. B. das Mausoleum Hadriani (das heutige Castell S. Angelo), die ihnen einen von allen Zeitverhältnissen unabhängigen Effect sichern. Vor allem rechne ich hierher das Pantheon und Colisäum; sie würden, abgesehen von jeder historischen Erinnerung, und auf jedem Flecke der Erde stehend den Eindruck in sich selbst harmonisch vollendeter Schönheit hervorbringen. Das erstere namentlich ist ein bewunderungswürdiges Beispiel davon, wie unabhängig das Erhabene und Großartige von der Masse ist, eine Thatsache, die mir überhaupt das Geheimniß von der ganzen alten Kunst zu enthalten scheint. Dem Grabmale der Cäcilia Metella ziehe ich beiweitem die wunderliebliche Aussicht vor, die man von diesem Punkte auf die Stadt einerseits und auf die Bergkette von Soracte andererseits hat; jetzt zumal, wo die höheren Bergrücken mit ihren leichten Schneedecken im Sonnenstrahle glänzen, und der wolkenlose blaue Himmel auf ihnen ruht. Das überhaupt ist ein Reiz, den Rom nur mit wenigen Städten der Welt theilen mag, dieser unerschöpfliche Reichthum der lieblichsten und mannichfaltigsten Aussichten innerhalb der Stadt selbst. Es kann auch nur bei einer solchen Hügelstadt etwas Aehnliches stattfinden. Es ist ein arger Irrthum, wenn man die Campagna von Rom öde und traurig schmäht. Die Umgebungen Roms sind überaus lieblich. Es ist ein großes Meer kleinerer Berge, die sich aber durch eine Schönheit der Formen, wie sie gewiß nicht

*) Ueber die Katastrophe selbst vgl. Bunsen's Leben I. S. 206.

kunstgerechter ersonnen werden könnten, auszeichnen. Cultivirt sind sie freilich nicht sehr, aber in ihrem Naturzustande üppig fruchtbar. So wenig Rom als Stadt nach unserm deutschen Begriffe von Schönheit, der, und ich bin überzeugt, mit vollem Recht, Ordnung, ein Abgeschlossensein und eine vollendete Ausführung bis in's Detail in sich schließt, Stich hält, so dankbar freue ich mich doch eines in meinen Augen großen Vorzugs, den es vor allen großen Städten hat, die ich sonst kenne, daß es eine ungemein ländliche Stadt ist. Wir wohnen ziemlich im Mittelpunkte Roms, und doch können wir in wenig mehr als 10 Minuten völlig wie auf dem Lande sein. Wir dürfen uns nur über das Capitol und Campo Vaccino hinweg durch das Colisäum hindurch und gegen S. Giovanni im Lateran oder gegen S. Stephano rotondo hin wenden, und wir sehen von der Stadt weiter nichts mehr als einzelne malerisch emporragende Gruppen, mit den schlanksten Pinien, dem eigentlich römischen Baume, aufgeputzt. — Es war bald 5 Uhr, als wir nach Hause kamen, und also nur noch kurze Zeit bis zum Abende.

Montags den 26ten machten wir des Morgens um 11 Uhr bei wunderschönem Frühlingswetter mit Bunsen's, Gerhard und einer zahlreichen deutschen Gesellschaft einen Spaziergang in die Thermen des Titus, dieser harten Nuß für die Alterthumsforscher. Ich war herzlich froh, als wir aus den dumpfen Gemächern wieder an das helle Sonnenlicht kamen, und von der Höhe der Thermen herab uns an dem köstlichen Blicke erlabten, besonders auf das Colisäum und das sich ernst in seine Cypressen einhüllende, mit seiner Palme prangende Kloster der Maroniten. Von den Thermen der Antonia aus machten wir beide in Begleitung des Herrn Prof. Gerhard unsern ersten Gang in das vaticanische Museum. Man wird für das erste Mal von dem Anblick viel mehr erdrückt als gehoben; denn die Masse der hier zusammengehäuften Kunstschätze, von freilich sehr ungleichem Werthe, übertrifft alle Vorstellung. Das Lokal und die Einrichtung sind bewunderungswürdig schön. Erst um 5 Uhr kamen wir nach Hause.

Sonntags den 8. Februar, nach der Kirche, fuhren wir mit Bunsen's (ich bin überhaupt noch an keinem Orte so viel herumgefahren, als hier, und immer ohne Kosten; denn Bunsen's Equipage ist schon mit auf uns berechnet) bei wunderschönem Wetter in die Villa Pamphili auf dem Janiculus, vor der Porta di S. Pancrazio. Wirklich ein Feengarten; in so liebreizendem Bunde erscheinen hier Natur und Kunst. Sie steht jedermann zu jeder Stunde offen, wie ein öffentlicher Garten. Auch hier sind die Aussichten reizend. Eine der allerlieblichsten Ansichten ist für mich die von der Façade von S. Giovanni im Lateran. Dies Plätzchen ist überaus originell und anmuthig.

Sehr ungünstiger Art sind dagegen die ersten Eindrücke vom römischen Carneval, wie sie der Brief vom 3. März ausspricht:

Der Carneval ist nun zu Ende, und es kann sich nun jedermänniglich fragen, wie ihm derselbe behagt. Louise und ich wissen's nicht sonderlich

zu rühmen. Freilich hat uns auch das Wetter, denn es regnete die vorige Woche sehr viel, großentheils an einem fleißigen Besuche desselben abgehalten; aber eben so sehr war auch der Mangel an Gefallen Schuld daran. Ich gestehe ehrlich, der Spaß ist mir etwas zu dumm. Kinder können sich nie zu dumm ergötzen; wenn aber alte Leute närrisch sein wollen, so müssen sie es doch mit ein wenig Witz und Humor thun. Das mag auch vor Zeiten mehr geschehen sein, als noch die höheren Stände einen lebendigeren Antheil an den Carnevalsergötzlichkeiten nahmen, und sich dabei nicht, wie jetzt, blos auf das Zusehen beschränkten. Jetzt ist die Sache fast allein in den Händen des Pöbels, und der hat weder Geld noch Geist, etwas anderes zu thun, als sich in ein paar abenteuerlich zusammengestoppelte alte Lumpen zu hüllen, und mit widerlichem Geschrei und Geplapper durch den Corso hindurch zu drängen. Wer zur Porta del Popolo hereinkäme, ohne zu wissen, daß es Carneval ist, und sich nach der Veranlassung des ungeheuren Durcheinander-Wogens von Wagen und Leuten aller Stände umsähe, müßte meinen, Rom sei ganz von Sinnen gekommen; denn verständigerweise kann man sich nicht einbilden, daß ein paar sehr ordinäre Masken einen solchen Spektakel nach sich ziehen könnten. Die Göthische Beschreibung des römischen Carnevals paßt wenigstens auf den heutigen nur noch sehr schlecht, und schon aus ihr kann man sehen, daß es dem ganzen Spiele an Salz fehlt.

Im vollen Gegensatze hierzu heißt es in demselben Briefe vom Aschermittwoch:

Mit dem Aschermittwoch haben wir statt des warmen Scirocco einen tüchtigen Tramontana erhalten; und nicht nur sind heute die Gebirge der Campagna ganz weiß, sondern es ist auch heute recht schneidend kalt. Das alles macht einen sonderbaren Eindruck. Man hatte sich daran gewöhnt, den Corso so voll zu sehen, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte; dazu ihn mit aus den Fenstern herausgehängten Teppichen angeputzt zu sehen; desgleichen in einer warmen Luft lauter ausgelassene Gesichter. Heute plötzlich sieht alles blaß und erschlafft aus, der Corso ist leerer als jemals, nur die hier und da stehen gebliebenen Gerüste erinnern noch an die alte Herrlichkeit, und die rauhe Luft scheint zu sagen, daß sie den Glanz und Schmelz des Lebens abgestreift. Dafür beginnt denn mit der Fastenzeit ein anderes Leben, dessen Herrlichkeit nicht in vergänglichen Lichtern und Farben, sondern in der stillen Tiefe eines mit göttlichem Frieden erfüllten Herzens hat. — Gute Nacht, theure Eltern.

Und nicht minder bezeichnend heißt es am 10. März, nach der Erwähnung des ersten Passionsgottesdienstes: „Als wir aus der Kirche nach Hause gingen, lockte uns der warme mondhelle Abend so freundlich, daß wir noch einen Spaziergang auf dem Corso machten."

Als der wichtigste Eindruck aber von allen, welche die Papststadt auf Rothe gemacht, erscheint — zumal mit Berücksichtigung der mancherlei katholisirenden Einflüsse, die wir bisher auf ihn einwirken sahen — die Befestigung seines protestantischen Standpunktes. Schon in dem Briefe vom 28. Januar finden wir in dieser Beziehung eine höchst merkwürdige Aeußerung:*)

Wir waren vorher bei den Exequien des Cardinal Consalvi, eine Feierlichkeit, der ich auch nicht den geringsten Geschmack abgewinnen konnte, ohne Salz, Licht und Feuer. Auch die Musik dabei war nach meinem Gefühl keineswegs ausgezeichnet. Die Ausschmückung der übrigens kleinen Kirche, und der Luxus, der mit den Wachskerzen getrieben wurde, zogen mich noch am meisten an. Ach ich kann Dir gar nicht sagen, wie mich dasjenige, was ich bisher von dem hiesigen Cultus gesehen habe, anekelt. Wie grade hier ein Protestant Lust bekommen kann, zur katholischen Kirche überzutreten, ist mir rein unbegreiflich. Hier lernt man es erst recht empfinden, wie dankbar man Gott dafür zu sein hat, daß man ein evangelischer Christ ist.

Von großem persönlichen Interesse sind auch die pittoresken Mittheilungen über die häusliche Einrichtung (römische Dienstboten, Fußböden, Waschmethode), die wir sowohl in Rothe's eigenen Briefen als in denen seiner Frau finden. Dürfen wir jedoch für diese Punkte hier keinen Raum beanspruchen, so mögen statt dessen zwei Aeußerungen beider über ihr eheliches Leben um so eher hier Platz finden. Am 21. Februar sagt Rothe selbst:

Für das Glück, das mir der liebe Gott in meiner Lisel beschert hat, kann ich ihm nie genug danken. Er hat mir in ihr viel mehr geschenkt, als ich nur je habe hoffen können, und das Band unsrer Herzen ist, wo möglich, von Tage zu Tage immer inniger geworden. Erst jetzt kann ich es recht lebendig erkennen, wie so ganz anders und in vieler Hinsicht ohne sie meine hiesige Lage sein würde. Bis auf diese Stunde hat unser eheliches Glück auch noch nicht das kleinste Wölkchen auch nur auf Augenblicke verdunkelt, und ich habe auch keine Vorstellung davon, wie dieß möglich sein sollte. Gesundheit schenkt uns der liebe Gott in reichem Maaße. Wir werden beide, im eigentlichen Sinne des Worts, dick und fett. Ihr würdet meine Louise, die ohnehin in der letzten Zeit vor unsrer Hochzeit durch die bestimmte Erwartung unsrer Trennung sehr angegriffen worden war, gar nicht mehr wieder kennen, so blüht sie. Hier ist sie übrigens gar erst für 14 Jahre gehalten worden.

Und schon am 15. Januar hatte seine Frau geschrieben:

Könnten wir Sie theure Eltern doch einmal hier bei uns sehen, was

*) Vgl. unten S. 379 die Bemerkungen vom 29. Juni u. 9. Juli 1824 u. 3. Febr. 1825.

würden Sie für glückliche Leutchen an uns sehen; ach, ich kann Gott nie genug lieben und danken, daß Er mir meinen Richard schenkte; ich habe durch ihn das größte Glück auf Erden gefunden. Ja, geliebte Eltern, ich bin unaussprechlich glücklich. Könnte ich ihm nur alle seine Liebe lohnen. Das ist mein tägliches Gebet, Gott wird es nicht unerhört lassen, wenn ich Ihn recht gläubig und kindlich darum anflehe.

Vor Allem aber fühlte der junge Prediger sich denn auch (was übrigens schon die Art, wie er über seine Predigten referiren kann, andeutet) recht bald heimisch in seiner Gemeinde. Und glücklicherweise können auch wir ihm in seinen, auf den Beruf bezüglichen Empfindungen Schritt für Schritt nachgehen, besonders am Faden der an Heubner gerichteten Briefe. Vor Allem ist es der zweite dieser Briefe (vom 20. März 1824), dem wir u. A. eine lebendige Charakteristik der gemeindlichen Verhältnisse und der durch sie geforderten eigenthümlichen Gestaltung der pastoralen Funktionen entnehmen dürfen. Zunächst vermögen wir aber schon die allgemeine Gemüthsstimmung des nunmehrigen „Dieners am Wort" uns daraus zu vergegenwärtigen.

Ein Ton von Heimweh nach den entfernten Freunden klingt nun allerdings gleich aus den ersten Worten des Briefes:

Du kannst keine Vorstellung davon haben, wie in einer solchen Abgeschiedenheit von allen seinen Geliebten ein Wort der Liebe von denselben dem Herzen thut, und wie innig man ihnen dafür in seiner Seele dankt. Die unsichtbaren, von Gott in das Herz gelegten Mächte der Liebe lernt man in ihrer ganzen Gewalt nur in einer solchen Abgeschiedenheit von dem heimathlichen Boden kennen.

Man kann aber deutlich sehen, wie ihm bei dem lebensfrischen Bilde, das er dem theuren Lehrer von seiner Thätigkeit zu entwerfen sich bemüht, selber das Herz aufgegangen ist. In den Schlußworten erscheint er uns, obgleich er bekennt, sich in Rom selbst noch nicht eingelebt zu haben, dennoch um so heimischer in seinem Berufe:

Du wirst aus meinem langen Geschwätz sehen, daß ich mich unter meinem Gemeindlein wohl, freudig und glücklich fühle. Das ist eine große Gnade, für die ich dem Herrn nicht genug danken kann; ebenso, daß Er mir einen bestimmten Beruf gegeben. Ueberhaupt, wohin ich sehe, erblicke ich Seine Gnade. Und mein theures Weib! Das ist die reinste Wahrheit, daß wir von Stunde zu Stunde uns immer inniger lieben lernen, und daß noch keine trübe Minute unser eheliches Glück getrübt hat. Die theure Seele hat der häuslichen Beschwerden genug! Ueberhaupt, lieber Bruder, an Italien und Rom selbst können wir beide noch gar keinen rechten Ge-

schmack finden, und die Sehnsucht nach der Heimath ist bei uns beiden sehr stark. Aber ich finde in meinem Berufe meine Heimath und die heimathliche Atmosphäre, und meine Louise findet sie in unsrer Liebe und in dem stillen Werke des Herrn in uns und durch uns; und so sind wir beide sehr, sehr glücklich, und beten die Wege unseres Heilandes an.

Ebenso beginnt Rothe's Schilderung des Verhältnisses zu seiner Gemeinde mit lebhaftem Dankgefühl:*)

Ich kann meinen Brief nicht anders anfangen, als mit einem Danke für des Herrn Gnade, die unaufhörlich schützt, trägt und erfrischt. Man erfährt dies doppelt oft, wenn man gewürdigt ist, im Dienst Seines Worts zu stehen. Bis hierher hat Er mein Vertrauen noch nie zu Schanden werden lassen, und mir unverdienterweise die Gnade geschenkt, daß ich Ihm habe kindlich vertrauen können, bis jetzt habe ich noch nicht Ursache gehabt, ein Mißtrauen darein zu setzen, daß es wirklich Sein Ruf gewesen ist, dem ich hierher gefolgt bin. Es kann es niemand lebendiger empfinden als ich selbst, in wie so gar großer Schwachheit ich hier stehe; aber auf der andern Seite empfinde ich es auch mit freudiger Gewißheit, daß ich doch wenigstens hier *stehe*, daß ich doch wirklich einen Grund und Boden gefunden habe, in dem ich, wenn auch nur erst noch sehr schwache, Wurzeln schlage; daß in meinem Verhältnisse zu meiner Gemeinde doch wirklich ein Lebenskeim vorhanden ist, welcher sich, wenn Gott, wie Er ja verheißen hat, Seinen Segen dazu giebt, nach und nach erfreulich entwickeln, und an welchen sich ein christliches Leben oder ein Bedürfniß nach demselben, wenn es sich in der Gemeinde zeigt, auf eine natürliche Weise anschließen kann. Ich habe Beweise davon, daß meine Worte und meine ganze Person trotz aller ihrer Flecken, Mängel und Schwachheiten durch des Herrn unverdiente Gnade und Nachsicht doch die Seelen nicht von Ihm abstoßen, und in manchem Herzen das Feuer der Liebe zu Ihm zu unterhalten und zu beleben gebraucht werden; daß mir der Herr dem größeren Theile nach die Herzen der Gemeinde geöffnet hat, und daß ich nun nur vor allem Treue und Weisheit nöthig habe, um die Liebe, die mir unverdienterweise geschenkt wird, auf ihren rechten Gegenstand hinzuleiten.

Die Beschreibung der beiden verschiedenen Theile der römischen Gemeinde aber, die sich unmittelbar anschließt, lautet wie folgt:

---

*) Schon der erste Brief an die Eltern, vom 12. Januar 1824, enthält übrigens hierüber gleich einen bezeichnenden Ausdruck: „Meine Gemeinde gehört wohl mit zu den eigenthümlichsten, die es geben mag, und es werden für sie ganz eigenthümliche Gaben erfordert, die ich mir keineswegs zutraue; aber ein Analogon derselben glaube ich empfangen zu haben, und für die Entwickelung desselben hätte ich schwerlich eine passendere Lage finden können, als grade meine hiesige Lage."

Sie hat eine eigenthümliche Gestalt, die kleine Heerde, die ich weiden soll. Aeußerlich ist sie zusammengesetzt aus einigen sogenannten vornehmen Leuten und einer nicht unbedeutenden Anzahl von Künstlern. Die erstern, welche größtentheils nur auf halbe oder ganze Jahre hier sind, wollen freilich nicht anders angesehen sein, als ein Acker, da man auf Hoffnung aussäet. Indessen darf ich hoffen, daß in einer so bewegten Zeit, wie die unsrige ist, auch da das Wort nicht immer ganz vergebens sein wird .... Ueberhaupt gehören die vornehmen Glieder meines Gemeindleins meist zu derjenigen Classe von Leuten, die mein lieber Radecke in Schönbrunn Freunde des Wortes Gottes zu nennen pflegt. Sie haben einen historischen und auch auf einer wirklichen Zustimmung des Herzens beruhenden Respect vor dem Christenthum, wissen wirklichen evangelischen Glauben vom Unglauben wohl zu unterscheiden; sie sind auch nicht ohne wirkliche Buße, wohl aber ohne recht gründliche. Sie haben Freude an der Predigt des lebendigen Christenthums, aber diese Freude ist von keinem durchgreifenden Einflusse auf ihr ganzes Leben; sie wollen eine kleine Zeit in Seinem Lichte fröhlich sein. Solche Seelen wollen freilich beides mit großem Ernst und großer Liebe behandelt sein, damit diese den Widerwillen, den grade bei solchen Gemüthern ein entschiedener Ernst leicht erregt, wieder verschlinge. Daß es mir an beidem in der Potenz „groß" gänzlich fehlt, brauche ich Dir nicht erst zu sagen. Doch sind diese Leute ein großer Gewinn für die Gemeinde. Es wird durch sie (was grade hier wegen der äußerlichen Verhältnisse hoch nöthig ist) der Respect vor unsrer kirchlichen Gemeinschaft erhalten, die Aeußerungen eines frivolen Unglaubens, wenn auch nicht ganz unterdrückt, doch in dasjenige Dunkel der Verborgenheit zurückgedrängt, in welchem, als in ihrem rechten Elemente, sie sich selbst abgespiegelt sehen können .... Ueberhaupt haben wir es unserm Schmieder zu verdanken, daß im Allgemeinen in unsrer Gemeinde wenigstens richtigere historische Begriffe vom Christenthum verbreitet sind, als man sie sonst gewöhnlich in unsrer Zeit findet. Auch daß unsre Gemeinde wie eine Oase in der großen katholischen Welt liegt, macht die Gemüther fähiger dazu, sich der Herrlichkeit unsres evangelischen Glaubens bewußt zu werden. Dazu kommt ein höchst glücklicher Umstand, daß unter den hiesigen deutschen Künstlern, sowohl den katholischen, als den evangelischen, grade die als Künstler ausgezeichnetsten, z. B. unter den Katholiken Overbeck, Begaß, Philipp Veit u. A., unter den Unsrigen Jul. Schnorr von Karolsfeld aus Leipzig, Joh. Friedr. Dietrich aus dem Würtembergischen, Passavant aus Franfurt a. M., der Landschaftsmaler Reinhold u. a. m., es mit ihrem Christenthum vor der Welt unverhohlen ernst nehmen; daß diejenigen, welche durch ihr geistiges Uebergewicht die Kunstrichtung unter den hiesigen Künstlern leiten, eben auf ein religiöses, und zwar wirkliches christliches Leben, ihr künstlerisches Leben und ihre Kunstrichtung gründen. Auf diese Weise haben die meisten der hiesigen Künstler allerdings das bei Vielen freilich unklare Bewußtsein davon, daß eine christlich religiöse Gemüthsverfassung auch schon bloß, um in seiner Kunst etwas Würdiges zu leisten, dem Künstler eben so unentbehr-

lich sei, als das Auge für das Licht der materiellen Farben. Darum lassen sie ein lebendiges Christenthum schon gelten; und haben nur, wie unter solchen Umständen natürlich, eine (aus dem natürlichen Herzen kommende) große Scheu vor dem Nimium darin, das sie sich allerdings auf ihrem Standpunkte mit ihrem Verstande schlecht zu motiviren wissen. Sie stehen der Natur der Sache nach auf einem Standpunkte, von dem sie über kurz oder lang durchaus herunter müssen, entweder in melius — oder, ebenso leicht, in deterius. Unter solchen Umständen ist Klarheit, Nachdruck und besonders auch Freudigkeit des Zeugnisses von Christo nöthig. Besonders auch die letztere; denn die Leute meinen immer, der Ernst des lebendigen Heilands müßte ihres innern Menschen Flügel beschneiden; denn sie fühlen es nicht, daß sie gebundene Adler sind. Aber, ach, die Freudigkeit des Worts kommt aus einem reinen Herzen, das mit seinem Heilande reine Rechnung gemacht hat und ihm nichts verschweigt und vorenthält, aber auch alles zutraut; und Du weißt, wie es demnach mit meiner Freudigkeit beschaffen sein muß. Indessen gehe ich um so zuversichtiger auf diesem Wege fort, da mir der Herr ihn selbst versiegelt durch ein freudiges Aufthun des Mundes, das Er mir manchmal wider mein Erwarten zu meiner großen Beschämung schenkt.

Bereits in den von Schenkel gegebenen Mittheilungen ist nun jener eigenthümlichen Abendversammlungen gedacht, in denen der junge Prediger sich mit den Künstlern zusammenfand, um nicht nur das religiöse, sondern auch das wissenschaftlich-künstlerische Interesse zu pflegen. Derselbe Brief an Heubner aber, der das eben vorgeführte Bild der Gemeinde als solcher entwarf, giebt uns zugleich einen um Vieles eingehenderen Bericht über diese, für Rothe selbst so gewinnreichen Versammlungen. Und zwar, was doppelt interessant, sagt er uns, nachdem er das Bedürfniß geschildert, dem er Befriedigung zu bringen suchte, zunächst, auf welche Weise er es nicht habe machen wollen:

Es muß mir natürlich vor allem darum zu thun sein, die schon geweckten Lebensfunken zu erhalten, zu sammeln, und in eine solche Stellung zu der Gemeinde und mir zu bringen, daß dadurch den sonst entzündbaren Gliedern derselben eine Gelegenheit gegeben würde, sich an ihnen zu entzünden. Es war mir daher von Anfang an sehr einleuchtend, daß der öffentliche Gottesdienst allein (alle Sonntage einmal) für die religiösen Bedürfnisse der Gemeinde durchaus nicht hinreiche. Dazu kommt, daß die Zerstreutheit der Künstler in dem weitläufigen Rom und ihre eigenthümliche Lebensweise, nach welcher sie sonst den ganzen Tag in den Gallerien arbeitend zubringen, und des Abends sich in einem Kaffeehause zusammenfinden, den persönlichen Verkehr mit ihnen vielfach erschwert; und also eine äußerliche Veranstaltung zu einer Gemeinschaft mit ihnen für

mich doppelt unentbehrlich wurde. Schmieder hatte in der ersten Zeit einen wöchentlichen Abendgottesdienst (am Mittwoch) gehalten, worin er anfänglich die augsburgische Confession, später einige paulinische Briefe erklärt hat. Er hatte aber diesen Gottesdienst seit länger als einem Jahre eingestellt, weil sich nur sehr wenige noch zu demselben einfanden, und auch diese, wie er (ich glaube aber, mit Unrecht) meinte, nur aus Gefälligkeit. Diesen abgeschnittenen Faden wieder aufzunehmen, schien mir aus mehr als einer Ursache nicht rathsam. Einmal thut unsrer Gemeinde nicht sowohl ein zweiter öffentlicher Gottesdienst, bei dem der Prediger nur in dem alten Verhältnisse zur Gemeinde bleibt, und die gegenseitige, freie Mittheilung zwischen beiden unmöglich ist, Noth, sondern vielmehr die Gelegenheit zu einem Privatissimum über das Christenthum für diejenigen, die darnach ein Bedürfniß empfinden, und eine wirkliche christliche Gemeinschaft solcher, die sich als christliche Brüder lieben und fühlen, eine Gemeinschaft, die aber zugleich auch ein Seminar wahrer Christen, ein Anknüpfungspunkt für diejenigen werden kann, welche den Stern erst aus der Ferne sehen, aber noch nicht erkennen, daß er über Bethlehem steht. Dieser letztern Rücksicht wegen schien es mir nöthig, daß die zu stiftende engere christliche Gemeinschaft zugleich mit einen Zweck sich vorsetzte, der in sich würdig und fähig wäre, ein allgemeines Interesse zu erregen. Daß sich wirklich ein Bedürfniß nach christlicher Gemeinschaft unter einem guten Theile der hiesigen Künstler fand, mußte ich bald wahrnehmen. Auch waren sie mit mir davon überzeugt, wie wünschenswerth es sei, wenn sich an das eigentlich auf die Erbauung hingehende einer solchen Gemeinschaft zugleich ein anderes, direct mehr auf eine Belehrung hinzielendes Element anschließen ließe, doch so, daß eins dem andern die Hand reichte und Nahrung zuführte. Ich habe es nicht selten erfahren, daß unsre gewöhnlichen Erbauungsversammlungen hauptsächlich mit drei Uebelständen zu kämpfen haben. Entweder ist das in ihnen waltende geistige Leben zu unverhältnißmäßig in dem Einen oder den Wenigen, welche die Andacht leiten, concentrirt, so daß die Uebrigen sich größtentheils nur receptiv verhalten, wodurch der Charakter und die Vortheile der Gemeinschaft mehr oder weniger aufgehoben werden. Oder es entsteht eben dadurch, daß kein bestimmter Dirigent der Versammlung da ist, und das Ganze sich demokratisch gestaltet (wie es in unsren Breslauer Zusammenkünften der Fall war,) ein Mangel an eigentlichem Stoff der Erbauung und eine Schläfrigkeit und Langeweile, die freilich in der Lauheit unsrer Herzen, aber doch auch großentheils in dem, allerdings unvermeidlichen, Uebelstande, der daraus entsteht, daß sich die Pulsschläge und Vibrationen unsers geistigen Menschen immer äußerlichen, auf Raum und Zeit sich fußenden, Regeln unterwerfen müssen, ihren Grund haben. Darum hat man (wie z. B. der Verfasser der von dem jüngern Moser herausgegebenen Briefe über das protestantische Kirchenrecht) den Grundsatz aufgestellt, den eigentlichen Stoff für Erbauungsversammlungen müsse die heilige Schrift abgeben. Dadurch wird nun jene doppelte Inconvenienz wenig beseitigt. Entweder wir erhalten Homilien eines Einzigen über die

heilige Schrift (wie z. B. in Seegemund's Erbauungsstunden), und die Gemeinschaft hat nicht freien Spielraum sich zu äußern und zu entzünden, oder im Falle jedem das Wort frei gelassen ist, und kein Einzelner den bestimmten Beruf hat sie auszulegen und anzuwenden, so entsteht gewöhnlich ein allgemeines Stillschweigen, das besonders dadurch störend wirkt, weil es in den Einzelnen das Gefühl von etwas Fehlendem und Ungenügendem der Gemeinschaft hervorbringt. Es versteht sich von selbst, was dem klaren Verständnisse des Sinnes der Schrift im Wege steht, muß durch Erklärung hinweg geräumt werden; aber sonst meine ich in der That, für eine Versammlung von Kindern Gottes sei es überaus erbaulich, Gott in Seinem Worte, ohne Ihn durch ihre eignen Bemerkungen zu unterbrechen, reden zu lassen, und sich bloß hörend (d. h. auch mit dem innerlichen Ohre) gegen Ihn zu verhalten. Ich meine es so wie der selige Tersteegen: „Gott ist gegenwärtig! Lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor Ihn treten. Gott ist in der Mitte! Alles in uns schweige und sich innigst vor Ihm beuge!" ꝛc. Für mich wenigstens ist das bloße Anhören der heiligen Schrift in christlicher Gemeinschaft allemal ein großer Segen und Genuß gewesen, der mir nicht selten durch das Hin- und Herreden über dasselbe wieder getrübt worden ist. Viel mehr scheint sich mir etwas andres, als das rechte Complement zur Lesung der Schrift in einer christlichen Versammlung an dieselben anzuschließen, ein Gebet, das seinen Saft unmittelbar aus dem vorgelesenen Schriftabschnitte zieht. Für die eigentliche Handhabe des religiösen Gesprächs bedürfte es dann noch eines besondern Gegenstandes, der eine weniger behutsame und zarte Behandlung von menschlichen Lippen verträgt, und den anzufassen Alle mehr Muth haben.

Es ist ganz ersichtlich bereits eine innere Opposition gegen den gewöhnlichen, aber für die römischen Verhältnisse bereits als unbrauchbar erkannten Conventikelstandpunkt, von der diese Kritik zeugt. Und die Einrichtung, die er nun selbst trifft, sie ist eben etwas ganz Anderes, als eine spezifisch pietistische:

Aber ich werde sehr weitläufig; und Deine Zeit ist wahrscheinlich so kurz, als die meinige. Verzeihe also diese eilfertig hingeworfenen Gedanken, und theile mir die Deinigen darüber mit. Kurz, meine Künstler waren für diesmal meiner Ansicht, und als ich nun ihre Wünsche in Hinsicht der Wahl eines solchen secundären Gegenstandes vernehmen wollte, schlugen sie fast einstimmig denjenigen vor, auf den ich zu allerletzt gefallen wäre, den ich aber bisher in praxi bewährt gefunden habe: nämlich die christliche Kirchengeschichte. Ich muß dazu sagen, daß ihre Kenntniß grade in Rom und für einen hiesigen evangelischen Künstler, dem es um seinen Glauben Ernst ist, Localbedürfniß ist. Ich muß kurz sein. Es hat sich auf diese Weise folgende Gestalt von Zusammenkünften gebildet. Das Ganze beginnt mit einigen Antiphonien aus Psalmstellen, die abwechselnd von mir und den Leutlein gesprochen werden. Darauf folgt ein kurzes Gebet im Allgemeinen um Gottes Gnade und Geist zur Erbauung und

Stärkung in der brüderlichen Liebe. Darauf lesen wir gewöhnlich einen Psalm, und auf diesen einige Capitel aus der Schrift (bis jetzt aus dem Evang. Joh.), wobei ich das Nöthige sogleich erkläre. Unmittelbar daran schließe ich ein sich auf den vorgelesenen Schriftabschnitt beziehendes Gebet, mit dem ich auch wohl ein schönes Lied verbinde. Nach dessen Beendigen beten wir alle zusammen jetzt in der Passionszeit die Litanei (sonst auch eine andere zu diesem Zwecke aus biblischen Worten in antiphonischer Form zusammengestellte liturgische Composition), der wir aber zu diesem Behuf eine mehr antiphonische Abtheilung gegeben haben; darauf das Gebet des Herrn. Nun folgt ein kirchengeschichtlicher Vortrag, der wohl auch in ein recht lebhaftes Gespräch übergeht, und zu mannichfaltigen Erörterungen Anlaß giebt. Ich gehe dabei ins Detail ein, wodurch die Sache interessanter wird, und behalte bei der Behandlung der Kirchengeschichte durchgehends hauptsächlich folgende beiden Gesichtspunkte im Auge. Einmal überall die zerstreuten Spuren des evangelischen Lebens hervorzuziehen und zu concentriren und seinen fortlaufenden Gang durch alle Jahrhunderte hindurch nachzuweisen; für's andere, die geschichtliche Entstehung des Papstthums in Lehre und Kirchenregiment zu zeigen. Dadurch geschieht, wie ich mich deutlich überzeuge, unsern hiesigen Protestanten ein wesentlicher Dienst. Und ich unterziehe mich dieser freilich viel Zeit kostenden Arbeit mit doppelter Freudigkeit, da ich theils wahrnehme, daß sie für unsre hiesige Gemeinschaft von Segen ist, theils in ihr, die mir so ganz wider meine eignen Gedanken sich aufgedrängt hat, einen neuen Wink des Herrn über seine Absichten mit mir für die Zukunft und eine zweckmäßige Vorbereitung (vielleicht) auf eine künftige etwaige Bestimmung erkennen muß. Meine Hülfsmittel dazu sind freilich, zumal jetzt, wo ich noch nicht einmal meine Bücher habe, sehr beschränkt; zum häuslichen Gebrauch stehen mir außer Schröckh und Arnold nur der Baronius und des Sam. Basnage Annales Politico-Ecclesiasticae zu Gebote, welches letztere Werk mir sehr wesentliche Dienste leistet. Dazu habe ich auch Stolberg's Geschichte der Religion Jesu, die grade des römisch-katholischen Princips darin für mich brauchbar ist, und doch auch sonst neben ihren schwachen auch ihre liebenswürdigen Seiten hat. Der Herr hilft auch hier durch, und für mich ist diese Beschäftigung sehr belehrend. — Nach beendigter kirchengeschichtlicher Beschäftigung folgen noch einige Antiphonien und ein kurzes Gebet nebst dem Frieden Gottes u. s. w. Die eigentliche Versammlung ist damit geschlossen; es bleiben aber nun jedesmal noch Einzelne von den Künstlern bei uns, und wir sitzen oft bis in die späte Nacht traulich und herzlich beisammen. Louise bringt Thee und Butterbrod dazu, und wer Lust hat trinkt ein Glas Wein dazu. Auf diese Weise kommen wir alle Dienstage und Freitage um Ave Maria, d. h. eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, zusammen; gewöhnlich circa 15 oder 16 Künstler an der Zahl; und der Herr hat bis jetzt seinen Segen dazu gegeben. Ihm sei auch der Fortgang vertrauensvoll anheimgestellt.

Wir verbinden hiermit, was Rothe's Briefe an seine Eltern über den gleichen Gegenstand berichten. Zunächst meldet er ihnen nämlich am 21. Februar:

In Hinsicht meiner amtlichen Verhältnisse muß ich noch immer dabei bleiben, daß sie sehr angenehm sind. An Arbeit hat es mir besonders in den letzten Wochen keineswegs gefehlt. Ich habe nämlich eine Einrichtung versucht, die bisher in einem guten Gange zu sein scheint. Ein großer Theil unsrer hiesigen evangelischen Künstler theilte mit mir den Wunsch und das Bedürfniß, ein Mittel einer näheren und persönlichen Berührung zwischen uns ausfindig zu machen. Dazu fand sich auch bald Rath. Die Sache ist in folgenden Gang gekommen. Dienstags und Freitags Abends um die Zeit des Lichtanzündens kommen wir (einige zwanzig an der Zahl) zusammen, von jetzt an bei mir, fangen mit Lesung eines Abschnittes aus der Schrift und gemeinschaftlichem Gebete an, und dann folgt meinerseits ein Vortrag über die Kirchengeschichte, nach dessen Beendigung diejenigen, welche Lust dazu haben, noch zusammen bleiben. Grade um eine Art Vortrag über die Kirchengeschichte wurde ich ganz bestimmt gebeten. Es ist die Kenntniß derselben hier zugleich Localbedürfniß, und die Veranlassung, eine eigentliche Vorlesung über dieselbe halten zu müssen, für mich sehr lehrreich, und eine gute Vorbereitung auf das, was vielleicht in Zukunft mein Beruf sein dürfte. Aber Arbeit kostet es mich recht hübsch, zumal da ich hier fast ganz von allen Hülfsmitteln dazu entblößt bin. Dazu nimmt die Aufsicht unsers Krankenhauses und das Ueberlaufenwerden von Leuten, die unsre Gemeindecasse als Hülfsbedürftige in Anspruch nehmen, einen schönen Theil meiner Zeit hinweg. Daher geht es mit meinem Italienisch ziemlich langsam von Statten. Ich lese den Boccaccio, dabei mein italienisches Neues Testament, eine italienische Uebersetzung der englischen Liturgie und eine dito von Bossuets défense de la doctrine catholique.

Und am 1. April 1824 fügt er hinzu:

Unsre Abendzusammenkünfte gehen recht gut fort. Ich hoffe, sie werden nicht ohne Segen sein. Für mich sind sie beides, lehrreich und anregend. Nach beendigtem Vortrage bleiben dann immer noch ein halbes Dutzend Leute hier, mit denen ich zu Louisen in die Wohnstube gehe, wo wir uns um einen kleinen runden Tisch, auf dem schon eine Flasche mit Wein und einige Teller Butterbrote stehen, herumsetzen, und gewöhnlich bis gegen Mitternacht zusammenbleiben. Aber Arbeit machen mir diese zwei Abende viel, doch übernehme ich sie herzlich gern. Ueberhaupt habe ich, besonders in diesen Wochen, mein recht ordentliches Theilchen Arbeit. Der Passionsgottesdienst kommt auch noch dazu, der recht gut fort geht. Meine amtlichen Verhältnisse bleiben nach wie vor wie ich sie nur wünschen kann, und ich glaube zu bemerken, daß meine Bemühungen nicht ganz und gar Luftstreiche sind.

Ueber die (eben wieder erwähnten) Abendgottesdienste in der Passionszeit findet sich außerdem auch in dem zweiten Brief an Heubner vom 20. März 1824 noch folgende bezeichnende Stelle:

Außerdem habe ich für die Passionszeit einen Wochengottesdienst in der Kapelle Mittwochs um Ave Maria eingerichtet, der uns diese zwei Male sehr wohlthuend gewesen ist. Ich habe dann nur die Gemeinde im engern Sinne vor mir, und kann desto aufrichtiger sprechen. Diese kleine Gemeinde zu erhalten und immer mehr in christlicher Gemeinschaft zu befestigen, liegt mir besonders am Herzen. Nur auf diesem Wege sehe ich ab, wie sich in der hiesigen Gemeinde ein christliches Leben und ein christlicher Gemeingeist bilden und auf eine von den äußern Umständen unabhängige Weise sichern läßt. Nur durch diese kleinere Ecclesiola wird mir ein lebendigeres Einwirken auf die größere Ecclesia möglich, und durch sie kann ich mich vor dem Unglück, ein Prediger in der Wüste zu sein, einigermaßen retten.

Außer allen diesen gemeindlichen Functionen hatte aber der junge Prediger endlich noch auf die speziellen Bedürfnisse der umherziehenden Handwerksburschen sein Auge gerichtet. Und zwar sucht er in dieser Beziehung eine Einrichtung zu treffen, die später u. A. im Orient mehrfach in verschiedener Form (es sei hier nur an die schöne Volksbibliothek im Jerusalemer Johanniterhospiz erinnert) nachgeahmt worden ist:

Ich fühle hier sehr das Bedürfniß kleiner erbaulicher Schriften; besonders reisenden Handwerkern, die sich schaarenweise aus der Gemeinde-Casse von mir ein Viaticum holen, möchte ich so gerne außer dem klingenden noch ein anderes, das vielleicht einmal im Herzen klingt, mitgeben. Wir haben auch eine besondere, freilich nicht sehr reiche Casse für den Ankauf von Erbauungsschriften. Wenn Du also eine Anzahl ausgesuchter und namentlich für die bezeichnete Classe von Seelen passender Tractätchen oder anderer compendiöser Erbauungsschriften für mich acquiriren könntest, so würde ich schon Mittel und Wege, sie hierher und Deine Auslage an Dich zu bringen, ausfindig machen. Besonders möchte ich Dich bitten um eine Anzahl Exemplare von Valenti's Feierabendbüchlein; desgleichen, wenn es möglich, um ein Exemplar von Goßner's Geist des Lebens und der Lehre Jesu. (Die Schöner'schen Sachen haben wir meist.)

Der reiche Inhalt des Briefes, dem wir alle diese Mittheilungen über Rothe's pastorale Wirksamkeit entnehmen durften, läßt es uns leichter verschmerzen, daß wir aus dem ersten Jahre seines römischen Aufenthalts weniger briefliche Berichte an Heubner besitzen. Allerdings hat Rothe am 18. Juli 1824 noch einen „dicken Brief" an Heubner geschrieben („und darin auch einen langen Leser an Dich, worin ich

mir über vielerlei gegen Dich Luft gemacht"); aber, wie aus einer späteren Anfrage vom 12. Oktober 1824 erhellt, ist dieser Brief verloren gegangen. Doch hatten die Seinigen zugleich auch von anderer Seite befriedigende Mittheilungen über ihn. So kann Heubner am 1. Mai 1824 an Hahn melden:

In Rom geht es sehr gut. Rothe genießt überaus viel Liebe und Achtung, hält auch noch zwei Abendstunden Vorlesungen über Kirchengeschichte zu Förderung des evangelischen Sinnes und Glaubens, was den zum Katholicismus bisweilen inclinirenden Künstlern sehr heilsam ist.

Und auch während des Sommers 1824, in dem Rothe's eigener Brief an Heubner verloren ging, wurde diesem anderweitige Kunde. Er meldet darüber Hahn am 3. September 1824:

Von Rothen's haben wir seit 7. April keine Nachricht; wenn ich nicht bei Nicolovius einen Brief vom 29. Juni von ihm gesehen, wäre ich bange. Er ist aber nach den Nachrichten, die Schmieder vom Legationsrath Bunsen bekommt, überaus geachtet und geliebt.

Ebenso theilten Heubner und Rothe's Vater sich gegenseitig die empfangenen Nachrichten mit. So meldet Heubner dem letzteren schon am 5. Februar 1824, daß er mit Schmieder über die römische Stellung Rücksprache genommen, besonders auch darüber, daß alle Briefe an den Gesandtschaftsprediger ihn als Attaché der Gesandtschaft bezeichnen mußten. Am 23. März 1824 kann er „innig erquickende" Nachrichten, die er durch Schmieder erhalten, mittheilen. Und ähnlich wieder am 29. April Nachrichten von Berlin „von dem Wohlbefinden nicht blos, sondern auch von der Achtung und Liebe, welche Richard genießt, besonders von dem innigen Verhältniß mit Bunsen". Den Verlust des langen Briefes von diesem selbst kann Heubner freilich lange nicht verschmerzen, kommt in Briefen an Rothe's Vater vom 28. Oktober und 4. November 1824, und selbst noch vom 28. Februar 1825 wiederholt darauf zurück, obgleich er bereits in dem ersteren dieser Briefe ein Wort aus einem Bunsen'schen Briefe an Schmieder anführen kann: „Rothe gewinnt immer mehr Aller Herzen und entfaltet immer mehr seine seltenen und herrlichen Talente", und obgleich der zweitgenannte Brief auch über ein Schreiben von Rothe's Frau an die Ihrigen berichten kann: „Louise ist ganz voll in ihrem Briefe von der unbeschreiblichen Güte ihres Rothe, und bekennt demüthig, sich seiner gar nicht würdig zu fühlen. Sie kennt ihren Schatz."

Ueber die äußeren Begebenheiten des Jahres 1824 bieten nun außerdem die Briefe Rothe's an seine Eltern eine fortlaufende Chronik; doch dürfen hier nur die Hauptpunkte derselben hervorgehoben werden. So bietet gleich ein Brief vom 7. April 1824 ein mannigfaches Interesse durch eine liebevoll eingehende Schilderung Venedig's (die einen verloren gegangenen Brief vom Weihnachtsabende aus Mestre ersetzen sollte, zugleich aber nunmehr überall den Vergleich mit Rom anlegen konnte). Mit großer Anschaulichkeit werden in diesem Briefe sowohl der Markusplatz und die Markuskirche, die „in ihrer ganz eigenthümlichen altbyzantinischen Bauart einen feenhaften Eindruck machen", und die Aussicht vom Markusthurm und die Schätze der Markusbibliothek vorgeführt, wie die Kirche San Georgio Maggiore in ihrem späteren italienisch-griechischen Style und der zwar kostbaren, aber einfachen Ausschmückung, die sich zu dieser wie Malerei zur Plastik verhaltende Kirche San Giovanni e Paolo, und eine Reihe von anderen, meist den römischen vorgezogenen Kirchen. In der Gemäldesammlung hat besonders die Assumptio Mariä von Guido Reni gewaltigen Eindruck gemacht, während die vielgerühmten Paläste am großen Canal und dieser selbst wenig befriedigten. Auch das Arsenal und die kleine evangelische Kirche sind nicht vergessen. Besondere Theilnahme erweckt jedoch vor Allem eine treffende Bemerkung über den politischen Zustand Italiens:

Ueberhaupt trägt für mich in Italien alles den Charakter einer abgebrochenen Cultur, eines Stockens der intellectuellen Bewegung in der Nation. Leider ist dieß auch die wirkliche Lage Italiens. Es ist in unsrer Zeit fast ganz abgeschnitten von dem geistigen Zusammenleben der civilisirten Welt. Es hat wenig übrig behalten, als, zum Theil, bedeutende Reichthümer, durchgängig einen gewissen natürlichen Anstand und die unglückliche Unbefangenheit des Bewußtseins darüber, ob der Mensch noch zu etwas anderem auf der Welt ist, als um seines sinnlichen Daseins froh zu werden. Es versteht sich, daß es nicht an Ausnahmen fehlt, die aber gewiß in keinem Lande den allgemeinen Schlendrian weniger störend als in Italien. Es ist eine schwere Verantwortung, welche die Regierungen dieses von Gott so gesegneten Landes auf sich lasten haben.

Am 14. April folgt eine überaus malerische Beschreibung der berühmten Ostermusiken in der Sixtina, indem zunächst der Aufzug der Kardinäle in seinen hochkomischen Eindrücken, sodann aber die Musik selbst in ihrer tief ergreifenden Natur geschildert wird. Nur mit großem Bedauern verzichten wir hier auf Wiedergabe des ein-

gehenden Berichtes, um statt dessen zunächst die oben unterbrochene Zusammenstellung von Rothe's Predigten*) wieder aufzunehmen.

Ueber die Gottesdienste der Osterzeit referirt er, theils am 14., theils am 20., theils am 28. April folgendermaßen:

Am Sonntage Judica war mein Thema (immer nach dem Evangelium): Jesu Kampf mit der Welt. Ich nahm ihn nach dem Text als einen Dreifachen: 1) über seine Lehre (die Welt nennt ihn einen Irrlehrer), 2) über sein Amt (die Welt nennt ihn einen Thoren), 3) über seine Person (die Welt nennt ihn einen anmaßenden Schwärmer).

Am Mittwoch: Die Stunden, während welcher Jesus am Kreuze hing; was in ihnen 1) von Seiten des Menschen, 2) von Seiten Gottes geschah.

Am Palmsonntage: Jesu letzter Einzug in Jerusalem; 1) sein Zweck, 2) seine Wirkungen.

Am Mittwoch: Einige Blicke in das Herz Jesu am letzten Tage vor seinem Leiden; 1) er weiß es, daß seine Stunde gekommen ist, 2) sein Herz ist grade jetzt auf's lebendigste von dem Bewußtsein seiner göttlichen Herrlichkeit erfüllt, 3) es ist voller Liebe, 4) seine Liebe ist eine thätige und zwar eine dienende.

... Am Charfreitage beschränkte sich bei unserm Gottesdienste die Predigt nur auf eine kurze Anrede. Das Ganze war aber recht erwecklich.

Am ersten Feiertage predigte ich über die Worte des Herrn: „Ich lebe und ihr sollt auch leben."

Am zweiten Feiertage (20. April) habe ich etwas viel zu sprechen gehabt. Um 9 Uhr ging die Vorbereitung und Beichte für die Communicanten an. Ich nahm zum Text der Beichtvorbereitung eine Ostergeschichte, Joh. 20, 11—17. Darauf ging der eigentliche Gottesdienst an, und mein Thema war aus Veranlassung des Evangeliums: Wie Christi geistliche Auferstehung in uns das Herz entbrennen macht; nämlich 1) zum Glauben, 2) zur Hoffnung, 3) zur Liebe. Ich suchte zu zeigen, daß eher nicht und durch nichts anderes diese drei Stücke, die von Hause aus in unseren Herzen so gar matt sind, zum Brennen kommen, bis durch Gottes Gnade in unseren Herzen die lebendige Ueberzeugung entsteht, daß, wie die Schrift sagt, Christus um unsrer Sünde willen dahin gegeben, und um unsrer Gerechtigkeit (Rechtfertigung) willen auferweckt sei. Darauf genossen wir das heilige Abendmahl. Es waren (was hier ein äußerst seltener und höchstens nur an Ostern eintretender Fall ist) über 50 Communicanten.

... Am Sonntag (26. April) war mein Thema, nach dem Evangelium, der Zuruf des Herrn an uns: Friede sei mit Euch! Er mußte es uns allen, wenn es recht mit uns beschaffen ist, schon drei Mal zugerufen haben: 1) bei unserm Eintritte in diese Welt — bei Geburt und Taufe,

*) Vgl. oben S. 338—340.

2) bei unserm bewußten Eintritt in Sein Reich — bei unsrer Wiedergeburt, 3) bei unserm Eintritte in Seinen Dienst. Ist's so, so wird Er es uns auch zum vierten Mal zurufen bei unserm Austritt aus dieser und unserm Eintritt in jene Welt.

Wir schließen hier auch sofort die andern Predigten an, deren ein (24 äußerst eng geschriebene Doppelseiten umfassender) vom 19. Mai bis zum 3. Juli fortgeführter tagebuchartiger Brief gedenkt, auf dessen übrigen Inhalt noch in anderm Zusammenhang zurückzukommen sein wird.

Sonntags den 2. Mai predigte ich über das Thema: Christus der gute Hirte, nach dem Evangelium. Er ist 1) der allein treue, 2) der allein kundige und bekannte, 3) der allgemeine Hirt.

Den 9. Mai über das Evangelium gepredigt. Thema: Christi Trost predigt für die Seinigen; 1) er räumt den falschen Trost weg, 2) er giebt den wahren.

Den 16. Mai predigte ich nach dem Evangelium über das Thema: der heilige Geist der rechte Prediger. Er ist 1) der rechte Strafprediger, 2) der rechte Trostprediger.

Sonntag (23. Mai), nach dem Evangelium gepredigt über das Gebet im Namen Jesu: 1) die besonderen Verheißungen die es hat, 2) seine Beschaffenheit.

Am Himmelfahrtstage predigte ich nach der Epistel über das Thema: Das Licht, welches die Himmelfahrt des Herrn über unser Christenthum verbreitet [1) über unsre Erkenntniß, 2) über unsern Glauben, 3) über unsern Wandel], mit großer Herzensfreudigkeit.

Am 30. Mai predigte ich nach dem Evangelium über das Thema: Wie gewinnt das Reich Christi den Sieg über die Welt? Antwort: durch das doppelte Zeugniß 1) des heiligen Geistes und 2) der Jünger Jesu von ihm. — Leo XII. hat in diesen Tagen in seinen eben ausgegangenen entheriastischen Cirkelbriefen an alle Bischöfe der abendländischen Christenheit über dasselbe Thema aus einem andern, unerhört unverschämten Ton geblasen.

Am 5. Juni Vorbereitung der Communicanten auf das morgende heilige Abendmahl.

Am 6. Juni, dem ersten Pfingsttage, über das Evangelium gepredigt. Thema: Von der Offenbarung Jesu im Herzen der Gläubigen; 1) wann offenbart er sich? 2) wodurch? 3) welches sind die Wirkungen einer solchen Offenbarung? Darauf Austheilung des heiligen Abendmahls. Diese Abendmahlsfeiern haben in einer kleinen Gemeinde wie die unsrige immer etwas ganz besonders feierliches und erhebendes.

Der zweite Pfingstfeiertag ist in Rom gar kein Feiertag, daher war auch heute unsre Kirche ungewöhnlich leer. Ich predigte über das Evangelium. Thema: Die eigenthümliche Weise, wie der heilige Geist das Evangelium predigt. 1) Er zeigt die ganze Herrlichkeit des Evangeliums,

— indem er es ganz und gar auf die Liebe Gottes zurückführt, 2) er stellt den Unglauben in seiner ganzen Verdammlichkeit dar — indem er ihm jeden Schein von Entschuldigung nimmt.

Am Pfingstfeste fand nun gleichzeitig der erste Privatgottesdienst Rothe's bei der Herzogin von Montfort statt. Nachdem er noch unter dem 17. Mai von einem neuen Gesuch dieserwegen an's Ministerium berichtet („Es ist ihr wirklich sehr mit an der Sache gelegen, um so mehr auch mir"), erzählt er vom ersten Pfingsttage weiter:

Ich hatte heute ziemlich viel zu thun und zu sprechen; denn um halb 2 Uhr fuhr ich noch zur Herzogin von Montfort, bei ihr Gottesdienst zu halten. Da sie mich nämlich immer wieder an die Resolution von Berlin hatte erinnern lassen, auch schon an Ostern gebeten, ihr wenigstens für das Fest einen Gottesdienst zu halten, so bot ich ihr an, an Pfingsten, wenn sie es begehre, bei ihr zu predigen, indem ein so hartnäckiges Stillschweigen von Berlin mir in dieser Hinsicht mehr Freiheit gewähre. Sie nahm es sehr gern an, und ich hatte am ersten Pfingstfeiertage eine sehr schöne Stunde bei dieser Gelegenheit. Wenn man einem einzigen Menschen (denn ihre Hofdame und ihr Kammerherr, die mit gegenwärtig sind, sind, jene eine, wiewohl sehr verständige, Katholikin, übrigens eine Deutsche, dieser zwar Protestant, aber ein Franzose, der kein Wort Deutsch versteht) zu predigen hat, so kann man dieß auf ganz andere Weise thun, als wenn man zu einer gemischten Versammlung spricht, zumal wenn diese Eine Person mit sichtlicher Aufmerksamkeit und Theilnahme folgt. Ich predigte über dasselbe Thema wie in der Kirche, nur ganz natürlich mit durchaus verschiedener Ausführung.

Am 2. August kann Rothe dann endlich mittheilen, es sei die gewährende Resolution eingelaufen, sie sei nur durch den Doppelbericht beider Ministerien an den König aufgehalten worden. Und von da an sehen wir ihn denn auch häufig dieser Privatgottesdienste neben den öffentlichen erwähnen.

Die Predigt Rothe's vom Trinitatistage, dem 13. Juni (von der Wiedergeburt: 1) ihre Beschaffenheit, 2) ihre Nothwendigkeit, 3) die Art und Weise wie sie erfolgt), ist wieder in die gedruckte Sammlung aufgenommen.*) Dagegen fehlen dort die übrigen aus dem Juni und Juli; so alsbald die vom 20. Juni über das Evangelium, nach dem Thema: Der Ernst der christlichen Heiligung. Er erhellt 1) aus dem Preise, für welchen wir sie in diesem Leben er-

*) Rothe's Predigten I. Band S. 29—39.

kaufen müssen, 2) aus dem Preise, den wir in jenem Leben für sie empfangen und 3) aus der Zeit und den Mitteln, auf welche sie beschränkt ist. Ueber den folgenden Sonntag, 27. Juni, berichtet Rothe sogar nähere Einzelheiten:

Heute feierten wir das Johannisfest, und zugleich mit ihm das fünfjährige Stiftungsfest unsrer Gemeinde. Ich predigte nach dem Evangelium vom Johannistage über das Thema: Die Aehnlichkeit des eigenthümlichen Berufs unsrer Gemeinde mit dem des heiligen Johannes des Täufers 1) hinsichtlich der äußerlichen Verhältnisse beider, 2) hinsichtlich der besondern Aufgabe, welche beide zu lösen haben, 3) hinsichtlich der Mittel, auf die sie zur Lösung derselben gewiesen sind. Es gab dieß Gelegenheit, manche Wahrheit, die ich schon längst für die Gemeinde auf der Zunge gehabt, auf eine natürliche, vielleicht dieses oder jenes Herz findende Weise auszusprechen. Und der Herr schenkte mir ein freudiges Aufthun des Mundes dazu. — Nach dem Gottesdienst hatte ich noch eine Privatcommunion eines Bedienten, der in unserm Krankenhause am Fieber gelegen hatte und nun genesen war. Meine Louise und ich nahmen an ihr Theil.

Einem abermals tagebuchartigen Brief vom 26. Juli bis 3. Oktober entnehmen wir ebenfalls zunächst die darin gebotenen Predigtskizzen:

Am 4. Juli predigte ich über das Evangelium am Feste der Heimsuchung Mariä. Mein Thema war: Warum ist das Lob Gottes in der Christenheit so selten geworden? Zur Beantwortung dieser Frage wurde gesehen 1) auf die Beschaffenheit derer, die Gott loben können, 2) auf den eigentlichen Gegenstand ihres Lobes.

Am 11. Juli nach dem Evangelium gepredigt. Mein Thema war: Christi Gebot der Barmherzigkeit. Ich betrachtete 1) den Inhalt desselben und 2) die Hindernisse, die seiner Uebung im Wege stehen.

Am 18. Juli predigte ich nach dem Evangelium über das Thema: Christus der rechte Brodherr. Ich sah dabei 1) auf die Ordnung, in welcher, 2) auf die Art und Weise, auf welche, und 3) auf die besondern Absichten, zu welchen Er das leibliche Brod giebt.

Am 25. Juli predigte ich nach dem Evangelium über das Thema: Christi Auslegung des fünften Gebots. Ich betrachtete 1) seine Auslegung dieses Gebots selbst und 2) die Folgerungen, die er daraus zieht. Wir feierten das heilige Abendmahl.

Am 1. August predigte ich nach dem Evangelium über das Thema: Der Trost des verlassenen Kirchleins Christi. Ich zeigte 1) das Bild dieses verlassenen Kirchleins Christi und 2) den Trost, dessen sich dasselbe zu getrösten hat. Eine meiner liebsten Predigten.*)

*) Sie findet sich in der Predigtsammlung I. S. 40—55.

8. August. Ueber das Evangelium gepredigt. Thema: Christi Warnung vor den falschen Propheten. 1) Ihre Nothwendigkeit. 2) Ihr Inhalt. Um 1 Uhr hielt ich zum ersten Male den regelmäßigen (alle 14 Tage) Hausgottesdienst bei der Herzogin von Montfort. Ich predigte über das Gleichniß vom Weinstocke, Joh. 15, 1—8. Ich zeigte in demselben ein Bild des wahren Christenthums 1) seiner Natur, 2) seiner Entwickelung, 3) seiner Herrlichkeit nach.

15. August. Gepredigt nach dem Evangelium über das Thema: Die Klugheit für das Reich Gottes. In Beziehung 1) auf die richtige Erkenntniß unsrer Stellung zu Gott und seinem Reiche, 2) auf die Wahl der richtigen Mittel für die Erreichung der Zwecke des Reiches Gottes.

22. August. Gepredigt über das Evangelium. Thema: Christi Thränen über Jerusalem. Es wurde dabei gesehen 1) auf die äußeren Umstände, unter welchen Er sie weinte, und 2) auf die Worte, mit welchen Er sie begleitete. Der Hausgottesdienst bei der Herzogin von Montfort fiel aus, weil die Zurückkunft des Prinzen, der grade von Wien zurück erwartet wurde, störend dazwischen trat.

29. August. Gepredigt über das Evangelium. Thema: Ein Bild der heuchlerischen und der wahren Frömmigkeit. Es wurden dabei betrachtet: 1) diejenigen, welchen der Herr dieses Bild vorhält, 2) das vorgehaltene Bild selbst.*) Bei der Herzogin von Montfort gepredigt über Joh. 2, 1—11.

5. September. Ueber das Evangelium gepredigt. Thema: Die dreierlei Belehrungen, die uns unser heutiges Evangelium giebt. Sie sind 1) eine Belehrung über uns selbst, 2) über den Heiland und seine Wege mit den Menschen, 3) über die Beschaffenheit des wahren Glaubens.

12. September. Nach dem Evangelium über das Thema: Der Streit des Glaubens und des Gesetzes in der Welt gepredigt; 1) wurde dieser Streit mit einigen wenigen Zügen dargestellt und 2) betrachtet, wie unser Heiland denselben schlichtet.**) Die Herzogin von Montfort hat für einige Zeit einen Ausflug nach Albano gemacht.

19. September. Mein Thema war der dankbare Samariter, ein Beispiel des wahren Glaubens. Ich betrachtete nach Anleitung des Textes den Glauben 1) inwiefern er nicht selten, 2) inwiefern er sehr selten ist.

26. September. Ueber das Evangelium gepredigt. Mein Thema war: Das Christenthum ein Ruf zum Himmel. 1) Es macht uns los von der Last dieser Welt und 2) von den Sorgen dieser Welt.

28. September. Beichtvorbereitung über Offenb. 3, 20.

29. September. Michaelisfest. Gepredigt über das Evangelium. Thema: Der Weg zur Aehnlichkeit mit den heiligen Engeln. Er ist der

---

*) A. a. O. S. 56—70.

**) A. a. O. S. 70—86. Das Thema wird hier als „Streit zwischen Glauben und Tugend auf der Welt" angegeben.

Weg 1) der Selbsterniedrigung, 2) der Selbstverläugnung. Wir feierten das heilige Abendmahl.

3. Oktober. Ueber das Evangelium gepredigt. Thema: Christus tröstet die Seinigen bei dem Verluste der geliebten Ihrigen. 1) Christus tröstet, 2) Er tröstet die Seinigen.

9. Oktober.*) Thema nach dem Evangelium: Christus im Hause des Pharisäers. 1) Ein Blick in das Hhaus des Parisäers, 2) das Verhalten des Herrn darin.

Neben den Predigten treten die Krankenbesuche und Beerdigungen bald in den Vordergrund, und stellen wir auch hinsichtlich dieser die Berichte Rothe's selber zusammen. In erster Reihe ist hier der Chronik vom 18. und 19. Juni 1824 zu gedenken:

18. Juni. Heute früh brachte mir Hr. Erskine (vide infra)**) die Nachricht von dem Tode des ersten Kranken, der mir hier starb, wiewohl er nicht eigentlich zu unsrer Gemeinde gehörte. Es war ein französisch-reformirter Maler aus Neufchatel, etwa 32 Jahr alt, Mr. Charles Bailliod, von dessen Anwesenheit und Krankheit ich seit etwas länger als einem Monate wußte, und den ich dann täglich gesehen habe, immer zu meiner eignen großen Erbauung und Erquickung. Schon im vorigen Sommer hatte er an einer höchst gefährlichen Brustkrankheit gelitten, von der er jedoch scheinbar so ziemlich hergestellt worden war. Die Genfer Aerzte (wahrscheinlich um ihn aus ihren Händen zu bekommen) hatten ihm den Aufenthalt in Rom den Winter über als das sichere Mittel seiner völligen Wiederherstellung vorgestellt. Allein bald nach seiner Ankunft in Rom hatte sich sein Zustand auf's entschiedenste verschlimmert, und die Auszehrung war auf's bestimmteste zum Vorschein gekommen. Seine Vermögensumstände waren ärmlich; aber Gott führte ihm die Bekanntschaft eines wohlhabenden schottischen Rechtsgelehrten, Namens Thomas Erskine, der sich in Rom aufhielt, zu, und dieser übernahm sogleich die Sorge für alle seine Bedürfnisse, übergab ihn der Behandlung eines hiesigen englischen Arztes, Dr. Klarke, und ließ ihm, als er später auf einige Monate nach Neapel reiste, seinen Bedienten zur Pflege zurück, sowie er auch alle Unkosten seiner Beerdigung ꝛc. trug, und einzig und allein um seinetwillen seinen hiesigen Aufenthalt um geraume Zeit verlängerte. Dieser Mr. Erskine, der zufällig auch unsern Heubner kennt und liebt, ist ein

*) Die folgende Predigt vom 17. Oktober 1824 über Matth. 22, 34—46 („Der Heiland in der Schule des Pharisäers" 1) als Schüler, 2) als Lehrer) ist wieder a. a. O. I. S. 86—94 aufgenommen. Unser Verzeichniß der Predigten muß dagegen hier abbrechen, weil die folgenden Briefe keine solche Chronik mehr geben.

**) Ueber den Verkehr mit diesem ebenso geistvollen wie liebenswürdigen Schotten hat Schenkel aus Rothe's Tagebuch Einiges erwähnt, und kommen auch wir noch darauf zurück.

von Seiten seines Charakters und Geistes gleich liebenswürdiger Mann, in dessen Umgange ich viele sehr frohe und lehrreiche Stunden zugebracht habe. Er reist in wenigen Tagen ab, läßt uns aber die Hoffnung, ihn vielleicht künftigen Winter wieder hier zu sehen. Auch in der gelehrten Welt ist er als Verfasser einiger sehr tief gedachter Schriften über das Christenthum bekannt. Die Krankheit unsers gemeinschaftlichen Freundes Bailliod war ein augenscheinlicher Triumph der göttlichen Gnade und ihrer Kraft über die menschliche Natur. Seit mehr als vier Monaten hatte er wegen der fürchterlichen Schmerzen und Beklemmungen kein Auge zugethan, fast alle fünf Minuten mußte er seine Lage verändern, um nur einigermaßen Luft zu schöpfen, und wie ein Todtengerippe, fast ohne alles Fleisch, lag er da — aber nie kam über seine Lippen auch nur die entfernteste Klage der Ungeduld, immer war er voll göttlichen Trostes und Liebe. Fast die letzten Worte, die er unter äußerster Anstrengung vor seinem Heimgange zu Hrn. Erskine sprach, waren: „J'ai eu des moments tout à fait surprenants, dans lesquels l'amour de Dieu s'est manifesté à moi d'une manière, dont vous autres, qui vous restes encore dans la plaine vie, ne pouvez pas avoir d'idée." Wenige Stunden darauf wird er noch ganz andere Ueberraschungen gehabt haben. Es war ihm überall anzusehen, daß er mehrere Jahre treu und innig in der Nähe Gottes gelebt hatte....

19. Juni. Früh um 4 Uhr ging ich die Leiche des sel. Bailliod (der auf dem Spanischen Platze gewohnt hatte) abholen. Da die Leute hier wegen dergleichen Krankheiten äußerst besorgt sind, so baten seine Wirthsleute um möglichst baldige Beerdigung. Mit Hrn. Erskine und zwei französischen Schweizern fuhr ich der Leiche nach. Auf dem Kirchhofe mußten wir noch warten, weil das Grab noch nicht fertig gegraben war. Dann bestatteten wir die Leiche, unter Bedeckung von vier Grenadieren, nach der französischen Uebersetzung der, überaus schönen, englischen Begräbniß-Liturgie zur Ruhe in der Erde. Es war ein erhebender Augenblick. Wir standen auf der Höhe des neuen Kirchhofs, von wo aus man einen großen Theil der Stadt und der Tiber übersieht. Die Sonne war eben aufgegangen, unter uns war die Stadt in dicken Nebel gehüllt und nur die höchsten Kuppeln ragten klar hervor; um uns und um die Gräber war es licht und heller Tag, die ersten Strahlen der Sonne beschienen und erwärmten uns. Wir reichten uns stillschweigend die Hände, sagten dem Seligen ein Lebewohl auf Wiedersehn, und stiegen wieder unter das Getümmel hinab. Da es noch sehr früh war, fuhren wir noch nach S. Paul, und wandelten unter den großartigen Ruinen menschlicher Werke, mit denen die Menschen Gott verherrlichen wollten, die Brust voll der Erwartung „einer andern Stadt, die einen Grund hat, welcher Baumeister und Schöpfer Gott ist" (Hebr. 11, 20). In solchen Stunden empfindet man es lebhafter als jemals, wie eine herrliche Sache es um Menschen ist, von denen man, wie die Schrift von den heiligen Patriarchen spricht (Hebr. 11, 13—16), sagen kann: „Diese alle sind gestorben im Glauben."

Daran schließen sich zunächst die Berichte vom 26. u. 27. September 1824:

26. September. Des Abends nach Ave Maria begruben wir einen 35jährigen Kupferstecher aus Stuttgart, Namens Rist, der am 24ten an einer Pulsadergeschwulst gestorben war, unter zahlreichem Geleite der deutschen Künstler. Ein sehr lieber braver Mann, dem wir seine Ruhe im Herrn gönnen mögen. Seine letzte Arbeit war bedeutungsvoll, der Stich einer schönen Zeichnung von Philipp Veit: Christus, der anklopft. Er hinterläßt eine 70jährige Mutter und viele Geschwister, von denen ein jüngerer Bruder hier Landschaftsmaler ist.

27. September.*) Des Abends wurde ich über Hals und Kopf wieder zu einem Begräbnisse abgeholt. Der Leichnam der im vergangenen März hier ertrunkenen, wegen ihrer Schönheit und unschuldigen Liebenswürdigkeit in ganz Rom bewunderten jungen Engländerin Miß Bathurst war heute gefunden worden und sollte nun in aller Eile bestattet werden. Die hier anwesenden Engländer, Hr. Consul Friborn an der Spitze, wollten ihn ganz auf ihre eigene Faust beerdigen. Hr. v. Reden, der erst ganz zufällig, als das Begräbniß schon seinen Anfang nehmen sollte, davon erfuhr, trat aber dazwischen und bat mich die Leiche zu bestatten. Erst gegen 10 Uhr kamen wir vom Testaccio zurück.

Noch verbinden wir damit die Mittheilung vom 17. Januar 1825:**)

Heute hatte ich eine sehr traurige Amtshandlung, die Beerdigung meines lieben Freundes, des Landschaftsmalers Reinhold, unter den hiesigen Landschaftsmalern des ausgezeichnetsten, 34 Jahre alt. Seine Seele ist zu ihres Herrn Freude eingegangen; sein Andenken wird unter uns nicht verlöschen.

Trotz der sich mehrenden Casualien sehen wir aber den unermüdlichen jungen Prediger noch immer neue Berufsarbeit suchen. Obgleich auch im Sommer (wie er am 18. Juni vermerkt) seine Künstlerfreunde, wenn auch in geringerer Zahl, ihn an den beiden dazu bestimmten Abenden zu besuchen fortfuhren, lag es ihm doch besonders an, auch die Handwerker näher heranzuziehen. Und vom 11. Juli kann er denn auch in der That über die Begründung einer „Katechismusstunde" berichten:

---

*) Vgl. das Nähere über den tragischen Vorfall in Bunsen's Leben I. S. 236.

**) Derselbe Brief erwähnt als der ersten von Rothe vollzogenen Taufe der vom 19. December 1824; es war die des jetzigen Reichs- und Landtagsabgeordneten Dr. Georg v. Bunsen.

Um 6 Uhr des Abends brachte ich heute, was ich schon lange im Schilde geführt, die erste Katechismusstunde zu Stande. Schon seit mehreren Monaten war es mein Wunsch gewesen, den hiesigen evangelischen deutschen Handwerksburschen, die sich oft Monate, ja Jahre lang hier aufhalten, in irgend einer Weise nützlich zu werden, und ihnen, was bei den hiesigen Localumständen besonders nöthig ist, zu einer näheren und fruchtbareren Kenntniß ihres eignen evangelischen Glaubens und der heiligen Schrift zu verhelfen. Ich hatte mich bald Anfangs davon überzeugt, daß dieser Zweck am sichersten auf dem Wege des Katechismusunterrichts erreicht werden könnte. Nur hatte ich die Ausführung dieses Wunsches nie bewerkstelligen können, weil bisher die sich hier aufhaltenden deutsch-evangelischen Handwerker auf die Idee eines solchen Katechismusunterrichts nicht eingehen wollten, oder ihre dermalige, gar zu geringe Anzahl als Grund, warum dieselbe zur Zeit noch unausführbar sei, vorwendeten. Endlich jetzt ließ sich die Sache in's Werk setzen, und Gott wolle seinen Segen dazu geben, daß sie in Seinem Namen und zu Seiner Ehre begonnen sei und fortgesetzt werden möge.

Wir fügen hinzu, daß es schon in der Chronik vom 25. Juli heißt: „Die diesmalige Katechismusstunde war recht gesegnet".

Alle diese Geschäfte nahmen dann freilich ihn so sehr in Anspruch, daß Rothe am 14. September gradezu klagt: „Die Zeit ist mir noch nirgends so kurz gewesen, als in Rom. Einen so großen Theil derselben muß man verlaufen, zumal ich, der ich täglich mit den Künstlern, die alle auf und um den Pincio wohnen, zu verkehren habe. Dazu sind diesen Sommer so viel Kranke unter ihnen gewesen. Ein anderer Theil geht durch Besuche verloren, die oft sehr unnütz sind. Die vielen hier durchreisenden Deutschen und namentlich Preußen veranlassen häufige Abendgesellschaften bei Bunsen, von denen ich mich schon Schande halber nicht ausschließen kann." Als „eine besondere Gattung von Zeitraupenfraß" wird dann noch das Suchen einer andern Wohnung erwähnt, indem die alte ihnen durch die Tücke einer Mitbewohnerin, der Maitresse eines Kanonikus, verleidet worden sei. Daß von der neuen Wohnung den Eltern genaue Pläne eingesandt worden, bedarf (wo Rothe es, wie noch zu erwähnen, schon bei der ersten Wohnung gethan) kaum noch der Bemerkung. Ebenso, daß wir an den einzelnen Mittheilungen der für die Eltern abgefaßten Chronik über Besuche, Gesellschaften u. dergl. vorbeigehen. Auch von den Erwähnungen politischer Ereignisse (wie des Todes von Ludwig XVIII. u. s. w.) sei nur die Bemerkung vom 9. Oktober hier aufgenommen: „Man trägt sich jetzt hier mit einer, wenn sie sich

bestätigt, höchst erfreulichen Nachricht aus Berlin, nämlich daß der König per Kabinetsordre den demagogischen Untersuchungen ein „bis hierher und nicht weiter!" gesetzt haben solle. Das würde eine wahre Ehrenrettung für Preußen. Auf wessen Einfluß könnte das geschehen sein? Die höchsten Herrschaften sind in Fischbach gewesen. Ich habe schon an Merkel gedacht."

Aus den übrigen Mittheilungen, besonders der oben erwähnten langen Briefe an die Eltern vom 19. Mai bis 3. Juli und vom 26. Juli bis 12. Oktober möge dagegen noch das Folgende hier Platz finden.

Mit einem durch Gelegenheit übersandten Briefe vom 1. April hatte Rothe bereits den Eltern eine Abschrift seiner Bestallung, einen Plan von Rom und den römischen Kalender geschickt. Dem Briefe vom 28. April hatte er drei genaue Zeichnungen seines Hauses und des damit verbundenen „semiramideischen" Gartens beigefügt, über welche zugleich der Text des Briefes speciellste Erklärungen gab. Einem Geburtstagsbriefe vom 27.—29. April an die Mutter waren sogar Blumen aus dem Garten eingelegt.

Derselbe Brief meldet dann bereits: „Eben kommt Frau Bunsen und ladet uns auf den Montag zu einer kleinen Spazierreise nach Frascati, Tivoli und dem Gebirge ein. Wir willigen gern darein." Es ist dies dieselbe (vom 4. bis 7. Mai ausgeführte) Reise nach Tivoli, Vicovaro und San Cosimato, deren bereits in Bunsen's Leben*) gedacht ist. Rothe's Beschreibungen der bekannten Neptunsgrotte, der Villa d'Este, der eigenthümlichen Schönheitslinien des Gebirgs, wie der scharf hervortretenden Zeichnung und Belaubung der Baumgruppen und des tiefblauen Himmels lesen sich aber ebenso frisch und unmittelbar, wie seine weitere Erzählung der Ausflüge nach dem Giro, nach der Villa Hadriani, nach dem reizend gelegenen, aber schauderhaft schmutzigen Vicovaro, nach dem Franziskanerkloster San Cosimato und den Resten des daneben gelegenen altbenediktinischen Höhlenklosters, sowie endlich nach dem Ponto Lupo und dem Lago di Tartaro. Trotzdem müssen wir auch diese Gemälde wieder zurückstellen, nehmen aber wenigstens eine für den Culturzustand des Kirchenstaates charakteristische Anekdote auf:

*) Vgl. I. S. 238—239.

Bunsen und ich machten uns (bei der Rückreise) eine Stunde früher auf als die übrigen, zu Fuße, aber nicht auf der großen Straße, sondern verfolgten die alte Via Valeria, in Begleitung eines Jungens, der bei aller seiner Pfiffigkeit, Gewandtheit und antiquarischen Kenntnissen doch nicht wußte, wie lange Zeit seit der Geburt unsers Herrn Jesu Christi her sei.

In demselben chronikmäßigen Briefe vom 19. Mai bis 3. Juli, der über diesen ersten Ausflug in die Campagna berichtet, finden sich nun weiter aber noch eine größere Anzahl ähnlich malerischer Darstellungen von Zuständen, Festlichkeiten und Ausflügen, die wir hier wiederum leider nur erwähnen dürfen. Bei Gelegenheit einer Spazierfahrt nach dem Testaccio (am 10. Mai) wird die Leidensgeschichte der Kirchhofsmauer (am protestantischen Kirchhofe) erzählt.*) Am 20. Mai wird der Charakter der gewöhnlichen römischen Abendgesellschaften in witziger Weise geschildert. Der Himmelfahrtstag brachte die Verkündigung des Anno Santo im Portikus von S. Peter, und auch von ihr giebt Rothe einen höchst pittoresken Bericht. Vom 2. Juni an mehren sich die kürzeren Ausflüge, da Rothe zwei ihm empfohlene junge Berliner Apotheker (Gillet und Bornemann) in seiner Wohnung beherbergte und nun ihren Mentor in Rom machte. Dazwischen finden sich wiederholte Klagen über die bei dem Verkauf der Orgel der evangelischen Kirche von „frommen Leuten" in Würtemberg begangene Betrügerei, bis es endlich (im September 1824) zum Geschenk einer besseren Orgel durch den König kommt. Am 13. Juni wird der Zug des Papstes vom Quirinal in den Lateran ähnlich genau wie der Aufzug bei der Verkündigung des Anno Santo und mit einer Reihe feiner Bemerkungen über die römischen Culturzustände geschildert. Vom 22. Juni wird einer sehr genußreichen Fahrt mit Bunsen und Schnorr erwähnt nach S. Maria in Avincione (mit Friesmalereien von Julio Romano) und von da durch die Porta di S. Sebastiano um die Stadtmauer herum nach S. Paolo und durch die Porta di S. Paolo zurück. Und gleich am folgenden Tage schließt wieder eine größere Tour mit der Bunsen'schen Familie zu dem Blumenfest in Genzano und von da in's Latinergebirge sich an. Sie giebt auf's Neue Anlaß zu bunten Gemälden aus Albano, von dem See von Nemi (besonders von einer Stelle an demselben, „die so idyllisch war, daß man etwas Besseres als eine Geßner'sche

*) Vgl. darüber auch Bunsen's Leben I. S. 242—243.

Idylle dort hätte dichten können") und von dem Blumenfest in dem Städtchen Genzano selber, das in außerordentlich anschaulicher Weise vorgeführt wird. Auch der Besuch von Civita la Vignia, Castell Gandolfo, Castell Marino, Grotta Ferrata und besonders der in Frascati wird in allen Einzelheiten näher geschildert. Wir finden Rothe für alles Schöne der italienischen Landschaft durchaus empfänglich; um so interessanter ist es, grade bei solchen Schilderungen sein deutsches Gefühl sich besonders regen zu sehen. So flicht er der Beschreibung des Blumenfestes die Bemerkung ein:

Interessant ist auch die Betrachtung der ungeheuren Masse vornehmen und niedern Volks, das zu der Infiorata in Genzano zusammenströmt. Ich habe mich aber von neuem in der (subjectiven) Ueberzeugung bestärkt, daß nicht nur die schönen, sondern auch die hübschen Gesichter in Italien (und Albano und das Latinergebirge gelten für die eigentliche Heimath der italienischen Schönheit) höchst selten sind. Denn eine gewisse Regelmäßigkeit des Gesichts und eine häufig sich findende Vortrefflichkeit eines bestimmten einzelnen Zuges (um die Augenbrauen herum) können freilich dem Maler insofern schätzbar sein, als sich aus ihnen mit leichter Mühe ein hübscher, aber auch trefflich nichtssagender Kopf machen läßt, machen aber kein Gesicht in der Welt allein schon hübsch, geschweige gar ausdrucksvoll, und der enorme Umfang und die unverschämte Fleischigkeit, welche die weiblichen Figuren hier im Durchschnitt schon vor dem 20. Jahre gewinnen, verunstalten die von Hause aus schönsten Figuren. Aber unsre deutschen Rom- und Italien-Narren finden freilich den italienischen Dreck eben so pikant als die italienischen Gesichter, und werden einst schon in der Heimath Strafe dafür leiden müssen, daß sie das gesunde deutsche Gefühl, das Erstgeburtsrecht der Deutschen unter den europäischen Nationen, gegen ein stinkiges Knoblauchsgericht italienischen Geschmacks und italienischer Sitte verkauft haben.

Und den Schluß der ganzen Beschreibung bildet nachfolgender lebhafte Erguß:

So waren wir denn aus dem Ländchen zurück, das man, gewiß nicht mit Unrecht, das Paradies von Mittelitalien nennt. Aber wenn ich nun sagen soll, wie sich dieses italische Paradies mir zu unsern deutschen Gebirgsgegenden zu verhalten scheint, so sind meine unmaßgeblichen Gedanken darüber die folgenden wenigen. Schön sind beide — aber ganz e diametro verschieden. Die einen sind schön und groß, die andern schön und klein. Ganz verschieden ist in beiden das Punctum saliens, auf dem ihr Effect beruht, ganz verschieden der Eindruck, den sie auf das Gemüth machen. Stehe ich vor einer Schweizerischen, oder Gläzerischen, oder Schlesischen, oder Harzischen, oder Rheinischen, oder Oden- und Schwarzwäldischen Landschaft, so ist das Erste, was ich darin geschrieben lese, das,

was der Psalmist sagt, daß Himmel und Erde der Finger Gottes Werk sind. Ich sehe darin etwas specifisch unterschiedenes von allen menschlichen Kunstproductionen, — eine durchgehende innere Wahrheit — nichts was blos auf die Illusion berechnet wäre — eine Productivkraft, die sich in ihren Schöpfungen noch von ferne nicht erschöpft hat. Ich erkenne in dem Bilde eine Regel und eine Absicht, die aber tiefer liegt, als daß ich sie jemals vollständig entziffern könnte — ich fühle mich mit als Element in diese Natur gehörend, meinem natürlichen Dasein nach nicht über ihr, sondern in ihr befangen stehend. Es ist mir unmöglich, sie rein objectiv zu fassen, weil ich mit meinem eignen Subject in sie eingefaßt bin. Ganz anders die italienische Landschaft. Ihr Charakter ist entschieden nicht der eines Gottes-Produkts (nach dem Eindruck nämlich, den sie zunächst auf den Beschauenden macht), sondern eines Kunstprodukts. Darum ist sie auch für den Maler so bequem und geeignet zur Darstellung; aber darum ist sie auch von so gar unerheblichem Einflusse auf die Erhebung und Veredlung ihrer Bewohner; darum gefällt sie grade den gottesleersten Menschen so über die Maßen. Wenn man bei der Betrachtung einer deutschen Gebirgsgegend das Gefühl hat, sie (nämlich ihrem Verständnisse nach) nur erst noch in einer weiten Perspective zu sehen, daher sich ihre einzelnen Massen dem Auge auch gar nicht in so detaillirter Zeichnung, sondern nur in großen, noch nicht vollständig entwickelten Umrissen darstellen, — so steht man zu der italienischen, was ihr Verständniß anbetrifft, in der entschiedensten Nähe. Hier ist alles klar, und die ganze Anlage und Zeichnung tritt sicher und bestimmt bis im Einzelnsten hervor. Wiederum ein großer Vortheil für den Landschaftsmaler, dem es überhaupt nicht möglich ist, in der Natur das, was als unmittelbar gefühltes, specifisches Werk Gottes in ihr erscheint, darzustellen; aber unbefriedigend für den, der die Natur mit der heiligen Schrift für ein Kleid Gottes hält, das sich streng an die Gestalt des Bekleideten anschließend, dieselbe durch eine leichte Hülle verräth. Die italienische Landschaft ist ganz auf die Illusion berechnet. Ihre wesentlichsten Bestandtheile wollen immer aus einer gewissen Ferne gesehen sein, und doch sind sie eben in dieser dem Auge zum Greifen nahe. Jene wunderlieblichen violettrothen Berge, was sind sie in der Nähe besehen, als unfruchtbare Steinhaufen? Jene Städtchen, die wie hingezaubert an den Bergen kleben, und so weiß wie Kreidefelsen aus der Ferne leuchten, sind nichts, als wahre Cloaken, in denen kein Mensch, dessen Auge irgend für Schönheit und Zierlichkeit Sinn hat, wohnen möchte. Wie gering sind nicht überhaupt die Elemente, aus denen eine italienische Landschaft componirt ist! Immer ist's nicht das Was, sondern das Wie der Zusammensetzung, welches den Effect hervorbringt. Und hier begegnet die italienische Natur unmittelbar dem Landschaftsmaler und überhaupt dem Künstler auf seinem Wege. Seine Aufgabe ist, durch wenig Mittel einen bedeutenden Effect hervorzubringen, und diese Aufgabe löst die italienische Natur vor seinen Augen. Aber, liebe Eltern, erst kommt der Mensch, und dann der Künstler. Der Mensch will mit seinem Herzen in die Natur

hinein und dieß wird ihm hier sehr schwer. Darum findet man auch unter den Italienern so gar wenig Sinn für die Natur. Sie sehen sie mit denselben Augen an, wie ein Kunstwerk; und wie die sie umgebende Natur, so ist auch ihr Leben, ihr bürgerliches und häusliches, im Allgemeinen nur auf die Illusion berechnet. Das alles mag bildend und fördernd für den Künstler sein, den Menschen bringt es zurück; und der wahre Künstler lebt vom Menschen (obwohl leider bei den meisten Künstlern der Mensch vom Künstler leben möchte — ein Schattenleben!) er schöpft aus der geheimen Tiefe der Brust, wo das Leben bereitet wird, seine Gestalten, — sonst sind sie Schatten ohne Dasein —. Die Wahrheit kann wohl ohne Schönheit leben, aber die Schönheit nicht ohne die Wahrheit, und die Kunst ist das Eitelste unter der Sonne, wenn sie sich nicht an das, was die tiefste und innerste Wahrheit im Menschen ist, hängt. Darum kann ich von Rom aus, — so wesentlich bildend auch der hiesige Aufenthalt für den Künstler auf einer gewissen, nothwendigen Stufe seiner Kunstentwickelung sein mag, nie die Wiedergeburt der Kunst erwarten.

Nach der Rückkehr werden dann noch am 28. und 29. Juni die Festlichkeiten des Peter und Paulsfestes, besonders das Feuerwerk (die Girandola) mit genossen; auch hier aber lautet der Schluß der Erzählung: „Aber um Himmelswillen, die ganze Verkehrtheit der römischen Kirche kann sich doch wahrlich nicht deutlicher aussprechen, als wenn sie ein religiöses Fest mit Kunstfeuer feiert." *)

Die immer energischere Vertretung des deutsch-evangelischen Christenthums gegenüber dem Papstcultus, zu der Rothe sich grade in Rom erhebt, sollte er denn bald auch in der Praxis zu bethätigen haben. Gleich der folgende Brief vom 26. Juli berichtet (nach dem Tagebuch vom 8. Juli) hochinteressante Data über eine Besprechung mit einem Prinzen von Schönaich-Carolath, der mit seiner Familie zerfallen und alsbald der (zumal nach so vornehmer Beute) „Land und Meer umziehenden" Propaganda in die Hände gefallen war. Es gelang Rothe in der That, ihn nicht blos von der Absicht des Uebertritts abzuhalten, sondern ihm auch darzulegen, wie er den evangelischen Glauben bisher eigentlich gar nicht gekannt habe.

Wir übergehen hier die mehr persönlichen Mittheilungen, und halten uns einfach an den Inhalt des Gesprächs:

---

*) Eine ähnliche Bemerkung macht Rothe's Brief vom 3. Februar 1825 (vgl. S. 386) bei Erwähnung der neuen Dogana, die wie eine Kirche gebaut sei: „Sehr passend, denn die Kirche ist hier zu Lande leider eine vollständige Accisеanstalt geworden." — Vgl. weiter S. 405 und S. 412.

Wir sprachen nun heute viele Stunden mit einander, und wenigstens so viel wurde ihm wie mir dabei klar, daß er von dem eigentlichen Wesen unsrer evangelischen Kirche — wie in dieser Zeit sehr begreiflich — durchaus unrichtige Vorstellungen habe; er schien sich davon zu überzeugen, daß, indem er in der katholischen Kirche das was er in der unsrigen nicht finden zu können meinte, — wirklich christlichen, den tieferen Bedürfnissen des menschlichen Herzens entsprechenden Glauben — suche, er Gefahr laufe, diesen in jener Kirche nur mit Beimischung eines fremdartigen, ihn in einem aufrichtigen und consequenten Gemüthe nothwendig zerstörenden Prinzips zu finden, — daß viele Sätze, auf denen gewissermaßen als auf unbeweisbaren, aber unmittelbar gewissen Grundanschauungen das System der römischen Kirche beruhen soll, und welche er, wie viele andere, bona fide als Axiome angenommen, um so mehr, da sein Verstand nicht scharf ausgebildet ist — sich mit höchst triftigen, aus dem Centrum der christlichen Glaubenswahrheiten selbst entnommenen Gründen angreifen lassen. Er gestand endlich zu, daß auf jeden Fall, ehe er einen Schritt dieser Art mit gutem Gewissen thun könne, von seiner Seite ein gründliches und sehr viel Zeit kostendes Studium der Systeme beider Kirchen vorhergehen müsse, und daß er vor der Hand in dieser Hinsicht noch gar keinen entscheidenden Entschluß fassen könne.

Kehren wir von der bunten Fülle dieser Nachrichten über Rothe's Amtsthätigkeit wie über seine zunehmende Kenntniß von Land und Leuten zu dem engeren Kreise seiner Häuslichkeit zurück, so haben wir hier vor Allem zu constatiren, daß nicht einmal das erste Jahr seiner Ehe so völlig ungetrübt blieb, wie die ersten Briefe es sollten schließen lassen. Die furchtbare Heimsuchung, die Rothe in einer stets wachsenden und endlich einen so entsetzlichen Grad erreichenden Krankheit seiner Frau auferlegt war, geht ihren ersten Anfängen nach schon in dieses erste Jahr zurück. Zwar berichtet er seinen Eltern am 28. April 1824 noch ausdrücklich:

Wohl und sehr glücklich leben wir immer, und auch das Zurücksehnen zu den Unsrigen kann unser Glück nicht eigentlich trüben. Sehen wir doch immer sicherer, daß es so gut gewesen, daß wir hierher gegangen. Wir haben dringende Ursache, dankbar gegen den lieben Gott zu sein, der uns seine Freundlichkeit so reichlich zu schmecken giebt, und wollen es auch alle beide von Herzen gern sein.

Ebenso sagt er noch am 4. October 1824: „Wir alle beide haben uns während des ganzen Sommers bis auf diese Stunde so wohl befunden, daß wir nie wohler zu sein zu wünschen brauchen."

Und auch der Brief vom 12. Oktober 1824 an Heubner kann beim Rückblick auf das vergangene Jahr nur das lebendige Dank-

gefühl aussprechen: „Es ist heute grade ein Jahr, daß ich ordinirt worden bin. Es ist ein reiches Lehrjahr gewesen. Gottlob, der Herr hat mich in ihm nie allein gelassen, und sein Geist hat meiner Schwachheit aufgeholfen." Von irgend welcher Krankheit im Hause ist also auch hier nicht die Rede. Wie ganz anders aber lauten die Mittheilungen an Heubner vom 29. März 1825:

Was wir der Mutter nicht schreiben wollen, um sie nicht zu beunruhigen, will ich doch Dir nicht verschweigen. Meine Louise hat einen recht schlimmen Winter gehabt. Schon vor Weihnachten hatte sie sehr viel von überaus heftigen Zahn- und Kopfschmerzen zu leiden. Am ersten Weihnachtsfeiertage des Abends spät bekam sie eine Art Ohnmacht und einen heftigen Anfall von Krämpfen oder vielmehr was man hier Convulsionen nennt und bei weitem gutartiger ist, als die Krämpfe bei uns, und woraus sich die Römerinnen als einem ihnen ganz familiären Uebel wenig machen. Die Zeit bis zu Neujahr brachte sie, weil sie der Zufall angegriffen hatte, auch ein paar Mal sich wiederholte, großentheils im Bette zu. Seither ist sie zwar nie wieder bettlägerig geworden, wiewohl noch mehrere Male schwächere Anfälle von Convulsionen wiedergekommen sind, und sie noch viel an Zahnweh zu leiden gehabt hat; aber ihr Nervensystem war durch jene Zufälle so angegriffen worden, daß sie nicht ohne Schwindel und Anwandelungen von Ohnmacht zu bekommen längere Zeit hinter einander fortschreiben, auch keine etwas angreifende Musik hören konnte u. dergl.

Sie war also leider in der physischen Unmöglichkeit, ihre Schreibereien früher zu vollenden. Gottlob ist sie übrigens sehr wohl, und man sieht ihr die Schwäche ihrer Nerven, die sich überhaupt jetzt schon um den bedeutendsten Theil gegeben hat, gar nicht an; und der Sommer ist ja nun vor der Thür, auf den ich in dieser Hinsicht eine große Hoffnung setze, da sich Louise im Sommer des vorigen Jahres sehr wohl befunden hat. Mit des Herrn Hülfe soll sie hoffentlich wieder recht zu vollen Kräften kommen. Es hat, wie Du wohl denken kannst, auf diese Weise diesen Winter über mancherlei Kummer und Sorgen gegeben. Doch ist der Herr allezeit nahe gewesen und hat fühlbar durchgeholfen. Der guten Mutter wirst Du doch wohl von diesem allem nichts sagen.

Wie seiner Schwiegermutter, so hat Rothe auch seinen Eltern von diesem langwierigen Leiden seiner Frau keine Mittheilung gemacht. Dagegen berichten eine größere Anzahl von Briefen an seine Eltern über alle sonstigen Erlebnisse dieses Winters, und entnehmen wir denselben wieder die belangreichsten Punkte. Dazu gehört wohl vor Allem eine interessante Erörterung über die ganze Art des römischen Berufslebens, verbunden mit einer eigenthümlichen Selbstcharakteristik, womit sein Brief vom 2. November 1824 die Klagen

der Eltern über sein langwieriges Stillschweigen beantwortet. Rothe sagt hier u. A.:

Ich kann hier so wenig mit Sicherheit zum Voraus über meine Zeit disponiren, und meine hiesigen Berufsgeschäfte bestehen so sehr großentheils in unvorhergesehenen Abhaltungen vom Arbeiten, die ich mir gern gefallen lassen, und für die ich Gott noch von Herzen danken muß (weil sie mich in Berührung mit denjenigen Leuten bringen, denen ich zum Seelsorger gesetzt bin), daß mir zehnmal für einmal ein Strich durch die bestimmteste Rechnung, einen Brief zu einem bestimmten Posttage abzuschicken, gemacht wird ....

In den letzten Tagen der Woche muß ich mir schon die freien und ungestörten Stunden für meine Predigt behalten. Die Arbeiten eines Geistlichen sind leider so beschaffen, daß Zeit nicht immer das einzige Erforderniß dazu ist. Er braucht gute Stunden dazu und eine klare Stimmung; und grade solche Stunden benutze ich auch so gern zur Unterhaltung mit Euch, geliebte Eltern. Man kann mit Gottes Gnade wohl seiner Laune, aber nicht immer seiner Stimmung Herr werden, und bei einem unruhigen Leben, bei dem man, bei dem größten Glück, das einem der liebe Gott beschert, doch allerlei verdrießliche und den Geist ermüdende Dinge zu verrichten hat — wie Einer, der unter Italienern lebt und mit ihnen in die Berührungen des gemeinen Lebens tritt, gewiß immer haben wird, — kommen doch Stunden und Tage, wo der innere Mensch nicht recht aufthauen will. Auch wißt Ihr, daß mir eine gewisse glückliche Gabe, die Dinge um mich her sans façon und spurlos über die Oberfläche meines Herzens hingleiten zu lassen, abgeht, und daß ich viel schöne Zeit mit stillen Monologen hinbringe, und darum ein gutes Theil des Tages — Gott gebe nicht unnützlich! — auf mich selbst, und allerhand innerliche Rechtshändel mit mir selbst und meinem himmlischen Brodherrn verwenden muß.

Kurz, liebe Eltern, Ihr wißt's, ich habe seit langen Jahren immer zu den Amphibien gehört, die bei ihrem Kriechen auf der Erde, wenn ihnen dabei auf des lieben Gottes buntem Teppich und unter seinem herzstärkenden Sonnenschein auch noch so wohl, leicht und fröhlich wird, und ihr Herz das Leben sehr, sehr schön findet, noch immer nicht aus dem Gemüthe die Empfindung los werden können: daß es für sie doch noch ein erquicklicheres, belebenderes Element des Daseins gebe, die schöne blaue, bewegliche und durchsichtige Fluth des Himmels (oder der Liebe Gottes), in welcher die Sonnen und die Sterne Gottes selber schwimmen. Da drinnen sich baden und versenken zu können, muß doch noch schöner sein, — zumal wenn man dahin alles, was man hier liebt, mitnehmen kann, — denken solche Amphibien immer, und suchen eine bessere Stadt als die, welche mit Händen bereitet ist. Solche Leute machen dann oft im Leben (wiewohl sie sich dieselben wahrlich nicht gering anrechnen und verzeihen,) Tölpeleien über Tölpeleien. Eine solche ist auch mein langes Stillschweigen gewesen. Haltet mir's zu Gute,

liebe Eltern, wenn Ihr an mir so verschiedenes wahrnehmt, was mir selber am wenigsten verborgen ist. Ich weiß es wohl, daß ein Mensch Gottes wandeln soll in dem Gesetze der vollkommenen Freiheit; aber bis jetzt ist's bei mir nur noch erst die Morgendämmerung der Freiheit, nach ihrem hellen Tageslichte ringe ich noch, nach ihm, in welchem der erneuerte Mensch sich in dem was Erde heißt und von der Erde ist, mit völliger Sicherheit und Leichtigkeit beweget. Das beste, was durch Gottes Gnade bis jetzt an mir ist, ist, daß ich mit Wahrheit David nachsprechen kann: „Herr, vor Dir ist alle meine Begierde, und mein Seufzen ist Dir nicht verborgen." — Ihr verzeihet mir, und nehmt mich wie ich bin, da ich doch gern sein möchte, wie ich Euch gefallen könnte.

Derselbe Brief hat noch, mit Bezug auf die in Aussicht stehende Verheirathung seiner Pflegeschwester, eine bezeichnende Aeußerung über den Ehestand:

Es heißt dabei immer: aut Caesar, aut nihil. Der Apostel Paulus hat wohl recht, wenn er von der Ehe schreibt: „Groß ist das Geheimniß, ich sage aber von Christo und der Gemeinde." Der Himmel schließt auch die Erde für unser Verständniß und für unsern Genuß auf, und die tiefsten und heiligsten Geheimnisse des Himmels sind die fruchtbarsten für das Erdenleben.

Am 9. November sendet Rothe seinen Eltern den schon früher erwähnten Plan der neuen Wohnung; es sind fünf saubere Zeichnungen, denen eine detaillirte Erklärung hinzugefügt ist.

Dem Briefe vom 9. December waren ferner zwei Portraits von Rothé und seiner Frau beigelegt, über deren Nichtähnlichkeit er sich freilich sowohl selbst sehr beklagt, wie auch die Frau ihren Schwiegereltern darüber schweigt:

Ich will nur gleich anfangen mit dem schrecklich verunstalteten Bilde meines geliebten Richard. Glaubt ja nicht, liebe Eltern, daß er sich in der kurzen Zeit so sehr zu seinem Nachtheil verändert hat. Grade das Gegentheil: er ist so munter und so jugendlich, wie er nie in Deutschland war ...

Rothe selbst ergeht sich bei diesem Anlaß in einer längeren Ausführung, die für die Verhältnisse in den Künstlerkreisen nicht ohne Interesse ist, und von der deshalb (während wir den übrigen Inhalt des Briefes, die Wünsche zum Christfest sowohl, wie die mehr geschäftlichen Nachrichten, übergehen) der wesentlichste Theil hier Platz finden möge:

Es kommt mir heute sehr zu statten, daß mir die Natur der Sache mich in's Kurze zu ziehen gebietet, indem beiliegende zwei Delinquenten

den Raum im Couvert präoccupirt haben. Weil sie Euch doch wohl zuerst in die Augen fallen werden, so will ich nur gleich damit anfangen, sie bei Euch bestmöglichst zum heiligen Christ zu introduciren. Arme Sünder sind sie im eigentlichsten Sinne des Worts; denn von der Aehnlichkeit mit ihren auf jeden Fall doch mit einem Stempel individuellen Lebens aus Gottes Hand gekommenen Urbildern haben sie leider jede Spur verscherzt. Herzlich leid thut es uns beiden; aber, liebe Eltern, die ungerathenen Kinder sind nicht immer die, an deren Erziehung man das wenigste gewendet hat. Nach dem, was wir für diese Bilder gethan (von denen zwei Consorten nach Wittenberg reisen werden) könnten sie mehr als gut getroffen und sauber gemalt sein. Seht, wie Ihr es Euch vorstellen möget, ist die Sache hier nicht; für meine Kirchengeschichte nebst Thee und Butterbrod, und unsre beiderseitigen freundlichen Gesichter fällt es hier niemandem ein, einen Pinsel zu rühren. Da weiß man hier den Werth der Kunst auf eine viel reellere Weise zu schätzen, und anstatt daß die Kunst hier betteln ginge, geht sie vielmehr en robe de gentilhomme einher. Die Leute, die am meisten Lust haben zu schenken, nehmen gewöhnlich am ungernsten etwas geschenkt, und bekommen auch am wenigsten geschenkt. Ich will nicht sagen, daß uns nicht am Ende einer gratis oder für eine Kleinigkeit gemalt hätte; aber das wäre grade einer gewesen, von dem man es nicht hätte mit gutem Gewissen annehmen können. Reisten wir ein Mal nach Breslau, so mußten wir natürlich auch nach Wittenberg reisen; und vier Portraits wollen gemalt sein. Dabei sind ja die Leute hier so erpicht auf ihre Zeit, daß viele glauben, die Zeit in der Kirche sei schon ein Sacrilegium an ihrer hiesigen kostbaren Studienzeit. Soviel ist wenigstens gewiß, daß man von einem jungen Maler, der, wie fast alle hier, sich im Vaterlande mühsam so viel zusammengespart, um ein paar Jahre hier, durch eigentliche Brodarbeiten ungestört, seinem Kunststudium zu leben, nicht mit gutem Gewissen verlangen kann, daß er, noch dazu gratis, von dieser ihm so kostbaren Zeit ein paar Wochen für eine Arbeit, bei der er nichts lernt, daran zu geben. Diejenigen, die hier gewissermaßen eine selbständige Stellung erlangt haben, unter meinen hiesigen Freunden, z. B. Schnorr, sind so beschäftigt mit großen Arbeiten, daß sie kaum für diese Zeit haben. Andere, z. B. v. Maydell, der unter die erstere Kategorie gehört, und von dem ich weiß, daß er sehr gut trifft, würde als halb und halb zu unserm Hause gehörig, nichts genommen haben, und doch weiß ich, daß die Zeit, die er dazu gebraucht hätte, ihn ein großes Opfer gekostet haben würde. Es wäre ein anderes gewesen, wenn ein solches Anerbieten von ihm oder einem andern ausgegangen wäre. Aber das ist nun niemals geschehen. Mit einem Worte, ich thue von Herzen gern Einem einen Freundschaftsdienst, wenn ich kann; aber ich muthe keinem andern einen zu; und besonders hier in Rom hat man wirklich nichts umsonst. Auf der andern Seite mußten wir uns, wenn wir nicht aufs unangenehmste anstoßen wollten, in dieser Angelegenheit an einen unsrer nähern Bekannten wenden, und unter diesen fiel uns die Wahl nicht schwer. Von — — wußten wir, daß ihm ein

Gefallen mit einer solchen Arbeit geschah. Außerdem hat er sehr viel Portraits gemalt, steht im Rufe sehr gut zu treffen, und wir selbst hatten von ihm einige äußerst getroffene Bilder gesehen. Die unsrigen gehören leider nicht in diese Zahl. Das meinige geht eher noch hin; ich sehe eben ungefähr so aus, wie wenn ich des Morgens, ungewaschen und ungekämmt, noch voller Schlaf aus dem Bette krieche, — dazu um ein zehn Jahr älter als ich bin und scheine. Aber meine Lisel ist gar nicht zu kennen. Einige Züge sind allenfalls von ihr da; aber das ganze Lisel fehlt in dem Bilde, grade das Beste.

Später fügt Rothe über denselben Gegenstand noch hinzu:

Nun, wir hätten Euch gern eine Freude zum heiligen Christ gemacht; es ist aber nichts daraus geworden, es muß wohl auch sein Gutes haben. Nehmet wenigstens in den beiden Conterfeyen unsern guten Willen an und hängt die Delinquenten verdienter Weise auf.... Ist es nicht übrigens fatal, wenn man für ein solches Produkt noch hocherfreut und dankbar sein muß?

Der Brief vom 3. Februar 1825 gewährt, in dem Dank des Sohnes für ein reiches Geburtstagsangebinde des Vaters, wieder einmal einen schönen Einblick in ihr gegenseitiges Verhältniß:

Tausend, tausend Dank für Eure elterlichen Segenswünsche zu meinem 26sten Geburtstage, und für das reiche Angebinde, das ihr denselben beigefügt habt. Liebe Eltern, tausend Dank dafür, aber es hat uns alle beide gerührt und beschämt. Der liebe Gott hat mir aus Gnaden unerwartet früh so viel gegeben, daß ich mit meiner Lisel ohne Sorgen und anständig in der Welt bestehen kann, und darum, lieber Vater, hättest Du das Maaß, das Er gehörig voll gemacht, nicht noch häufen sollen. Ihr habt so lange Jahre hindurch um meinetwillen Euch mancherlei Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens entzogen, daß ich jetzt keinen freudigeren und wohlthätigeren Gedanken kenne als den, daß dieß nun wegfällt, und es mir vielleicht mit der Zeit möglich wird, mir irgend etwas zu entziehen, um Euch eine Freude zu machen. Diese Freude aber, lieber Vater, mußt Du mir also schon nicht verderben. Willst Du denn aber nun doch einmal Deinem väterlichen Herzen mit irgend einem Geschenke Luft machen, so bitte ich herzlich, es nun nirgends anders hinzuthun — als in die Rom-Reise-Spar-Casse.

In demselben Zusammenhang ist eine recht „kirchenstaatliche" Anekdote über den Ursprung des gewaltigen Torlonia'schen Vermögens eingeflochten:

Vor der Recommandation an den Herrn Judex und Principe von Bracciano-Torlonia habe ich mich übrigens wohl gehütet, als welcher nicht minder als 6 Procent Provision nimmt. Der Mann ist, beiläufig gesagt, sehr pfiffig. Bei einem so enormen Profit ließe es sich natürlich

gar nicht erwarten, daß sich jemand in Geldangelegenheiten an ihn würde anweisen lassen. Nun giebt er aber mit die glänzendsten Gesellschaften und Bälle in Rom, und den meisten Reisenden ist deshalb viel daran gelegen, bei ihm Zutritt zu finden, — welches auf eine sehr natürliche Weise dadurch geschieht, daß sie auf ihn gestellte Wechsel mitbringen. Auf diese Weise hat der Mann trotz seiner unverschämten Prellerei dennoch die Geldangelegenheiten fast aller hierher kommenden Reisenden in seinen Händen. Nun, Euch soll er nicht fassen, wenn Ihr, so Gott will, im August 1826 zur Porta del Popolo bei der neuen Dogana, die wie eine Kirche gebaut ist (sehr passend; denn die Kirche ist hier zu Lande leider eine vollständige Acciseanstalt geworden), hereingefahren kommt.

Aus dem weiteren Inhalt dieses Briefes heben wir einige Mittheilungen über Prof. Gerhard sowie die Uebersendung mehrerer Pläne und Beschreibungen der Umgegend von Rom hervor, außerdem ferner die ausführliche Beschreibung der Geburtstagsfeier, von der hier der Schluß folge:

Nachmittags wurde (denn es war köstliches Wetter) ein Spaziergang in Schnorr's Villa gemacht (die auf dem Plan als Villa Justiniani bezeichnete, beim Lateran). Des Abends schleppte mich meine Lisel, ich konnte nicht begreifen warum, zu Bunsen's, unter dem Vorwande, sie dorthin blos zu begleiten, indem ich meine gewöhnliche Dienstags- und Freitags-Abendgesellschaft erwartete. Ich war aber nicht wenig überrascht, als ich dort, wo ohne mein Wissen das Datum meines Geburtstags lautbar geworden war, eine vollständige Gesellschaft meiner hiesigen Freunde und näheren Bekannten fand, und von unserm Chor mit einer Reihe prächtiger altitalienischer Kirchenmusikstücke, die sich derselbe zu diesem Behufe eingeübt hatte, begrüßt wurde. Wir waren bis spät in die Nacht sehr fröhlich bei einander, und auch Eure Gesundheiten erklangen aus einem Walde von Gläsern. Ihr seht also, daß wir, so gern wir auch dieses alles gegen eine einzige halbe Stunde Zusammensein mit Euch dahin gäben, doch bei unsern Geburtstagen hier nicht zu kurz kommen.

Nicht minder eingehend werden sodann der Geburtstag seiner Frau und die Weihnachtsfeier beschrieben; von letzterer sei abermals nur die Abendgesellschaft bei Bunsen erwähnt, der Rothe u. A. mit einer prächtigen alten Ausgabe des Dante überraschte. Ebenso war auch des ersten Jubiläums der Ankunft in Rom durch eine Mittags- und Abendfeier bei Bunsen's gedacht worden.

Die Fortsetzung der kirchengeschichtlichen Abende auch in diesem Winter sei nur beiläufig vermerkt.

Dagegen darf die folgende Beschreibung des Beginns der Feier des von Leo XII. ausgeschriebenen Anno Santo nicht fehlen:

Das Anno Santo wurde auf die langweiligste Weise am 24. Decbr. Nachmittags gegen 3 Uhr unter gewaltigem Wehen nicht grade des Geistes, aber doch des Windes von oben, — einem dreistündigen betäubenden Geläute aller Glocken und der gehörigen Portion Kanonenschüsse eröffnet. Es sollte aber an allen Straßenecken geschrieben stehen, wenn man es in Rom merken sollte. In den vier Basiliken sieht man zwar gewöhnlich eine Anzahl Leute, die von der Indulgentia plenaria profitiren wollen, aber das sind fast lauter Römer. Die Zahl der Pilger — unter denen die Herzogin von Lucca eine Hauptrolle spielt — beläuft sich nie über dreißig, und das ist fast lauter eigentliches Lumpengesindel.

Endlich wird im gleichen Briefe noch für die (einer bestellten Büchersendung vom Vater hinzugefügten) Werke von Planck und Olshausen Dank abgestattet („der Planck ist mir hier ein wahrer Schatz, und das Olshausen'sche Buch eines der gründlichsten theologischen Bücher, die seit langen Jahren geschrieben sind"), und die Wiederaufnahme der Paulicianer-Studien berichtet, allerdings mit einer Klage über die bekannte mangelhafte Einrichtung der römischen Bibliotheken verbunden.

Ueber die amtlichen Berufsarbeiten dieses Winters entnehmen wir endlich noch dem folgenden Briefe vom 24. Februar 1825 einiges Nähere:

Die nächsten Wochen sind sehr mit Geschäften für mich überhäuft. Ich habe jetzt wöchentlich zwei Mal (denn unser Passionsgottesdienst hat gestern Abend wieder angefangen), auch wohl drei Mal, wenn die Frau v. Montfort hier ist, zu predigen, — Sonntags Nachmittags eine katechetische Stunde mit den Handwerkern zu halten, — zwei Mal in der Woche Kirchengeschichte vorzutragen — worauf mich die Vorbereitung gewöhnlich viel Zeit kostet, weil ich es für vernünftiger halte, eine Arbeit, die ich für den hiesigen Bedarf freilich nicht mit besonderer Gründlichkeit vorzunehmen brauchte, lieber jetzt gründlich abzuthun, da ich sie doch vielleicht künftig noch einmal gründlich vornehmen müßte, und es jetzt, wo ich einmal dabei bin, mit der Hälfte Zeit und Mühe kann, die ich dann brauchen würde. Dabei nimmt mir eine Arbeit viel Zeit weg, die Bunsen und ich schon seit längerer Zeit für die Bedürfnisse unsrer Gemeinde angefangen haben, — eine Sammlung von Gebeten und geistlichen Liedern für die häusliche Andacht. Dann wollen die Paulicianer auch nicht ganz vergessen sein. Und dazu kommt, daß ich nur wenige Abende in der Woche für mich zum Arbeiten übrig behalte. Sonntags sind wir bei Bunsen's, Dienstags und Freitags kommen meine Freunde zu uns — Donnerstags gehe ich gewöhnlich zu Bunsen, — weil ich dort mehrere Leute finde, die ich eben an keinem andern Orte leicht sehe, und mit denen ich doch nicht gern außer aller Berührung bleiben will. Das sind

die regelmäßigen Zeitausgaben, — der unregelmäßigen, unvorhergesehenen kommen dann noch genug dazu.

Ganz besondern Werth für die innere Kenntniß dieses zweiten römischen Jahres hat nun aber jener Brief Rothe's an Heubner vom 25. März 1825, dem wir bereits die Nachricht über den Zustand seiner Frau entnahmen. Rothe hatte außerdem Heubner für eine Anzahl von diesem erbetener Schriften zu danken, die derselbe durch Vermittelung eines Herrn v. Watzdorf übersandt hatte. Der Hauptinhalt des Briefes aber besteht in einer ähnlichen „Beichte", wie einst bei der ersten Erwägung der etwaigen Berufung nach Rom.

Schon der Glückwunsch zu einem neuen Kindersegen im Heubner'schen Hause geht alsbald in einen allgemeinen Erguß über:

Der Herr thut was die Gottesfürchtigen begehren, und die Ihn fürchten läßt Er Sein Geheimniß wissen. Es ist eine wunderbare Sache um dieses Geheimniß des Herrn. Es ist einem schon lange klar und empfindlich gewesen, und doch dünkt es einen jeden Tag, man habe gestern noch gar nichts davon verstanden. Wir verstehen nur so viel davon als nöthig ist, um die lebendige Ueberzeugung in uns zu erwecken, daß wir alles übrige gegen die überschwengliche Erkenntniß Christi für Schaden zu achten haben, und das Herz in die Verfassung zu bringen, da es vergißt, was dahinter liegt, und sich nach dem ausstrecket, was vorn ist, nachdem es Ein Mal von Christo ergriffen worden ist. So wird mir unter allen meinen Mißgriffen und Schwachheiten doch täglich bestimmter zu Muthe, und ich schließe daraus mit Freuden, daß mich der Herr nicht läßt, so oft ich ihn auch mag verlassen wollen.

Hieran aber schließt sich eine förmliche Abhandlung über die Natur des Glaubens und des auf ihm begründeten christlichen Lebens. Wie abstrakt diese Ausführung jedoch auch gehalten ist, so glauben wir doch, daß kein Kenner von Rothe's Ethik sie hier missen möchte. Finden wir doch schon jetzt den weiteren Unterschied von dem früheren einseitigen Pietismus, daß Rothe ersichtlich gegen das stetige Dringen auf Erweckung und Bekehrung, das den Menschen eben doch nicht moralisch vom Fleck bringt, polemisirt, und bei aller an sich selbst beklagten (und grade Heubner's günstigerer Beurtheilung gegenüber betonten) Sündhaftigkeit doch ein gewisses Fortschreiten in der Heiligung constatirt:

Glaube ja nicht, geliebter Bruder, daß ich immer im Frühlinge der empfindlichen Gnade und Liebe Gottes wandle. O nein, ich habe Stunden, Tage, ja Wochen, wo ich mich so kalt, so unglücklich, so recht im Exil

fühle, und wo, wenn ich nach meiner Empfindung urtheilen wollte, mir nichts kraft- und saftloser wäre als das Evangelium von Gott, der in Christo war und die Welt mit Ihm selber versöhnte. Aber ich lerne doch auch immer klarer, wie für unser inneres Leben und für unsre Brauchbarkeit für die Zwecke des Herrn in Seinem Reiche das meiste darauf ankommt, daß man erfahrungsmäßig erkennt, welch' ein köstliches Ding es ist, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade. Soll man in diesem irdischen Leben gewisse Schritte thun, so muß man wissen, in was für einer Sphäre man hier wandelt. Es ist noch die Sphäre des Glaubens. Wir sind hier selig in Hoffnung; die Hoffnung aber, die man siehet (oder empfindet), ist nicht Hoffnung. Das Sehen und Empfinden gehört nicht zum Wesen des Glaubens, sondern ist etwas was Gott drein giebt, wenn es uns und so viel es uns grade gut ist, und natürlich dann am reichlichsten, wenn wir darauf am wenigsten bauen und am entferntesten davon sind, darnach den Stand unsres inneren Lebens zu beurtheilen. Der Glaube ist ein Ueberwiesensein von dem, was man nicht siehet, — durch einen Akt des Willens. Nicht unser von Gott erfüllet sein, sondern unser von uns selbst ausgeleert sein ist die Basis des Glaubens. Er ist alle Zeit wesentlich ein: Gott größer sein lassen als unser Herz — ein Zuthun unsres Auges für das sinnlich und empfindlich wahrnehmbare und ein Oeffnen desselben für die unsichtbare Welt und ihre Güter, für welche wir keine andre untrügliche und hinreichende Garantie haben als Gottes Wort und unser Elend. Nach meiner geringen Erfahrung ist mir nichts heilsamer, als daß ich die rein sittliche Natur des Glaubens praktisch immer tiefer und lebendiger zu erkennen suche. Dadurch fängt mein Herz an fest zu werden und die alte, ungläubige Lust, seinen Glauben auf seine Empfindung von der göttlichen Gnade, auf sein empfindliches Ueberwiesensein von der Wahrheit des Gegenstandes des Glaubens zu gründen, auszuziehen. Gott schenkt mir dann wohl, daß, wenn es innerlich noch so dunkel und todt in mir aussieht, ich doch, wenn auch unter Thränen, dennoch mit Freuden Ihm sagen kann: „Dennoch bleibe ich stets an Dir; denn Du hältst mich bei meiner rechten Hand. Wenn ich Dich nur habe, auch ohne daß ich Dich als mein fühle, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, alle Zeit meines Herzens Trost und mein Theil." Ich bin nie seliger in der Gewißheit bei Gott in Gnaden zu stehen, als wenn ich mitten unter geistlicher Trockenheit doch durch die Kraft des Herrn mich selbst und meine Sinne und Empfindungen überwinden und hinwegwerfen kann, und Gott die Ehre gebend, mit meinem Herzen und Willen in den Unglauben, in das, was mich meine Sinne und Gefühle lehren, fest und beharrlich nicht einwillige. Israel hat dennoch Gott zum Trost, wer nur reines Herzens ist; auf der Reinheit und Treue des Herzens, — darauf daß der Mensch freudig und mit Wahrheit zu seinem Heilande sagen kann: Herr, Dich suche ich und nicht mich; ich weiß nichts in mir, dessen ich Freude haben könnte, darüber ich nicht bitterlich weinen müßte, ich weiß nichts im Himmel und auf Erden, dadurch mir gehol-

fen werden könnte außer Dir; ich weiß es auch mit Wahrheit und aus innerer Erfahrung, daß ich nicht hinauffahren und Dich in mein Herz herabholen kann, sondern daß Du in mein Herz kommen mußt, wenn ich Dich soll umfassen können, und weiß aus Deinem Worte, daß Du's nicht nur willst, sondern auch immerdar thust, wenn auch meine Augen und Sinne oft gehalten sind, daß sie Dich nicht wahrnehmen — darauf beruht, so weit ich aus eigner Erfahrung reden kann, die eigentliche Gewißheit, Solidität und Stärke des Glaubens. Darum geht mein tägliches Dichten und Trachten weit entschiedener darauf hin, mein Verderben und mein Elend immer tiefer zu erkennen, und alle sündliche und weltliche Lust, alles Wohlbehagen an dem, was nicht Gott und aus Gott ist, durch diese Erkenntniß in meinem Herzen abtödten zu lassen, als darauf, auf recht empfindliche Weise von der Fluth der Gnade und Liebe Gottes überströmt zu werden. Dieses giebt dann Gott selbst ohne unser Geilen darum, wenn es an der Zeit ist. Ich meinte wohl eine Zeit lang, die Lust an der Welt könnte nur durch den Geschmack der Gnade uns vergällt werden; aber ich habe mich auf diesem Wege sehr betrogen gefühlt, und merke wohl, daß es nur Einen Todfeind der Weltliebe giebt, die Erkenntniß der Sünde, und daß man den eigentlichen specifischen Geschmack der göttlichen Liebe nicht unter Freudenthränen über unsre Erhebung in den dritten Himmel abschmeckt, sondern unter Thränen der Buße und der göttlichen Traurigkeit. Seitdem fühle ich, daß mein inneres Leben einen sichereren, constanteren und gesegneteren Gang nimmt. Darum klage ich nicht viel über geistliche Dürre und Verfinsterung, — weil ich an mir selbst und manchem Bruder gesehen habe, daß dergleichen Klagen nicht aus ihr frei machen und immer wieder zuletzt aus Unglauben fließen und einen nicht zu dem heilsamen Gebrauche solcher Zustände, in denen wir vorzugsweise erstarken können, kommen lassen. Das Kleinod meines Glaubens, das weiß ich, liegt über mir; wenn es auch mit seinem Lichte und seiner Wärme in meine Seele hineinstrahlt, so komme ich doch hier nie zu einem unmittelbaren, im strengen Sinne des Worts perceptiven Genusse desselben; und es wird für mich alles darauf ankommen, ob mein Wille rein genug sein wird, um in den unsichtbaren Gott und Seine Liebe ein festeres Vertrauen zu setzen, als in die Dinge der sichtbaren Welt, in mich selbst und mein Elend. Selig sind die nicht sehen und doch glauben. Ich kenne für diese Erde keine höhere Vollkommenheit als die, welche der Apostel erreicht hatte: „ich habe gelernt, was ich bin (auch in geistlichen Dingen, auch wenn er den Pfahl im Fleische fühlte) mir genügen zu lassen. Ich kann niedrig sein und kann hoch sein, ich bin in allem und allerwärts eingeweihet (μεμύημαι — das sind die eigentlichen Mysterien für den Christen), satt zu sein und zu hungern, übrig zu haben und Mangel zu leiden. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus." Lauterkeit ist nach meiner innigsten Ueberzeugung die eigentliche Stärke des Christen und sein bestes Theil hier auf Erden. Sie ist mein tägliches Gebet. Ich weiß, geliebter Bruder, Du mißdeutest mir diese Aeußerungen nicht; Dein Brief führte mich auf diesen Punkt, und

ich wollte doch nicht, daß Du eine bessere Meinung von mir hegen solltest, denn sich's gebührt. Es geht bei mir alles in großer Schwachheit; aber doch meine ich kein schlimmes Theil erwählt zu haben, wenn mir erkannte und beweinte Schwachheit weniger gefährlich scheint als fremdes Feuer auf dem Altare des Herrn. Ich möchte gern ebenso wenig mich als andere über mich selbst täuschen und hätte nichts lieber, als daß ich in meinen und aller Augen so niedrig wäre, wie ich es in Gottes Augen bin. Bin ich geistlich arm, so fühle ich doch keinen Reiz, durch falsch nachgeprägte Münze menschlicher Kraft und Liebe in Gott reich zu scheinen. Es befremdet mich nicht, daß ein so sündiges und hinfälliges Geschöpf wie ich nur sehr allmälig durch die überschwengliche Kraft der göttlichen Gnade erneuert, geheiligt und verherrlicht werden kann; und ich lasse darum den Glauben nicht sinken. Darauf scheint mich auch der Herr immerdar hingewiesen zu haben und hinzuweisen. Er ist mir auch in dem, was ich äußerlich als Erfolg meines Thuns und Lassens sehe, grade so nahe, daß ich Ihn nicht lassen und mein Vertrauen nicht wegwerfen, und grade so fern, daß ich mich nicht überheben und an mir selbst nichts anderes als Mißfallen empfinden kann.

Und fast noch bezeichnender (zumal im Hinblick auf die von Schenkel mitgetheilte Aeußerung Rothe's über dieselbe Zeit, er habe in der Theologie das Gefühl in sich wach werden gefühlt, daß eine eigenthümliche Theologie in ihm arbeite, die zu seiner Zeit zur Geburt kommen werde) ist die in demselben Briefe vom 29. März 1825, also kaum fünf Vierteljahr nach der Ankunft in Rom, ausgesprochene Bemerkung:

Wissenschaftliche Beschäftigungen treibe ich so viel als es irgend geht. Ich fühle immer lebendiger einen Trieb dazu, den ich nicht aus Fleisch und Blut ableiten kann. Es ist mir grade hier wahrscheinlich geworden, daß mich der Herr vielleicht noch anderswo möchte gebrauchen wollen als auf der Kanzel.

Wir entnehmen diesem Briefe schließlich noch einige Mittheilungen aus der Gemeinde; der Reihe nach giebt Rothe nämlich Bericht, wie es während des Winters mit den Abendgottesdiensten, den kirchengeschichtlichen Kränzchen, dem gemeindlichen Gesang und einer neu eingerichteten Katechismusstunde ergangen:

Im Allgemeinen nimmt die Zahl derer, die sich um die Gemeinde und unsern Gottesdienst zu bekümmern anfangen, zu. Besonders bemerklich war mir dies bei dem Mittwoch-Abend-Gottesdienst in dieser Passionszeit. Dieser Gottesdienst war viel besuchter als im vorigen Jahre, und man muß es denen, die ihn besuchen, wirklich hoch aufnehmen. Sie haben — oft bei schlechtem Wetter — größtentheils eine halbe Stunde

weit in die Kirche zu gehen und meist den früheren Theil des Tages angestrengt gearbeitet, so daß wohl nur solche kommen, denen es um das Seligwerden Ernst ist. Der Herr hat dieses Jahr noch zu diesem Abendgottesdienste insbesondere einen schönen Segen gegeben.

Ebenso sind seit dem Herbst die Abendzusammenkünfte bei mir Dienstags und Freitags wieder in lebendigen Gang gekommen. Die Zahl der Theilnehmer hat sich zwar vermindert, aber zu meiner großen Zufriedenheit; denn wir sind jetzt doch lauter solche, die sich wirklich in Christo erkennen, und unter diesen der größere Theil solche, die im vorigen Jahr noch nicht zu uns gehörten. Der alte Stamm der Gläubigen ist ziemlich aus Rom heraus, der Herr muß eine neue Generation aufwachsen lassen. Unter denen, die sich durch den Herrn innig zu einem Gemeindlein in unsrer Gemeinde bilden, ist denn auch wohl der Eine oder der Andere Katholik, der übrigens bleibt, was er war, was dann ein Zeugniß ist, daß unsre Kirche nicht sich, sondern dem Herrn Proselyten zu machen trachtet.

Da uns das Wittenberger Gesangbuch gar nicht mehr munden wollte, so haben wir angefangen, uns selbst für unsern Bedarf zusammen zu schreiben, wonach wir schon jetzt singen. Es ist dies zugleich eine erwünschte Gelegenheit für Manche, etwas zum Besten der Gemeinde thun zu können.

Seit vorigem Juli habe ich Sonntags Nachmittags eine Katechismusstunde für die sich hier aufhaltenden oder durchreisenden evangelischen Handwerker eingerichtet, der ich aber wohl mit des Herrn Hilfe eine veränderte, mehr allgemeiner benutzbare Gestalt geben werde.

Ein weiterer Brief Rothe's an Heubner, vom 7. Juli 1825, meldet zunächst, unter lebhaftem Dankgefühl über die sichtbare Behütung Gottes, daß seine Frau mit Ausnahme einiger Anfälle von Kopf- und Zahnweh den Sommer über wohl gewesen, und daß er selbst bisher noch nie durch Krankheit in seinem Amte gehemmt worden sei; obgleich er öfters die Kanzel unter heftigem Kopfweh betreten, so habe ihn dasselbe doch während der Dauer der Predigt immer verlassen. Auch dieser Brief enthält sodann eine der für die Correspondenz mit Heubner so charakteristischen „Beichten" über das innere christliche Leben:

Die Worte Jesaj. 50, 4 werden einem doch täglich anschaulicher. Mir wenigstens geht es hier so: je tiefer der Herr nach Seiner Gnade in mir Sein Werk zu treiben anfängt, desto stiller wird dasselbe auch, und in dieser Hinsicht preise ich den Herrn inniglich, daß er mich hier in Verhältnisse gesetzt hat, in denen mir das Nichtwiderstreben vorzugsweise erleichtert wird. Immer mehr lerne ich den Werth meiner hiesigen Abgeschiedenheit schätzen. Ich habe zwar oft sehr schwere heiße Tage, an denen nur Beten und Ringen hilft, Tage, an welchen das Gefühl meiner

Untüchtigkeit zu dem Werke des Herrn mit seiner ganzen, erdrückenden Last auf mich fällt, wo ich nichts dringender wünschte, als den allereinfachsten körperlichen Beruf zu haben, wo ich still vor Gottes Augen mein Tagewerk verrichten könnte, ohne Seine heilige Gnadenbotschaft von Amtswegen in meinen unheiligen Mund nehmen, und in meinem Worte ein Zerrbild von dem, was ich durch Gottes Gnade in meiner Seele habe und sehe, geben zu müssen; das Gefühl davon, daß ich auf einer andern Stelle dem Herrn nur noch unbrauchbarer sein würde, und nicht absehen kann, wie ich Ihm (nicht Seiner Gaben, sondern meiner Untreue wegen, die wieder gut zu machen nun zum Theil nicht mehr möglich ist) für irgend etwas brauchbar werden möchte, — zerreißt zwar oft mein ganzes Herz, aber der Herr läßt mich doch auch immer mehr das viele Unlautere inne werden, was in diesen Gefühlen ist, und tröstet mich über das übrige, was darin leider auch in Seinen Augen Wahrheit ist, manchmal auf eine Weise, die mir freilich als die seligste erscheinen muß. Eine von den Stellen der heiligen Schrift, in denen ich ganz besonders mein eigenes Bild sehe, ist die Jerem. 15, 19: „So Du Dich zu mir bekehrest, so will ich mich zu Dir kehren, daß Du vor mir stehen sollst. Und wo Du das Erbe vom Schlechten wirst können ausziehen, so sollst Du wie mein Mund sein." Ob ich es durch des Herrn Gnade werde können, weiß ich nicht, lese aber in diesen Worten sehr klar vieles, worüber ich mich längst nicht hätte täuschen sollen. Wie es aber auch mit mir kommen möge, so bleibt es doch dabei: Herr, ich will satt werden, wann ich erwache nach Deinem Bilde. Auch im bessern Sinne des Worts einen Theil in diesem Leben haben zu wollen, wäre gewiß vorzugsweise bei mir ein thörichtes und ungöttliches Begehren.

Ebenso geht Rothe auch hier auf die specifisch wissenschaftlich-theologischen Bestrebungen mit sichtlich steigendem Interesse ein:

Von Stier habe ich unlängst einen sehr lieben Brief erhalten. Schmieder scheint auch mitten im Schooß unsrer Kirche vielerlei Anfechtungen leiden zu müssen, während ihn hier niemand antastete. Ist nicht der Bonner Nitzsch kürzlich bei Euch gewesen? und bist Du vielleicht etwas näher mit ihm gekommen? er scheint sich doch immer fester auf einen evangelischen Boden zu gründen; wie auch sein College Lücke, dessen zweiter Band seines Commentars über den Johannes mich in dieser Hinsicht sehr erfreut hat. Es scheint mir, gelegentlich, in unsrer Zeit wirklich der Mangel eines positiven und nicht nur die gegenseitige Feindschaft verhütenden, sondern zu wirklicher lebendiger Gemeinschaft verbindenden Bandes zwischen der christlichen Frömmigkeit und der christlichen Wissenschaft sehr fühlbar. Ein Mangel, der für keine der beiden auf die Länge ohne betrübte Folgen bleiben wird. Nur das Wiederaufleben der Kirche scheint mir hier helfen zu können.

Im weiteren Verlaufe des Briefes wird Auskunft über eine

Bitte Hahn's bezüglich eines syrischen Manuscripts aus der vatikanischen Bibliothek gegeben, auch Erkundigung nach den alten Seminarfreunden eingezogen, wie nicht minder (auch in andern Briefen) Heubner's Berichte über die Seminarverhältnisse überhaupt mit besonderm Interesse berührt werden.

Ueber die römischen Verhältnisse selber heißt es schon früher:

Was Dir von Bedrückungen gesagt worden ist, die ich von den Katholiken zu leiden hätte, ist rein aus der Luft gegriffen. Es hat mir bisher niemand ein Haar gekrümmt, oder Anstalten dazu gemacht. Daß ich der katholischen Priesterschaft ein Stein des Aergernisses bin, kann wohl sein; aber mir selbst ist niemand aus ihr zu nahe getreten, wie dieß denn auch rein unmöglich wäre. In dieser Hinsicht muß ich oft lächeln, wenn die Leute meinen, ich hätte hier eine unangenehme und gefährliche Stellung. Dieses in ecclesia pressa sein ist nach meinem Gefühl ein großes Glück unsrer Gemeinde. Wir erfahren von dieser Seite her nicht nur keinen Druck, sondern sind auch bei weitem freier von dem Druck der Kirche, zu der wir gehören (der freilich kein Druck sein sollte, es aber in praxi wirklich oft wird, nicht sowohl durch bösen Willen als durch Unverstand), als die meisten andern evangelischen Gemeinden, und genießen einer glücklichen kirchlichen Unabhängigkeit, von der wir, wie ich zu Gott hoffe, durch Seine Gnade einen nicht unwürdigen Gebrauch machen. Dahin rechne ich auch die Art und Weise, wie wir die neue preußische Agenda behandelt haben.

Dies führt sodann zu einem eingehenden Bericht über die Behandlung der Liturgie in der römischen Gemeinde, der hier kaum fehlen dürfte:*)

Sie war noch zu Schmieder's Zeit hier eingeführt worden; und er wie Bunsen hatten gleich ihre Ansicht von derselben so ausgesprochen, daß sie in ihr nur einen historischen Anknüpfungs- und Ausgangspunkt für die selbständige Entwickelung einer würdigen Liturgie in der evangelischen Kirche Deutschlands sehen, mithin eine ihrer Natur nach bloß provisorische Einrichtung. Dieß hat Bunsen auf's Klarste in einem Aufsatze ausgesprochen, den er im Winter 1822 dem Könige bei dessen hiesiger Anwesenheit auf sein Verlangen übergab, und in dem er sich zugleich auch ganz unumwunden und mit großer Umsicht über die Bedingungen ausspricht, unter denen allein mit Gottes Segen das Entstehen und die Entwickelung einer Liturgie, die für die deutsch-evangelische Kirche ungefähr dasselbe und eine ebenso reichliche Quelle geistlicher Segnungen werden

*) Vgl. auch unten (S. 404) den Brief an die Eltern vom 30. Juni, der mehr die eigenen Arbeiten Rothe's und die Zustände in der Gemeinde bespricht, während der an Heubner mehr die theoretische Seite der Frage behandelt.

könnte, was das Common Prayer Book für die bischöfliche Kirche Englands wirklich geworden ist, und sich durch eine so lange Reihe von Jahren in seinem bleibenden Werthe bewährt hat; er hat sich bestimmt darüber erklärt, daß ein solches Werk durchaus nicht auf dem vom Könige eingeschlagenen Wege durch Cabinetsordre mit Hoffnung eines gesegneten Erfolgs unternommen werden dürfe und könne. In diesem provisorischen Charakter haben wir in unsrer Gemeinde die neue Agenda gebraucht, und aus diesem Gesichtspunkt betrachtet ist sie für uns nicht ohne Segen gewesen. Sie hat diejenigen unsrer Gemeindeglieder, die überhaupt ein wahres Interesse für unsern Gottesdienst haben, mit einem Theile des alten liturgischen Stoffes bekannt gemacht und herzlich befreundet, und, was nach meiner Ueberzeugung von nicht zu berechnender Wichtigkeit ist, dieselben zu dem bestimmten Bewußtsein gebracht, daß der christliche Gottesdienst seinem Wesen nach eine Handlung, eine gemeinsam zu vollbringende innerliche, sittliche, geistliche That ist, und zwar die höchste, die der Christ vollbringen kann. Die neue Liturgie deutet darauf hin; aber sie deutet auch eben nur darauf hin, und verwirrt durch ihre Ausführung dieses Bewußtsein auf eine so drückende Weise, daß man grade bei dieser Ansicht von der Natur des Gottesdienstes sich auf's allerunangenehmste von ihr angesprochen fühlt. Aber eben weil sie das vorhin ausgesprochene Bewußtsein in dem Kern unsrer Gemeindeglieder erweckt hat, sehe ich auf sie mit großer Dankbarkeit zurück, so herzlich froh ich auch bin, ihres Gebrauchs überhoben zu sein. Daß dieß letztere geschehen möchte, war schon lange nicht nur Bunsen's und mein Wunsch, sondern auch der Wunsch fast aller derjenigen, die wir eigentlich unsre Gemeinde nennen können. Wir wollten aber nichts eigenmächtiges in der Sache thun. Diesen Sommer nun trat ein äußerer Umstand ein, der uns den ferneren Gebrauch der neuen Liturgie durchaus unmöglich machte. Der größere Theil der bisherigen Mitglieder unsres Chors verließ nämlich Rom, so daß dieser sich auflösen mußte, und mit ihm jene Liturgie. Bei dem hiermit eintretenden Bedürfniß, uns nach einer neuen Ordnung des Gottesdienstes umzusehen, hatten wir nun den großen Vortheil, uns mit der Gemeinde selbst über die Beschaffenheit einer solchen sehr leicht verständigen zu können, und eben dieses Geschäft gab zugleich Gelegenheit, mit manchem Einzelnen näher anzuknüpfen, als es bisher hatte geschehen können. Seit dem Johannistage, als dem Stiftungstage unsrer Gemeinde, bedienen wir uns nun einer neuen Ordnung des Gottesdienstes, die in Idee und Ausführung — wie im Allgemeinen natürlich auf das Wort Gottes — so im Besondern durchaus auf die geschichtliche Basis theils der von den Reformatoren gemachten provisorischen liturgischen Einrichtungen, theils der Liturgien der ältesten und alten Kirche des Abend- und Morgenlandes gebaut ist, und bei der bisher denjenigen von uns, bei denen dieß überhaupt möglich ist, mit Freuden aus der Erfahrung klar geworden ist, was für eine ernste, aber auch selige Sache es sei, in christlicher Gemeinde den Vater in Christo im Geiste und in der Wahrheit anzubeten.....

Hier will ich nur ganz kurz die Ueberzeugung aussprechen, von der ich nach meinem besten Gewissen nicht weichen kann: daß, falls die Erweckung, mit der der Herr in unsern Tagen unsre evangelische Kirche in Deutschland heimsucht, von bleibendem Segen sein, und nicht wie die vor hundert Jahren, theils ganz verhallen, theils sich in allerhand kleinere gesonderte Gemeinden zurückziehen, oder gar mit einer völligen Auflösung in Separatismus endigen, — falls für das Bedürfniß der hin und her erweckten einzelnen Häuflein auf eine gründliche Weise gesorgt und besonders dem Uebel vorgebeugt werden soll, daß das erwachte christliche Bedürfniß, statt inniger in die Gemeinschaft der Kirche hineinzuziehen, gradezu aus ihr herausführt —, falls der Mißverstand nicht ganz allgemein werden soll, als wäre nicht die kirchliche Gemeinschaft, sondern allein die innigere christliche Gemeinschaft in Erbauungsstunden u. dergl. dazu bestimmt, das Höchste der christlichen Andacht zu gewähren —, falls endlich eine wirkliche, auf christlichem Grunde gewachsene Union der beiden evangelischen Kirchen (wie denn eine solche doch gewiß als eine besondere Gnade des Herrn anzusehen wäre) zu Stande kommen und bestehen soll, — die unerläßliche Bedingung von dem allem, außer dem Segen des Heilands, ist: die Entstehung einer neuen, den evangelischen Bedürfnissen, wie sie durch die besondere Beschaffenheit der deutsch-evangelischen Gemeinden näher bestimmt ist, entsprechende Gestalt des öffentlichen Gottesdienstes, in der Weise, daß derselbe die häusliche Andacht von selbst mit in sich hineinzöge, und dadurch heiligte und sicherte.....

Je mehr ich überzeugt bin, daß unsre Zeit in dieser Beziehung eine große Aufgabe zu lösen hat, und daß der Zustand unsrer evangelischen Kirche vielleicht für Jahrhunderte hinaus davon abhängen wird, wie sie dieselbe lösen wird, desto mehr liegt mir daran, auch Deine Aufmerksamkeit hierhin zu leiten. Für mich darauf aufmerksam geworden zu sein, ist eine der Segnungen für mich, mit denen der Herr meinen hiesigen Aufenthalt und besonders meinen Umgang mit Bunsen gesegnet hat.

Um übrigens Rothe's Verhältniß zu Bunsen's liturgischen Arbeiten völlig richtig zu beurtheilen, muß man mit seinen damaligen Aeußerungen die spätere Selbstkritik verbinden, die sich in einem Briefe an Heubner vom 25. September 1827 findet, aber besser gleich hier angeführt werden möchte:

Bunsen wird Dir seine liturgischen Ideen und deren theilweise Ausführung vorlegen. Weil die letztere nun zum Theil durch meine Hände gegangen ist, und ich überhaupt in die ganze Sache enger verflochten bin, als mir selbst lieb ist (aus dem einzigen Grunde nämlich, weil mir andere Arbeiten, zu denen ich wirklichen Beruf zu haben glaube, viel näher am Herzen liegen, während ich in mir keinen Beruf zu liturgischen Arbeiten entdecken kann), so will ich doch durch einige Bemerkungen Dich in den Stand setzen, im Fall Du Dich mit Bunsen über diesen Punkt nicht verstehen könntest, den Schluß abzuwehren, daß Du Dich mithin auch mit

mir hierüber in Opposition finden möchtest. Im Allgemeinen gilt von dem liturgischen Zusammenarbeiten Bunsen's und meiner Wenigkeit gar sehr das alte: Duo cum faciunt idem, non faciunt idem. Bei vielfachem Zusammentreffen unsrer liturgischen Ansichten im Materiellen kann ich mir doch nicht verhehlen, daß die Grundansicht, von der sie ausgehen, in uns beiden ziemlich verschieden ist, wie auch — was nahe damit zusammenhängt, unsre (so zu sagen) kirchlich-politischen Ideen. Bunsen ist in seinem Herzen ein Episcopale, und ich meiner ganzen Natur nach nicht sowohl Presbyterianer in der historischen Bedeutung dieses Ausdrucks, als vielmehr bloß Anti-Episcopale im generellsten Sinne des Worts. Ferner kann ich liturgischen Einrichtungen und Verbesserungen schlechterdings nicht den hohen Werth und die Wichtigkeit beilegen wie Bunsen. Es wird mir im Gegentheil immer klarer, daß unsre bisherige lutherische Gottesdienstordnung, wie wir sie in Sachsen und Schlesien noch haben, wenn dem Prediger nur eine mäßige und billige Freiheit beim Gebrauch derselben gestattet wird, vollkommen fähig ist, den Träger aller derjenigen Functionen der kirchlichen Andacht abzugeben, deren Realisirung mir wesentlich durch die Natur des evangelischen Gottesdienstes geboten scheint, und daß sie, in den Händen gläubiger und unbefangener Geistlicher, eine ganz zweckmäßige Basis für eine freie Fortentwickelung der Form des evangelischen Gottesdienstes abgeben würde. Weiter legt Bunsen auf das Ensemble des liturgischen Stoffes in einem einzigen Kirchen- und Glaubensbuche ein Gewicht, von dem ich mich nicht überzeugen kann. Mir scheint im Gegentheil in der Trennung der einzelnen Hauptbestandtheile desselben die Möglichkeit einer freien und individuell mannichfaltigen Fortbildung des Stoffes derselben gegeben zu sein, die mir als ein charakteristischer Vorzug unsrer deutsch-evangelischen Kirche erscheint. Die Ordnungen des Morgen- und Abendgottesdienstes sind ganz Bunsen's ausschließliche Arbeit, und ich habe ihm meine subjective Opposition gegen dieselben auf's bestimmteste erklärt. Zu der Ordnung des Hauptgottesdienstes bekenne ich mich, setze aber erklärungsweise hinzu, daß mein eigentlicher Wunsch wäre, daß bei Beibehaltung des Hauptschemas (das mir mit Nothwendigkeit in der Natur der Sache gegründet scheint) und der Grundideen des Ganzen die einzelnen Gemeinden die volle Freiheit behielten, die einzelnen Theile (namentlich den ersten, das Beichtamt, und ganz besonders den dritten, das Altaramt) auf eigenthümliche Weise aus- und fortzubilden, so daß sie in dieser Hinsicht nicht an eine bestimmte Form der Ausführung der allgemeinen Grundidee gebunden wären, und, so oft sie der Geist Gottes dazu anregt und befähigt, ungescheut jene Ausführung in ihrer individuellen Weise reproduciren dürften. Daß das Opfer, vom biblischen und rationellen Standpunkte aus, sich als specifisch angemessene Form des Aktes der christlichen Anbetung bei scharfer Untersuchung allgemein würde geltend machen, davon bin ich sehr fest überzeugt. Aber die nähere Ausbildung dieser allgemeinen Grundform scheint mir einen großen Reichthum individueller Gestaltungen zuzulassen; und hier könnte sich meines Erachtens die ganze Herrlichkeit und Freiheit des evan-

gelischen Lebens recht entwickeln und darstellen. — Außerdem bin ich in liturgischen Dingen ein Feind aller nach einem bestimmten Schema angeordneten Cyclen, die für Bunsen wenigstens früherhin etwas verführerisches hatten. Sehr bedaure ich, daß ich es vergessen, Bunsen daran zu erinnern, die Ordnung unsres Charfreitags-Gottesdienstes mitzunehmen. An dieser, glaube ich gewiß, würdest Du Freude haben. Diese Bekenntnisse bist Du vollkommen ermächtigt Bunsen rückhaltlos mitzutheilen.

Hinsichtlich der ganzen Agendenstreitigkeit urtheilt ein nicht viel späterer Brief Rothe's vom 15. December 1827:

Deine Anfechtungen wegen der Agenda müssen doch endlich auch einmal ein Ende nehmen. Ich sehe überhaupt nicht ein, warum man Dich so unaufhörlich über diese Angelegenheit ausfragt, da man ja schon längst Deine feststehende Ueberzeugung in diesem Punkte kennt. Man hört darüber ein Mal über das andere die Geistlichen ab, ohne sich um die Meinung der Gemeinden zu kümmern, und von diesen allein scheint mir doch so gut wie alles abzuhängen. Kurz, diese ganze Agendensache, die der Herr schon so wird ablaufen lassen, wie es in Seinem Plane liegt, wird in jedem Falle unsrer Zeit bei der Nachwelt zur Schande gereichen, wegen der Art und Weise, wie sie betrieben worden ist.

Derselbe Brief enthält ebenfalls eine gewisse Einschränkung des früher unter Bunsen's vorherrschendem Einfluß gefällten enthusiastischeren Urtheils, bleibt aber im Grunde doch bei dem Wesen desselben stehen:

Daß Du unsere Liturgien nicht kennen gelernt, thut mir leid, weil ich sehr gern Dein Urtheil über sie gehört hätte. Ich lege einen sehr relativen Werth auf sie, glaube auch gar nicht, daß uns von dieser Seite her vorzugsweise das Heil kommen wird, werfe aber deshalb das Interesse für die Sache keineswegs weg. Wenn auch eine Liturgie nur secundäres Bedürfniß der Kirche ist, so ist sie doch dessenungeachtet immer Bedürfniß.

Aehnlich drückt sich auch ein Brief vom 24. März 1827 aus:

Geheime-Rath v. Savigny ist ein großer Liebhaber unsrer liturgischen Einrichtungen, in denen er ganz unerwartet seine eignen pia desideria für den evangelischen Gottesdienst realisirt zu finden überrascht war. Das ist auch wirklich ein kleines in Gottes Namen unternommenes Werklein gewesen, darauf man, dem sichtbaren Erfolge nach, schreiben kann: „verschütte es nicht, denn es ist ein Segen darin."

Doch wir kehren von dieser Zusammenstellung der Rothe'schen Aeußerungen über die mit Bunsen gemeinsam betriebenen liturgischen Arbeiten zu der Zeit zurück, über die uns die Briefe an

Heubner vom März und Juli 1825 bereits Einiges berichteten. Grade über die Zwischenzeit zwischen diesen beiden Briefen können wir nämlich wieder einigen Briefen Rothe's an seine Eltern Näheres entnehmen. So liegen uns gleich drei Briefe von ihm und seiner Frau vom 26. April vor, wovon freilich zwei nur auf den bevorstehenden Geburtstag der Mutter Bezug haben. Der dritte, an den Vater gerichtete, hat dagegen von einer Reihe von Besuchen zu erzählen, darunter von einem Maler Melzer, dem Rothe wieder zu einem (übrigens diesmal gerathenen) Oelbilde sitzen mußte, und von dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Würtemberg, der am Charfreitag mit der Herzogin von Montfort zusammen communicirte. Ueber die sonstigen Funktionen der Osterzeit meldet der gleiche Brief:*)

Unsern Passions-Wochengottesdienst scheint der liebe Gott dieß Jahr recht gesegnet zu haben. Er schenkte mir jedes Mal ein recht freudiges Aufthun des Mundes, und trotz der äußerlichen Inconvenienz der Stunde ꝛc. ꝛc. schickte Er auch immer ein über alles Erwarten ansehnliches Häuflein Zuhörer herein. Meine fünf Predigten hatten folgende fünf Gegenstände: 1) Judas, 2) die Flucht der Jünger, 3) die Verläugnung Petri, 4) Pilatus und 5) der Römische Hauptmann. Besonders der letzte dieser Gottesdienste war mir der andächtigste, den ich hier erlebt habe. Am Grünen Donnerstage predigte ich vom heiligen Abendmahl. Am Charfreitage hatten wir einen sehr schönen Gottesdienst, den wir uns ganz frei und unabhängig nach unsern eigenen Bedürfnissen und Ansichten eingerichtet hatten, und der die Gemeinde sehr erfreute. Am ersten Feiertage predigte ich über die geistliche Auferstehung des Christen mit seinem Herrn; am zweiten Ostertage war mein Thema der Inhalt der Epistel, nämlich die erste Osterpredigt Petri, wobei ich 1) seine Zuhörer und 2) den Inhalt seiner Predigt in's Auge faßte. Es wurde uns da zum ersten Male der Platz in unsrer Kirche zu enge; und ich habe nachher bemerkt, daß es für mancherlei Leute, die sonst fast nie in die Kirche kommen, nicht geschadet hatte, daß ich ganz frei von der Leber weggesprochen hatte. Zugleich hatten wir eine sehr andächtige Communion von einigen sechzig Communicanten.

Demselben Briefe entnehmen wir ebenfalls eine Notiz über die steigenden wissenschaftlichen Neigungen Rothe's:

---

*) Die Schenkel'sche Predigtsammlung enthält aus dem Jahre 1825 zwar die Predigten vom 16. Januar, 22. Januar, 13. Februar, 26. Februar (I. S. 104—143) und sodann noch (S. 143—232) zehn andere aus dem Juli bis December 1825. Es fehlen aber grade alle Predigten aus der oben von Rothe charakterisirten für ihn so gesegneten Osterzeit.

An Lust zu allerhand wissenschaftlichen Arbeiten fehlt mir's nicht, wohl oft an Zeit. Für die Paulicianer rechne ich viel auf diesen Sommer. Halb kann und mag ich nichts dieser Art thun. Das ist mir ein Gräuel; daher brauche ich zu dergleichen Dingen viel Zeit; aber ich würde auch die wenige für ganz weggeworfen halten, wenn ich mir weniger nähme. Wenn ich einmal Universitätslehrer werden sollte, so will ich mich schon zu beschäftigen wissen, und in der Unklarheit, in der ich noch immer über meinen künftigen Beruf bin, wird es mir grade hier in Rom immer glaublicher, daß mich der liebe Gott doch eigentlich in den akademischen Bücherstaub haben will. Gottlob bin ich mir durch Seine Gnade so viel bewußt, daß ich in diesem Punkte durchaus keinen Willen gegen den Seinigen und außer dem Seinigen habe, und so er mich bei sich hält, auch haben werde. — Von Hrn. Nicolovius habe ich vor einiger Zeit eine sehr freundliche Zuschrift erhalten, aus der ich ersehe, daß man mich in Berlin noch in gutem Andenken hat. An Bunsen schreibt derselbe unter anderm: „Möchte Hr. Prediger Rothe doch allem Liturgischen seine Aufmerksamkeit und sein Studium widmen, um bei künftiger Rückkehr in das Vaterland dem armen versäumten und verhudelten protestantischen Gottesdienste würdige Hülfe bieten zu können!" Ich setze diese hingeworfenen Worte übrigens bloß darum hierher, weil ich weiß, daß es zu Eurer Beruhigung beiträgt, wenn Ihr seht, daß man meiner noch gedenkt.

Endlich wird des Aufenthalts des Königs und der Königin von Neapel in Rom gedacht, wobei Rothe bemerkt:

Die Oster-Girandola wurde bis zu ihrer Anwesenheit aufgespart, und unser Heiland mußte sich also diesmal bequemen, die ihm sonst zugedachte Ehre dem neugekrönten Bourboniden abzutreten. Es hieß: cede majori. Uebrigens haben König und Königin einer Anzahl Pilgern bei Tische aufgewartet. Der Papst ist wohl auf. Das Anno Santo befindet sich bei wärmerem Wetter etwas besser.

Der folgende Brief Rothe's an die Eltern vom 5. Mai, dem Geburtstage der Mutter selbst, berichtet zunächst von einem zu Ehren dieses Tages veranstalteten Ausfluge, mit Bunsen's, Schnorr und der Frau Eggers, sodann von einem Abschiedsfest für die Familie des Hrn. v. Reden, der den Posten in Rom mit dem in Berlin vertauschte. Rothe bemerkt dabei: „Es sind brave Leute, die uns lauter Liebes und Gutes erwiesen haben, und besonders der alte Herr ist ein ehrwürdiger Greis." Derselbe Anlaß aber führt ihn zugleich auf das „Salonchristenthum" und dessen Gefahren, und lassen wir seine sehr bezeichnenden Aeußerungen darüber hier folgen:

Mit Leuten, die sich einerseits auf's entschiedenste für das Christenthum erklären, die fleißigsten Kirchgänger von der Welt sind ꝛc. ꝛc., dabei aber doch mit demselben ebenso wenig Ernst machen als mit dem Leben

selbst, das für sie nach der Stellung, welche sie in der Gesellschaft einnehmen, nur da zu sein scheint, um den ästhetischen Zuckerstoff in der ästhetischesten Form schmetterlingsweise daraus zu saugen, hat ein Prediger immer einen höchst peinlichen Stand. Dergleichen Leute glauben im vollen Ernst schon alles zu haben, worüber sie einige gute Gedanken und Sentiments, die sie bei der gehörigen Dosis von Langerweile, an der es ihnen nie fehlt, mit Leichtigkeit ausbrüten, äußern können. Das richtet auch von Natur edle und treffliche Naturen völlig zu Grunde, und bringt sie um allen gesunden Wahrheitssinn. Da lernt man's schätzen, welche unendliche Gnade von Gott es ist, wenn Er's mit uns so fügt, daß wir das Leben mit seinen Mühen und Plagen nicht blos durch's Fenster ansehen können. Wahrlich, eine große Classe der sogenannten vornehmen Welt hat auch keine Ahnung von dem Leben des menschlichen Herzens wie wir es auf die Welt bringen, kennt keine andere öffentliche Meinung im weitesten Sinne des Worts, als die der allerleersten Convention.

Erst am 29. Mai kann dieser Brief von Rothe fortgesetzt werden; dann folgen aber freilich wieder Ausführungen, die hier keinenfalls fehlen dürfen:

Dieser Brief ist lange unfortgesetzt liegen geblieben, eine natürliche Folge meines amphibialischen Zustandes, nach welchem ich immer noch nicht weiß, ob ich einmal auf dem festen Lande der Prediger-Praxis fortgehen, oder in dem Meere der theologischen Wissenschaft werde herumschwimmen müssen. Wenn ein Mensch wie ich, der von Natur durchaus keine Anlage hat, vielerlei zugleich zu thun, auf diese Weise so verschiedenartige Dinge neben einander treiben muß: so bringt ihn dies in einen Zustand, in dem er gewiß die elendesten Briefe von der Welt schreibt. Ueberhaupt macht mir das manche schwere Stunde, ja wohl mehr als Stunde, daß es mir mehr und mehr so scheinen will, als hätte ich meinen Beruf verfehlt, und hätte mich, falls ich denn einmal Theologe werden wollte, auf die strengwissenschaftliche Seite schlagen sollen. Ich bin ganz im entgegengesetzten Falle mit vielen andern, die, sobald sie zu einem festen und lebendigen Glauben an Christum gelangt sind, nun sogleich eine entschiedene Lust zur Theologie empfinden. Meine Neigung zur Theologie ist bis zu dem Augenblicke die entschiedenste von der Welt gewesen, wo ich mit meinem Glauben für mein Herz völlig auf's Reine kam, und die süßen Kräfte des Wortes von Christo dem Gekreuzigten schmecken lernte. Aber das leugne ich nicht, wäre ich damals noch ein Knabe gewesen, und nicht schon in meinen Lebensweg so eingeschritten gewesen, daß ich ihn als von Gott mir vorgezeichnet hätte ansehen müssen, so wäre ich alles andre geworden, nur Keiner, der sein Christenthum vor heiligen und unheiligen Augen zur Schau tragen, und über göttliche, ihrer Natur nach wirklich nur durch innere Erfahrung begreifbare Dinge einen breiten Strom menschlicher Worte ausschütten muß. Wer dazu eine

Gabe hat, dem ist das ein fröhliches Geschäft; aber ich fühle zu sehr, wie ich das Heilige mit meinen eignen Worten platt trete, und der Abstand zwischen dem, was ich sagen möchte, und dem, was ich sagen kann, versetzt mich oft in tiefe Wehmuth. Es ist nach meiner Ansicht eine große Gnade, seinen himmlischen Schatz still in dem irdischen Gefäße mit sich herumtragen zu können, ohne von Amts- und Pflichtwegen dieses rütteln zu müssen, damit andre Leute hören, daß etwas darin steckt; sondern in treuer Vollbringung irgend eines anspruchslosen Berufs, von den Menschen unbeachtet, mit seinem Herzen still vor Gott wandeln, und in dessen verborgenem Heiligthum ihm den lautern Gottesdienst unverrückt leisten zu können, der die rechte Speise der Seele ist. Meine Freunde, die, ich weiß nicht woher, in der Meinung stehen, daß ich nicht zu verachtende Gaben zum Evangelisiren besitze, sollten wissen, welche tiefe innere Geburtswehen, welches Zerbrechen (ich weiß mich nicht deutlicher auszudrücken) einiger Muskeln meines geistigen Lebens mich jede Predigt kostet, und wie mir jedesmal zu Muthe ist, wenn ich von der Kanzel gehe, (wie einem Menschen, der einem andern die wichtigste, für sein ganzes Glück durchaus entscheidende Nachricht zu sagen hatte, und von plötzlichem Stottern befallen, nicht im Stande war, sich ihm verständlich auszudrücken,) sie sollten dieß alles wissen, und sie würden ihre Meinung von mir ganz aufgeben. Habe ich von Gott irgend theologische Gaben empfangen, — das fühle ich immer deutlicher, so habe ich sie nicht für die Kanzel, sondern für das Katheder empfangen; und alles das, was etwa an meinem Predigen beifallswerth sein möchte, reducirt sich auf einen gewissen Tact für die Erkenntniß der inneren geschichtlichen Lebensentwickelung der geistigen Dinge in der Welt, den ich mir nicht ganz absprechen kann, und welcher denn auch in dem großen geistigen und vorzugsweise lebendigen Werke Gottes, der heiligen Schrift, manchmal das Richtigere und Tiefere findet, als andere. Aber das ist auch alles, und für den Behuf eines Predigers unbeschreiblich wenig, indem die größere Masse seiner Zuhörer dafür niemals Sinn haben wird. Eben dieser Tact zieht mich denn eben so natürlich zur Geschichte hin, und läßt mich überhaupt alle theologischen Disciplinen von ihrer geschichtlichen Seite auffassen, ja führt mich immermehr ganz unwillkürlich zu einer eigenthümlichen Verbindung der Geschichte mit der Speculation hin. Darum möchte ich mir auch wohl zutrauen — unter den gehörigen Voraussetzungen — auf dem Gebiete der Theologie mehr leisten zu können, als ein bloßes traditionelles Nachbeten wissenschaftlicher, oder öfter durchaus anti-wissenschaftlicher Formeln. Aber ich sage: unter den gehörigen Voraussetzungen; denn grade die besondere Art meines wissenschaftlichen Treibens gründet sich durchaus überall auf die genauesten realen Forschungen, und so ungenügend mir jede Wissenschaft ist, die keinen anderen Anspruch auf wissenschaftlichen Charakter hat, als die logische, also ganz äußerliche Ordnung, unter welche sie ihren realen Stoff gebracht hat, und die keine andere Beschwörungsformel für den Geist kennt, als ihr §-Zeichen, — eben so sehr ekelt mich jede andere an, deren speculativer Charakter und Inhalt

nicht ein fern von aller Willkür, mit innerer Nothwendigkeit aus der gründlichen Kenntniß der realen Seite der Geschichte und alles Wissens überhaupt hervorgegangenes Product ist. Und das siehst Du wohl, lieber Vater, zu dergleichen Forschungen, die irgend von Bedeutung sein sollten, fehlen mir hier die äußerlichen Bedingungen ganz; und ich bin in den Jahren, wo es heißt: aut, aut; wenn mich der liebe Gott einmal in's Vaterland zurückführt, ist's zu spät, mich noch einmal gründlich auf's Lernen zu legen. Mag also der liebe Gott schon immerhin aus mir machen, wozu er mich etwa brauchen kann; was Rechtes wird's in diesem Leben mit mir nicht; und meine beste Hoffnung ist, Er werde mich einmal in der Welt zu allerlei Dingen provisorisch gebrauchen, bei denen es zunächst nur erst auf eine anregende, und noch nicht auf eine vollführende Kraft ankommt. — Verzeihe mir, lieber Vater, solche Geständnisse. Laß Dich dadurch eben so wenig traurig machen, als mich dergleichen Dinge um den guten, wenngleich stillen Muth bringen. Es sind ja schon viele Jahre, daß ich solches alles im Herzen herumtrage, wenn es mir gleich immer klarer wird. Und grade meine hiesige Lage führt manches mit sich, was mir sehr wohlthut. Meines häuslichen Glücks und Friedens kann ich mich hier so ganz in ungestörter Stille freuen; das Zusammenleben mit Bunsen ist mir überaus theuer, und wird mir von Tage zu Tage theurer, je mehr es mir grade mit ihm leicht ist, über viele der Dinge, die mir vorzugsweise in kirchlicher und theologischer Hinsicht am Herzen liegen, mich zu verständigen. Wir waren uns, ehe wir einer von dem andern etwas wußten, ganz unabhängig von einander schon in so vielen Punkten begegnet, daß sich zwischen uns sehr leicht ein von beiden Seiten anregendes Verhältniß bilden mußte. Manche Ideen, deren Verwirklichung uns beiden sehr wichtig scheint, könnten wir vielleicht in keiner andern Gemeinde, als in dem kleinen Kreise der unsrigen, die eben in ihrem statu presso einer glücklichen kirchlichen Unabhängigkeit genießt, in's Leben einzuführen versuchen. Und wenn ich denn einmal Prediger sein soll, so kann ich's wahrlich grade hier am ersten sein; wie ich denn auch wirklich sehe, daß für diesen oder jenen mein Hiersein durch Gottes Gnade nicht ohne Segen ist. Ich bin also völlig zufrieden und vergnügt; und wenn ich mir gleich gestehen muß, daß ich nicht recht absehe, wozu mich der Herr einmal in dieser Welt wird brauchen können, — so bin ich vollkommen darein ergeben, mir nichts zu schlecht und nichts zu schwer sein zu lassen, wozu er mich einmal berufen möchte, und danke Ihm von Herzen, daß Er mich nicht zu denen Leuten zählt, welche ihr Theil haben in diesem Leben; sondern zu denen, die dann satt werden wollen, wann sie erwachen nach Seinem Bilde (Ps. 17, 14. 15).

Vom gleichen Tage ist dann noch eine humoristische Notiz über ein zu Ehren der Krönung Karl's X. von dem französischen Botschafter veranstaltetes Feuerwerk, das aber völlig verregnete, wozu Rothe anmerkt: „Was er auf der einen Seite eingebüßt, hat er auf

der andern ersetzt erhalten; denn es wird wohl auch in den Wein geregnet haben, den er nebst dazu gehörigen Portionen von Brod, Schinken und Wurst an den noch immer panem et circenses begehrenden Pöbel auf der spanischen Treppe austheilen läßt."

Noch aber blieb derselbe Brief bis zum 30. Juni liegen, und auch selbst dann muß Rothe wieder erklären: „Auch heute muß ich mich sehr kurz fassen; denn nun schon seit drei Wochen nimmt mich eine mir übrigens sehr am Herzen liegende Angelegenheit fast ausschließlich in Beschlag." Es ist dies eben die bereits erwähnte, von Rothe mit Bunsen zusammen bearbeitete Liturgie für die römische Gemeinde. Den Eltern schreibt er darüber noch das Folgende: *)

Durch die durch Abgang der Hauptmitglieder desselben von Rom erfolgte Auflösung unseres Chors sehen wir uns genöthigt (und ich kann wohl sagen: Gottlob! denn ich habe mein liturgisches Gefühl ehrlich an ihr zermartert,) die neue preußische Liturgie, die wir bisher hatten, aufzugeben. An ihre Stelle muß nun eine neue Gottesdienst-Ordnung treten, die soviel als möglich den besondern Bedürfnissen der Gemeinde recht genau entspricht. Das Bedürfniß der Gemeinde aber ist in dieser Hinsicht so gemischt, und bei dem einen soviel Sinn und Verständniß in Ansehung des Zwecks des kirchlichen Gottesdiensts, bei dem andern von dem allen das grade Gegentheil so entschieden vorhanden, daß es sehr schwer hält, das Rechte, in dem alle sich vereinigen möchten, zu treffen. Auch sind, wie in solchen Fällen immer, grade diejenigen Gemeindeglieder, die sich sonst factisch durchaus nie als solche zu erkennen geben, die lautesten. Auf diese Weise habe ich mit so vielen einzelnen Leuten zu berathen und zu fechten, daß mir die Zeit für andre Dinge sehr kurz wird, und habe Gelegenheit in einem kleinen Kreise die ganze Entwickelung des geschichtlichen Ganges solcher Erscheinungen in dem größeren Kreise ganzer Kirchen, ihren Hauptmomenten nach, vor Augen zu sehen. Hoffentlich wird die Sache eine gute Erregung für die Gemeinde überhaupt sein, und bald sollst Du ein Näheres darüber hören. Es ist eine große Gnade Gottes, daß Bunsen's Ansichten und Wünsche in diesem Punkte nicht nur mit den meinigen, und denen der Glieder der Gemeinde, die ihr nicht blos äußerlich angehören, so vollkommen übereinstimmen, sondern daß wir auch beide die Wichtigkeit einer Liturgie (die aber diesen Namen verdient) für die Kirche und unsre Gemeinde im Besondern gleich tief fühlen.

---

*) Außer den oben S. 394—398 mitgetheilten Briefen an Heubner vgl. über denselben Punkt im Leben Bunsens besonders dessen Briefe an Lücke und Lücke's Antworten I. S. 149—151. 205—206; die Verhandlungen mit den Generalen v. Witzleben und v. d. Gröben S. 197—199. 255; und die Entscheidung des Königs S. 314—321.

Aus dem übrigen Inhalt des Briefes vermerken wir die Schilderung eines tragischen Vorfalls, bei dem ein englischer Seeoffizier und fünf Matrosen ertranken, die dann von Rothe beerdigt wurden, — sodann die Beschreibung eines abermaligen Ausflugs zu dem Blumenfeste in Genzano mit einer Anzahl von Künstlern (v. Maydell, Richter, Thomas, Oehme, Hoff, Aubel), — und endlich eine lebendige Zeichnung der scandalösen Heiligsprechungen Leo's XII. *) Doch nehmen wir hier nur die letztere auf:

Seit Ostern sind hier drei resp. beatificirt und canonisirt worden. Der erstere von ihnen, ein spanischer Mönch, Namens Julianus, der den großen rothen Adlerorden schon hatte, und also den schwarzen bekam, hatte wundersame Thaten vollführt, die in St. Peter das Osterfest über gemalt zu sehen waren. Die Hauptsache war ein großes Gemälde, das im Portal hing, und den heil. Julian vorstellt, wie er schon ganz fertig gebratene Vögel vom Bratspieß abzieht und wieder davon fliegen läßt. Ich habe selbst mehr als Einen dabei sagen gehört: Questo e una burletta! Wenn der hierarchischen Politik des römischen Stuhls so kräftige Irrthümer zu verschlucken gegeben werden, so darf man nicht mehr zweifeln, daß die Stunde nicht mehr so gar fern ist, wo sie daran ersticken wird. — Es ist aber bei solchen Gelegenheiten bis spät in die Nacht nicht einmal sogenannte geistliche, sondern der Sache und dem Namen nach wirkliche Opern- oder Tanzmusik vor irgend einer Kirche auf der Straße, und dieß gefällt dem über alle Vorstellung degenerirten Volke.

Processionen finden seit Ostern alle Tage zu Dutzenden statt. Was man da für Dinge sehen muß! Vor unsern Fenstern ziehen sie fast alle vorbei. Wie oft blutet uns das Herz bei diesem Anblick! Die armen Blinden, die sich müssen leiten lassen, ohne sehen zu können und zu dürfen! mit den blinden Leitern selbst ist's schwer, Bedauern zu haben. Wer sich gründlich davon überzeugen will, daß von der römisch-katholischen Kirche unter keiner Bedingung Heil für die Wiederbelebung der christlichen Kirche zu erwarten ist, und daß ihr völliger Sturz die nothwendige Bedingung jedes Entstehens einer neuen allgemeinen christlichen Kirche ist, daß sich durch bloßes Ausbessern an dem alten Gebäu derselben nichts helfen läßt, sondern nur durch völliges Niederreißen, — der komme, wenn er überhaupt weiß, was das Christenthum ist, nur nach Rom.

Vom 30. Juni ist außerdem auch ein längerer Brief von Frau Rothe an ihre Schwiegereltern, der eine genaue Schilderung der ganzen Haushaltung giebt, und von dem wenigstens die eine Aeuße-

*) Vgl. darüber § 11 (S. 89 ꝛc.) meines Handbuchs der neuesten KG., sowie im Leben Bunsen's dessen Denkschrift über die Folgen der Thronbesteigung Leo's XII. (I. S. 507—523).

rung aufgenommen werden mag: „Mein Richard ist aber auch gar zu gut. Er ist mit allem zufrieden, was ihm seine Liesel bringt."

Außer dem bereits mitgetheilten Briefe Rothe's an Heubner vom 7. Juli ist in dem Sommer 1825 nun noch der an die Eltern gerichtete vom 24. August 1825 von mehrfachem Interesse. Zunächst spricht sich hier in der Form unverhohlenen Heimwehs das immer klarere Bewußtsein des wissenschaftlichen Berufs aus:

Wir haben, seit wir Euch in Langenau wissen, Euch getreulich dort begleitet, und unsre Sehnsucht nach Euch ist noch viel größer, wenn Ihr nicht in Breslau seid; denn an jedem andern Orte würden wir Eurer froher werden. Dazu zieht es mich wenigstens auch herzlich nach den lieben schlesischen Bergen, und wollte ich gern den Monte Sorracto sammt dem Latiner- und Sabinergebirge für ein einziges Bergthal am Fuße des Schneebergs dahin geben. Der Mensch taugt nichts auf fremdem Boden, und ich habe gar keinen Respect vor dem, der sogleich überall Wurzeln schlagen kann. Je mehr ich Italien — Land und Menschen (und freilich ganz besonders die letzteren) kennen lerne, desto ferner tritt es meinem Gemüthe. Wessen eigentliches Leben, so zu sagen, seinen Hauptsitz in seiner sinnlichen Seele hat, den mag hier alles ansprechen, denn das Gefühl des sinnlichen Daseins und die Freude an ihm findet sich hier überall gespannter und aufgeschlossener; aber man sieht auch nur eben durch dasselbe in eine fürchterliche Leere in dem tieferen Grunde unsres sittlichen und geistigen Daseins hinab. Auf eine Zeitlang mag wohl eine Verpflanzung auf den fremden Boden manchem sehr heilsam sein, wie ich es namentlich an mir selbst fühle. Grade diese Abgeschlossenheit von geistiger Berührung von außen ist mir für die gegenwärtige Periode meines Lebens von großem Werth, ja sie war mir bei der einerseits fatalen Zähigkeit und so zu sagen Unhandhabbarkeit, andrerseits unglücklichen Reizbarkeit und Erregbarkeit meines geistigen Lebens gewiß nöthig; wie mir denn außerdem meine Bekanntschaft mit Bunsen zu den dankenswerthesten in meinem bisherigen Leben gehört. Ich weiß die Frucht von allem, was mir hier innerlich und äußerlich begegnet ist, nicht besser anzudeuten, als mit den Worten, die der Herr zu Jeremias spricht: „Wo du dich zu mir kehrest, so will ich mich zu dir kehren, daß du vor mir stehen sollst. Und wo du das Edle vom Schlechten wirst können ausziehen, so sollst du wie mein Mund sein." Wobei denn mein Trost der Schluß desselben Verses ist: „Und ehe du solltest zu ihnen fallen, so müssen sie eher zu dir fallen." Ich habe erst hier eine klare Vorstellung davon bekommen, daß Gott ein gewisses Maaß edlen Stoffes in mich gelegt hat, den ich nicht vergraben darf; bin auch darüber gewiß geworden, wo ich ihn etwa in mir zu suchen habe. Aber ich fühle nun auch die ganze Schwierigkeit, dieses Edle vom Schlechten auszuziehen, und die Schmerzen, die das kostet. Denn beides ist innig in einander verwachsen, und es ist oft ein kaum bemerkbarer Punkt, wo sich göttliches und ungött-

liches Leben scheiden, und doch scharf scheiden. Viel leichter ist's, das ganze Feld des natürlich Edlen brach liegen zu lassen; aber es führt zu einem krankhaften Zustande, und ich würde keine Ruhe dabei haben. „Da ich Dein Wort fand, war es meine Speise; ja Dein Wort ward meines Herzens Freude und Lust;" dieses Bewußtsein wird übrigens immermehr der Mittel- und Lebenspunkt meines ganzen geistigen Daseins; und soll ich auch die Aufgabe, die ich für dasselbe in meinem eigenthümlichsten Bewußtsein gesetzt finde, mein irdisches Lebenlang ungelöst in mir herumtragen, so werde ich mich doch unendlich glücklicher fühlen, als ohne dieses Ziel, das mich immer lockt, und immer bewegt, wenn gleich ebenso oft schmerzlich als selig.

Und bald hernach geht Rothe noch näher auf die ihm schon jetzt unverkennbar eignende Form der Verbindung von Geschichtsforschung und Spekulation ein:

Ueber die hiesigen Bedingungen für meine wissenschaftlichen Arbeiten kann ich wirklich Deiner Meinung nicht beistimmen, lieber Vater. Grade für Forschungen auf dem Gebiete der geschichtlichen Theologie fehlt es einem Protestanten hier an dem allerunentbehrlichsten Handwerkszeug. Denn Arbeiten protestantischer Gelehrten können sich nur durch irgend einen sonderbaren Zufall nach Rom verirren. Nun sind aber wirklich mit wenigen Ausnahmen alle gründlichen Vorarbeiten und Sammlungen für das geschichtliche theologische Studium aus der protestantischen Kirche ausgegangen, und indem ich ihrer entbehren muß, würde ich mich bei irgend tiefer eingehenden Forschungen genöthigt sehen, die gelehrten Sammlungen und Compilationen des geschichtlichen Materials, an die fleißige Männer unsrer Kirche ihr Leben gesetzt haben, und die wir ihnen nun nicht mehr nachzuarbeiten nöthig haben, großentheils auf meine eigne Hand von Neuem vorzunehmen, welches sich ganz von selbst verbietet. Aber auch was sich in andern Beziehungen hier findet, wird dadurch äußerst ungenießbar, daß man von keiner öffentlichen Bibliothek irgend ein Buch mit nach Hause nehmen darf (die Leute sind hier rein aus den Wolken gefallen, wenn sie hören, daß dieß anderwärts so sei), und also in Hinsicht der Benutzung des Vorhandenen auf die wenigen Bibliothekstunden beschränkt ist, an denen man auch keineswegs jederzeit sein eigner Herr ist. Allerdings hast Du ganz Recht, daß ich mich vorherrschend zur geschichtlichen Seite der Theologie hinneige, aber keineswegs so, wie man dieß gewöhnlich nimmt. Die geschichtliche Erscheinung der Dinge ist mir (einem andern leistet vielleicht etwas ganz anderes dieselben Dienste) das Medium, mittelst welches und in dem sich meinem Geiste die objective Natur derselben auf eine anschauliche Weise aufschließt. Aber dieß gilt mir keineswegs allein von dem gewöhnlich ausschließlich sogenannten geschichtlichen Theile der Theologie, sondern ebenso sehr von dem systematischen Theile der Theologie. In der Geschichte als solcher finde ich keineswegs meine Befriedigung, sondern mein Weg

geht nur durch sie hindurch zu dem, was hinter ihr liegt; ich überzeuge mich aber auch immer lebendiger davon, daß uns kein andrer zuverlässiger Weg dorthin führt. So werden mir alle Elemente auf dem Gebiete des geistigen Lebens zur Geschichte, z. B. in aller Speculation in der Theologie sehe ich die Lebensfäden eines nothwendigen geschichtlichen Werdens derselben auf dem Gebiete eines ganz anderen Lebens, als man gewöhnlich mit dem Ausdruck Geschichte bezeichnen will; und ebenso wird mir alle Geschichte zu einer (wenn man einmal den Ausdruck gebrauchen will) speculativen Erkenntniß. In Untersuchungen über Anticaglien in dem Umfange der historischen Theologie finde ich deshalb durchaus keine Befriedigung, oder (wie es mir gewöhnlich in solchen Fällen geht) sie combiniren sich mir mit soviel andern historischen Erscheinungen, daß sie mir unter der Hand ohne mein Wissen und Willen zu etwas ganz anderm geworden sind, und ich mich plötzlich wieder in dem großen Strome des geistigen Lebens, den Gott die Welt durchströmen läßt, befinde. So habe ich überall schwer schwimmen; denn ich sinke immer ziemlich tief. Aber es ist mir doch eine Freude, so zu schwimmen. — Zu den äußeren Bedingungen gehört nun freilich auch sehr die Zeit und zwar einigermaßen ununterbrochene Zeit; besonders für einen Menschen, der wie ich nun einmal nichts anders arbeiten kann, als so, daß er es aus dem oberen Kreise der verständigen Betrachtung zuvor einmal in den Strudel seines gesammten sittlichen und geistigen Lebens überhaupt hinabschlingt, und dort durchkochen läßt, bis es dort (soweit dazu das Feuer taugte) gar geworden, wieder auf die Oberfläche hinaufsteigt. Ich habe zu großen Respect vor der Wissenschaft, als daß ich irgend etwas mit ihr verwandtes für gethan halten könnte, bis es einerseits in mein geistiges Bewußtsein selbst aufgegangen, und andrerseits für meinen Verstand die völlige Klarheit der Darstellbarkeit erhalten hat. Mit drei Büchern könntest Du indeß meinen Arbeiten einen wirklichen Vorschub thun, wenn es Dir gelänge, ihrer habhaft zu werden: nämlich 1) Joh. Ernst Grabe Spicilegium Patrum et Haereticorum Saeculi I et II. Oxoniae 1700. in 8. 2) Joh. Albert. Fabricii Codex apocryphus Novi Testamenti (drei Bände in 8.) und 3) ejusdem Codex pseudepigraphus Veteris Testamenti. Alle drei aber würden nur alt zu finden sein.

Sonst erwähnen wir aus dem übrigen Inhalt dieses Briefs der Mittheilung über zwei Begräbnisse, des pensionirten General-Consuls Bartholdy und eines zwanzigjährigen Bronzearbeiters, der sich erst vor wenigen Monaten in Rom etablirt hatte, und der ganz besondern Hervorhebung des (freilich auch fast alle andern Briefe erfüllenden) Wunsches, die Eltern einmal in Rom bei sich zu empfangen.

Die letzteren sehen wir unterdeß in einer stets innigeren Beziehung zu den Verwandten ihrer Schwiegertochter. So meldet

Heubner am 8. September einen Besuch Hahn's in Breslau an. Und dieser selbst schreibt später aus Königsberg vom 12. Oktober 1825 seinem „theuren innig geliebten Vetter": „Nach brüderlicher Weise, wie Du es selbst gewünscht hast, rede ich Dich an, um Dir zuvörderst in meinem und meiner kleinen alten Frauen Namen herzlich zu danken für alle Liebe, die Du und Deine von uns verehrte und geliebte Gemahlin uns erwiesen habt. Wir wünschen, daß unsers Gottes reichster Segen auf Euch stets ruhen und uns bald einmal die große Freude zu Theil werden möge, Euch ähnliche Beweise ächter Verwandtenliebe zu geben."

Leider müssen wir an der in der That haarsträubenden Beschreibung einer Anzahl polnischer Herbergen vorbeigehen, doch sei statt dessen erwähnt, daß Hahn in demselben Briefe schon den von Leipzig aus an ihn ergangenen Ruf mittheilt.

Auch die Antwort vom Geh. Rath Rothe auf diesen Brief Hahn's, vom 23. November 1825, nimmt besonders durch die genaue Mittheilung der aus Rom erhaltenen Nachrichten unser Interesse in Anspruch:

Aus Rom haben wir Briefe von Richard und Louisen vom 11. Oktbr. Richard's Brief war zu Frascati, in der Villa Piccolomini angefangen, wo Bunsen eine kleine Villeggiatura machte und unsere Kinder ihn besuchten. Sie hatten von dort aus alle zusammen allerlei Streifereien in das Sabiner Gebirge, unter anderm auf den Monte Cavo zu Fuße, zu Wagen und zu Esel gemacht. Auch Louise frisch und munter mit hinauf, obgleich sie einige Wochen vorher an einem Nervenfieber schwer darnieder gelegen hatte. Gott sei Dank und Preis, daß er sie so bald und so kräftig wiederhergestellt hat. Richard schreibt, es sei das erste Kreuz in seiner Ehe gewesen. Er rühmt die treue und theilnehmende Sorgfalt des römischen Arztes Lupi und versichert, Louise sei nach dieser Krankheit weit gesünder und frischer als zuvor, wofür ich Gott nicht genug loben und danken kann. Ein Brief von ihr selbst bezeugt uns ein gleiches.

Die Krankheit der jungen Frau, von der dieser Brief von Rothe's Vater Mittheilung macht, war in der That recht ernstlich gewesen. Zwar hatte noch sein vorerwähnter Brief an die Eltern vom 24. August ausdrücklich hinsichtlich des Sommers bemerken können, trotz des ungewöhnlich wechselnden Wetters „bekomme er ihnen sehr gut, was sonst nicht bei Allen der Fall sei". Aber bereits in der ersten Hälfte des September war bei seiner Frau ein hitziges Nervenfieber ausgebrochen. Glücklicherweise ging der Unfall rasch genug

vorüber, um es Rothe noch möglich zu machen, der Einladung Bunsen's zu einem Erholungsaufenthalt auf seinem Landgut in Frascati zu folgen. Ueber diesen Landaufenthalt sind noch zwei Briefchen Rothe's an Bunsen (beide ohne genaues Datum) erhalten. Das erste derselben hat folgenden Inhalt:

Mit herzlichem Dank, mein theurer Bunsen, habe ich Deinen lieben Brief empfangen, und wünschte nur im Stande zu sein, Dich und Deine verehrte Gattin erkennen zu lassen, wie tief wir beide Eure treue und herzliche Sorge für uns empfinden, und wie sehr sie uns wohlthut. Um so weniger denke ich daran, Complimente zu machen; sondern wenn Ihr uns einmal in Eurer Villa beherbergen wollt, so nehmen wir es mit tausend Dank und Freuden an. Lupi hat uns vom Donnerstag an Erlaubniß gegeben, hinauszuziehen, zumal unter so bewandten Umständen.... Bis zu diesem baldigen Wiedersehen, auf das ich mich sehr freue, möge Euch allen die schöne Landluft recht wohl thun. Meiner Frau geht es sehr gut; von Tage zu Tage fühlt sie sich stärker, und darf jetzt schon den ganzen Tag auf sein.

Auf denselben Ausflug bezieht sich ein nach der Rückkehr nach Rom geschriebener Brief Rothe's an Bunsen, in welchem er berichtet, daß seine Frau nach einem ohne Folgen gebliebenen Zufall wieder ganz wohl sei, sodann aber fortfährt:*)

Es ist mir sehr lieb (so ungern ich mich von Frascati trennte), nicht länger von hier weggeblieben zu sein. Denn ich fand den Kranken, von dem ich Dir heute vor acht Tagen sagte, bei meiner Rückkehr in einem sehr gefährlichen Zustande, einem — wie es Lupi nennt — rheumatischen Faulfieber. Ich habe ihm heute das heilige Abendmahl gereicht, und zweifle sehr, daß er genesen wird. Als ich ihn vor acht Tagen verließ, war die Krankheit noch ganz unentwickelt, und schien nicht im geringsten gefährlich.**)

Da wir über die Krankheit der jungen Frau bereits den Bericht ihres Schwiegervaters angeführt, können wir Rothe's eigene Be-

*) Anmerkungsweise sei noch bemerkt, daß auch in diesem Briefe an Bunsen „unser Schnorr" besonders erwähnt wird. Bunsen's Biographie bringt bereits eine Reihe von diesem an Schnorr gerichteter Briefe, doch sind auch umgekehrt die von Schnorr selbst an Bunsen geschriebenen Briefe reich an, besonders kunstgeschichtlich werthvollen, Mittheilungen.

**) Am 11. Oktober 1825 meldet Rothe seinen Eltern den Tod dieses Patienten, „eines kaum erst hierher gekommenen Schneidergesellen aus Berlin", und fügt hinzu, diese Krankheit desselben sei eines der Haupthindernisse eines ausführlicheren Schreibens seit der Rückkehr aus Frascati gewesen.

schreibung derselben hier übergehen, führen aber aus dem vorerwähnten Briefe seiner Frau die folgenden Worte grade deshalb an, weil Rothe selbst am Rand dazu bemerkt hat: „In der Correktur gestrichen“:

Aber, liebe Eltern, wenn ich nicht meinen lieben Richard gehabt hätte, wäre es auch nicht so gut gegangen. Ach, was hat der mich gepflegt; nein, das kann ich nicht beschreiben, Tag und Nacht hat er sich mit mir geplagt. Wie soll ich ihm das danken! Möchte mir der liebe Gott doch die Gnade schenken, daß ich eine ordentliche Liesel würde, um ihm doch dereinst nur im geringsten seine Liebe lohnen zu können. Ihr könnt glauben, liebe Eltern, es ist mir manchmal, als wenn ich ihn erst jetzt bekommen hätte. An jedem Tage ist er mir tausend Mal lieber. Ich kann's Euch gar nicht sagen, was ich glücklich bin.

Rothe's eigener Brief (in Frascati am 28. September begonnen, in Rom am 11. Oktober 1825 vollendet) enthält außer den genaueren Mittheilungen über diese Krankheit zunächst eine frische Schilderung des Landlebens und einiger kleineren, sowie des bereits erwähnten größeren Ausflugs in's Sabinergebirge. Wie malerisch aber freilich auch das Bild der herrlichen Aussicht vom Monte-Cavo ist, das er entwirft, so fehlt doch auch jetzt der Zusatz nicht: „Aber bei dem allen fühle ich doch grade auf solchen Punkten am allerlebendigsten den Reiz unsrer tiefen, auf eine ganz andere Weise zum Gemüth redenden heimathlichen Natur, und sehne mich nie inniger wieder nach ihr zurück als dann.“

Unter den zahlreichen Familiengrüßen u. s. w., die auch dieser Brief (wie übrigens die meisten) enthält, ist der lebhaften Freude über die abermalige Bestätigung Merkel's als Oberpräsident von Schlesien Erwähnung zu thun. Ein ganz besonderes Interesse aber nimmt der Bericht über eine Debatte mit einem Jesuiten in Anspruch, den wir deshalb wieder wörtlich aufnehmen:*)

Ach es ist in Rom ein trauriges Ding um die Theologie; davon habe ich mich erst gestern Abend wieder von Neuem sehr anschaulich überzeugt durch ein langes und breites Gespräch, welches ich und Schnorr auf Veranlassung von Overbeck mit einem hiesigen deutschen Jesuiten und noch dazu Professor der Theologie, einem Pater Kohlmann, hatten. Ach,

*) Der Overbeck'schen Proselytenmacherei war übrigens schon vor Rothe Brandis mit tüchtigen Waffen entgegengetreten. Vgl. in Bunsen's Leben I. S. 148 dessen Brief an Lücke, sowie den dort angeführten Brandis'schen Aufsatz selbst in meiner Schrift: „Welche Wege führen nach Rom?“ S. 185—190.

es ist eine Kluft der geistigen Ansicht zwischen der katholischen Kirche und der unsrigen befestigt, die wenigstens in unserer Zeit nicht überschritten werden kann. Die hiesige katholische Kirche hat keine Ahnung von dem geistigen Leben überhaupt, das seit der Reformation in der europäischen Christenheit sich entwickelt hat. Ich ergrimme wirklich innerlich, wenn Leute in allem Ernst und mit der wichtigsten Miene von der Welt mit Gründen raisonniren, die man sich in dem protestantischen Deutschland schämen würde, Quintanern vorzutragen, und für alles, was nur geistiges Leben überhaupt genannt werden kann, zugangslos sind wie Steine. Da bleibt nichts übrig, als mit möglichster Klarheit zu bezeugen, daß die evangelische Kirche eines ganz andern Geistes Kind ist. Auf diese Weise überzeugt man sich nur immer lebendiger davon, daß durch die Reformation wirklich eine ganz neue geistige Welt aufgeschlossen worden ist. Auch will ich diese Abgestumpftheit für jede geistige Auffassung des Christenthums gern noch bei Leuten wie dieser Kohlmann und Consorten ertragen; aber wenn ich sie bei denen, die anerkanntermeise zu den Edelsten in der katholischen Kirche gehören, auch finde, wie bei Overbeck — das schmerzt mich tief. Was wäre die europäische Menschheit, nicht nur in Ansehung der Religion, sondern ebenso in Absicht auf Wissenschaft, Kunst, Politik ohne die Reformation geworden.

Die Krankheit und Wiederherstellung seiner Frau erwähnt auch Rothe's Brief an Heubner vom 27. Oktober 1825. Gleichzeitig aber findet sich zum ersten Mal (im Anschluß an einen Glückwunsch zu dem Wohlbefinden der Heubner'schen Kinder) die Besorgniß ausgesprochen, daß ihm selber wohl alle Vaterfreuden versagt sein möchten:

Mir scheint der Herr in dieser Hinsicht keine Freude zugedacht zu haben; aber ich kann mit Wahrheit meines Herzens sagen, daß Sein Wille in diesen Stücken der meinige sein wird. Ueberhaupt, geliebter Bruder, glaube mir, ich gehöre zu denen, die der Heiland in eine sehr strenge Zucht nehmen muß und auch wirklich nimmt, ja von klein auf, noch ehe ich Ihn kannte, hineingenommen hat. Man denkt das nicht, wenn man mich so von außen ansieht. In meinem äußern Leben scheint mir alles nach Wunsch gegangen zu sein und zu gehen; aber in meinem Herzen hat alles das eine ganz andere Gestalt, da fühle ich's wohl, daß ich nicht zu denen gehöre, die der Heiland durch lauter Freundlichkeiten und Süßigkeiten zum Gehorsam in Seinen Wegen bringen kann. Ich sage das aber den Leuten nicht, weil sie es für Undank halten würden, und freue mich meiner stillen Leiden, die auch nicht ohne stille Freuden Seines Angesichts abgehen. Namentlich hier in Rom stehe ich unter einer scharfen Zucht des heiligen Geistes, und es ist mir oft so bange, daß ich alles, was ich nach außen hin zu thun habe, nur wie träumend verrichten kann. Je länger wir mit dem Herrn bekannt sind, desto stiller wird Sein Werk in uns, aber auch desto tiefer. Man überzeugt sich, daß

man tausend Berge noch vor sich hat, über die man schon hinweg zu sein glaubte, und daß man bei Bestellung des Ackers seines innern Menschen weit tiefer graben muß, als man bisher gethan. Je mehr einem das Leben in Christo anfängt zur andern Natur zu werden, desto klarer sieht man auch, wie die ganze alte Natur davon durchgearbeitet werden muß. Man meint, so manche Kräfte unsrer geistigen Natur, die bisher im Dienste der Sünde gestanden, könne man nun ganz zum Schlafen bringen; aber darin irrt man sich; sie wachen wieder auf und wollen auch ihr Tagewerk im Reiche Gottes haben, und es setzt harte Kämpfe, wenn die äußeren Verhältnisse nicht erlauben, es ihnen zu geben. Das ist freilich eine gute Probe, um zu erfahren, ob man im Reiche Gottes auf seinem Flecke steht.

In Verbindung hiermit bringt aber auch dieser Brief an Heubner wieder eine Erörterung über die noch immer zunehmende Freude an wissenschaftlicher Thätigkeit:

Hätte ich mich von früh an völlig entschieden zu der wissenschaftlichen Seite der Theologie hingewendet, so kann ich mir wohl denken, daß ich durch Gottes Begießen ein nützlicher Baum in Seinem Kirchenacker geworden wäre; aber jetzt ist alles zu spät. Es schwebt mir nur ein Bild der Art von Wirksamkeit, die mir nach des Herrn Willen möchte zugedacht gewesen sein, vor, ohne daß ich weder an die Möglichkeit seiner Realisirung glauben noch desselben los werden kann. Das Wissen hilft freilich an sich nichts zur Seligkeit. Aber warum soll nicht einem Menschen das Wissen und die Erkenntniß der Dinge in der geistigen Welt (versteht sich unter dem Paniere des einigen Lehrers, des heiligen Geistes) für sein Leben im Reiche Gottes ebendasselbe sein, was einem andern seine Hand ist? Nimm dem Tagelöhner die Möglichkeit, sich im Schweiße seines Angesicht zu bewegen, und er wird innerlich verkommen. So ist's auch im andern Falle bei einem andern, den Gott dazu organisirt hat, im Schweiße des Angesichts seines Geistes sich zu nähren.

Beiläufig verdient wohl auch aus diesem Briefe die folgende Mittheilung hier Aufnahme, theils wegen Rothe's fortdauernden Interesses für Heubner's Freude an der Musik, theils in Ergänzung zu dem in Bunsen's Leben*) über den Maestro Baini Berichteten:

Louise hat Dir einige Choräle abgeschrieben. Die Melodien sind uralte römische Kirchenmelodien, die der jetzige Director der päpstlichen Kapelle, Baini, in Ordnung gebracht hat. Wir haben noch mehr in petto. Besonders vierstimmig sind sie sehr schön. Für jetzt bitte ich nur, sie für Dich allein zu behalten, weil sie aus einer Sammlung der alten römi-

*) Vgl. a. a. O. I. S. 187. 353.

schen Kirchenmelodien genommen sind, die Baini für unsern König veranstaltet hat und die noch nicht einmal in den Händen des Königs ist. Unser Gesangbuch (mit revidirten Melodien) soll Dir, wenn es vollständig zu Stande gekommen ist, ein mehreres bringen; ich hoffe zu Deiner Freude.

Schon aus dem bisher Berichteten darf nun wohl bereits ein Rückschluß gemacht werden auf die Richtigkeit des von Schenkel auf Grund der späteren Tagebuchäußerungen Rothe's abgegebenen Urtheils:*) seine Thätigkeit in der römischen Gemeinde habe ihn mehr und mehr von der pietistischen Einseitigkeit losgemacht; er habe bereits damals erkennen müssen, daß der Pietismus mit seiner religiösen Ausschließlichkeit nicht im Stande sei, den Protestantismus gegenüber dem Katholicismus aufrecht zu erhalten; wenn er auch anfänglich in seinen Gemeindegliedern nur solche, die nicht ferne vom Reich Gottes seien, erblickt hätte, so habe er doch mit der Zeit einsehen müssen, daß die pietistische Schablone nicht ausreiche; er sei auf diese Weise unabhängig von menschlichen Autoritäten, damit aber auch innerlich freier und muthiger geworden; während er es mit den sittlichen Anforderungen an sich selbst strenger wie je genommen, habe er sich doch Gott näher gefühlt und sein Gemüth wie von einer schweren Krankheit befreit.

Gewiß könnten allein schon die aus den Briefen der beiden ersten römischen Jahre gegebenen Mittheilungen genügen, eine solche Weiterentwickelung zu documentiren, und ebenso auch die weitere Bemerkung Schenkel's als nicht weniger berechtigt erscheinen zu lassen: auch wissenschaftlich habe Rothe sich wachsen gefühlt und immer tiefere Wurzeln für seinen Glauben gesucht. Beides aber wird aus den Briefen des folgenden Jahres noch unverkennbarer hervortreten, auf die wir deshalb alsbald übergehen.

Die Rothe'sche Correspondenz des Jahres 1826 eröffnet sofort ein Brief vom 1. Januar desselben Jahres an seine Eltern, der ein übersichtliches Verzeichniß der Arbeiten des Winters giebt:

Meine Arbeiten sind diesen Winter durch zwei neu hinzugekommene um ein Bedeutendes gewachsen, und zwar so, daß jeder Tag sein sehr bestimmtes Pensum hat, bei dem ich durch jede unvorhergesehene Abhaltung — wie sie hier alle Tage vielfach kommen — in große Verlegenheit gesetzt werde. Die erste Arbeit, die zu meiner bisherigen hinzukam, war

*) Allg. kirchl. Zeitschr. 1868. I. S. 16—19.

der Confirmationsunterricht der Tochter des niederländischen Gesandten, Reinhold. Ein solcher Unterricht eines 16jährigen Mädchens, deren Geist mannichfaltig ausgebildet ist, kostet mich viel Vorbereitung und Zeit, indem ich mir die Materialien erst mühsam zusammentragen und für den vorliegenden Zweck verarbeiten muß. Die andere Arbeit ist ein Wochen-Abendgottesdienst, zur einfachen Erklärung der heil. Schrift (in der Kapelle), um den ich zu Anfang des Winters von der Gemeinde angegangen worden bin, — allerdings zu meiner großen Freude, aber doch wiederum mit bedeutendem Zeitaufwande. Daneben gehen nun die kirchengeschichtlichen Vorlesungen ihren Gang fort. Demnach sind die Werkeltage bei mir folgendergestalt eingetheilt: Montag Abend Unterricht bei Reinhold's, Dienstags Kirchengeschichte bei mir — gewöhnlich bis spät in die Nacht —, Mittwoch Abend Wochengottesdienst in der Kapelle (Erklärung des Evang. Joh.), Donnerstags Abend Unterricht bei Reinhold, Freitags Kirchengeschichte bei mir. Der Tag geht nach Abrechnung von Besuchen, nothwendigen Gängen und unnöthigen Abhaltungen gut und gern mit der Vorbereitung auf diese Dinge hin. Für die Predigt bleibt mir nur der Sonnabend, und der wird mir auch immer zu kurz. Dazu sind diesen Winter beständig Krankheitsfälle in der Gemeinde vorgefallen, und bei manchem Kranken mußte ich — wenn ich nicht mein Gewissen verletzen wollte — täglich stundenlang mich aufhalten. Rechnet man dazu noch die Plage, die ich mit dem (ganz abscheulichen) Bettelvolk habe, so daß ich manchen Morgen, grade wenn ich vielleicht über recht verwickelten und klaubrigten Arbeiten bin, zehn bis zwölf Mal sie hinwerfen, und mich mit recht eigentlichem Lumpengesindel herumzanken muß: so ist es wirklich sehr begreiflich, daß das Briefschreiben von einem Posttag zum andern verschoben wird.

Später wird noch über den Verlauf des Weihnachtsfestes spezieller Bericht abgestattet:

Das Fest haben wir gesund und unter ziemlichen Arbeiten zugebracht. Den heiligen Abend war uns sehr, sehr sehnsüchtig zu Muthe. Wir brachten ihn wieder bei Bunsen's zu. Der erste Feiertag ging ziemlich hart her; ich hatte drei Predigten zu halten: des Morgens in der Kapelle, zu Mittag bei Frau v. Montfort und des Abends in der Kapelle, die Vorbereitung für die Communicanten am zweiten Feiertage. Dafür hatte ich an ihm die Freude einer für unsre Gemeinde ungewöhnlich zahlreichen Communion. Den zweiten Feiertag Abend brachten wir bei Faber's zu.

Auch der zweite Brief an die Eltern, vom 14. Februar 1826, muß wieder mit der Entschuldigung beginnen, daß er so schwer zum Schreiben komme; und auch diesmal knüpft sich eine Erörterung über seine amtliche Thätigkeit an, die ein weiteres Interesse bietet:

Ihr seht, liebe Eltern, daß ich unter solchen Umständen nicht mehr freier Herr meiner Zeit bin. „Keiner von uns lebt Ihm selber" — dieß

Wort des Apostels ist in der Anwendung auf uns so lange ziemlich leicht, als diese sich nur auf die eigne Person selbst bezieht, aber sehr schwer, sobald man auch anfangen muß, es auf sein Verhältniß zu denen anzuwenden, die einem zu seinem eignen Selbst gehören. Und doch wer kann sich dem entziehen? entspringt doch grade daraus erst rechte Ruhe und Zuversicht des Herzens in unserm Verhältniß zu uns selbst und zu allen denen, die wir lieb haben. Daß ich jenen Grundsatz des Apostels auf mein ganzes Thun und Lassen, Wünschen und Hoffen immer gründlicher anzuwenden täglich mehr lernen muß, fühle ich wohl. Aber ich kann doch, Gott sei Lob, mit Wahrheit sagen, daß grade in dieser Hinsicht mein hiesiger Aufenthalt mir gesegnet gewesen ist. Ich erkenne jetzt auch recht klar, wie die mancherlei Skrupel, Sorgen und Gedanken, die mich so oft wegen meines nachrömischen Lebensganges gequält haben, nicht aus lauterer Quelle kamen, und wie es für mich viel köstlicher ist, die Gedanken an meine irdische Zukunft ganz bei Seite liegen zu lassen, und still und treu zu thun, was mir Gott in der Gegenwart — und zwar bis jetzt in ihr noch immer vollauf — zu thun giebt, ohne darnach zu fragen, wie es sich mit dem zusammenreimt, was ich in Absicht meiner künftigen Thätigkeit im Leben etwa für das Angemessenste und Wünschenswertheste halten möchte. So ungeschickt ich mich auch an allen Ecken und Enden in Beziehung auf mein hiesiges Amt fühle, so erkenne ich doch immer mehr, daß ich in meinem jetzigen Zustande grade für dieses Amt noch am brauchbarsten bin. Ist auch der Segen, den ich in demselben spüre, nichts weniger als ein glänzender, so sehe ich doch, daß ich durch des Herrn Gnade dem Einen oder dem Andern wirklich zum Segen bin, und das reicht völlig hin, mir meinen freudigen Muth zu erhalten. Das ist etwas sehr Köstliches in meinen hiesigen Verhältnissen, daß ich ganz stille meinen Weg vor mich hingehen kann, ohne viel Rücksichten zur Rechten oder zur Linken nehmen zu dürfen. Und grade dieß ist meiner Verkündigung des Wortes Gottes ein großes Förderungsmittel. Man kann von keinem verlangen, daß er es Einem so von vorn herein auf's Wort glaube, man suche nicht das Seine, sondern nur das was Seines Herrn ist. Wenn man aber eine Zeitlang unter den Leuten gelebt hat, und es Einem durch Gottes Gnade mehr oder weniger gelungen ist, sich durch der Leute lobendes oder achselzuckendes Urtheil weder aus seinem Gange stillen und auf die göttliche Kraft der Sache, die man zu vertreten hat, vertrauenden Wirkens heraus-, noch in einen falschen menschlichen Eifer hineinbringen zu lassen, — jedermann Ehrerbietung zu erweisen, dem sie zukommt, aber sich um niemandes Gunst zu bewerben; wenn die Leute anfangen mit Händen zu greifen, daß Einem jeder Wunsch fremd ist, über seine beschränkte Sphäre hinaus sich zu erheben oder zu wirken, — daß man weder dadurch seiner Eitelkeit dient, daß man der Welt schmeichelt und fröhnt, noch dadurch, daß man sie auf eine ebenso unlautere Weise verachtet, sondern daß man von ihr für seine Person gar nicht bemerkt, gelobt, geschmeichelt sein will, und, wenn gleich noch jung, doch wirklich mit seinem Herzen, mit seinen Wünschen und Hoffnungen an etwas anderm

hängt als was dieses irdische Leben bietet, daß man von diesem eben nichts anderes erwartet als Arbeit, mancherlei sogenannte Entbehrungen und Plagen, und für sie keinen Dank, weder von Menschen, noch von Gott (als ob man dafür von diesem etwas besonderes zu erwarten habe, als daß er Einen zu Gnaden annehme), daß es Einen nicht befremdet und in seiner stillen Wirksamkeit stört, wenn Einem mancherlei ganz wider seinen Sinn und Erwarten dazwischen kommt, — daß man wirklich Demuth gelernt hat und den eignen Willen freudig in den göttlichen zu ergeben: wenn dieß alles die Leute allmälig merken, so fangen sie doch zuletzt an, Einen nicht mehr für einen Schwärmer zu halten, fassen Vertrauen und Achtung zu einem, und würden — so wenig sie sich auch noch entschließen können, sich dem Heiland zu ergeben — doch, wenn das nur so ohne weiteres ginge, herzlich gern mit Einem tauschen. Da kann man denn den Mund schon freudiger gegen sie aufthun, und sie verlieren das Wort wenigstens dann nicht mehr so leicht aus dem Gemüthe.

Der übrige Verlauf des Briefes hat wieder von langwierigen rheumatisch-gichtischen Leiden seiner Frau zu berichten, für die ihr eine Laugenbadekur im Frühjahr verordnet sei, und fährt dann fort:

Ihr könnt Euch wohl denken, daß ich manche schmerzliche Stunde habe, wenn ich mein armes Weib so leiden sehen muß. Indessen behalten wir beide dabei ein leichtes Herz und einen freudigen Muth, und lernen immer mehr aus eigner Erfahrung, daß dergleichen Kreuz sich für die, die da wissen woher es kommt, und sich nicht einbilden, daß der ordnungsmäßige Gang dieses irdischen Lebens ein leidensfreier ist, reichlich verinteressirt. Wenn man vom Leben gleich zum Voraus nicht sowohl eigentliches Wohlbehagen, als mancherlei uns schmerzliche, aber zur gründlichen Heilung unsers innern Menschen gar heilsam wirkende Dinge, auch nicht beständige Seligkeiten für unser inneres Leben, sondern auch da mancherlei Dürre und Armuth erwartet, dabei aber sich mit festem Glauben an die Gewißheit hält, daß man bei Gott durch Christum in Gnaden ist, und Ihn unter allen Umständen zum lieben Vater hat; — wenn Einem dieses das Gewisseste von allem Gewissen geworden ist, — so hat man einen stillen Frieden im Herzen, bei dem Einen dann trübe Begegnisse im Leben nicht mehr so sehr aus dem sichern Gleise treuer und anspruchsloser Thätigkeit bringen können; und was Einem dann der liebe Gott, von außen und innen, von eigentlichen Freuden zuschickt, das ist Einem dann recht eigentlich ein Geschenk und eine selige Ueberraschung Seiner Liebe, so daß man sich noch lange daran zu freuen hat. Der Apostel hat wohl Recht: Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade.... Es ist auch in dieser Hinsicht eine große Gnade Gottes in solchen Leiden verborgen; sie fesseln Einen gegenseitig nur immer inniger an einander, wie uns denn überhaupt durch die ganzen Verhältnisse unsers hiesigen Lebens der liebe Gott in eine rechte Ehestandsschule genommen hat, in der wir recht lernen können, dieses Verhältniß für unser ganzes Leben zu einer unerschöpflichen Quelle der Freude und des Segens zu machen.

Von den übrigen Mittheilungen dieses Briefes ist vor Allem der Ankunft des Dr. Röstell*) zu erwähnen, von dem Rothe sagt: „Wir freuen uns seiner Bekanntschaft überaus, um so mehr, da sie nicht so ganz flüchtig sein wird, wie die meisten dieser Art, die man sonst hier macht. Er empfiehlt sich Euch herzlich."

Von Bunsen heißt es bald darauf: „Er hat den rothen Adlerorden dritter Klasse bekommen, und (was ich als eine große Gnade Gottes ansehe) es scheint jetzt gewiß, daß sich seine hiesigen amtlichen Verhältnisse auf eine sicherere und angemessenere Weise gestalten werden." Endlich sei noch einer Ergänzung der früheren Mittheilungen über Rothe's kirchenhistorischen Studien gedacht:

Sehr danke ich Dir, lieber Vater, für Deine Bemühungen wegen der von mir gewünschten Bücher. Ich würde sie jetzt wirklich nur wenig benutzen können. Von des Fabricii Cod. pseudepigr. V. T. besorgt, wie ich höre, Dr. Thilo in Halle eine neue Ausgabe, deren erster Band zu Ostern erscheinen soll. Wenn sich dafür eine Gelegenheit nach Rom fände, so würde mir dieß sehr willkommen sein. Vielleicht ließe sich daran der kürzlich erschienene erste Band von Neander's Kirchengeschichte und Tholuck's Commentar über den Römerbrief anschließen, auch das besagte Münter'sche Buch, wiewohl ich auf Hrn. Dr. Tscheggey's (dem ich mich zu empfehlen bitte, mit herzlichem Dank für seine Güte, nach der er meiner gedacht hat) Vorschlag in dieser Hinsicht einzugehen, weder Beruf, noch Geschick, noch Zeit, noch Gelegenheit (denn dazu müßte ich in ganz Italien herumreisen können), noch endlich Neigung bei mir finde. Ich verachte gewiß die realen Studien in der Theologie nicht, aber zu rein antiquarischen Forschungen giebt es ja immer noch Leute, die dazu, aber auch ausschließlich dazu, Geschick und Beruf haben, und sehr wohl thun, sich darauf zu beschränken.

Am 5. März 1826 beginnt Rothe einen neuen Brief an seine Eltern mit der Mittheilung, daß es seit 14 Tagen mit dem rheumatischen Leiden seiner Frau besser gehe, und hat zugleich von einer neuen pastoralen Funktion zu berichten:

Zu meinen jetzigen Beschäftigungen hat sich abermals eine neue, wiewohl mir sehr erfreuliche gefunden, die Vorbereitung eines dreißigjährigen Confirmanden, eines Malers aus Hamburg (eines der ausgezeichneteren, die wir jetzt hier haben), der durch wunderliche Versäumung in seiner Jugend bisher unconfirmirt geblieben ist. Sein Unterricht ist namentlich mit viel körperlicher Anstrengung verbunden, indem er sehr schwer hört.

---

*) Auch in Bunsen's Leben ist Röstell's (später Prof. der Rechte in Marburg) mehrfach (I. 340. 429; II. 260) gedacht. Vgl. ebenfalls unten S. 430. 442.

Die Fortsetzung dieses Rothe'schen Briefes (vom 20. März) hat es zunächst mit einer Veränderung in der amtlichen Stellung seines Vaters zu thun, seiner Ernennung zum Abtheilungsdirector im Breslauer Oberpräsidium. Die mancherlei einzelnen Bemerkungen und Fragen darüber können wir hier übergehen; doch sei die eine Aeußerung notirt, daß Rothe an eine Verminderung der Arbeiten seines Vaters durch diese Veränderung seiner Thätigkeit keinen rechten Glauben zu haben erklärt:

Denn ich glaube, wem es unmöglich ist, nachlässig und oberflächlich zu arbeiten, der hat unter allen Umständen vollauf zu thun, und fühlt dabei immer noch mit schmerzlichem Bedauern das Ungenügende seiner Arbeiten und die Unmöglichkeit, nicht noch tiefer in die Sache eingehen zu können.

Aus Rom selbst erzählt Rothe, daß er zum dritten Mal (von Maydell) portraitirt worden sei. Von seiner Frau kann er gesundheitlich Besseres melden, fährt aber in gleichem Zusammenhang fort:

Das nächste Mal wird sie für mich eine Apologie an die gute Mutter beilegen. Sie wird das besser können, als ich. Wenn die Mutter das Gefühl kennte, in einem geistlichen Beruf sich bewußt zu sein, hinter seiner Pflicht zurückzubleiben, und geistliche Amtsarbeiten auf eine ungenügende Weise und schlechter, als man es bei mehr Zeit nöthig hätte, abthun zu müssen, so würde sie mich von Herzen bemitleiden. Dieses Gefühl werde ich wohl mein Leben lang mit mir herumtragen müssen; es scheint genau mit meiner ganzen Organisation zusammen zu hängen. Auf der einen Seite ist mir zu viel gegeben, um mich mit der Auffassung und Behandlung der in das Gebiet der Theologie gehörigen Dinge, wie man sie gewöhnlich findet, zu begnügen; auf der andern Seite aber zu wenig, um, ohne großen Aufwand von Zeit, Anstrengung und innerer Fermentation, sie auf eine selbständige Weise zu verarbeiten. Ich kann mich nicht, wie viele Leute, hinsetzen mit dem Vorsatz, jetzt dieß oder jenes in's Reine zu bringen. Der Moment, wo mir dieß oder jenes für die Erkenntniß und Darstellung klar wird, steht nicht in meiner Gewalt; sondern aus dem Kessel meines Gemüths, in dem fortwährend allerlei durcheinander gesotten wird, steigt bald dieß bald jenes, das vielleicht schon wieder halb vergessen war, plötzlich, wenigstens für mich, gar und genießbar hervor. Kaum können einem Menschen anderer Leute Vorarbeiten so wenig helfen als mir; ich bewege mich rein wie dumm und verdutzt in allem, was ich nicht selbständig durchgearbeitet habe. Darum bin ich zum eigentlichen Gelehrten, oder was man so einen Gelehrten von Profession nennt, schlechterdings verdorben, und erfahre an mir selber täglich mehr die Wahrheit dessen, was mir schon der selige Kephalides oft gesagt hat: ὁ μη δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται, und was der weise Salomo noch

besser sagt: „Wer viel lernen will, der muß viel leiden.“ Darum mache ich auch überhaupt an meine künftige Stellung im Leben die geringsten Ansprüche von der Welt, und setze auf sie die mäßigsten Ansprüche. Schon seit vielen Jahren ist mir der Gegensatz sehr klar, den David Ps. 17, 14. 15 macht, und von ganzem Herzen und wahrhaftiger Freudigkeit im Besitze eines Friedens und eines Glückes, die höher sind als alles, was mir dieses irdische Leben bieten könnte, halte ich mich zu Davids Theil.

Zu dem Geburtstage seiner Mutter hat Rothe wieder mit seiner Frau gleichzeitig geschrieben (am 20. April 1826). Wir entnehmen diesen Briefen aber nur die (schon mehrfach wiederholten) Grüße an die „Wollmarktsverwandten“ und die Erwähnung eines kleinen Ausflugs mit einer Künstlergesellschaft (Faber, Maydell, Richter und Schilbach). Aus dem gleichzeitigen Briefe an den Vater möchte dagegen wieder ein Passus über die gemeindlichen Verhältnisse Aufnahme verdienen:

So geht es denn mit Gottes Hülfe aus einem Monat in den andern, und mitunter kommen auch immer wieder Veranlassungen, bei denen ich sehe, daß sich der Herr zu meinem hiesigen Thun und Lassen bekennt. Das Osterfest ist uns recht gesegnet gewesen. Der Geist Gottes wehte fühlbar durch unser Gemeindlein, und scheint manche Seele angefaßt zu haben, die noch sorglos dahin ging. Gott gebe Treue und Weisheit, die zarten Keime zu pflegen. Sehr leid ist es mir in dieser Hinsicht, daß die Zeit so nahe ist, wo der größte Theil unsers Gemeindleins für einige Monate wieder ganz zerstreut ist. Auch der engere Kreis meiner Freunde wird binnen Kurzem wieder sehr geplündert werden. Richter geht in wenigen Wochen nach Dresden zurück. Maydell verläßt uns auch auf künftige Ostern. Schnorr geht nächstes Frühjahr, nachdem er seine hiesigen Arbeiten vollendet, nach München als Professor an der Akademie der Künste. Indessen wächst doch auch immer wieder der eine und der andere nach; und ich vertraue zum Herrn, er werde uns immer einen Samen übrig lassen.

Meinen dreißigjährigen Katechumenen habe ich am Ostersonnabend confirmirt, und viel Freude an ihm. Des Herrn Werk gedeiht in ihm. Ich habe noch immer zwei Abende in der Woche ausschließlich mit ihm zu thun. Marie Reinhold werde ich auf Pfingsten confirmiren.

Außerdem erwähnt Rothe im späteren Zusammenhange dieses Briefes noch einer weiteren Thätigkeit: „Arbeit giebt's noch immer vollauf und mitunter ganz wunderliche. So habe ich jetzt in eines Dritten Namen indirect mit dem Herzog von Cöthen zu correspondiren, in Veranlassung seiner Religionsänderung und der Re-

ligionsänderung der ihm in dieser Hinsicht anhängenden Personen." *)

Und diese Zeichnung des Mancherlei seiner Arbeiten führt ihn endlich auf eine interessante Charakteristik des römischen Lebens und Treibens überhaupt:

Dann ist hier für mich das eine große Plage, was für andere eine der größten Annehmlichkeiten Roms ist, daß nämlich alle Augenblicke ein reisendes Genie ein Paar Monate hier zubringt. Das soll nun genossen werden, und die guten Leute meinen es herzlich gut, daß sie immer an allen Ecken und Enden dazu verhelfen wollen. Leider sind wir alle beide nun aber so unglücklich, daß wir an den Genüssen nur unter der Bedingung Genuß finden, wenn sie mäßig unter die Arbeit des Lebens vertheilt sind, und überdieß nicht ex professo genossen werden müssen. Ich habe gar nichts wider alle die Dinge, die im Leben nicht unter die Rubrik des Nützlichen, sondern unter die des Schönen und Angenehmen gehören; aber wenn ich sie respectiren soll, wenn sie mich nicht gradezu stören sollen: so verlange ich von ihnen, daß sie sich in ihrer naturgemäßen Stellung halten, und sich für weiter nichts ausgeben, als für Ornamente. So widrig der Eindruck eines Gebäudes ist, bei dem die Ornamente so hervortreten, daß dadurch seine wesentliche Structur und die specifische Bestimmung desselben verdeckt ist: so wenig erfreut und erquickt mich ein geistiger Lebensgenuß, der von dem gesunden Stamm des Lebens selbst (das nicht ein Genießen, sondern ein Wirken ist) losgerissen, für sich allein dastehen will, und ein großes Wesen von sich her macht. Das ist das eigenthümliche Elend der vornehmen und (leider!) großentheils auch der reichen Welt.

Auch jetzt haben wir wieder einen solchen Mann hier, dessen Name als Echo im Munde aller hiesigen Deutschen wiederhallt, — einen gewissen Neukomm,**) einen nicht unbekannten Componisten, jetzt Kapellmeister bei dem Fürsten Talleyrand in Paris. Er hat mir, ohne sein Wissen und Willen, schon manche Stunde verdorben, in der ich ihn bei anderen Leuten, ihnen zu Liebe, habe hören müssen. Ich kann des Guten nicht so viel auf einmal vertragen, fühle mich auch durch seine Compositionen und sein Spiel nicht eigentlich angesprochen; es stimmt mich aber ganz flau und neblicht, wenn ich um mich her die edelsten Empfindungen des menschlichen Gemüths oder wenigstens deren Facsimilia, ohne alle innere Wahrheit, um nichts und wieder nichts herumwerfen sehe, bloß um sich die Ohren ein Paar Stunden kitzeln zu lassen. Von Tage zu

*) Vgl. über diese jesuitischen Umtriebe und über die schmachvolle Haltung des Cöthener Consistoriums meine „Wege nach Rom" S. 76—79.

**) Neukomm's Freundschaftsverhältniß zu Bunsen ist in dessen Leben so häufig erwähnt, daß in dieser Hinsicht einfach auf das Namen- und Sachregister (III. S. 613) verwiesen werden kann.

Tage, lieber Vater, danke ich meinem Gott mit Claudius immer herzlicher dafür, daß ich kein König bin, und überhaupt in dieser Welt gar nichts bin und bleiben werde. Es ist ein viel gesünderes Brod von den Menschen abhängig zu sein, als sie von einem abhängig zu wissen, und man ist nicht freier, als wenn man weiß, daß man aller Diener ist, und auch viel zufriedener damit ist, andern zu dienen, als sich andere dienen zu lassen. Man hat völlig gratis vollauf Vergnügen, sobald man nur die thörichte Einbildung fahren gelassen, als habe man Ansprüche darauf zu machen, und als sei das im Leben das beste, was unserm alten genußsüchtigen d. h. selbstsüchtigen Herzen am meisten schmeichelt, mit Einem Worte, sobald man durch Gottes Gnade aufhört, sich selber zu leben. Schon mehrere Male habe ich hier die erfreuliche Erfahrung gemacht, daß man es doch wirklich mit keinem Menschen so leicht damit verdirbt, daß man nicht überflüssige Complimente mit ihnen macht, sondern sich ihnen in aller Bescheidenheit, aber auch mit aller Selbständigkeit als Einen zeigt, der um ihre Gnade nicht buhlt, und der etwas Besseres im Leben kennt, als alle die Lebensgenüsse, die sie ihm verschaffen könnten. Leute, von denen ich glaubte, sie beleidigt zu haben, weil ich sie deutlich sehen ließ, daß ich ihnen in meinem Leben nicht den Hof machen würde, haben sich, wenn ihnen einmal im Leben etwas Ernsteres vorkam, wobei sie eines andern Hülfe bedurften, nicht an ihre höflichen Erlustigungs-Genossen gewendet, sondern an mich, und mir unzweideutige Beweise ihres Vertrauens gegegeben, das ich mir nie hätte träumen lassen. Der grade Weg ist der einzig sichere — das lerne ich immer klarer einsehen — und für sich nichts in der Welt suchen das sicherste Mittel, um alles zu besitzen. Darum will ich auch für die Zukunft ganz ruhig den lieben Gott sorgen lassen.

Verzeihe nur, lieber Vater, dieses lange Gesudle. Nichts für ungut; ich denke, Du hast mich am liebsten, wie ich bin. Du hast zwar daran eben nicht viel; aber doch mehr, als wenn ich aus mir selber vor Dir einen Popanz machen wollte. Ich fühle mich zwar schon seit vielen Jahren als einen innerlich Kranken; aber doch, Gott Lob und Dank, täglich mehr als einen Reconvalescenten.

Briefe Rothe's an Heubner liegen seit dem vorerwähnten vom 27. Oktober keine aus diesem Winter mehr vor. Ein Brief von Heubner an Rothe's Vater vom 20. März klagt deshalb darüber, daß er seit dem Oktober keine directen Nachrichten aus Rom mehr habe; dafür kann er jedoch indirect berichten:

Im Spätherbste hatte ich einen Besuch von dem Berliner Domcandidaten Gemberg, der Ostern vorigen Jahres in Rom gewesen war und mir Erfreuliches von Richard's gesegneter Wirksamkeit und von der Liebe und Achtung, die er genieße, erzählte; er versicherte, daß Rothe sich noch eines größeren und allgemeineren Zutrauens erfreue als Schmieder.

Und ebenso erzählt ein zweiter Brief Heubner's vom 27. Mai zwar auch von einem (uns nicht vorliegenden) römischen Brief, meldet aber außerdem noch:

Seitdem haben wir noch keine Nachrichten wieder. Doch mittelbar bekomme ich dann und wann Nachrichten. So grade heute vor acht Tagen durch die hier durchreisende und mich besuchende Frau v. Schömberg, Gemahlin des Hrn. Geh. Raths v. Schömberg, der unlängst Ihnen als Oberpräsident der schlesischen Regierung zugedacht war. Diese hatte den Brief eines Künstlers aus Rom (ich erinnere mich nicht mehr, ob an sie selbst geschrieben) gelesen, der ganz voll gewesen war voll Liebe gegen Richard, und selbst einen so edlen Geist ausgesprochen hatte, daß er die Frau v. Schömberg ganz hingenommen hatte. Ich bemerkte der Frau v. Schömberg, daß mir solche Nachrichten um so erwünschter seien, da Richard viel zu bescheiden sei, als in seinen Briefen von sich zu reden und von dem Segen seines Wirkens viel Worte zu machen. Mögen diese Nachrichten auch Ihnen Erheiterung und Stärkung gewähren!

Von Rothe selbst an Heubner können wir sodann wieder einen Brief vom 8. Juni 1826 benutzen. Wir entnehmen demselben zunächst die Mittheilungen über ihn selbst und über seine Gemeinde:

Ich weiß nicht, wie ich zu der unverdienten Gnade komme, von leiblicher Krankheit in Rom noch völlig unangefochten geblieben zu sein. Zwar fühle ich in der hiesigen Atmosphäre nie die Elasticität und Leichtigkeit in meinem Körper, wie daheim im Vaterlande, und empfinde bei gewissen besondern Beschaffenheiten der hiesigen Luft, namentlich bei dem Scirocco und bei heftigem Sturm, einen drückenden Einfluß der Luft nicht nur auf meinen Körper, sondern auch mittelbar in hohem Grade auf meinen Geist, zwar habe ich, besonders im Winter, viel von einem sehr empfindlichen Kopfschmerz zu leiden; aber noch bin ich doch kein einziges Mal durch körperliche Ursachen von der Uebung meiner amtlichen Geschäfte abgehalten worden. Ich kann meinem Herrn nicht genug dafür danken, und bitte Ihn, so lange Er mich hier läßt, diese Wohlthat nicht von mir zu nehmen.

Meine Louise ist, Gottlob, jetzt sehr wohl. Die Bäder sind so sehr heilsam gewesen, und bei der ungewöhnlichen und ungesunden Witterung dieses Sommers will dieß doppelt viel sagen.... Gesundheit in meinem Hause ist hier ganz vorzugsweise für mich eine köstliche Gabe Gottes; denn Rom an und für sich wird mir immer ungenügender und in vieler Hinsicht drückender. Wenn nicht der Herr ein Herz recht mächtig in Besitz genommen, so wird es bei längerem Aufenthalt in Rom immer äußerlicher und gemüthloser. Diejenigen von unsern lieben Landsleuten, die nun schon geraume Zeit hier leben, verläugnen ihr deutsches Gemüth immer mehr; die sittlichen Bedürfnisse treten immer mehr in den Hintergrund, die Begriffe des Schönen und Häßlichen absorbiren die des Guten

und Bösen immer mehr, und so nimmt denn freilich auch die Empfänglichkeit für Gottes Wort und Geist immer mehr ab. Das muß ich wenigstens von vielen klagen, von denen und für die ich lange Zeit gute Hoffnung gehabt.

Dafür zeigt sich von Zeit zu Zeit ein Segen, wo ich ihn zuletzt erwartet. Wiewohl der alte Stamm unsres hiesigen Häufleins von Gläubigen nun fast ganz in allen vier Weltgegenden zerstreut ist, hat der Herr doch immer gewußt an die Stelle der Abgegangenen Andere durch Seinen Geist zu erwecken, und ich sehe meist diese jungen Pflänzlein gedeihlicher aufwachsen, als andere, die die süßen Kräfte des Wortes Gottes nicht erst von gestern her kennen. Seit dem Anfang des verflossenen Winters hat der Herr Seinen Segen zur Einrichtung einer wöchentlichen Bibelstunde gegeben, die auch noch immer fortbesteht, wie ich hoffe nicht ohne Segen für das engere Häuflein der an Ihn gläubig gewordenen, und Mancher, die ihn wenigstens suchen — Mittwoch Abend, also wenn Du Deine lieben Leutlein auf Deiner Stube hast. Für viele ist hier schon viel damit gewonnen, wenn man ihnen nur Gelegenheit verschafft, ihre Abende nicht so sehr unnützlich zuzubringen, als sie im Durchschnitt von den hiesigen Künstlern zugebracht werden. Ich gebe, so viel ich kann, gern meine eignen Abende dazu hin, und habe jetzt keinen mehr für mich übrig behalten als den Sonnabend.

Schon seit einiger Zeit merke ich wohl, daß ein sehr kritischer Zeitpunkt für einen großen Theil unsres Gemeindleins eingetreten ist. Der Herr hat mir so weit Gnade gegeben, es so Manchem klar zu machen, daß es für Ihn aut aut heißt, und daß wer nicht für Christum ist, wider Ihn ist, daß der alte ruhige Schlendrian entweder aufhören, oder für Ihn in bewußte Feindschaft Christi umschlagen muß. Besonders haben unsre Gottesdienste in der letzten Passionszeit und an Ostern diese Wirkung gehabt. Ich muß aber mit vielem Grunde fürchten, daß meines Warnens, Bittens und zum Herrn Flehens ungeachtet diese Erkenntniß den Meisten nur zum Gericht sein werde. Vor der Hand hält der Geist viele wenigstens noch am Worte Gottes fest, so daß sie es auch eifriger hören als sonst.

Derselbe Brief behandelt zum ersten Male die von Heubner aufgeworfene Frage einer eventuellen Rückberufung in die Heimath. Rothe erklärt, vorerst nicht daran denken zu können. Was er dabei über seine eigene Entwickelung in Rom bemerkt, verdient (zumal im Vergleich mit den bereits oben erwähnten Mittheilungen Schenkel's) wohl ganz besondere Beachtung:

Unter solchen Umständen siehst Du wohl lieber Bruder, kann ich jetzt an nichts so wenig denken wollen, als an meine Wegberufung von hier. So herzinnig ich mich in's Vaterland zurücksehne, so beengt im Geist ich mich hier fühle, wo man mitten unter einem Haufen von Menschen steht, die nur immer hin- und herlaufen und alle Tage abwechseln

— wo man mit Gewalt alle Wochen neue Bekanntschaften sogenannter interessanter Menschen machen muß, an denen man durchaus kein anderes Interesse gewinnen kann, als das der σπλαγχνα οἰκτιρμια Ιησου Χρ., — wo man noch überdieß sich über diesen beständigen Wechsel und Tumult von Herzen freuen soll, — so sehr mich auch darnach verlangt, wieder mehr unter Menschen und nicht so unter Puppen in menschlicher Gestalt zu leben: so will ich doch gewiß nicht muthlos meinen Posten verlassen, den ich mir bewußt bin nicht aus eigenem Willen oder nach dem Willen meines Fleisches und Blutes angetreten zu haben. Bevor ich nicht meine vollen vier Jahre hier gewesen, werde ich nicht um meine Zurückberufung anhalten.... Auch will ich mich nicht selbst um den Segen bringen, den mir der Herr hier im Verborgenen bereitet. Ich muß zwar viel im Dunkeln gehen; aber grade so lerne ich nach und nach gehen und feste Tritte thun; ich lerne immer mehr, nicht mit dem Verstande allein, sondern mit der Empfindung meines ganzen Wesens, verstehen, daß ich gar nichts kann, sondern im allerbuchstäblichsten Sinne alles nur durch den Herrn vermag, — ich lerne immer mehr beides, Seine Liebe und Seinen Ernst und Seine große und pünktliche Strenge in der Führung meiner Seele erkennen und lieben. Sein Werk in mir wird immer innerlicher, stiller, und so komme ich allmälig etwas in das Gleichgewicht hinein, indem auch der Wandel nach außen unanstößig wird, — ein Wandel in wahrer evangelischer Freiheit, weder leichtfertig, noch bloß gesetzlich und so, daß man ihm das Gezwungene und Gemachte ansieht. Ich habe viele Dinge hier anders betrachten gelernt, und ich hoffe reifer; ich habe manches in der gewöhnlichen Praxis unsrer Erweckten, und eben auch in der meinigen als Menschenwerk und nicht probehaltig gefunden; — ich habe einen viel unersättlichern Hunger nach Gottes Wort und einen viel gründlicheren Geschmack Seiner Kräfte, eine viel gründlichere Ueberzeugung, daß und wie in Ihm, diesen Windeln, wie unser Luther sagt, in denen uns der Heiland gegeben wird, alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß verborgen liegen, — meine ganzen Studien haben angefangen, sich immer ausschließlicher auf das Wort Gottes zu concentriren, — so daß nach einer durchgegangenen Krisis mir jetzt vollends alle Gedanken an eine künftige akademische Anstellung vergangen sind. So Gott will, gehöre ich künftig einmal auf's Land. Dazu glaube ich auch meine individuelle geistige Organisation eingerichtet. Ich bin in geistiger Hinsicht darauf eingerichtet, mir an Wenigem genügen zu lassen, ja auch nur Weniges genießen zu können, dieses Wenige aber recht zu verdauen, — ein enger möglichst abgeschlossener Wirkungskreis, — außer Berührung mit Vielen, aber in desto innigerer Berührung mit Wenigen, — nicht an der Landstraße weder der gelehrten Welt, noch der geistlichen Reise-, Bekanntschafts- und Gemeinschaftssucht, die in so viele Christen unsrer Tage gefahren ist, und die gewiß ebenso unförderlich und zum Theil unlauter ist, wie großen Theils die Art und Weise, auf die man

in unsrer Zeit für das Reich Gottes nach außen mit großem Lärmen und sehr wenig in der Wahrheit wirkt.

Demselben Briefe entnehmen wir ferner die folgenden charakteristischen Urtheile über Tholuck und Ullmann:

Tholuck in Halle wolle der Herr auf seinem wichtigen Posten den Geist beides der Kraft und der Weisheit reichlich geben. Ich hoffe, er wird Gesenius gegenüber sein eigentliches Talent wieder recht eifrig hervorsuchen. Es giebt auch eine Wissenschaft nach Christo, wie es eine nach der Welt (Col. 1) giebt, und in diesem Sinn ein tüchtiger und ernstlicher Gelehrter zu sein, scheint mir eine Art und Weise, für Christum zu zeugen und zu wirken, durch die, wer durch seine Gaben darauf gewiesen ist, viel mehr ausrichtet als durch ein Dutzend Traktaten- und Missionsgesellschaften gewonnen wird....

Ullmann in Heidelberg, von dem Du schreibst, kenne ich, habe zum Theil noch mit ihm studirt. So viel ich weiß, ist er jetzt prof. ord., 1821 war er schon prof. extr. Daß er den Ruf zu Euch angenommen, bezweifle ich. Er ist ein Mann von vielen Kenntnissen, auch orthodox, doch wohl in gewissen Grenzen, — auch nach der Aussage solcher, die ihn später gekannt, ohne inneres christliches Leben. Anregend würde er in Wittenberg schwerlich wirken. Ueberhaupt ist er ziemlich phlegmatischer Natur. Ein principium vivum und einen innern Brennpunkt des Lichts und Geistes traue ich ihm auch in wissenschaftlicher Hinsicht nicht zu; aber ein guter Gibeonit im Reiche der Gelehrsamkeit ist er gewiß. Ich rede natürlich von der Zeit, in der ich ihn gekannt.

Endlich möge noch Rothe's in eben diesem Briefe gebotene Schilderung des Ursprungs der neuen Gemeinde in Neapel hier Platz finden:

In Neapel hat sich seit diesem Frühjahr eine protestantische Gemeinde gebildet, unter einem jungen französisch-reformirten Prediger, einem Sohne des Pastor Monod in Paris. Die Veranlassung war ganz äußerlich, hauptsächlich wegen der Erziehung der Kinder. Die Gemeinde ist wenigstens vier Mal größer als die hiesige und besteht fast aus lauter Familien. Der Unglaube und die Sittenlosigkeit unter den neapolitanischen Protestanten soll grenzenlos sein. Leider ist der junge Monod mit seinem eigenen Glauben sehr im Unklaren, wiewohl ziemlich orthodox. Seine eigene Gemeinde hat ihn schon tüchtig in die Klemme genommen, und er schreibt darüber in großer Verlegenheit. Ich hoffe, daß ihm auf diesem Wege zuerst heller das Licht aufgehen wird. Alle 14 Tage liest er eine deutsche Predigt vor.

Ueber denselben Gegenstand entnehmen wir zugleich dem Briefe Rothe's an seinen Vater vom 20. April 1826 die folgende ausführlichere Mittheilung:

Auch in Neapel wird jetzt ein evangelischer Gottesdienst eingerichtet, oder er ist es vielmehr wohl schon, — wiewohl wir über das „Wie?" hier nichts näheres wissen. Schon länger war davon die Rede gewesen, und unser dortiger Gesandter, Graf Flemming, war schon Willens gewesen, den König um einen Gesandtschaftsprediger anzugehen, ein Ansuchen, welches dieser unbedenklich gewährt haben würde, zumal da in Neapel ein protestantischer Prediger in vielen Hinsichten noch nöthiger ist, als hier. Denn es sind dort sehr viele protestantische Handlungshäuser (Deutsche, Schweizer und Franzosen) und eine zahlreiche protestantische Jugend, die bisher ohne alle religiöse Erziehung geblieben ist. Mittlerweile kamen im verflossenen März zwei junge französische protestantische Candidaten, ein Paar Brüder Monod aus Paris (Söhne eines dortigen reformirten Predigers), die auch in unsrer Kapelle einige Male französischen Gottesdienst gehalten haben, ein Paar recht liebe Leute, nach Neapel, und allem Anschein nach haben die dortigen Protestanten diese als Prediger engagirt. Graf Flemming schreibt an Bunsen, der Gottesdienst werde dort in seinem Hause abwechselnd den einen Sonntag deutsch, den andern französisch gehalten, wobei ich freilich nicht begreife, wie es mit dem Deutschen geht; denn der eine jener beiden Brüder spricht zwar etwas Deutsch, aber ganz ungeläufig. Ich hätte allerdings lieber gesehen, wenn die Sache durch den König eingerichtet worden wäre; denn ich bin überzeugt, daß man von Berlin aus auf jeden Fall einen Mann hingeschickt hätte, der klar und deutlich Gottes Wort gepredigt hätte. Ein à la modischer Protestantismus ist nirgends weniger an seiner Stelle, als unter lauter Katholiken. Nur wenn sie unsre evangelischen Kleinodien sehen, können sie begreifen, warum wir von ihnen getrennt sind. Auch nimmt mich's Wunder, daß die neapolitanische Gemeinde, da sie einen Prediger umsonst haben konnte, sich deren zwei auf eigne Kosten genommen.

Verwandtschaft und Unterschied der römischen und der neapolitanischen Gemeinde drängten sich nun Rothe bei näherer Bekanntschaft immer mehr auf; und scheint es uns deshalb angezeigt, auch seine späteren Aeußerungen darüber hier gleich im Zusammenhang anzuführen. Am 30. Mai 1827 meldet er Heubner die Ernennung eines ersten deutschen Predigers in der Person Bellermann's:

Mein College Bellermann (der früher in Lissabon war) ist vor der Hand erst für Neapel ernannt. Wir erwarten ihn hier auf der Durchreise Ende Juni. Ich weiß nichts Näheres von ihm; er kann aber großen Segen bringen, wenn er das lautere Evangelium mitbringt. Die neapolitanische Gemeinde ist weit zahlreicher als die hiesige, und hat vor dieser den großen Vorzug voraus, daß sie fast aus lauter Familien besteht. Der Unglaube soll aber bejammernswerth arg unter den neapolitanischen Protestanten sein, und zwar in der crassesten Weise, à la Voltaire. Die Gemeinde besteht vorzugsweise aus Kaufleuten. Ebenso die französisch-

evangelische Gemeinde, die noch zahlreicher ist, und gleichfalls einen eigenen Prediger erwartet. Diese Einrichtung eines evangelischen Gesandtschaftsgottesdienstes in Neapel ist ein neues ehrenwerthes Werk unsers Königs.

Am 12. Juli 1827 berichtet er Heubner weiter:

Wir erwarten hier täglich Bellermann auf der Durchreise nach Neapel. O wie so herzlich wollte ich ihm einen Segen gönnen, dessen Mangel ich hier gern einzig und allein auf die Rechnung meiner Untreue und meines Ungeschicks schreiben will, und gar nicht auf die der äußeren Verhältnisse. Er findet in Neapel eine stehende Gemeinde, die fast ausschließlich aus ganzen dort ansässigen Familien besteht. Unter solchen Umständen haften freilich die Erweckungen viel leichter, und kann sich das Leben in der Gnade des Herrn viel vielseitiger, vollständiger und anschaulicher entwickeln. Hier haben kaum ein paar Fünklein gezündet, so zerstreuen sie sich schon wieder in alle vier Weltgegenden, und der Gemeinde selbst kommt wenig davon zu gut.

Ueber die Durchreise Bellermann's durch Rom findet sich in Rothe's Brief an Bunsen vom 9. August 1827 die Bemerkung: „Bellermann's sind heute früh abgereist. Sie empfehlen sich Euch noch auf's dankbarste." Dagegen heißt es in dem folgenden Briefe an Bunsen, vom 18. August 1827:

Mit Bellermann ist es mir ganz ähnlich gegangen, wie Dir, ohne daß es an mannichfaltigen Versuchen von meiner Seite, etwas weiter mit ihm zu kommen, gefehlt hätte. Wegen unsrer Liturgie habe ich auf mein ausdrückliches Befragen und Auseinandersetzen unsrer Absicht bei derselben auch nichts weiter aus ihm herausbringen können, als zustimmende Aeußerungen, die aber keineswegs von einem Eingehen in die Sache selbst zeugten, und die Versicherung, daß er zwar mit Vorurtheilen wider dieselbe hierhergekommen, diese aber, nachdem er unserm Gottesdienst beigewohnt, völlig abgelegt habe. Den Wünschen der neapolitanischen Gemeinde wird Bellermann gewiß entsprechen, ob ebenso ihren wahren, wohl größtentheils noch ungefühlten, Bedürfnissen, das möchte mehr dahin stehen. Doch ist er mir durchgängig als ein ernsthafter Mann erschienen, dem sein Amt Gewissenssache sein, und der deßhalb gewiß nicht vergeblich arbeiten wird.

Für die gegenseitige „Handreichung" der Diaspora-Gemeinden unter einander giebt noch ein Brief Rothe's an Bunsen vom 7. September 1827, folgenden Beleg:

Die nächste Veranlassung zu diesem Briefe ist ein anderer, den ich gestern von Bellermann erhalten habe. Er trägt darin unter anderm eine Bitte vor. Von den ihm nachfolgenden Effecten nämlich ist die Kiste,

in welcher der für die neapolitanische Gemeinde bestimmte Bibelvorrath enthalten ist, noch nicht angekommen, und er fürchtet, daß sie überhaupt in diesem Jahre nicht mehr einlaufen wird. Da er nun gern wenigstens für seine Katechumenen Bibeln haben möchte: so fragt er bei uns an, ob wir ihm nicht von den unsrigen einige überlassen möchten. Wir könnten dieß gewiß herzlich gern thun, nur wird die große Schwierigkeit der Transport sein. Bellermann meint, es könnte vielleicht durch einen etwaigen Courier, der nach Neapel ginge, bewerkstelligt werden. Ich bitte Dich, dieses gütigst zu überlegen. Wenn man den neapolitanischen Glaubensgenossen diesen kleinen Dienst leisten könnte, so wäre es schön.

Noch gehört die folgende Mittheilung an Heubner vom 25. September 1827 hierher:

Bellermann ist seit Mitte August in Neapel. Evangelischen Geist hat er wohl freilich noch nicht, aber einen entschieden ernsten Willen, aufrichtige Bescheidenheit und eine liebe christlich gesinnte Frau. Ich habe ihn herzlich lieb gewonnen und er hat auch zu mir Vertrauen gefaßt ... Er hat ein (vergleichungsweise mit hier) sehr weites und hoffnungsreiches Feld vor sich, und die Gemeinde ist ihm mit großer Liebe entgegengekommen ... Auf jeden Fall wird er durch den Unterricht der Jugend, zu dem er weit mehr Gaben zu haben scheint, als zur Predigt, einen entschiedenen Segen stiften. Der französische Prediger Monod, dem Neapel sehr zum Segen gewesen, ist von dort seiner Gesundheit wegen abgegangen. Seinen Nachfolger Valette, den er sehr rühmt, erwarten wir täglich auf der Durchreise.*)

Von dieser Abschweifung zu den Briefen des Jahres 1826 zurückkehrend, haben wir zunächst noch zwei dem Sommer angehörige an seine Eltern hervorzuheben, vom 15. Juni und 8. Juli. Besonders der erste dieser beiden ist recht ausführlich. Von den vielen Einzelheiten, die er berichtet, erwähnen wir einen abermaligen Ausflug mit Künstlern (Faber, Maydell, Schilbach, Richter, Milde), das günstige Resultat der Badekur seiner Frau (bei welcher Gelegenheit er den Eltern für ihre Vorschläge einer eigentlichen Badereise dankt und die Möglichkeit einer späteren Kur in Ischia berührt), einige Proben von der absolut ungenügenden Beschaffenheit des römischen Buchhandels, die längere Anwesenheit des seinem Vater befreundeten Herrn von Heydebreck, die Uebernahme der Redaktion der

*) Nach seiner Durchreise durch Rom wird Valette (in Rothes Brief an seinen Vater, vom 9. Oktober 1827) als ein junger munterer Mann charakterisirt, „der wenigstens sehr bestimmt mit dem Evangelium dort auftreten wird. Gott schenke ihm ebensoviel Licht als Feuer."

Cotta'schen Beschreibung Roms durch Dr. Röstell. Von Berufsgeschäften sind die folgenden erwähnt:

Am Pfingstsonnabend habe ich Marie Reinhold eingesegnet. Auch das Pfingstfest war uns gesegnet. Die Zahl der Communikanten ist noch immer im Steigen. Unsre neuen gottesdienstlichen Einrichtungen tragen mit dazu bei, die Freude am Tische des Herrn zu wecken ... Mit Röstell lesen wir jetzt den Römerbrief griechisch — Montag Abend, indem ich mich mit meinem lieben Koopmann auf Donnerstag und (so oft ich frei bin) Sonntag Abend beschränkt habe.

Auch dieser Brief bringt übrigens wieder eine Selbstcharakteristik der Art seiner wissenschaftlichen Thätigkeit:

Ich mag wenig oder viel zu thun haben, so ist mein Arbeiten immer recht eigentlich ein Arbeiten im Schweiße meines Angesichts, ein Ausroden und Durchpflügen des Ackers meines Inneren, lauter schwere Geburten, mit denen ich mich lange hinquäle, aber bei denen Gottlob denn doch wirklich etwas an's Licht kommt. Blos mit dem Gedächtniß arbeiten und lernen, das wird mir von Jahr zu Jahr immer unmöglicher. Mein ganzes Denken wird immer mehr ein mich in die Dinge hineinleben, mich mit ihnen herumschlagen, bis ich sie zuletzt unter mich gebracht. Ich kann darüber weiter nicht böse sein; denn was mein Treiben dadurch an Extension verliert, gewinnt es reichlich an Intensivität wieder, und alles geht auf diese Weise in succum et sanguinem über. Was der weise König sagt: „Wer viel lernen will, der muß viel leiden," das finde ich an mir selber buchstäblich wahr, selbst wenn man auch aus dem ersten „viel" nur ein „wenig" macht. Ich dringe keinem andern Menschen auf, mir das zu glauben; aber Dir, lieber Vater, sage ich es offenherzig, weil Du sonst manches mißdeuten könntest, und weil ich weiß, daß Du es für keine bloße Einbildung hältst, und es mir eben so wenig als falsche Demuth, als als Anmaßung auslegst.

Es schließt sich hieran wieder eine interessante Kritik der bekannten pietistischen Mode des Haschens nach „christlichen Bekanntschaften":

Ich komme hier immer, und je länger je mehr, zu einer Menge Bekanntschaften von Durchreisenden, die zu gar nichts führen, den Leuten, die sie suchen, nichts helfen können, und mir nur edle Zeit rauben. Gehe im Aufsehn auf Gott, ganz ruhig und treu deinen Weg vor dich hin, und kümmre dich nicht um das, was rechts und links vorgeht, — ist mein Grundsatz, und wenn ich mit dem vortrefflichsten Manne nicht ganz ungesucht etwas zu thun habe, so ziehe ich ruhig meine Straße an ihm vorbei; zum Ansehn und um einander von ihnen zu erzählen, sind die Menschen nicht gemacht. Namentlich ist's ein großes Mißverständniß der christlichen Gemeinschaft, wenn man meint, daß sie durch eine ausgebreitete

Bekanntschaft mit solchen, die sich zum Glauben an den Gekreuzigten bekennen, bestehe. Das Reich Gottes steht, wie überhaupt in nichts Aeußerlichem, so auch nicht in Bekanntschaften und sogenannten Freundschaften. Eine äußerliche Bekanntschaft, aus der keine wahre innere persönliche Annäherung entsteht und der individuellen Organisation der beiden Theile nach entstehen kann, und die nicht auf dem sichern Grund und Boden unsers Berufs ruht, ist grade unter solchen, die sich mit dem Herzen in Christo lieben, etwas drückendes und widernatürliches, — das man deshalb ernstlich vermeiden muß; und wirkliche Freunde kann man der Natur der Sache nach nur sehr wenige haben, und gewiß viel leichter zu viele als zu wenige.

Uebrigens will ich dieß nicht etwa auf Herrn Prediger Mayer gedeutet haben, der um Pfingsten herum kaum vierzehn Tage hier gewesen ist, und mir Eure lieben Grüße gebracht hat. Er hat mir, so weit ich ihn kennen gelernt, sehr wohlgefallen. Er ist entfernt von jener widerlichen Eitelkeit, die aus der Gottseligkeit ein Gewerbe, oder wenigstens einen Dilettantismus und eine manière de se bien amuser macht; seine Ansichten sind gesund, und ich habe mich sehr gut mit ihm verständigen können.

Sodann dürfte eine Mittheilung ökonomischer Art durch ihre Form auch weiteres Interesse haben:

Der liebe Gott sorgt doch immer für uns. Wir hatten durch das Fallissement der Herrn Gebr. Benecke auch eine Schlappe erhalten, nämlich das Gehaltsquartal von Januar bis März d. J. eingebüßt, wie auch Bunsen (der es freilich leicht verschmerzen konnte) das seinige. Louise und ich konnten beide über diesen Unfall schlechterdings von Anfang an nicht betrübt sein, und sie durchaus nicht anders ansehen, als eine freundliche Heimsuchung unsers Herrn. Jetzt haben wir offenbar durch sie ein ganzes Sümmchen geschenkt bekommen. Denn der König hat uns auf die Vorstellung des Grafen Bernstorff diesen Verlust (sowie Bunsen den seinigen) ersetzt, und wir haben nun durch strengste Sparsamkeit — ehe wir die Rückstattung ahnen konnten — noch etwas dazu gewonnen, und sind überdieß dabei hinter allerlei ökonomische Handgriffe gekommen, die auch in Zukunft noch ihre Interessen forttragen werden.

In dem gleichen Briefe findet sich ferner eine schöne Erörterung über den berühmten Brief Friedrich Wilhelm's III. an die Herzogin von Köthen: *)

Meine Correspondenz mit Köthen ist Namens des General v. Lepel Adjutanten des Prinzen Heinrich. Der Brief des Königs an die Herzogin, an dessen Authenticität kein Zweifel ist, hat uns hier alle sehr erfreut; die Katholiken verdrießt er überaus, und, wunderlich genug, auch eine Anzahl

*) Vgl. darüber die oben angeführten „Wege nach Rom" S. 78.

unsrer hiesigen Protestanten, die sich darüber ärgern, daß ein König nichts besseres zu thun weiß, als über dergleichen Lappalien auch nur ein Wort zu verlieren. Ich halte ihn für ein Wort zu seiner Zeit, theils weil er den einfältigen Verdacht von der Person des Königs abwälzt, als begünstige er den Katholicismus, — theils weil er doch eben Vielen ein Zeugniß davon ist, daß auch die Könige der Erde sich ernstlich um die Diplomatie des Königreichs der Himmel bekümmern.

Wir verbinden gleich hiermit die Notiz, daß Rothe ebenfalls noch in diesem Briefe sich nach der Begründung der Nachricht von der Conversion Beckedorff's*) erkundigt, und in dem folgenden Briefe vom 8. Juli 1826 die (durch massenhafte Thatsachen besonders nach 1848 bestätigte) Ueberzeugung ausspricht, daß die gegenseitigen Conversionen sich noch sehr mehren würden:

Der Uebertritt der Herzogin von Liegnitz hat hier viel Freude erweckt, — natürlich nicht im Palazzo Apostolico. Es kommt bei solchen Sachen alles auf das „Wie" an; und man behauptet hier, das sei sehr respectabel. Dergleichen Herübertritte von beiden Seiten und nach beiden Seiten werden in unsrer Zeit noch viele erfolgen. Die Zeit ist ganz dazu angethan, und auch äußerlich stehen die Dinge großentheils sehr kritisch, besonders in Frankreich, durch die unglaubliche Verblendung der Leiter der katholischen Kirche, die, was sie mit Händen greifen könnten, nicht sehen, daß nämlich ihr paläologischer Rigorismus, bei allen scheinbar erwünschten Wirkungen im Einzelnen, im Großen und in der Masse das Gebäude der römischen Hierarchie total untergräbt! Die Frommen unter den curialistischen Katholiken von Bildung und Einfluß, in Italien wenigstens, respectiren das Christenthum nur als eine zur Erhaltung und Sicherung der politischen und bürgerlichen Ordnung der Dinge unentbehrliche Anstalt; den Glauben an die innere und positive Wahrheit desselben an und für sich haben sie, wie alle übrigen sogenannten Gebildeten, schlechterdings verloren, und der specifische Begriff des Glaubens scheint wirklich in der katholischen Kirche Italiens völlig untergegangen zu sein. Von diesem Standpunkt aus kann freilich ein vernünftiger Mann nur römisch-katholischer Christ sein. Das ist aber auch ein göttliches Gericht über diese Kirche, weit fürchterlicher, als alle Deportationen der Päpste. Die evangelische Kirche wird in unserer Zeit durch ein Sieb geschüttelt. Die Spreu fällt durch. Was in der Natur unsrer Kirche selbst liegt (und ihre größte Herrlichkeit ausmacht, eine Herrlichkeit, die schlechthin Menschen nicht nachmachen können), wird auch äußerlich je länger je mehr zum Bewußtsein der Leute kommen, und durch die geschichtlichen Verhältnisse der Zeit seiner Realisirung immer mehr sich nähern: daß

*) Vgl. a. a. O. S. 375—378, sowie unten S. 475. Ein Neffe Beckedorff's convertirte ebenfalls, Ernst Zander, der bekannte Redakteur des Münchener „Volksboten".

nämlich in Wahrheit nur der lebendige in und mit Christo lebende, erfahrungsgläubige Christ der evangelischen Kirche zugethan sein kann, und daß jeder andre, auch der nach seiner eignen Meinung noch so antikatholische, bei klarerer Entfaltung seines Bewußtseins, wieder — äußerlich zugleich, oder bloß innerlich — auf die Seite des römischen Katholicismus zurücktreten muß, falls er nämlich die Ueberzeugung von der Wahrheit der positiven Seite des Christenthums festhält. Leibniz ist ein redendes Beispiel für die Richtigkeit dieses Satzes. Aber eben wenn es so kommen wird, kann unsre Kirche triumphiren. Dann gilt ihr recht eigentlich das Wort: „Sei fröhlich du Unfruchtbare, die du nicht gebäreſt und brich aus, und rufe, die du nicht schwanger bist! denn die Einsame hat viel mehr Kinder, denn die den Mann hat!"

Noch verdient aber eine längere Ausführung des Briefes vom 15. Juni 1826 über einen Erlaß des preußischen Ministeriums an das Königsberger Consistorium sowie über die von Weimar aus gegen Schmieder in Schulpforta erhobenen Anklagen Erwähnung, schon deshalb, weil sie Rothe trotz der in Rom gewonnenen persönlichen Selbständigkeit noch sehr in dem Geleise der pietistischen Reactionstendenz zeigt:

Sonst möchte ich übrigens — besonders nach einem am Ende des vorigen Jahres an das Königsberger Consistorium gerichteten (und auch sonst durch die ganze Monarchie abschriftlich verbreiteten) Rescript zu urtheilen, das von Widersprüchen, Unklarheiten und Halbheiten wimmelt und in den Händen unsrer Consistorien, wie sie einmal sind, nur zur Unterdrückung des lebendigen Christenthums ausschlagen kann, — zu urtheilen — nicht viel Heil für das wieder aufblühende Leben der evangelischen Kirche von den Schritten unsers geistlichen Ministeriums erwarten. Das „Ach, daß du kalt oder warm wäreſt!" muß jeder ehrliche Mann, der lebendige Glaube an den lebendigen Heiland mag ihm übrigens seine Krone oder ein Gräuel sein, von Herzen unterschreiben. Achseltragen geht hier einmal schlechterdings nicht; man verdirbt's dabei nothwendig mit beiden Theilen. Ich bin weit entfernt, alle Erscheinungen zu loben und zu billigen, in denen sich in unsern Tagen das wieder aufwachende, christliche Leben kund giebt; es ist viel Salzloses, Mattes, Ungesundes und also sehr Verderbliches darunter, und eine erleuchtete Regierung könnte in dieser Hinsicht viel Segen wirken; aber freilich müßte sie dazu erst durch Gottes Gnade alle Menschenfurcht ablegen, und sich entschließen, Christo ungescheut vor aller Welt seine Schmach nachzutragen. Das Verfahren mit Schmieder ist ganz im Geiste jenes Rescripts. Ist's nicht Schimpf und Schande, wenn das preußische Ministerium, das nicht nur in einem früheren Falle Schmieder'n schriftlich die unumwundenste Ehrenerklärung und Belobigung im Gegensatz gegen wider ihn angebrachte Anklagen ertheilt, sondern sogar als Grund, warum es ihn nicht nach Wittenberg

geben wolle, erklärt hat, es sei ihm zu wichtig, grade für Pforta einen christlich gesinnten und lebendiges Christenthum lehrenden Mann, wie Schmieder zu besitzen, wenn dieses selbe Ministerium jetzt von einem weimarischen Generalsuperintendenten, der eine theologische Zeitschrift redigirt und also Macht hat, in derselben in alle Welt hinein vom Mysticismus und Obscurantismus der preußischen Regierung zu posaunen, sich so einschüchtern läßt, daß es denselben Mann, der ihr vorher, da seine eigenen Wünsche anderswohin gingen, an jenem Orte so unentbehrlich war, nun, da er dort eine gesegnete Wirksamkeit gefunden, und sie sich nicht gern nehmen ließe, auf alle Weise von dort wegzubringen sucht! Die Weimaraner dürften sich nicht fürchten; wenn sie den Herrn Christus nicht ins Land hineinhaben wollen, aufdringen wird er sich ihnen nicht. Aber wenn auch nur eine einzige Seele in ihrem Ländlein ist, die wirklich nach dem Heiland ruft, so wird der liebe Gott für sie an der Gränze schon ein Kirchlein erbauen, in welchem Er ihr gepredigt wird, und wenn sie zehn Schmieder's aus ihrer Nähe forttreiben. In einer Zeit, wo man es mit allen fünf Sinnen greifen kann, daß unser ganzes politisches und bürgerliches Leben über kurz oder lang in sich selbst verfaulen muß, wenn nicht irgend ein neues Salz hineinkommt, und in der soviel hundert Versuche menschlicher Weisheit oder Thorheit ein solches Salz zu erfinden, zu Spott und Schanden geworden sind, ist es wahrlich kein feiner Ruhm für eine Regierung, wenn sie das lebendige Christenthum, das sich nun fast unter allen Zonen und unter allen geschichtlichen Constellationen als ein solches Salz und als das einzige erwiesen hat, aus ihren Gränzen zu verbannen sucht, und sich in dieser Hinsicht eines so glücklichen Erfolges rühmen kann, als die weimarische Regierung sich dessen wirklich rühmt. Das Schlimme ist dabei besonders, daß es zwar immer in der Menschen Macht steht, die Einfuhr dieses Lebensspecificums zu verbieten, aber keineswegs, sie durch Gebieten zu bewerkstelligen. Die Moral aus dem Allen ist: „Es ist gut, auf den Herrn trauen, und nicht auf Menschen sich verlassen; sie sind doch gar so eitel; sie wiegen allesammt weniger denn nichts."

Aus dem Briefe vom 8. Juli 1826 hebt sich ferner der Bericht über den Besuch Schubert's in Rom hervor: *)

*) Ueber denselben Besuch sagt der Brief an Heubner vom 24. August 1826: Eine große Erquickung in unsrer Einsamkeit haben wir im vorigen Monate ein paar Wochen hindurch gehabt, durch die lieben Schubert's aus Erlangen (oder vielmehr jetzt aus München). Solch ein Besuch ist ein gesegneter Regen auf ein dürres Feld. Ein wahres Kind Gottes voll Demuth, Liebe, Salbung, durch und durch liebenswürdig für Jedermann, einer von den Wenigen, die sich Pauli Regel an die Philipper gesagt sein lassen: „Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach." Der Herr wolle

Wir haben hier in den letztvergangenen Wochen einen überaus lieben Besuch gehabt an dem Prof. Schubert aus Erlangen (Verf. unter andern der Dir bekannten Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft), mit seiner Frau und zwei jungen Breslauern, abermals Apothekern (wenigstens der Eine ist es noch, der Andre war es wenigstens früher) Werneck und Schneider, von den vielen Apotheker-Landsleuten, mit denen wir hier gesegnet gewesen sind, unstreitig den vorzüglichsten. Die Anwesenheit dieser Schubert'schen Familie ist für uns alle beide recht eigentlich ein Trunk frischen Wassers auf einen langen Durst gewesen. Die Menschen, und auch die Deutschen selbst, sind doch in Deutschland ganz anders als hier! Schubert ist einer der einfachsten und liebenswürdigsten Menschen, die ich kennen gelernt, eine lebendige Predigt, wie der Glaube an Christum das göttliche Ebenbild in uns wieder herzustellen, und aus einem schwermüthigen, ängstlichen, sich nach Leib und Seele in sich selbst aufreibenden Menschen, ein frisch blühendes und durch und durch fröhliches, einfältiges, Gott und Menschen wohlgefälliges Geschöpf zu machen im Stande ist. Es freut mich immer herzlich, wenn solchen Menschen das italienische Wesen auch nicht zusagt, und von diesem Schlage habe ich wirklich noch Keinen gefunden, dem es behagt hätte. Wenn verschrobene, in sich selbst ungesunde Gemüther von Bewunderung desselben überfließen, so habe ich nichts dawider einzuwenden. Das ist eben nur ein Zeichen für die Wahrheit.

Jetzt sind Schuberts in Neapel, das für ihn, dessen Reise es eigentlich auf die Seethiere abgesehen hat, weit wichtiger ist, als Rom. Bei ihrer Rückreise hoffen wir sie wenigstens noch einige Tage hier zu haben, wiewohl sie sehr zurückeilen.

Gleichzeitig wird auch des Zusammentreffens der beiden ägyptologischen Antipoden, Champollion und Seyffert in Rom gedacht, woran sich schließlich eine Erörterung über die Nothwendigkeit der Genügsamkeit anlehnt:

Der Breslauer Wollmarkt soll sehr schlecht ausgefallen sein, und viel neues Elend auch für die schlesischen Gutsbesitzer weissagen. Durch das endlose Künstesuchen der von Gott aufrichtig geschaffenen Menschen wird endlich auch noch das Wort des weisen Predigers zur Lüge werden: „Der Erde Gewinn ist allerwärts, und wer sein Feld baut, der ist ein König." Daß dieses letztere bei weitem das lieblichste Loos ist, für einen Menschen, der sich nach der ursprünglichen Aufrichtigkeit und Einfalt des Herzens und des Lebens zurücksehnt, fühle ich immer tiefer; wage aber nicht, darauf Wünsche und Hoffnungen für meine eigne Zukunft zu bauen.

Diesen Briefen an die Eltern gesellt sich nun wieder ein Brief an Heubner vom 24. August 1826 hinzu, in dem sich zunächst

diesen beiden lieben Leuten die Stärkung vergelten, die er uns durch sie hat zufließen lassen!

eine abermalige Selbstbeurtheilung Rothe's über den in Rom bei sich selbst bemerkten Fortschritt zu einem in sich einheitlichen Leben hervorhebt:

Daß man doch gar so wenig weiß, was man an dem Heiland hat! Man muß es alles erst stillatim von ihm lernen — wie so gar groß Seine Liebe und Leutseligkeit ist. Jeder Tag bringt seine neuen Proben, die tief beugen und doch so inniglich erquicken. Man wundert sich und doch auch nicht; man wundert sich über seinen eignen Unglauben, daß man den Heiland nach so vielen Erfahrungen noch immer nicht soweit gekannt hat, von Seiten Seiner Liebe, Nähe und Macht. Das nil admirari! gilt auch hier. An die Stelle des Verwunderns muß das Zerfließen treten; der Heiland mit aller Herrlichkeit Seiner Freundlichkeit wird einem so zu sagen mehr und mehr alltäglich, d. h. Er gehört einem immer mehr zum unentbehrlichen Hausbedarf; es wird einem so zu Muthe, als ob das Leben mit Ihm und in Ihm eine ganz natürliche Sache wäre; das Bewußtsein, mit einem solchen Leben etwas Absonderliches vor andern Leuten zu haben, tritt immermehr zurück; und jemehr eben hierdurch Christus in uns eine Gestalt gewinnt, desto mehr verliert unser Thun und Lassen, unser äußeres und inneres Leben alle eigentliche Form und Manier, nähert sich der Wahrheit überhaupt, die man, wie den Geist, wie das Licht, nicht sehen, nicht fassen, nicht greifen kann, die keine Form hat und die sich doch, überall wo sie ist, ihrer Kraft nach bezeuget; desto mehr wird unser ganzes inneres und äußeres Leben in Christo einem Trank reinen, frischen Quellwassers ähnlich, das keinen Geschmack und keine Farbe hat, aber erquickende und belebende Kraft. Dieß ist ungefähr der Gang, den der Herr hier in Rom mit mir genommen hat. Das heißt, bis jetzt sehe ich ihn mehr nur vor mir, als daß ich schon mehr als wenige schwache Schritte auf ihm selbst vorwärts gekommen wäre. Dazu ist meine hiesige Lage ganz angethan, und ich weiß nicht, ob grade für mich leicht eine andre es so gewesen sein würde. Ein jämmerliches Gefühl, mit dem ich mich so lange unter tausend Schmerzen herumgetragen habe, fängt wenigstens an zu heilen, das Gefühl meiner Unganzheit. Der Organismus meines innern Lebens ist nach des Herrn Rathe etwas complicirt gerathen. Es sind da viel Pfeifen, Hämmer, Klappen, Räder u. s. f., die alle ihr Tagewerk haben wollen, wenn das Ganze sich wohl fühlen soll. Daß sie alle im Dienste des Herrn wirklich stehen könnten, und daß ich um Seinetwillen keinen dieser Mühlgänge meiner geistigen Natur zu schließen brauchte: stand mir wohl immer als Axiom fest; allein es hat doch lange gedauert, ehe sich auch die Praxis diesem Axiom conformiren wollte und konnte. Da fühlte ich denn zu meinem großen Leidwesen, daß der Glaube an den Heiland so gar noch nicht meinen ganzen Menschen lebendig gemacht, und daß es eben deßhalb auch an allen Ecken hing und stockte, weil nicht alle Organe desselben in frischer, gesunder Activität waren. Daß Christenthum und Individualität bei mir

noch gar nicht Eins geworden, fühlte ich auf's lebendigste; und wer dieses Gefühl kennt, weiß wie es peinigen kann. Hier in Rom ist's durch des Herrn Gnade dahin gekommen, daß mir diese Last größtentheils abgenommen ist, nicht etwa als ob ich's schon ergriffen hätte, und diese Aequation zwischen Christenthum und Individualität in mir schon zu Stande gebracht wäre; nein bewahre; nur bin ich mir bewußt, daß das Werk derselben jetzt wirklich auf lebendige, organische Weise in Gang gekommen ist und durch des Herrn Hand täglich im Gang erhalten wird. Damit ist mir denn auch großentheils die ängstliche Scheu abgenommen, in meinem Verhalten gegen die Leute keinen Anstoß zu geben, weder den strengen Ernst des Wandels im Glauben noch die Liebe zu verletzen; mit dem allem, dem Herrn sei Dank! komme ich immer mehr aus der Schule und ihren Regeln heraus in die bewußtlose Praxis hinein. Kurz, das Eine bitte ich vom Herrn für mich: Sein Werk in mir werde je länger, je tiefer, und je tiefer, je stiller.

Derselbe Brief meldet die Annahme der Pathenstelle bei dem jüngsten Töchterchen Heubner's:*)

Ich meinerseits muß Euch, liebe Geschwister, noch ganz besonders für Eure Liebe und Vertrauen danken, damit Ihr mich zum Taufzeugen des neuen Pflänzleins im Garten Gottes gewählt habt. Gern will ich die kleine Auguste Louise priesterlich im Herzen tragen und nicht ablassen, die Gnade des Herrn über ihr anzurufen, wie ich es für Euch alle thue. Er unser Erbarmer wolle Euch auch dieses Kind bewahren und mir die Freude schenken, es einst auch in diese meine leiblichen Arme nehmen zu können.

Eine andre nicht minder bezeichnende Ausführung, die besonders gegen die pietistische Erweckungsliebhaberei Front macht, knüpft sich an die Mittheilung der Berufung von Hahn nach Leipzig:

Hahn geht also wirklich nach Leipzig. Daß er Preußen verläßt, thut mir leid; sonst freut mich die Sache um Euretwillen und besonders auch wegen Leipzig. Da kann in der That eine evangelische Stimme sehr an ihrer Stelle sein. Nach meiner Vorstellung von Hahn wird das Wort durch seinen Mund nicht grade sehr extensiv-große, aber bleibende Frucht schaffen; und das ist wirklich das Bessere. Große, äußerlich in die Augen fallende Erweckungen sind nicht die eigentlichen

*) Es verdient diese erste Gevatterschaft Rothe's theils deshalb Erwähnung, weil ihr hernach eine ungewöhnlich große Zahl ähnlicher Fälle gefolgt ist, theils aber auch deshalb, weil die folgenden Briefe Rothe's eine steigende Theilnahme an dem ihm in dieser Weise nahe getretenen Kinde beweisen, und weil für die letzte Zeit seines Lebens die Briefe an dieses erste Pathenkind, die spätere Frau Diakonus Gebler, eine werthvolle Quelle bieten.

puncta viventia in der Geschichte des Reiches Gottes; davon überzeuge ich mich immermehr. Der Herr geht da ganz andre Wege, als die Menschen gehen würden. Ἐκ μὴ φαινομένων τὰ βλεπόμενα ist Sein durchgreifender Kanon für die Schöpfung sowohl des αἰὼν οὗτος als des αἰὼν μέλλων. Es giebt wirklich noch viel mehr Scheinglauben, als man meinen möchte: ebensowohl aus natürlicher Wärme, als aus natürlicher Kälte, mit der man das Christenthum anfaßt. Das natürliche Feuer, wo es sich auf das Christenthum wirft, kann auf eine Zeit lang Wirkungen hervorbringen, die von außen wie übernatürliche aussehen; ja es kann den wirklich göttlichen Keim des Glaubens ausdörren, wenn dieser sich täuschen läßt, es für seines Gleichen zu halten, und sich nicht strenge in den Weg des Glaubensgehorsams hineinbegiebt. Wie unbeschreiblich viel will es doch sagen: Mit Christo begraben sein in den Tod, — mit Ihm auferstanden sein und in einem neuen Leben wandeln! Das recht zu empfinden muß man einmal auf eine wüste Seebank ausgesetzt worden sein. Die Gemeinschaft, in der uns grade ein köstlicher Prüfstein gegeben ist, um zu erfahren, was in und an uns ächt oder unächt ist, mißbrauchen wir gar so leicht zur Selbsttäuschung; und eine heutzutage nicht ganz seltene Völlerei im Genuß christlicher Gemeinschaft ist wohl nichts als ein Zeichen einer solchen Selbsttäuschung.

In ähnlicher Weise hatte Rothe sich bereits gegen Hahn selbst ausgesprochen, in einem ausführlichen Briefe vom 1. August 1826, der zunächst die Mittheilung enthält, daß ein von diesem in der Vaticana vermuthetes Schriftchen des 1705 verstorbenen maronitischen Patriarchen Stephanus de tonis Syrorum sich nicht habe auffinden lassen, und sodann von der, ein volles Halbjahr währenden, und erst am Tage vorher beendigten Ungewißheit, ob Hahn den Leipziger Ruf angenommen oder nicht, lebendig berichtet. Wir entnehmen dem Briefe vor Allem die Ausführungen Rothe's über diese Berufung selber:

Meinen herzlichen Glückwunsch zu Deiner Wanderung nach Leipzig. Ich mag an Dich selbst, oder an die Sache des Herrn, oder an mich selbst denken, immer freut mich diese Veränderung. Du hast in Leipzig, soviel ich von Deinen Collegen weiß, einen überaus wichtigen Beruf, und kannst und wirst da zum großen Segen werden. Auch für Deine wissenschaftlichen Arbeiten findest Du dort mehr Vorschub als in Königsberg. Es freut mich namentlich, daß Du nach Leipzig kommst. Es ist freilich viel leichter, eine sogenannte Erweckung hervorzubringen, wenn man dem Evangelio den Anstrich einer gewissen menschlichen Manier giebt, als wenn man es ganz in seiner eigenthümlichen Gestaltlosigkeit, da es eben wie das klare frische Wasser ist, — es hat gar keinen besondern Geschmack, es erquickt,

stärkt, belebt aber, — vorträgt, nicht nur den unverfälschten biblischen Inhalt desselben, sondern diesen auch in seiner biblischen Form, die in meinen Augen ein ebenso großes Wunderwerk Gottes ist, als die gesammte alt- und neutestamentliche Offenbarung überhaupt, von einer Durchsichtigkeit, Helligkeit, Leichtigkeit, die ebenso jeder ästhetischen Analyse spottet, wie der einfache Lichtstrahl der physikalischen. Aber dafür ist auch in Einer Seele, die durch die Erkenntniß der letzteren Art zu Gott kommt, unendlich mehr eigentliches Salz und Sauerteig für das Reich Gottes gewonnen, als durch zahlreiche Erweckungen der ersteren Art, die nach meiner festen Ueberzeugung gar nicht die realen Puncta viventia in der Entwickelungsgeschichte des Reiches Gottes auf Erden sind.

Man muß sich in unsern Tagen immer mehr darauf gefaßt machen, nicht nur ein: „wird die Welt mich gleich vernichten," sondern auch ein: „will mich auch selbst Zion richten" zu singen. Es eifern Viele, aber — leider Viele mit Unverstand. Die Predigt des Evangeliums treibt viele Knospen, auch wohl Blüthen; aber wie viele reife Früchte sieht man? Wer seiner Sache auf göttliche Weise gewiß ist, kommt für seine eigne Person dabei sehr gut dabei fort. Er trägt willig und vor aller Welt alle Schmach Christi, die beides durch den Verstand und den Unverstand seiner Bekenner und seinwollender Helfershelfer auf das Häuflein der Gläubigen kommt; aber er bekennt dabei unumwunden, daß er ein scheinbar geistliches, der Wahrheit nach aber fleischliches Wesen, in welchem man das freie Leben in und mit Christo uniformiren will, nicht für ein Werk des Geistes hält. Segen erwarte ich einmal davon in's Ganze und Allgemeine hin nicht. Auch nicht von den ganz politischen und weltförmigen Missions- und Bibelgesellschaften. Das sind nicht die Wege des Herrn. Ueberhaupt, lieber Bruder, der Begriff der unsichtbaren Kirche ist auch den meisten unsrer protestantischen Glaubensbrüder noch versiegelt, und von dem, ganz ohne äußeren Haltpunkt, durch einen kühnen Glaubensact mitten in die unsichtbare Welt hineingeworfenen Fundamente und Anker unsrer evangelischen Kirche und der wahren Kirche Christi überhaupt haben Wenige eine Vorstellung, noch Wenigere eine wirkliche Empfindung. Mir ist das εἰς τὸ μὴ ἐκ φαινομένων τὰ βλεπόμενα γεγονέναι Hebr. 11, 3. ebenso die Formel für die Construction der Kirche des Herrn, als für die Construction seiner Schöpfung überhaupt und in dem einzelnen Menschen; und ich kenne für mich selbst nur Einen Weg, die bis in's kleinste Detail durchgreifende Verfolgung des Grundsatzes von dem „Nichtschauen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare".

Du wirst, lieber Bruder, aus diesem allen nicht klug werden; und ich breche absichtlich ab. Man kann sich über manche Dinge wirklich nur mündlich, ja nur durch ein gemeinschaftliches Leben verständigen. Indessen versucht man doch gerne, ob man dem Einen oder dem Andern durch Anklänge offenbar werden kann.

Von nicht geringerem Interesse ist aber das, was Rothe in demselben Schreiben über sich persönlich, seine äußere Stellung und seine innere Entwickelung sagt:

So wenig ich individualiter Sinn für Italien habe, so wenig meine hiesigen amtlichen Verhältnisse grade mit meinen individuellen Neigungen und zum Theil wohl auch Bedürfnissen harmoniren, so wenig ich von sichtbarem Erfolg meines Bemühens sehen kann, so vielerlei äußere Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten auch für uns beide das Leben in Rom hat: so sehe ich doch in meinem hiesigen Aufenthalt für mich selbst eine überaus gnädige Führung des Herrn. Grade diese Isolirtheit und Abgeschnittenheit von menschlichem, religiösem und theologischem Einfluß ist für einen Menschen, der einmal so wunderlich geistig organisirt ist, wie ich, für eine gewisse Periode unbeschreiblich heilsam. Auch auf eine dafür ziemlich unempfängliche Natur, wie die meinige, übt in den Jahren der Entwickelung fremder Einfluß und namentlich die Stellung in der Mitte irgend einer Art von Partei eine nicht unbedeutende und, wenigstens für mich, gradezu lähmende Gewalt. Viele äußerliche Anregungen haben die Entwickelung meines geistigen und geistlichen Lebens gewöhnlich gehemmt, selten (wenn sie nicht vielleicht ganz indirect waren) gefördert. Eine lebendige Quelle sprudelt Gottlob in mir, und es ist weit gefehlt, daß die Einsamkeit sie versiegen ließe....

Eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Christenthum ist mir unveräußerliches Bedürfniß; das empfinde ich immer mehr. Dieses Bedürfniß treibt mich hier mit aller Macht in die Schrift hinein und macht mir köstliche Stunden. Es hat mich immer geschmerzt, daß man doch eigentlich das göttliche Lebenswasser der Schrift nur so sehr von oben abschöpft, daß man in der theologischen Praxis so wenig daran denkt und davon empfindet, daß die Schrift ein wirklicher Mikrokosmus ist. Niemand ist ferner davon, als ich, alles in der Schrift finden zu wollen, Physik, Astronomie und wer weiß was sonst noch. Aber das ist doch meine sichere Ueberzeugung, daß wirklich die wesentlichen Elemente aller speculativen Erkenntniß in der Schrift liegen; freilich nirgends zusammengeschichtet, nicht wie in einem Compendio, wohl aber wie in dem Leben eines philosophischen Genies. Das neue göttliche Leben, das durch den Heiland in den Menschen überhaupt, und am unmittelbarsten in seine Apostel gekommen ist, hatte (und hat noch immer wo es gesund ist) alle die besondern wesentlichen Seiten, die unser Geist selbst hat. Es ist wesentlich ein Leben nicht nur in sittlicher Heiligung, sondern ebenso auch in der Erkenntniß der Wahrheit und in der Darstellung der Schönheit; nur ist das alles eo ipso in ihm Eins und nur für die Reflexion unterscheidbar. Daher spiegelt sich auch das alles in der Schrift. Nicht eine abstracte Darlegung neuer (übernatürlicher) Erkenntnisse, sondern ein lebendiges Bild eines realen Lebens, in der Sphäre neuer (übernatürlicher) Erkenntnisse und Kräfte, ist uns in ihr gegeben; und

darnach bestimmt sich von selbst das Geschäft des Dogmatikers. Wo er in jener Lebenssphäre eine neue specifische Wärme entdeckt, da kann er mit Sicherheit auf ein neues specifisches Licht schließen, von dem sie ausgeht.

Aller Willkür und leeren Speculation, aller bloß äußerlichen Dialectik (wie die Schleiermacher'sche) bin ich von Herzen feind. Ich kenne in der Theologie (außer dem fortwährenden sich Abklären des sittlichen und intellectuellen Sehorgans durch das Leben in Christo und den Umgang mit ihm und durch die Selbstverläugnung in dem Thun des göttlichen Willens) nur zwei wissenschaftliche Fühlhörner: strenge, gründliche Philologie und Geschichte. Der, wenn Du so willst, eigentlich transcendentale, speculative Gewinn fällt dem Anschein nach bloß ganz zufällig von selbst dabei ab, aber ebenso zufällig wie das Leben selbst die Folge der Thätigkeit der Lebensorgane ist. Das will ich zur Verwahrung gegen Mißverständnisse gesagt haben.

Du wirst nach diesem vermuthen, daß ich mir für die Zukunft einen mehr unmittelbar der Wissenschaft zugewendeten Beruf wünsche. Das weiß ich aber selbst kaum. Zum Gelehrten von Profession bin ich wohl schlechterdings verdorben; schon darum, weil ich nun einmal die Gedanken nicht zusammenleimen kann. Ich bin rein unfähig zu wissen, was ich nicht wirklich weiß, d. h. was nicht Resultat einer wirklichen geistigen Genesis in mir ist. Ich kann mich nicht hinsetzen und flugs dieß und jenes, was ich grade will, lernen. Ich kann, was ich mir vornehme, nur einstweilen treiben, d. h. das Material meiner bestimmten Erkenntniß in den unterirdischen Brunnkessel meines intellectuell-sittlichen Lebens (und beide Seiten sind für mich von einander unablöslich) verschlucken. Da kocht es nun ohne mein Dazuthun, Wochen-, Monate-, Jahrelang fort, bis es plötzlich, wenn ich kaum daran denke, abgeklärt als Erkenntniß aufsteigt; und dann habe ich freilich was ich suchte; aber der Zeitpunkt, wann dieß geschieht, steht rein nicht in meiner Gewalt. Meine Erkenntniß, mein ganzes inneres Leben geht nicht nach mechanischen, sondern nach dynamischen Gesetzen der Entwickelung, und eben darum dem äußern Ansehn nach in Sprüngen, auf eine atomistische Weise. Zu allem also, was in der theologischen Gelehrsamkeit eigentlich den Mann von Fach ausmacht, würde ich mich sehr schlecht qualificiren. Darum mag der liebe Gott, der mich nun einmal so wunderlich zusammengesetzt, daß ich alles unter Schmerzen gebären muß, auch ganz allein zusehen, was er mit einer solchen Art von geistiger Mißgeburt in seinem Reiche wird anfangen können.

Daß Du über diesen Brief lachen und zu meiner lieben Frau Schwägerin Christel sagen wirst: „An dem Rothe haben wir eine curiose Acquisition von Schwager gemacht", sehe ich zum voraus. Dafür bin ich schon abgehärtet. Am Ende bin ich auch nicht einmal so curios, als ich mir selbst erscheine. Bei diesem Gefühl meiner eigenen Abenteuerlichkeit aber empfinde ich es als einen herrlichen Preis der Größe und Liebe meines Gottes, daß er mit Seinem Lichte auch durch so wunderliche Fen-

ster noch hineinscheinen und sich im tiefsten Grunde meines persönlichen Daseins verherrlichen kann....

Sage zu diesem Brief und mache mit ihm was Du willst; lies ihn halb oder ganz; alles ist mir recht; nur verlange nicht, daß ich ihn noch einmal durchlese. Habe ich ausgelassen, verschrieben u. s. f., so berufe ich mich auf Deine Conjecturalkritik und denke, wie man den Gelehrten so gut predigen hat. Nur mit der höheren Kritik laß den Brief ungehudelt.

Noch möge aus demselben Briefe an Hahn eine bezeichnende Aeußerung über Kindersegen und Kinderlosigkeit folgen:*)

Gott gebe, daß wir recht bald hören mögen, daß Deine liebe Christel Dir unter der Behütung der guten Hand Gottes einen neuen Segen in's Haus gebracht. Dein Weib sei ferner „wie ein fruchtbarer Weinstock um Dein Haus herum, Deine Kinder wie Oelzweige um Deinen Tisch her"; und wer es siehet, müsse bekennen: „Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet." Diese Art von Segen scheint Er mir versagen zu wollen; und ich begreife Ihn darin gar wohl. Mir ist immer das Wort Davids wie aus dem Herzen geschrieben gewesen: „Ich aber will schauen Dein Antlitz in Gerechtigkeit, ich will satt werden, wenn ich erwache nach Deinem Bilde."

Von diesen Briefen an seine beiden Schwäger wenden wir uns nun abermals zu Rothe's Correspondenz mit seinen Eltern, von der noch zwei Briefe aus dem September und Oktober 1826 sich hier einfügen. Der erste dieser Briefe (vom 5. September) beschäftigt sich zwar hauptsächlich mit allerlei Familienangelegenheiten, meist auf Anlaß der Badekur der Eltern in Langenau und ihrer Nachrichten aus Rawicz, Würchland, Straupitz, Schwusen, Glaz, Liegnitz und Posen. Und auch ein gleichzeitiger Brief seiner Frau wiederholt eigentlich nur das schon früher von ihr hinsichtlich der treuen Sorge ihres Mannes um sie Bemerkte. Doch ist zunächst ein persönlicher Erguß Rothe's selbst von Interesse:

Wenn ich auf uns sehe, so habe ich Gott nur zu danken. Er hat uns alle beide den ganzen Sommer über völlig gesund und frisch erhalten, und auch sonst eben nichts als Gutes widerfahren lassen. Ich möchte deshalb manchmal über mich selbst weinen, wenn ich es trotz aller der Gnade, die von oben auf uns herabregnet, nicht zu der fröhlichen Dankbarkeit des

*) Auch dieser Brief an Hahn enthält übrigens eine Notiz über den Verkehr mit Röstell: „Dein Dr. Röstell ist mir ein sehr lieber συνεκδημος. Wir lesen jetzt miteinander den Römerbrief. Röstell grüßt Dich und Deine liebe Christel auf's herzlichste."

Gemüths bringen kann, die sich wirklich aller der Gottesgaben recht kindlich freut. Das ist eine große Plage, welche bei dem, der an seinem Vaterlande hängt, mit der Entfernung aus demselben verknüpft ist. Daß ich hier ein Fremdling bin, diese Empfindung spricht mich hier aus allem unwiderstehlich lebhaft an, und mischt mir in alle Freude einen bittern Tropfen. Meiner Louise geht es genau ebenso. Rechnest Du noch den Umstand hinzu, daß sich mir täglich ein weiteres Feld für meine geistige Thätigkeit vor meinen Augen aufthut, ohne daß doch auch die dazu erforderliche Zeit und Kraft zugleich mit wüchse, so kannst Du Dir eine ziemlich deutliche Vorstellung von meinem Zustande machen. Eine jede Gabe hat ihre eigenthümliche Last, und das ist nicht mehr als der göttlichen Gerechtigkeit angemessen, die wohl die Gaben verschiedentlich austheilt, aber nicht die Lasten. Hier haben wir uns an der harten Schale, in der uns jede göttliche Gabe gegeben wird, abzumühen, um uns durch sie hindurch zu arbeiten. Das letzte dünne Häutchen, das den süßen Kern umgiebt, wird wohl bei jeder erst in der Stunde abgeschält, wenn unser neuer Mensch seines irdischen Pilgerkleides entkleidet wird. Den Kern selbst schmecken wir erst mit verklärten Organen des Geistes, und dann ohne alle Bitterkeit.

Und außerdem nimmt eine politische Erörterung über die Zustände im Kirchenstaat unsere Theilnahme in Anspruch:

In Rom selbst regt sich das unruhige Uebel politischen Mißvergnügens noch immer. Der Vatican ist sehr streng bewacht. Freilich sind viele Maßregeln der Regierung so beschaffen, als wollte man absichtlich böses Blut nicht stillen, sondern stiften. Es ist in den rein katholischen Staaten ein Gift, wider welches wohl im Schooß der katholischen Kirche selbst kein Kraut gewachsen sein möchte. Worauf will eine Regierung noch rechnen, wenn in dem Volke nicht bloß der positiv-kirchliche, sondern überhaupt der religiöse Glaube erstorben ist, und mit ihm alle sittliche Energie, Spannkraft und Erregbarkeit? Wenn ich auf die ersten fünfzehn Jahre dieses Jahrhunderts zurückblicke, und dann auf die Gegenwart und nächste Zukunft sehe: so klingt mir unwillkürlich das Wort des Propheten in's Ohr: „In dem allen lässet der Zorn noch nicht ab, und Seine Hand ist noch ausgereckt." Es ist eine Zeit einer drückenden Gewitterschwüle.

Der zweite Brief Rothe's vom 10. Oktober, dem wieder ein gleichzeitiger Brief seiner Frau sich anschließt, bringt eine längere Beschreibung eines Ausflugs in's Sabinergebirge, in Begleitung von Maydell und zum Besuche von Faber, Schilbach und andern Künstlern, die in Olevano eine förmliche Filialgemeinde von Rom bildeten. Rothe stellt hier die großartige Natur weit über die bloße Gartenlandschaft des Latinergebirges, vermißt jedoch auch in jener herrlichen Gegend die schönen klaren Bergströme und Bergbäche Deutsch-

lands. Doch müssen auch diese Reiseskizzen gleich so vielen früheren an dieser Stelle zurücktreten.

Noch in diesem Briefe vom 10. Oktober erwähnt Rothe ferner einer neuen Einladung Bunsen's nach Frascati, ist aber der Absicht, sie dieses Mal abzulehnen. Er hat diese Absicht jedoch nicht ausführen können, wie ein Brief von ihm an Bunsen vom 21. Oktober 1826 beweist:

Wenn Du und Deine verehrte Gattin uns denn einmal mit lauter Güte überhäufen wollt, so nehmen wir Deine freundliche Einladung hiermit mit herzlichstem Danke an. Kommt nichts unvorhergesehenes dazwischen, so setzen wir uns morgen (Sonntag) Nachmittag auf und erquicken uns auf ein Paar Tage in Eurer Nähe. Es versteht sich, wenn wir Euch nicht vielleicht grade jetzt ungelegen kommen. In diesem Falle, das weiß ich, machst Du keine Umstände, und läßt es mich vielleicht morgen durch ein Paar Zeilen wissen. Sehr freue ich mich darauf Euch Alle recht wohl und heiter zu sehen.

Derselbe Brief enthält einige Notizen über die damaligen Arbeiten Rothe's, theils die mit Bunsen gemeinsam betriebenen liturgischen, theils die ihm noch fremderen katechetischen:

Die Abschrift der Gebete bringe ich mit. Du mußt meiner Saumseligkeit verzeihen. Ich bin diese letzten Wochen wie angenagelt mit einer Arbeit beschäftigt gewesen, die ich noch für Marie Reinhold zu machen hatte, einer ziemlich detaillirten Recapitulation des Unterrichts, den ich ihr im vorigen Winter gegeben. Nachdem ich die Ausarbeitung beendigt, hatte ich noch das leidige Abschreiben zu überwinden. Deshalb war es mir auch rein unmöglich, schon in dieser Woche von Deiner Einladung Gebrauch zu machen, wie Dir unser Schnorr auseinandergesetzt haben wird. Die Abhandlung über den Gottesdienst liegt noch bei Dr. Röstell, aber mittelbar habe ich bei jener Arbeit, das Abendmahl angehend, etwas für sie vorarbeiten können.

Den Eltern berichtet Rothe am 12. December 1826 hauptsächlich wieder über die täglichen Arbeiten, zwar mit manchen neuen Besonderheiten, die aber doch denselben Charakter wie die früheren tragen, und von denen etwa nur die Sorge für einen plötzlich wahnsinnig gewordenen deutschen Handwerker, der „auf seiner Reise für 20 Scudi katholisch geworden war", erwähnt werden mag. Sodann gedenkt er der längeren Anwesenheit des Bonner Universitätscurators v. Rehfues. Wir nehmen aber nur noch eine an den bereits mitgetheilten Brief an Hahn sich anschließende Erörterung über die Art seiner wissenschaftlichen Arbeiten auf:

Für die Hahn'schen Grüße herzlichen Dank. Ich habe gegen ihn absichtlich meine eignen Grillen recht auf den Kopf gestellt. Lieber Himmel, wenn man Kopf und Herz durch das Sieb des göttlichen Worts gesiebt hat, so sieht das Bischen, was von allen Menschen übrig bleibt, ja nicht viel anders aus als ein Häufchen Grillen. Eigentlich aber sind's Stamina neuer geistiger Schöpfungen, die Gott in unserm Gemüthe anrichten will. Aber Licht und Wärme gehört dazu, und das nicht von unserm alten Herrn Supper oder irgend einem seiner Herren Collegen mit dem Doctorhut und Kragen, sondern von dem, der im Anfange sprach: „Es werde Licht!" und nachher in der Fülle der Zeiten, als der Aufgang aus der Höhe, in die Finsterniß scheinet, die ihn nicht begriffen hat. Kurz und gut, giebt der liebe Gott seinen Segen dazu, und reiniget er mein Herz recht gründlich durch flatus secundos seines guten und gewissen Geistes, so hoffe ich zu ihm, es sollen nicht alles taube Blüthen gewesen sein, was im Vorfrühling meiner Jugend bunt und lustig mir in Herz und Phantasie flimmerte, und ich werde, wenn mir auch der Herr kein Kind schenkt, doch mit Epaminondos sagen können, daß ich nicht ganz kinderlos sterbe, sondern ein Paar Descendenten zurücklassen, wenn auch nicht grade Bücher, sondern einen oder den andern Funken des Lebens im Geist und in der Wahrheit, der unter der Asche des Lebens fortglimmt.

Wenige Tage später, am 16. December 1826, hat Rothe wieder an Heubner geschrieben. Er bringt diesem nach einem für ihn krankheits- und prüfungsvollen Jahre innige Segenswünsche zum neuen Jahre. Von allgemeinerem Interesse ist in diesem Briefe nur die folgende Ausführung über Rothe's eigene Wirksamkeit:

Behalte dabei Deinen sehr schwachen Bruder in Dein Herz und Deine tägliche Fürbitte eingeschlossen. In meiner hiesigen Abgeschiedenheit ist es mir ein großer Trost, darum zu wissen. Der Herr hat für mich so manche Schuld und Untreue des verflossenen Jahres mit Seinem Blute zu durchstreichen; aber Er versichert mich auch durch Seinen Geist, daß Er es gerne thut, und mich um dieses alles willen nicht verstoßen will. Das allein ist's, was mir selbst in meinen Augen einen Werth giebt, wenn ich beim Blick auf mein laues, träges, fahrlässiges Herz mich selbst anekle. So giebt Er mir auch in meinem Beruf immer noch vollauf zu thun, und so lange ich nur sehe, daß Er mich nicht müßig am Markt stehen läßt, will ich gern nicht nach der Frucht fragen, die durch meine Hände geschafft wird. Wenigstens, glaube ich, überzeugt sich meine Gemeinde immer mehr, daß ich mit meinem Thun und Lassen weder meinen Vortheil, noch meine Ehre, noch meine Ruhe und Bequemlichkeit suche, und daß mir die Gnade des Herrn, von der ich zu ihr zeuge, eine wirklich im Herzen unumstößlich gewisse Sache sein muß, weil ich mir an ihr genügen lasse und in ihrem Genuß fröhlich und zufrieden bin. Von Zeit zu Zeit findet sich immer wieder ein empfängliches Herz; und wenn auch der Same manchmal langsam aufgeht, wenn er nur wirklich in's Erd-

reich aufgenommen ist, — so ist das oft besser als das gar zu schnelle Aufschießen der Pflanze, die dann die Sonnenhitze nicht ertragen kann. Das Werk des Herrn im Herzen ist nicht grade immer am lebendigsten, wo der Zeitpunkt der eigentlichen Bekehrung am schnellsten eintritt. Was ordnungsmäßig vor ihr hätte vorhergehen sollen, das holt sich nachher weit schwerer nach. Aber ich erfahre es freilich am besten an mir selbst, wie viel Treue und welches helle Auge der Liebe, das der Herr allein schenken kann, dazu gehört, um den noch ganz unter der Erde schlummernden Glaubenskeim nicht zu übersehen und nicht durch rauhe Berührung zu verletzen.

Dem letzten Tage des Jahres 1826 gehört endlich noch ein Brief Rothe's an Bunsen an, den wir deshalb hier aufnehmen, weil er zeigt, welcher Art Forderungen in Rom an ihn herantraten, und wie er sich bei der Erwägung geschäftlicher Fragen zu verhalten pflegte:

Anbei, mein theurer Bunsen, folgen die Anbetungssprüche und ein Brief von Lepel, den ich vor wenigen Stunden erhalten habe und Dir zuschicke, weil ich gern morgen in Ansehung der darin vorgetragenen Angelegenheit Deinen freundschaftlichen Rath hören möchte. Ich habe Lepel heute noch keine entschiedene Antwort gegeben, sondern mir Zeit zur Ueberlegung ausgebeten. Gott weiß am besten, wie grade für mich nach meiner individuellen Organisation ein Verhältniß, wie das mir vorgeschlagene, eine schwere Prüfung ist. Es würde mir alle für eignes Arbeiten (oder auch nur eignes geschäftiges Müßiggehen, das doch für mich selbst nicht fruchtlos ist) übrige Zeit gänzlich wegnehmen, und an die Stelle desselben eine Beschäftigung setzen, bei der mich das Bewußtsein meines großen Ungeschicks vorzugsweise zu ihr nie verlassen würde. Gleichwohl überhebt mich das alles nicht der Verpflichtung, die ich nach meinem hiesigen Beruf vor meinem eignen Gewissen habe, ein solches Verhältniß einzugehen, wenn Lepel glaubt, daß ihm und seinem Bruder damit ein wirklicher Dienst geschieht. Ich werde ihm morgen alle die Bedenklichkeiten auseinandersetzen, die ich bei der Sache in Ansehung der Erreichbarkeit seiner eignen Wünsche auf diesem Wege finde; beharrt er dann noch bei seinem Wunsche, so will ich mich ihm nicht entziehen.

So sehe ich die Sache für jetzt an. Der am Schluß des Lepel'schen Briefes berührte Punkt kommt bei ihr so gut als gar nicht in Betracht. Der liebe Gott hat uns, wofür ich ihm herzlich danke, so viel gegeben, daß wir bei ordentlicher Wirthschaft ohne alle Verlegenheiten und Sorgen unser Auskommen haben. Wird aus dem Project etwas, so müssen freilich in unsrer häuslichen Einrichtung manche Veränderungen vorgenommen werden. In ökonomische Verlegenheiten möchte ich mich durch sie nicht setzen lassen, aber auch gewiß keine günstigeren pecuniären Bedingungen eingehen, als solche, die mir nach veränderten ökonomischen

Verhältnissen mein früheres, bei sparsamer Haushaltung verlegenheitsfreies und sorgenloses Auskommen sicherten.

Verzeihe dieses Geschwätz. Die gute, segensreiche Hand des Herrn geleite Dich und alle die theuren Deinen aus dem alten Jahr in das neue hinüber. Behalte mich lieb, wie Dich Dein ehrlicher, treuer R.

Da übrigens schon mit dem Beginn des folgenden Jahres die Rückberufung Rothe's nach Preußen in den Vordergrund der Erwägungen tritt, so möchte grade bei dem Ende des Jahres 1826 zugleich der passendste Ort sein, aus einer Reihe kleinerer geschäftlicher Briefe Rothe's an Bunsen diejenigen Data zusammenzustellen, die sich überhaupt auf seine Behandlung der ihm als Seelsorger obliegenden geschäftlichen Verhältnisse beziehen. Zunächst treten uns zwei Fälle entgegen, in welchen er „fromme Bettler" vor sich hat, — beide Male sehen wir ihn klar urtheilen und unerbittlich handeln. Der erste Fall betrifft einen Schneider G. Er schreibt darüber an Bunsen:

Es thut mir leid, lieber Bunsen, daß ich in diesem Augenblicke nicht im Stande bin, zu Dir zu kommen, indem ich selbst jemand zu mir bestellt. Man sagte mir, daß Du wegen des Schneider G. mit mir sprechen wolltest. In Ansehung seiner ist es meine feste Ueberzeugung, daß wir uns durchaus nicht auf eine abermalige Kur seines Fußes einlassen dürfen, indem er sie bloß als ein Mittel ansieht, sich einige Wochen lang ernähren zu lassen. Da ihm der Chirurgus gleich Anfangs erklärt hat, daß sein Fuß von Zeit zu Zeit immer wieder aufbrechen würde, zumal bei dem hiesigen Klima: so war es seine ganz natürliche Pflicht und Schuldigkeit, nach seiner Kur ungesäumt seine Rückreise anzutreten, indem unter solchen Umständen jede Entfernung von der Heimath doppelt gewissenlos ist. Grade jetzt ist unsre Kasse am wenigsten im Stande, Leute, die ihre Hülfe ertrotzen wollen, zu ernähren.

In dem andern Falle ist es ein Weber M., der in ähnlicher Art die evangelische Gemeinde für sich sorgen lassen wollte. Rothe sieht aber auch diesmal der Sache scharf auf den Grund, und behandelt sie sogar mit einigem Humor:

Dieß Mal giebt mir die Veranlassung zu schreiben M., den ich gar gerne endlich einmal aus seinem Müßiggängerleben herausgerissen sehen möchte, das er noch immer fortsetzt. Da er auf mein wiederholtes in ihn Dringen dabei blieb, er könne in keiner Fabrik Arbeit finden, und ebensowenig, wenn er einen Webstuhl im Hause hätte, Arbeit in's Haus bekommen, so erklärte ich ihm zuletzt, ich würde ihn, wenn er arbeitslos bliebe, auf keinen Fall länger in meinem Hause behalten, damit wenig-

stens der nichtige Vorwand (den er zwar nie gegen mich gebraucht hat, — weil ich ihm von Anfang an erklärt, und bei allen Gelegenheiten wiederholt habe, daß ich ihn nicht um meinet-, sondern um seinetwillen in's Haus genommen, und er vollkommen Freiheit habe, dasselbe zu jeder Stunde in allem Frieden zu verlassen, sobald er glaubte, anderweitig seine Rechnung besser zu finden, — desto häufiger aber gegen andere und gegen sein eigenes Gewissen) wegfiele, als ob er durch die kleinen Geschäfte, die er für uns besorgt, am ununterbrochenen und regelmäßigen Arbeiten gehindert werde. Dieß that die Wirkung, daß er mit Einem Male anfing, auf den Gedanken einzugehen, einen Stuhl im Hause zu haben, und versicherte, daß er für diesen Fall Aussicht habe, Arbeit zu erhalten. Er hat nachher mit seinem ehemaligen Meister darüber gesprochen, und dieser hat ihm zugesichert, ihn, wenn er einen eignen Stuhl außerhalb der Fabrik hätte, fortwährend mit Arbeit zu versorgen.

Ich stelle es nun Deiner Beurtheilung anheim, inwiefern wir dem M. in diesem Stücke zu Willen sein können und wollen. Mein anfänglicher Gedanke war, die Auslage für Anschaffung des Stuhls zu übernehmen und dem M. nach und nach von seinem Monatsgelde abzuziehen, das er von mir bekommt. Du hattest die Idee, einen Stuhl auf Rechnung der Gemeinde anzuschaffen, und das wäre freilich auch für die Zukunft sehr vortheilhaft, und für M. noch bequemer. Ich sehe aber nicht wohl ab, wie es bei dem dermaligen Zustand unsrer Gemeindekasse ausführbar sein dürfte. Nachdem wir abermals einen Kranken gehabt, der gestern entlassen worden, sind nicht mehr volle 12 Thlr. in Kasse, und Aussichten zu reichlichen Zuflüssen sehe ich auch nicht ab. Ein Webstuhl mit dem vollständigen dazu gehörigen Apparat würde nach M.'s Versicherung 20 Thlr. kosten (der Stuhl selbst 15 Thlr., 80 Baj.). Ueberdieß setzt er hinzu, der Tischler, der für die Fabrik arbeite, habe einen bestellten und dann wieder abbestellten Stuhl schon halbfertig stehen, und verspräche denselben in sehr kurzer Zeit fertig zu liefern.

Daß wir dem M. den wesentlichsten Dienst damit thun, wenn wir ihm zu Arbeit verhelfen, oder vielmehr ihn dazu nöthigen, bin ich fest überzeugt; einen viel wesentlicheren, als durch alle Geldgeschenke. Es ist leider augenscheinlich, daß er viel lieber hungert und dabei müßig geht, als sein gehöriges Auskommen hat mit Arbeit. Ebendeßhalb geht seit mehreren Jahren sein Plan, dessen Ausführung er auf den verschiedensten Wegen versucht hat, dahin, daß wir ihn förmlich als Bedienten in Dienst nehmen sollen, weil er wohl sieht, daß er dann so gut wie gar nichts zu thun haben und dabei doch der Gefahr des Hungerleidens überhoben sein würde. Von der Vergeblichkeit dieses Planes scheint ihn meine letzte Erklärung vollends überzeugt zu haben. Daß der Mensch nicht so leicht verhungert, und daß wir es wenigstens bei ihm nicht würden dazu kommen lassen, das weiß er gar wohl, und nur zu wohl; und hierauf sich verlassend, singt er aus Leibes Kräften sein „Wer nur den lieben Gott läßt walten", nicht sowohl dem lieben Gott als uns zum Angehör, — an

welchem Liede ich jedesmal mit Sicherheit den Stand seiner Kasse erkennen kann.*)

Welcher Art praktische Schwierigkeiten hin und wieder in der jungen Gemeinde zu erledigen waren, dafür giebt der folgende Vorfall bei einem Todesfall einen eigenthümlichen Beleg, den wir wieder einem (nur „Montag Abend", ohne näheres Datum, bezeichneten) Briefe an Bunsen entnehmen:

Guten Abend, liebster Bunsen! Ich komme mit einer Anfrage und Bitte. Wie Du wissen wirst, ist gestern der alte Kammerdiener des Prinzen Heinrich, Goll, plötzlich gestorben. Die Besorgung der Anstalten zu seiner Beerdigung habe ich, wie immer, dem Todtengräber Antonio Berettini übertragen, und dieser hat sie auch zum Theil schon getroffen. Als er aber die Erlaubniß zum Begräbniß beim Vicegerente nachgesucht, haben sich dort andere seiner Collegen mit ihren Ansprüchen auf dieses Geschäft eingefunden, indem der Verstorbene nicht in seine Parochie gehöre. Nun hat er sich zwar darauf berufen, daß wir Protestanten in dieser Hinsicht gar nicht an die Parochien gebunden sind; man hat aber dennoch von ihm verlangt, sich darüber auszuweisen, daß er von Seiten der preußischen Gesandtschaft ordinarie bei dergleichen Gelegenheiten gebraucht worden sei und werde. Er kam deßhalb zu mir und bat um einen von der preußischen Gesandtschaft unterzeichneten und untersiegelten Schein, darin ihm bezeugt werde, daß wir ihn in uns betreffenden Sterbefällen als unsern Todtengräber anerkennten (wie er sich ausdrückt: che noi riconosciamo in ogni caso di mortorio come beccamorto nostro Antonio Berettini). Bis er ein solches Zeugniß producirt, steht die ganze Sache stille.

Ich stelle es nun Dir anheim, ob Du es für thunlich hältst, ihm einen solchen Schein auszustellen. Der ordentlichste aus dem zahlreichen Todtengräbergeschlecht der Berettini ist dieser Antonio immer noch, und ich dächte, man könnte ihm eine Vergünstigung, die man ihm doch widerfahren läßt, auch schriftlich geben. Immer ist's viel besser, wenn man es Ein für alle Mal mit Einem zu thun hat, als bald mit diesem, bald mit jenem.

---

*) Uebrigens hatte Rothe gleich von Anfang an solchem frommthuenden Bettel zu steuern versucht, wie er denn schon aus dem ersten Frühjahr in Rom seinen Eltern (vom 12. Mai 1824) berichtet: „Des Abends war eine Versammlung des Kirchenvorstandes bei Bunsen. Ihr Zweck war, die bisher befolgten Principien bei Unterstützung hierherkommender deutscher Handwerker aus unsrer Gemeindekasse zu revidiren, und über neue Eins zu werden. Denn nach der bisherigen Einrichtung ist eine für uns sehr bedeutende Summe Geldes an Leute weggeworfen worden, die notorisch keinen andern Gebrauch davon gemacht haben, als es hier zu vertrinken. Ich hatte zu diesem Behufe Vorschläge zu einer neuen desfalls zu treffenden Ordnung aufgefaßt."

Im Fall, daß Du der Bitte des Sign. Antonio Gehör leihst, hast Du wohl die Güte, mir jenes Attestat zukommen zu lassen? Der Betheiligte will morgen früh bei mir darnach nachfragen.

Auf die mit Bunsen gemeinsam besprochenen wissenschaftlichen Arbeiten beziehen sich endlich noch folgende Zettelchen:

Guten Morgen, lieber Bunsen! Darf ich Dich bitten, mir durch den Ueberbringer dieses die liturgischen Papiere, von denen wir gestern sprachen, verabfolgen zu lassen?... Sobald ich die Liturgica etwas in Ordnung geschrieben habe, komme ich zu Dir.

Noch eine Frage. Du kannst wohl nicht etwa in Deinem Hause noch eine Bibel entbehren? Sch. wünschte sehr eine zu haben.

Montag früh.

Das Schriftchen, von dem ich Dir sprach, mein theurer Bunsen, ist von dem durch seinen „Versuch über die Dämonischen im N. T." bekannten Hugo Farmer, und führt den Titel: „Versuch über die Natur, Absicht und Ursprung der Opfer". Nach Schroeckh's Angabe ist davon 1778 eine deutsche Uebersetzung mit Semler's Anmerkungen erschienen.

Sonnabend Mittag.

Natürlich können dem ähnliche Briefchen nur einen sehr flüchtigen Einblick in die Art des Verkehrs zwischen Rothe und Bunsen gewähren; wir werden aber noch Gelegenheit genug haben, das Verhältniß beider als ein lebenslängliches kennen zu lernen, und auf Rothe's Berufsthätigkeit in Rom fällt doch grade durch solche im Moment hingeworfene Notizen ein helleres Licht.

VII.

Das letzte Jahr in Rom.

War auch Rothe in Italien nie völlig heimisch geworden, und gedenken bereits die Briefe der ersten Jahre häufig mit Sehnsucht der dereinstigen Rückkehr in die Heimath, so tritt mit dem Jahre 1827 eine direkte Möglichkeit dazu an ihn heran, indem das Wittenberger Direktorium ihn schon damals für die vakant gewordene Schöne'sche Professur vorschlug. Wir sind in der Lage, den Wortlaut dieses ersten Vorschlages nach dem Concept dazu mitzutheilen:

Neben S. wüßte das Direktorium Keinen mit gleich guter Hoffnung in Vorschlag zu bringen, als den Legationsprediger Rothe in Rom. Das hohe Ministerium hatte ihn schon, auf die ausgezeichneten Empfehlungen der theologischen Fakultät in Berlin, Seiner huldreichen Aufmerksamkeit gewürdigt, als Höchstdasselbe dem 3. Direktor unterm 16. November 1820 den Auftrag ertheilte, den Rothe für die Wahl des akademischen Lehrfaches zu bestimmen. Er war auch schon im Begriffe, durch eine kirchenhistorische Schrift in Breslau sich zu habilitiren, da er nach Rom abberufen wurde. Bei den ausgezeichneten Geistesfähigkeiten des Rothe, die er mit Bescheidenheit, strenger Gewissenhaftigkeit und tiefem Sinn für Religion verbindet, und besonders bei der vertrauten Bekanntschaft mit der Kirchengeschichte, die er sich sowohl durch sein früheres Studium derselben, wie durch fortgesetzte kirchenhistorische Vorträge in Rom erworben hat, stände wohl zu erwarten, daß er den Leistungen der vacanten Lehrstelle vollkommen gewachsen sein würde. Eine Anfrage an ihn ist noch nicht ergangen;

sie würde, wofern das hohe Ministerium es genehmigt, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht erfolglos sein.

Wer nun Rothe irgend kennt, wird kaum anders erwarten, als daß er, trotz seiner Sehnsucht nach der Heimath, bei dem ersten Entgegentreten der Wahrscheinlichkeit einer solchen Berufung zunächst (wie seiner Zeit für Rom an Kober), wieder Andere für fähiger zu diesem Amte erachtet, als sich selber. Und so ist es in der That. Seine Antwort an Heubner, auf den zunächst nur ganz im Allgemeinen ihm angedeuteten Vorschlag, kommt, bei allem persönlichen Wunsch nach gemeinsamer Arbeit mit seinem verehrtesten Lehrer, doch zu dem Ergebniß, statt seiner Herrn Schmieder zu empfehlen. Er sagt in dieser Hinsicht gegen den Schluß seines, vom 24. März 1827 datirten Briefes ausdrücklich:

Ach, wie eine elende Krücke ist doch die briefliche Mittheilung! Wollte Gott, wir beide bedürften ihrer nicht gegen einander! Ich habe auch wohl manchmal gedacht, ob es Gott nicht vielleicht noch hier unten in Zukunft so fügen würde; aber es sieht mir doch gar nicht darnach aus. Gott weiß, wie herzlich ich es wünschen würde, wenn er mir einmal die Erlaubniß gäbe, es zu wünschen und es für seinen Willen anzusehen. Unser liebes Seminar liegt mir innig am Herzen, und ich habe keine größere Freude, als wenn ich höre, daß meine dortigen Brüder in der Wahrheit wandeln. Aber daß ich dort würde nützlich sein können, bezweifle ich fast, und wirst Du eben nach diesem heutigen Briefe gewiß selbst bezweifeln. Schmieder schreibt kürzlich an Bunsen, der General-Superintendent habe ihn an's Seminar eingeladen und er die Sache in die Hände des Ministerii gelegt. Der Herr gebe, daß Schmieder zu Euch kommt; so öffnet sich für das Seminar eine sehr erfreuliche Aussicht, und für Schmieder selbst wird diese Veränderung auch sehr gut sein.

Aber damit nicht genug, läßt Rothe auch dieser Empfehlung eines Andern eine Charakteristik seiner eigenen inneren Stellung vorhergehen, die ausdrücklich bezweckt, seine Untauglichkeit zu dem in Rede stehenden Amte darzulegen:

Du erinnerst mich an den schnellen Ablauf meines hiesigen Stadiums, und ich denke oft selbst daran mit innigem Gefühl des Danks, daß mir der Herr unter aller Schwachheit bisher geholfen und gnädig darüber gewacht hat, daß Sein kleines Werk in dem hiesigen Gemeindlein doch immer noch erhalten, ja wohl eher befestigt worden ist. Ueber die anfänglich festgesetzte Zeit hier zu bleiben, darauf sehe ich mich bis jetzt nicht durch den geringsten Wink von außen oder von innen gewiesen. Im Gegentheil, ich sehe immer klarer ein, einerseits, daß der öftere Wechsel der Prediger, wenn sie nur anders alle christlichen Sinnes sind, — bei einer Gemeinde,

wie die hiesige, mit keinerlei Nachtheil, im Gegentheil eher mit mancherlei Vortheilen verbunden ist. Die Gemeinde wechselt unaufhörlich und empfindet daher den Wechsel ihrer Prediger kaum. In wenig Wochen sind kaum noch einer oder zwei von der Generation hier, die ich bei meiner Ankunft vorfand, und kein einziger mehr von denen, die sich damals näher an mich anschlossen. Andrerseits aber sehe ich auch immer deutlicher ein, daß, wenn ich nicht Zeitlebens hier bleiben, sondern noch für ein andres Amt brauchbar sein soll, vier bis fünf Jahre grade der rechte Termin sind. Denn ein viel längerer Aufenthalt würde den Nachtheil haben, daß ich die eigenthümliche Seite der geistlichen Amtsthätigkeit, die grade die hiesige sehr eigenthümliche Gemeinde in Anspruch nimmt, die aber in jedem künftigen Verhältnisse sehr in den Hintergrund treten wird, mehr als gut wäre ausbildete, und mich mehr oder weniger in ihr abschlösse. Darum kann ich in dem Umstande, daß mir der Herr die Gnade gegeben, daß alle, die sich näher oder entfernter zu unserm Gottesdienst halten, mir mit herzlicher Liebe und Vertrauen anhangen und mich gern so lange hier sehen würden, als sie selbst hier sind, keine Weisung erkennen, mich an Rom zu binden. Ich bin hier in dem Vortheil, daß man nicht leicht Vergleichungen zwischen mir und andern anstellen kann, und es wird deßhalb meinem künftigen Nachfolger nicht schwer fallen, mich, wenn auch nicht im Herzen, doch in dem Urtheil jener guten Leutchen auszustechen. Dazu kommt dann noch sehr die Rücksicht auf meine liebe Louise, der eine Erlösung aus ihrem hiesigen Exil wohl zu gönnen ist.

„Wohin mich des Herrn Wille rufen wird, wenn meine Zeit hier abgelaufen?" das ist eine Frage, die ich selbst sehr häufig versucht bin, mir aufzuwerfen, die ich aber viel besser ganz zurückdränge. Ich weiß und fühle es, ja ich kann es mit Händen greifen, daß ich bei mir selbst nicht klug genug bin, in jener Hinsicht mir etwas zu wünschen und zu rathen. Darum will ich auch desfalls nicht sorgen, sondern nur in dem Entschluß mich immer mehr stärken, überall hinzugehen, wohin ich ohne mein Suchen in ordnungsmäßigem Wege gerufen werde. Das lebendige Bewußtsein meines Ungeschicks und meiner Unbehülflichkeit werde ich in jedes Amt mitnehmen, um so gewisser, da dieselben bei mir nicht allein aus einem Minus von Fähigkeit, Kraft und Uebung herrühren, sondern auch aus einem Plus von Sinn für das, was eigentlich sein sollte, und von Bedürfniß nach Gründlichkeit, Tiefe, Consequenz und Vollendung alles meines Denkens, Empfindens, Wissens und Treibens überhaupt. Immer wahrscheinlicher aber wird es mir, daß der Gedanke, den ich von frühster Kindheit an — ich weiß selbst nicht woher — von meinem Berufe mir gemacht, der Gedanke, daß ich an eine Dorfgemeinde gehöre, auch der Gedanke des Herrn mit mir sein dürfte. Es ist durch Gottes Gnade ein Etwas in mir (das kann ich ja ohne alle Verletzung der Bescheidenheit sagen), das ich seinem entwickelten Inhalt nach selbst noch nicht völlig kenne, und das unter der treuen Pflege des Herrn wohl noch eine gute und gesunde,

wenn auch noch so unscheinbare Frucht tragen dürfte, — ein Etwas, das, so unpraktisch es auch in seiner unmittelbaren, rohen Gestalt aussieht, doch zu seiner Zeit und an seinem Orte im Reiche Gottes seine gute Anwendung finden könnte, — eine geistige Kraft, die aber keine vor der Zeit reifen Früchte trägt und tragen soll, und deßhalb die stille Verborgenheit anspruchsloser, äußerlicher Verhältnisse sucht, und in andern, unter welchen sie vor der Zeit hervortreten müßte, wahrscheinlich verderben oder verkrüppeln würde. Rom ist für mich in einer Hinsicht ein großer Segen gewesen, und, wie ich immer deutlicher sehe, ein Segen, wie er mir grade da Noth that, als er mir wurde, wenngleich von einer Seite, von der ich grade Besorgnisse hegte. Die große Abgeschiedenheit, in der ich hier von allem menschlichen Einfluß in religiöser und theologischer Hinsicht lebe, hat meinem ganzen Treiben wieder die sichere, in sich selbst klare Richtung gegeben, aus der ich seit meinen letzten Universitätsjahren, in der redlichen Meinung, mich lieber den Ansichten erfahrener und gottseliger Männer, als meinen eigenen zu conformiren, herausgekommen war. Das hatte denn namentlich den Nachtheil, daß mein sittliches und mein intellectuelles Leben neben einander hinliefen ohne einander zu durchdringen und zu befruchten. Dabei müssen dann auf die Länge beide zu Grunde gehen, besonders bei einem Menschen, der so organisirt ist, wie ich. Besonders war dieser Zustand die Ursache, warum ich bei aller Aufrichtigkeit meines Glaubens das Gefühl nicht loswerden konnte, als ob mein innerliches Christenthum mir nicht recht auf meinen Leib gemacht sei, und als ob die intellectuelle Seite meines geistlichen Lebens schon jetzt auszutrocknen anfinge, ohne daß doch dadurch die sittliche Seite desselben an Frische gewann. Hier bin ich nun allmälig wieder zu mir selbst zurückgekommen und zu dem lange in mir verdunkelten Bewußtsein der specifischen geistigen Organisation, die mir mein treuer Schöpfer nun einmal gegeben hat; und seit dieser Zeit fließt wieder in mir eine reiche Quelle von Lust und Trieb zu einem wirklich wissenschaftlichen Treiben, zur Arbeit auf dem Gebiet der Erkenntniß überhaupt, und ich fühle zugleich meinen Glauben an den Heiland so unmittelbar, so innig mit meinem ganzen geistigen, eigentlich menschlichen Leben überhaupt verschmolzen, daß es keinem chemischen Proceß möglich sein sollte, mein christliches Leben und Bewußtsein aus der Masse meines geistigen Lebens und Bewußtseins überhaupt wieder abzusondern, und daß es mir eben so nahe liegen würde, aus meinem bloßen cogito, ergo sum unmittelbar mein ganzes Christenthum, als (wenn ich ein Cartesianer wäre) mein metaphysisches System abzuleiten. Es ist mir sehr klar, nach welchem Ziele hin ich dieses irdische Leben hindurch die mir etwa geschenkten geistigen Kräfte zu richten und anzustrengen haben werde, in welchen äußerlichen Beruf mich auch Gott stellen mag, — nämlich auf eine

ganz bestimmte Art der Schriftforschung, deren Begriff durch ihre Resultate am anschaulichsten werden würde. Wir sind meist sehr undankbar gegen unsern Gott, der bei dem durchgreifenden Gesetz der Sparsamkeit in allen Seinen Werken doch zugleich in ihnen allen einen überfließenden Reichthum von Gaben vorlegt. Einen großen und guten Theil davon merken wir wenigstens gar nicht und treten ihn mit Füßen. So geht es auch mit den in der Offenbarung Gottes uns dargebotenen Schätzen der Erkenntniß. Die heil. Schrift ist ein Werk oder Geschöpf Gottes im eigentlichen Sinn, d. h. ein lebendig organisirtes Individuum. Es giebt kein Geschöpf und Werk Gottes, das so zu sagen nur im rohen Umrisse da wäre; alles, was Gott macht, ist bis in's kleinste Detail ausgeführt. So auch die Schrift. Wir behandeln sie gewöhnlich als einen Baum der Erkenntniß der Wahrheit, bloß in allgemeinen Conturen, ohne alles Detail der Ausführung; wir meinen, was über diese allgemeinen Conturen der göttlichen Erkenntniß hinaus sich etwa noch in der Schrift finde, sei unwesentlich und bloßes Beiwerk, eine zufällige Form, die der Geschichte angehöre; aber wir vergessen dabei, daß die Geschichte selbst nichts zufälliges ist, und vom göttlichen Standpunkt aus ebensowohl eine metaphysische und logische Nothwendigkeit hat, als von unsrem menschlichen Standpunkte aus eine pragmatische. Es ist wohl wahr, der gewöhnliche Weg reicht völlig hin zur Erkenntniß des Heils; aber wer berechtigt uns, das gering zu achten, was Gott über das hinaus noch für uns in Sein Wort gelegt? und wo will man hier überhaupt die Grenze ziehen, da es doch einmal keine andre Erbauung giebt und geben kann, als auf die Wahrheit und ihre Erkenntniß. Der natürliche Weg wäre, an dem Baum des göttlichen Worts jedem Aederchen jedes noch so unbedeutend scheinenden Blatts, jeder Faser u. s. f. nachzuspüren und das Detail in Form und Inhalt der Schrift eben so wenig für zufällig und willkürlich zu halten, als es einem vernünftigen Menschen einfallen wird, die Adern in einem Baumblatt für bloße unwesentliche Zufälligkeiten, für Wirkungen des klimatischen Einflusses u. dergl. auszugeben. Auf diesem Wege würden wir zur Erkenntniß eines lebendigen Organismus der Offenbarungswahrheiten und das heißt ja zu der Wahrheit an sich selbst gelangen, zu einer wirklichen Dogmatik, die mehr wäre, als ein bloßes logisch aufgestelltes Aggregat von locis communibus, und doch auch keine rein subjective und rein negative, wie die schleiermacher'sche, — sondern eine wirkliche Metaphysik der Offenbarung. Mit einem Worte: es liegen in der Schrift ebensowohl die Principien und specifischen Elemente der speculativen, als der praktischen Erkenntniß; aber freilich beide nie in der Form abstracter Sätze, sondern als Elemente und Factoren lebendiger intellectueller Individualitäten, die man nur mittelst einer christlichen Chemie, mittelst einer Operation des in Gottes Schule gereinigten und erleuchteten dialektischen Vermögens zu analysiren braucht, um jene zu entdecken. Die Sache ist also freilich nicht eben leicht, aber wohl werth, daß man sie sich sauer werden läßt,

und wie man sie anzugreifen hat, nicht schwer zu begreifen. Die Hauptsache dabei wird immer ein strenges, besonders im obigen Sinn strenges philologisches Studium der heiligen Schrift sein, bei welchem man von dem gewiß a priori sehr plausiblen Lemma ausgeht, das sich dann a posteriori berühren muß und wird, daß wir in unsrer jetzigen Exegese viel zu viel Synonyma, uneigentliche Redensarten, Parallelstellen und dergleichen mehr haben. Ein solches philologisches Schriftstudium ist aber nicht möglich ohne einen regen speculativen Sinn und muß also Hand in Hand gehen mit einem strengen philosophischen Studium zum Behuf der Entwickelung unsrer dialektischen Kräfte und unsers Sinnes für die durch alle Werke Gottes im Reich der Natur und der Gnade hindurchgehenden allgemeinen Principien, Gesetze, Charaktere, des recht eigentlichen sensus communis. Beide Studien nun werden nur Realität haben, wenn sie von dem Grundsatz ausgehen: „in Deinem Lichte sehen wir das Licht", — wenn sie auf dem Grund und Boden eines tiefen und innigen Lebens mit Christo in Gott beruhen; und wiederum wird, was auf diesem Wege der Seele etwa an unmittelbarem Lichte der Erkenntniß gezeigt werden möchte (auf dem theosophischen Standpunkt,) und was überhaupt auf diesem Wege den Menschen von speculativer Erkenntniß jemals zu Gesichte gebracht worden, nur mittelst des Organs des oben beschriebenen philologisch-dialectischen Schriftstudiums als ein wirkliches fruchtbares Samenkorn der Erkenntniß eingebracht werden können. Große Bibliotheken gehören eben zu einem solchen Studium nicht, aber Zeit, oder richtiger die Führungen Gottes im Leben, aller der Sonnenschein, Regen, Sturm, Thau u. s. w., mit dem Gott den kleinen Fruchtansatz, der sich im Frühling ansetzt, bis in den Herbst hinein zur gesunden und wohlschmeckenden Frucht zeitigt.

Du wirst aus dem allen so gut klug werden, als Du es bei der großen Eile, mit der ich es habe zu Papier bringen müssen, kannst, und wenigstens so viel sehen, daß ich nicht von Phantasiebildern spreche. Dir muß unstreitig ein Aufsatz von Oetinger bekannt sein, den Schubert im Auszuge in dem zweiten Bande seines Alten und Neuen mitgetheilt hat, unter der Aufschrift: „ein merkwürdiger Stammbaum" — ein Aufsatz, der nach meiner Ueberzeugung mehr wiegt, als ganze Ballen theologischer Schriften, wie sie auf jeder Messe erscheinen. Dieser Aufsatz, in welchem ich mit freudiger Ueberraschung eine Menge meiner eigenen sogenannten Grillen wieder gefunden, kann Dir die Dienste eines Commentars zu obigen Expektorationen leisten.

Unverkennbar treten in diesen Ausführungen schon jetzt die Grundzüge der großartigen Weltanschauung der „Ethik" hervor, und glaubten wir daher, trotz ihrer Ausführlichkeit, sie dem vollen Wortlaute nach geben zu sollen. Dagegen entnehmen wir von den weiteren Mittheilungen dieses Briefes nur noch einige Notizen:

Wir haben diesen Winter mit Gottes Hülfe recht gesund verlebt, während Ihr so gewaltige Kälte gehabt habt. Nun ist er bald vorbei, und ich danke Gott herzlich dafür. Den Sommer über hört doch die Unruhe mit den Fremden wieder etwas auf; und diesen Winter namentlich hat sich in dem Kreise derer, die uns hier am nächsten stehen, so mancherlei Verdrießliches zugetragen, daß ich mich herzlich freue, wenn ein Zeitabschnitt kommt, da man durch so mancherlei Erfahrungen wieder einen Strich machen kann. Eine gar liebe christliche Seele, einen Kandidaten der Theologie aus Lausanne, Namens Scholl, habe ich im Januar zu Grabe bestattet. Meine liebsten Bekanntschaften mache ich hier mit auf dem Sterbebette. *)

Sodann erwähnt derselbe Brief endlich noch zwei andere nähere Bekannte; der eine ist: „Prediger Dwight in Boston, ein lieber christlicher Mann, der außerordentliche Dinge von dem dortigen Fortgange des Reiches Gottes erzählte, die mir aber übertrieben schienen und wohl auch wirklich übertrieben waren;" — der Andere, früher schon mehrfach von Rothe erwähnt, „einer unsrer liebsten hiesigen Freunde, ein Historienmaler v. Maydell aus Esthland, ein vortrefflicher, christlicher Mann," ist grade auf der Heimreise begriffen, und wird von Rothe seinen Wittenberger Verwandten als lieber Besuch angemeldet. „Er kann und wird gern Euch von unsrer Gemeinde und Häuslichkeit mehr Detail erzählen, als irgend ein Andrer. Er ist vor drei Wochen von hier abgereist, und ich fühle seinen Verlust sehr schmerzlich."

Noch einige Tage älteren Datums als dieser Brief Rothe's an Heubner ist ein an seinen Vater gerichteter vom 16. März 1827, dem wir ebenfalls eine Reihe von Nachrichten verdanken. Er bildet in der Beziehung eine eigenthümliche Ergänzung zu dem vorerwähnten an Heubner, als daraus deutlich hervorgeht, daß er bei allen Bedenken gegen den in Aussicht gestellten Beruf „ein immermehr steigendes Mißbehagen an Rom und unserm hiesigen Leben" bekundet. Gleich der Anfang des Briefes sagt, aus Anlaß der auch diesmal wiederholten Klage, daß er so lange habe schweigen müssen:

*) Eine Nachwirkung solcher Eindrücke werden wir gewiß noch in den von Schenkel (1868, I. S. 18) mitgetheilten Worten erblicken dürfen: „Schon damals habe ich einen tiefen Eindruck davon empfangen, daß das Sterben etwas Großes ist und das Feierlichste in dem menschlichen Dasein, nicht ein bloßes Leiden, sondern unter Umständen eine wirkliche That von der interessantesten Natur." Vgl. auch oben S. 371—373.

Ach, es ist ein trauriges Ding um eine solche weite Entfernung von einander, das werde ich immermehr inne; ehe man sich's versieht, kommt man in den Fall, Pflichten, die Einem die theuersten sind, blos darum zu versäumen, weil man fühlt, daß man sie nicht auf die rechte Weise erfüllen kann. Man will nicht schreiben, wenn es Einem dunkel und mißmuthig in der Seele ist, und darüber schreibt man gar nicht, und das ist noch schlimmer. Es ist für mich ein unruhiger und verdrießlicher Winter gewesen, und wenn Du in meine Seele sehen könntest, entschuldigtest Du mich gewiß. Den ganzen Januar habe ich jeden Augenblick, den ich mir irgend abmüßigen konnte, außer dem Hause bei einem armen, hier von aller Welt verlassenen jungen Manne zugebracht, der an der Wassersucht auf dem Tode lag, einem mir empfohlenen Candidaten aus Lausanne, Scholl, einer höchst liebenswürdigen, innig gläubigen Seele. Nach seinem Tode hat mir die Schreiberei mit seiner Familie nicht wenig Zeit geraubt, und die Fremden haben mir kaum noch einen Winter so mitgespielt, wie diesen. Ja, lieber Vater, es ist ein schlimmes Ding um das verdrießlich und mißmuthig werden unter einer Menge äußerlicher und gesellschaftlicher Plackereien, von denen man wohl fühlt, daß sie nicht unsers Berufs sind, und es sollte von Rechtswegen nie dazu kommen, ich will es auch gewiß nicht an mir entschuldigen, aber nur Euch beide recht herzlich um Verzeihung bitten, auf die ich auch zuversichtlich hoffe. Ich bin doppelt beschämt bei dem Gedanken, Euch noch nicht einmal für Eure elterlichen Glückwünsche und Euer reiches Angebinde gedankt zu haben. Werdet Ihr mir's denn jetzt noch glauben, daß mein Dank von Herzen kommt? Ich weiß wohl, daß ich es verdient habe, wenn Ihr mißtrauisch seid, wenn ich gleich diesen Gedanken nicht ertragen kann. In solch einer Stimmung habe ich nicht einmal den Muth, zu schreiben, wie wehe es uns thun würde, wenn mit dem lieben Angebinde irgend eine Entbehrung von Eurer Seite verbunden sein sollte. Der liebe Gott giebt uns Gottlob reichlich, was wir bedürfen, und es ist mir ein schrecklicher Gedanke, Euch nicht nur keine Freude, sondern statt dessen Sorgen und Kümmernisse zu machen, und überdieß noch durch Eure Freigebigkeit sogar zur Last zu fallen.

Ebenso heißt es später, nachdem Rothe erwähnt, wie Herr von Rehfues sich noch immer mit der (schon in einem früheren Briefe berichteten) Idee trage, seine Stelle mit der Bunsen's zu vertauschen, ohne daß von Berlin bestimmter Entscheid darüber komme:

Bunsen selbst wollte ich freilich eine Erlösung von Rom wünschen, theils wegen der Erziehung seiner Kinder, theils weil er wirklich zu etwas Besserem Beruf hat, als zu einem beständigen Hinundhergeworfen werden in den hiesigen diplomatischen und Fremden-Kreisen. Er fühlt es selbst sehr tief, daß auf diese Weise sein geistiges Leben mit der Länge der Zeit ganz untergehen muß, und würde eben deshalb die Stelle in Bonn sehr gern angenommen haben, die ihn wieder seinen ursprünglichen wissen-

schaftlichen Trieben näher gebracht hätte. Es ist eine glänzende Erbärmlichkeit um die Herrlichkeit Roms. Die Leute nehmen den Mund so voll, wie man hier im Mittelpunkt des geistigen Lebens unsrer Zeit stehe, wie hier alles lauter Geist athme und erwecke, nicht zwar unter den Römern selbst, wohl aber unter den hier aus allen Gegenden Europa's zusammenströmenden Fremden; und doch ist es so ganz und gar geistig todt hier. Man darf nur die Verkündiger dieses Evangeliums ansehen, so merkt man bald, woran man ist. Entweder es sind solche, die schon 10 bis 20 Jahr in Rom leben, und gar keine Vorstellung davon haben, wie es in unserm Vaterlande aussieht, oder es sind Reisende von gewöhnlichem Schlag, Leute, die so unglücklich sind, soviel Geld zu besitzen, um müßig gehen zu können, und von Geist und geistigem Leben so wenig eine Ahnung haben, als es ihnen einfälli, an ihrem eigenen Geistreichthum zu zweifeln. Leuten von besserem Schlage gefällt es hier auf die Länge gewiß nicht.

Daß dieser Ueberdruß an Rom jedoch nicht aus etwaigem Mangel an Erfolg in seinem Amte stammt, beweist eine weitere Notiz desselben Briefes:

Diejenigen, die überhaupt unsern Gottesdienst öfter als alle Jahre einmal an Ostern oder etwa an Weihnachten besuchen, kommen jetzt regelmäßig und unausgesetzt, und ich habe davon den großen Vortheil, ein bestimmtes Auditorium vor mir zu wissen und meine Vorträge selbst in einen bestimmteren Zusammenhang untereinander bringen zu können.

Und ebenso liest man mit steigendem Interesse, was er auch dem Vater über seine wissenschaftlichen Grundideen sagt:

Mein wissenschaftlicher Trieb hat sich hier in Rom immermehr von den Außenwerken der Theologie auf die Citadelle derselben selbst zurückgezogen, so daß ich für die Befriedigung derselben viel weniger einen weitläuftigen gelehrten Apparat, als Muße zu einem stillen Forschen in der Schrift mit fröhlichem und gesammeltem Geiste bedürfen würde. Was mir bisher ein geistliches Amt oft zu einer schwerdrückenden Last gemacht hat, das innerliche Widerstreben gegen alles unmittelbar Erbauliche, gegen alles Wortemachen über Empfindungen, zumal wenn sie präconcipirt oder gar präconcipirt sein sollen, gegen alles Breittreten in Worten der Dinge, die ihrer Natur nach nur „Geist und Wahrheit" sind, — das alles würde mir in Zukunft ein geistliches Amt, zumal auf dem Lande, nicht eben verleiden, indem es mir nicht nur in thesi immer klarer wird, daß alles wirkliche Erbauen nur ein Erbauen durch Erkenntniß der Wahrheit und auf ihrem Grunde allein ist, nie auf dem Grunde einer augenblicklichen Erregung und subjectiven Empfindung, sondern indem ich auch durch Gottes Gnade immermehr in die Praxis eines nach diesem Grundsatz eingerichteten Religionsvortrags eingeleitet werde, und allmälig anfange zu lernen, ohne alle échauffements — nicht nur der Be-

redtsamkeit, sondern auch (was viel schwerer zu vermeiden ist) der Empfindung zu predigen. Dagegen würde mich bei einem akademischen Lehramt die, bei den jetzigen Verhältnissen unvermeidliche, Präcocität des Wissens, die man für einen solchen Beruf sich aneignen muß, und die damit verbundene Vielwisserei und Vielleserei bis auf's Blut martern, und in beständigem Kriege mit dem Besten stehen, was mir der liebe Gott gegeben hat, einem tiefen Sinn für Wahrheit und den Schein derselben oder halbe Wahrheit auf dem Gebiete des intellectuellen wie des sittlichen Lebens. Wirkliche Erkenntniß ist eine gar edle Frucht, die erst im Herbst reif wird. Sie muß sich freilich in der Blüthenzeit des Frühlings ansetzen, aber nun muß erst so mancher erwärmende und zeitigende Sonnenstrahl in sie eindringen, so mancher Regentropfen sie befeuchten, so mancher Sturm sie hin und herschütteln, ehe sie genießbar ist. Wem unreife Früchte der Erkenntniß nicht bitter schmecken, den bedaure ich. Es ist auch im Besondern mit dem lieben Christenthum so. Es schmeckt freilich dem menschlichen Herzen von Hause aus ein für allemal nicht; aber die Leute, die es in herzlicher, guter Meinung ausbieten, sollten auch billiger sein in ihren Klagen darüber, daß so wenige es mit Freuden annehmen wollen. Das rührt gar nicht allein von dem natürlichen Widerwillen des menschlichen Herzens gegen das nur auf dem Wege der tiefsten Demüthigung erhebende Evangelium von der Gnade Gottes in Christo her. Die Herzen, an die wir die Botschaft desselben bringen, sind ja gar nicht so schlechthin blos als natürliche zu betrachten. Sie sind ja nicht blos in der Taufe mit Christo in den Tod begraben, der Geist Gottes hat ja nicht nur seit der Zeit sein, wenn auch noch so verborgenes, Werk in ihnen, es haftet ja nicht blos hin und wieder dieses oder jenes Wort Gottes in ihnen, oft tiefer, als sie selbst es wissen; sondern Gott hat sie ja auch alle in einem längeren oder kürzeren Leben durch die Führungen seiner erziehenden Gnade zur Empfänglichkeit für die Predigt von Christo zubereitet; gar eine große Anzahl unter ihnen ist gewiß dem Reiche Gottes schon gar nahe gebracht. Aber freilich, das Leben Christi muß auch erst nach und nach in dem Geiste und Herzen dessen reifen, in dem es gepflanzt ist, und der davon zeugen soll. Und da wird es denn oft genug als eine unreife, bittre Frucht ausgeboten, die auch den edelsten und redlichsten Gemüthern widersteht. Der Weg der wirklichen Wiedergeburt zu dem Leben aus Gott und in Gott ist ein gar so allmäliger, unter den übrigen Wegen dieses äußerlichen Lebens verborgener und innerlicher, daß man nur mit rechter Ruhe, Demuth, Besonnenheit, Sanftmuth und Geduld ihn Andern zeigen kann, und durch nichts mehr verdirbt, als wenn man das festina lente aus der Acht läßt, das Gott in allen seinen Wegen in der Natur und in der Geschichte so streng beobachtet. Der Schein läßt sich überall gewaltsam erzwingen, und das in kurzer Zeit; aber das Wesen und die Wahrheit lassen sich nicht von Menschen machen, sondern machen selbst den Menschen, und das wie und wann sie wollen, in göttlicher Ordnung.

Auch sonst ist dieser Brief reich an interessanten Mittheilungen, so über den Besuch des Herrn v. Savigny (als dessen Leiden „ein täglich zur bestimmten Stunde wiederkehrender fürchterlicher Kopfnervenschmerz" genannt wird), über den theils schon erfolgten, theils bevorstehenden Weggang von Maydell, Schnorr, Koopmann und Faber, über die gehoffte Rückkehr von Professor Gerhard; außerdem finden wir zwei charakteristische Auslassungen über römische und über Münchener Zustände. Die erstere bezieht sich auf eine von sehr üblen Folgen begleitete Veränderung des Bettes des Anioflusses bei Tivoli, hinsichtlich deren Rothe bemerkt:

Man thut zwar so, als wollte man denselben wiederum in das durchbrochene Bette einleiten; allein alle Sachverständigen sagen, daß dieß ein den Ernst und die Mittel der päpstlichen Regierung bei weitem übersteigendes Unternehmen sei, und die kleinliche und wirklich lächerliche Art, wie man die Sache angreift, bestätigt auch völlig die Vermuthung, daß man nichts weniger als ernstlich daran denkt.

Die andere Aeußerung über die wissenschaftlichen und künstlerischen Erwartungen, die man von München zu hegen berechtigt sei, lautet folgendermaßen:

Wir haben jetzt wieder eine deutsche Ausstellung, auf der aber wenig Erkleckliches ist, eine bewunderungswürdige Zeichnung von Overbeck ausgenommen (die Predigt Johannes des Täufers), die in Carlsruhe lithographirt erscheinen wird, zusammen mit einer andern gleich schönen (der Heiland, der die Kinder segnet). Man erwartet hier schon seit acht Tagen den König von Baiern auf ein Paar Tage, wenn nicht (was nicht unwahrscheinlich) das ganze ein Gerücht ist, das der Graf Fiorenze in Perugia ausgesprengt hat, um seine Gläubiger bei guter Laune und Hoffnung zu erhalten. Uebrigens wird München bald einer der interessantesten Punkte Deutschlands sein. Auch die Boisserée'sche Gemäldesammlung ist für München angekauft. Für die dortige Universität kann ich keinem großen, wenigstens keinem gesunden Gedeihen entgegensehen. Eine im eigentlichen Sinne katholische Stadt ist gar nicht der Grund und Boden, auf dem sich ein ordentliches wissenschaftliches Leben entfalten könnte. Ueberhaupt ist das Licht und die Wärme des geistigen Lebens noch nie grade da hervorgebrochen, wo man große Anstalten dazu gemacht, sondern wo man mit dem kleinen Pfunde im Stillen treu gewesen ist, und nicht daran gedacht hat, sein Licht vor den Leuten leuchten zu lassen. Große Anstalten dieser Art sind meist nur Grabmonumente gewesen, welche die Zeit auf den Brandstätten des schon erloschenen Lebens errichtet hat. Quae omnia Deus bene vertat, — besser als wir's verstehen.

Hinsichtlich verschiedener Mißgeschicke seiner mit dem Pfarrer

Goebel in Rawicz verheiratheten Pflegeschwester bemerkt Rothe endlich gleichzeitig:

Es wird aber auch bei ihr heißen müssen: per aspera ad astra. „Lasset euch die Hitze, so euch begegnet, nicht befremden, als widerführe euch etwas seltsames", dieser Ausdruck des Apostels Petrus ist der vortrefflichste, der sich nur für eine Wahrheit finden läßt, die uns billig die alltäglichste sein sollte, weil wir täglich auf sie gestoßen werden, und die uns doch immer noch in jedem einzelnen Falle, da sie sich bewährt, problematisch vorkommt.

Diesem Briefe an den Vater (an dessen Schluß es übrigens ausdrücklich heißt, daß er zugleich der Mutter gelte) gesellt sich ein Geburtstagsbrief an die Mutter vom 19. April 1827 hinzu, dem wir eine Mittheilung ökonomischer Art entnehmen:

Der König hat in Folge eines Berichts des Ministers v. Altenstein, der durch nichts anderes motivirt worden sein kann, als durch sein eignes gnädiges Wohlwollen, mir vom 1. Januar 1827 an eine jährliche Gehaltszulage von 100 Thlrn. und überdieß für die drei verflossenen Jahre meiner hiesigen Anstellung eine außerordentliche Gratification von 300 Thlrn. bestimmt. Von nichts in der Welt hatte ich mir weniger träumen lassen, als von so etwas, und ich hätte gleich unsinnig und unverschämt sein müssen, wenn mir ein Gedanke an etwas dergleichen hätte einfallen können, und ich verstehe auch noch nicht, wie die Sache eigentlich zusammenhängt, besonders in einem Zeitpunkt, da man allgemein nur an Ersparungen denkt. Ich nehme es mit demüthiger Beschämung aus Gottes Hand unter herzlicher Dankbarkeit gegen die menschlichen Hände, durch die er es hat gehen lassen. Ist's doch, als hätte er genau in unsre Rechnung gesehen. Denn jene auf ganz ungewöhnliche Weise nachträglich kommenden 300 Thlr. tilgen grade eine Schuld, von der ich ja jetzt reden kann, und die mich freilich nie gedrückt haben würde, und die ich auch keineswegs auf leichtsinnige Weise gemacht, sondern die in den ersten $1^1/_2$ Jahren bei den Unkosten, die theils die Kränklichkeit und Krankheit meiner Louise, theils unsre Wohnungsveränderung, theils überhaupt der Mangel an Kenntniß aller der Vortheile, durch deren Benutzung man sich hier wirthschaftlich einrichten kann, verursachte, unvermeidlich war, bei Bunsen. In der Zwischenzeit haben wir gelernt mit 1000 Thlrn. nicht nur auszukommen, sondern (nach unsrer Weise) reichlich auszukommen; und jene Gehaltszulage kommt uns nun als ein reiner Segen zu Gute, und wird uns, wenn nicht der liebe Gott uns Krankheit schickt, fortwährend so zu Gute kommen, indem unser häuslicher Etat unverändert der alte bleibt. Könnten wir doch nur etwas von unserm Segen auf Euch überfließen lassen, theure Eltern.

Ueber denselben Punkt giebt Rothe's späterer Brief vom 7. Juni 1827 noch nachstehende Ergänzung:

Seit meinem letzteren Briefe ist noch ein meine Gehaltserhöhung etwas näher beleuchtendes Rescript von Herrn von Altenstein hier eingelaufen, darin er die, einen von seiner Seite meinethalben an den König gemachten Bericht beantwortende, belobigende Cabinetsordre abschriftlich mittheilt, und mir seine besondere Zufriedenheit mit meiner hiesigen Amtsführung und Thätigkeit zu erkennen geben läßt. Ich habe das unverdiente, aber wahrlich auch ungesuchte Glück, daß man in Berlin ein günstiges Vorurtheil für mich hegt. Da ich mich niemals darum beworben, so muß es wohl auch aus Gottes Hand kommen, der dabei irgend eine Absicht haben muß; wie ich hoffe die, meinen Patronis zu zeigen, daß ich weder mich noch das Meinige in der Welt suche, sondern mit Paulo herzlich überzeugt bin, daß es ein großer Gewinn ist, gottselig sein und ihm genügen lassen.

Der mit Rothe's Brief vom 19. April 1827 gleichzeitige Brief seiner Frau läßt endlich (was in noch höherem Grade freilich bei deren folgendem Schreiben vom 31. Juli der Fall ist) deutlich erkennen, daß das bei Rothe zunehmende Heimweh von seiner Frau mindestens getheilt wird:

Ich sehne mich wohl nach der Zeit, wo wir wieder einmal beisammen sein können. Ich kann mir das nicht schön genug vorstellen. Ach Gott, ich denke immer daran, und wenn dann ein Familienfesttag kommt, dann wird einem noch viel viel sehnsüchtiger nach allen den Lieben im Vaterlande.

Daß Rothe's Angehörige während dieser Zeit auch wieder stets eifrig mit einander ihre Berichte austauschten, beweist zunächst ein Brief Heubner's an Rothe's Vater vom 31. Mai 1827, der, einen Brief des letzteren vom 29. März beantwortend, u. A. sagt:

Die Nachrichten von Rom, denen Sie damals noch entgegensahen, werden Sie gewiß wieder auf's neue erheitert und über alle Besorgnisse erhoben haben, wie dieß auch bei uns kurz hinter einander geschehen durch Briefe, die uns des im Ganzen guten Befindens der lieben Römer versicherten und dann die so erfreuende Gnade des Königs gegen Ihren lieben Richard bezeugten. Wie bald wird die kurze Frist seiner dortigen Station zu Ende eilen!

Derselbe Brief giebt zugleich die ersten näheren Nachrichten über eine häusliche Familienheimsuchung, die wir bald darauf auch in Rothe's eigenen Briefen erwähnt finden, und die ihm nicht blos bis zum Ende seines Lebens eine stets wiederholte Sorge bereitete, sondern leider auch ein schlimmes Vorzeichen für ein noch schwereres Unglück im eigenen Hause war: eine schon damals beginnende Gemüthskrankheit seines Schwagers Heinrich v. Brück.

Rothe's Vater theilte seinerseits wieder die aus Rom erhaltenen Nachrichten an Hahn mit, wie schon ein Brief vom 3. April 1827 darthut, in welchem er diesem u. A. schreibt:

Deinen Gruß an unsre Römer habe ich bestellt und zu erwiedern. Vor drei Tagen habe ich einen lange erwarteten Brief meines Sohnes (vom 16. März) endlich empfangen. Sie sind, Gott sei gelobt, beide gesund, und ich bitte Dich, hiervon eine kleine Notiz in Deine Briefe nach Wittenberg übergehen zu lassen.... Richard's Wünsche, den schönen Himmel Roms gegen den vaterländischen zu vertauschen, scheinen, nach einem jetzt mehr als dreijährigen Aufenthalt, sich lebhafter zu regen und zu bewegen. Auch scheint er seine sonst wohl angenommenen Plane zu einem akademischen Beruf förmlich aufgegeben, und sich auf seinen ursprünglichen Wunsch, Landprediger zu werden, zurückgezogen zu haben. Ich sage zu dem allen nichts und denke, Gott wird es so fügen, wie es sein soll und wie es am besten ist: ich vertraue auf Ihn.

Wir erwähnen hier sofort auch eine etwas spätere Mittheilung (vom 21. September 1827) von Vater Rothe an Hahn, da dieselbe im Wesentlichen dieselbe Schlußfolgerung aus den Briefen des Sohnes entnimmt:

Meine neuesten Briefe aus Rom sind vom 31. Juli.*) Damals waren beide wohl und munter, aber immer mehr und mehr von Sehnsucht zur Rückkehr ergriffen. Ich weiß nicht, wie lange das bald vierjährige Leben in Rom noch dauern wird, und sehe gar nicht, wie und wohin nun. Aber da sagt Richard: Das weiß der liebe Gott alles recht gut, und wir werden es auch erfahren. Nun Amen in seinem Namen!

Wir kommen nunmehr zu einem zweiten Brief Rothe's an Heubner vom 30. Mai 1827, der vor Allem wieder durch die Fortsetzung und genauere Durchführung der in dem früheren Schreiben begonnenen Selbstkritik ein ganz besonderes Interesse erweckt. Wir nehmen deshalb alsbald diese weitere Ausführung hier auf:

Auf mich selbst zu kommen, hatte ich Dir neulich nichts anderes geschrieben, als meine Gedanken von mir selbst. Der Herr weiß es aber, daß es mein grundaufrichtiges Verlangen ist, daß in allen Dingen nicht meine, sondern Seine Gedanken durchgehen mögen. Er wird — das vertraue ich — Seine Hand nicht von mir abziehen; und unter dieser Voraussetzung kann ich sagen, daß ich mich nie irgend einem Wege entziehen werde, den Er durch die menschliche Behörde, die Er mir als Seine

*) Auch Hahn hatte von dem ihm am 27. Juli 1827 von Rom aus geschriebenen Briefe (auf den wir weiter unten zurückkommen) an Rothe's Eltern Mittheilung gemacht.

Dienerin sanctionirt hat, oder von irgend einer andern Seite her, bei welcher ich Seine Hand mit Sicherheit im Spiele erkenne, mir eröffnen möchte, also auch gewiß dem einer akademischen Thätigkeit nicht. Wenn ich meine Neigung reden lassen wollte, so würde mich sogar vieles dorthin ziehen. Ich kann nicht leugnen, daß es mir (und ich glaube wirklich nicht bloß meinem alten Menschen) eine große Lust sein würde, Exegese (zunächst wohl nur neutestamentliche), Dogmatik, Einleitung in die Bibel, und, wenn es sein sollte, auch ein kirchengeschichtliches Collegium zu lesen. Aber was kommt's auf diese Neigung an? Ich kann nur nach der Kenntniß urtheilen, die ich von meinen Fähigkeiten in dieser Hinsicht habe; und beim Blick auf sie kann ich keinen solchen Beruf wahrnehmen. Was mir der liebe Gott gegeben hat, danke ich Ihm von ganzem Herzen, möchte es auch nicht gegen ein weit gewichtigeres Pfund vertauschen. Es ist mir grade so theuer und heilig, wie ich es aus Seiner Hand bekommen. Ich kann mir auch vor Seinem Angesicht nicht verhehlen, daß Er mir ein bescheiden Theil wissenschaftlichen Sinn mitgegeben, der grade unter Verhältnissen, unter denen ich die wenigste Gelegenheit habe, ihn zu cultiviren, sich immer wieder unaufhaltsam regt und rührt. Aber ich glaube nicht, daß ich mit ihm auf dem Katheder etwas zur Ehre des Herrn würde ausrichten können. Ich habe ein sehr lebendiges und tiefes Gefühl dafür, was wirklich Erkenntniß ist und was nicht; ich kann mich schlechterdings bei keiner halben Klarheit in meinen Erkenntnissen beruhigen; ich gehe auch an keine wissenschaftliche Materie, ohne daß mir darin ein Lichtpunkt aufgeht, von dem aus sich mir dieselbe mit der Zeit zu einem klaren und lebendigen Bilde gestaltet. Aber alles dieses mein Treiben geht bei mir durchaus nicht aus dem Buche in's Gedächtniß, und aus diesem in den Verstand; sondern zwischen den beiden letztgedachten Stationen macht es den ungeheuren und langwierigen Umweg durch die Verdauungswerkzeuge meines sittlichen Organismus. Hierdurch erhält es für mich allerdings ein gewisses Etwas, das ich bei andern oft vergeblich suche; es kommt nicht todt zur Welt. Aber Zeit und Stunde, wenn es endlich in der Rüstkammer des Verstandes und also auch im Hefte einläuft, zu bestimmen, das steht durchaus nicht in meinem Vermögen. Halbverdaute Dinge aber andere zu lehren, ist mir eine fürchterliche Qual. Zum Professionmachen von diesen Dingen will mir's also nie scheinen, daß ich das Zeug dazu besitze; und darum habe ich auch nie Freudigkeit zum akademischen Beruf gehabt, ungeachtet einer nicht undeutlichen Neigung dazu. Ja, ich kann gar nicht einmal ernstlich wünschen, jenen fatalen Bleiklumpen los zu werden, weil grade das beste, was mir der treue Gott gegeben hat, damit auf's Innigste zusammenhängt. Weckung und Nahrung meiner Studien würde ich von dem Lande deßhalb hoffen, weil (wie ich hier recht von Neuem erfahren habe) die Einsamkeit — nicht die contemplative, sondern die vollauf active — das Glöcklein ist, durch welches der Herr mein innerliches, sittliches und intellectuelles Leben (denn dieser beiden innigste Ehe kann ich in meinem Ich nun einmal schlechterdings nicht zur

Scheidung bringen) zur Kirche läutet, — und das von meiner frühesten Kindheit an, soweit meine Erinnerungen zurückreichen. Was nun aber die für eine Landgemeinde nöthige Popularität angeht, so traue ich sie mir freilich nicht in dem Sinne zu, in welchem Du sie mir absprichst; aber ich muß doch hinzufügen, daß mir überhaupt der gewöhnliche Begriff von Popularität ein sehr conventioneller zu sein scheint. Ich kann nur von mir selbst urtheilen; aber mir geht es einmal so: was man populär nennt, das ist mir grade das am schwersten verständliche; denn ich bekomme da die Gedanken nicht in den scharfen und durchgängig genau in einander passenden Zügen, durch welche sie mir erst deutlich und klar werden, — Bruchstücke, disjecta membra von Gedanken, aber keinen lebendigen Leib derselben. Und wie soll es denn auch anders sein? Der schärfste Gedanke muß ja durchaus auch der klarste und einfachste, d. h. verständlichste sein! In menschlichen Wissenschaften kann freilich eine leidige Terminologie den Laien die an sich selbst klarsten Dinge unzugänglich machen; aber da sind wir mit unsrer Erkenntniß Gottes in dem Angesicht Jesu Christi ja gut daran. Wir haben an der Schriftsprache eine allgemein verständliche und dem höchstgespannten Bedürfnisse der Wissenschaft auf's bewundernswürdigste entsprechende Terminologie. Meine hiesige Erfahrung bestätigt mir das auch. Ich habe hier wahrlich nicht nur keine philosophisch gebildeten, sondern (wie dieß bei dem Bildungsgange, den unsre Künstler nehmen, sehr begreiflich ist) ganz ordentlich confuse Köpfe vor mir; und doch rühmen mir diese grade das nach (womit ich mich wahrlich nicht rühmen will), daß ich es verstände, ihnen eine Sache ohne lange Umschweife recht anschaulich klar zu machen, so daß sie sich nicht wieder in ihrem Verstande verdunkelte, wenn sie dieselbe einmal gefaßt. — Wohin will es denn anders unsre ganze Wissenschaft bringen, als zu der einfachen Kunst, jedes Ding mit seinem rechten Namen zu nennen? und das will mir nicht ein, daß der rechte Name nicht auch der verständlichste sein sollte. In dem allen submittire ich aber gern, wohl wissend, daß das geistige Auge des Menschen wunderbar mannichfaltig organisirt ist.

Mein Geschmiere in meinem letzten Briefe mag, im sehr bestimmten Gegensatz hiegegen, wohl gar hieroglyphisch gewesen sein. Bei der Berufung auf Oetinger meinte ich keineswegs, etwas ähnliches mir zum Ziele vorstecken zu wollen, wie er. Er hat seine gewiß sehr besondern Gaben gehabt, und ich weiß wenigstens so viel sehr bestimmt, daß sie die meinigen nicht sind. Aber was die Grundansichten von der Schrift, auf welchen seine Methode, dieselbe zu handhaben, beruht, angeht, wollte ich ihm gern beitreten; ihre Richtigkeit ist mir vollkommen klar gewesen, ehe ich eine Silbe von der seinigen gewußt. Für das Gebiet der Schrifterkenntniß, das Oetinger und Hahn bearbeiten, mögen sie einer gründlichen Naturkenntniß unbedenklich bedurft haben. Aber mein Gebiet ist ein weit anderes. Die (wenn Du willst, dialectische, nur daß diese Dialectik durchaus auf der Basis der strengsten Philologie ruhen sollte) Analyse der göttlichen Gedanken in der Schrift ist es, wofür ich einen Fühlsinn in mir empfinde. Diese göttlichen Gedanken, die auf den ersten Anblick in der Schrift zer-

streut, und ohne durch ein wirkliches immanentes Band zusammengehalten zu sein, erscheinen, sind uns — das ist meine Thesis, die mir so gewiß ist, als mir mit menschlicher Gewißheit irgend etwas gewiß sein kann — eben in der Schrift in derjenigen Form gegeben, in welcher sie (sobald man sich die Mühe nimmt, sie nach den Gesetzen, auf welche die Schrift selbst das demüthige, fleißige und forschende Auge hinweist, untereinander zu verbinden) — kein bloßes nach irgend einer äußerlichen Rücksicht geordnetes Aggregat, sondern ein wirkliches, in sich selbst vollständig gegliedertes organisches Ganzes geben, wie es nur immer vom Standpunkte des wissenschaftlichen Erkennens aus postulirt werden kann. Kurz, eine wirklich (nicht bloß der Materie, sondern auch der Form nach) biblische Dogmatik würde zugleich die (noch immer postulirte) wirklich wissenschaftliche Dogmatik sein; oder: in der Schrift sind die Stamina ebensowohl der wissenschaftlichen, als der praktischen Gotteserkenntniß gegeben, — die Stamina einer wahren Gnosis.

Da wir einmal auf diese Sache zu reden gekommen waren, so wollte ich doch gern mich Dir verständlich machen, und darum wirst Du mir diese lange im Fluge hingeschmierte Exposition zu gute halten, mein geliebter Bruder. Durch dergleichen Operationen, wie ich sie eben beschrieben, wird kein Fleisch selig, das weiß ich, Gottlob, gar wohl; aber ein gesundes Fortschreiten in der Heiligung kommt auch auf keinem andern Wege durch Gottes Gnade bei dem Einzelnen zu Stande, als auf dem Wege des treuen und angestrengten Gebrauchs grade der Gaben und Kräfte, die er individualiter von seinem Gott empfangen hat; das habe ich auf eine sehr nachdrückliche Weise aus meiner eignen Erfahrung einsehen gelernt. In wen Gott einen entschiedenen und für einen besondern Gegenstand bestimmten intellectuellen Trieb und Kraft gelegt hat, für den steht die demüthige, durch Selbstverläugnung geheiligte und angestrengte Anwendung dieses Triebes und dieser Kraft in demselben Verhältniß zu seinem gesunden Wachsthum in der Heiligung und zur Lauterkeit und Stärke seines Lebens mit Gott und in Gott, wie für einen anders organisirten, eben zu seiner Heiligung, eine reiche nach außen hin ausgebreitete Thätigkeit im Glauben und in der Liebe, oder für einen dritten ein recht enges sich anschließen an eine äußerliche, christliche Gemeinschaft, u. s. w.

Von nicht geringerem Interesse in diesem Briefe ist sodann eine ebenfalls längere Ausführung über den Plan der eben damals in's Leben tretenden Hengstenberg'schen Kirchenzeitung. Wir sehen hier (während Männer wie Neander, Stier, Ullmann u. v. A. erst durch die schlimmen Einwirkungen des verhängnißvollen Unternehmens die unsittliche Wurzel desselben erkannten) Rothe schon im ersten Augenblick klar über die Unthunlichkeit, wissenschaftliche Fragen in dieser Weise „abzukanzeln". Er schreibt seinem Schwager hierüber folgendermaßen:

Vor etwa zehn Tagen erhielt ich durch Otto v. Gerlach*) eine Aufforderung zum Mitarbeiten an einer christlichen Zeitschrift, die unter der Redaction des Prof. Hengstenberg in Berlin erscheinen soll. Ich werde wohl vor dem Fest nicht dazu kommen, Gerlach zu antworten. Aus dem Plan sehe ich, daß auch Du Beiträge versprochen hast. Bei Deiner mir bekannten und von mir vollkommen getheilten Religiosität, in Ansehung des Schreibens, stelle ich mir nicht vor, daß Du grade viel beitragen wirst. Ich kann mich zu gar nichts anheischig machen. Einerseits ist es mein entschiedener Grundsatz, im strengsten Sinne des Worts, bei meinem Leisten zu bleiben, mich auf's strengste auf das Gebiet zu beschränken, für welches mir der Herr Beruf oder Kraft gegeben hat. Gottlob, ich bin eben nicht betrübt darüber, daß unser Leben schnell dahinfährt, als flögen wir; aber das ars longa, vita brevis fühle ich sehr lebhaft, und daß ich also meine Kraft und Zeit nicht zersplittern und zerstreuen darf. Ich möchte auch gern Manchem, wie z. B. unserm lieben Tholuck, die Frage vor dem Herrn ernstlich in's Gewissen schreiben, ob sie denn wirklich Erlaubniß haben, ihre edlen Kräfte in Beschäftigungen zu verschwenden, die (sie mögen sonst werth seien, wie viel sie können) für sie gewiß Allotria sind; zumal in der Jugend, die man doch auch in geistiger Hinsicht nur einmal durchlebt, und in der die πολυπραγμοσύνη doppelt nachtheilig wirkt. Andererseits würde ich nicht im Stande sein, in den Zweck dieser Zeitschrift einzugehen. An sich betrachtet erscheint sie als ein Amphibion, wie so viele ihres gleichen. Eigentlich streng wissenschaftliche Untersuchungen will sie nicht geben, aber doch über die Gegenstände dieser Untersuchungen reden, ohne diese letzteren gemacht zu haben. Wissenschaftliche Untersuchungen sind freilich nicht für das große Publikum; aber dabei bleibe ich dennoch: ehe man solche angestellt und durch sie zu neuen Resultaten gekommen ist, die ein wirklicher und bleibender Gewinn für unsre christliche Erkenntniß sind, kann man dem großen Publikum nur entweder alten Kohl aufwärmen (und wozu das?) oder in die Luft hinein allerlei vorschwatzen (und das ist eine schwere Versündigung an dem heil. Geiste des Evangeliums, der ein Geist der Wahrheit ist). Wenn aber grade die Männer, denen zufolge ihres Berufs und ihrer Gaben jene ernsten Arbeiten oblägen, sich an die Bereitung dieser losen Speise geben (was freilich bei weitem das Leichtere ist), was soll dann werden? Der Christ soll dem Zeitgeiste schlechterdings nicht dienen; also auch nicht dem Geist der Lesesucht und Schreibesucht. Als geistliche Lese- und Schreibesucht verkleidet ist dieser Geist der allergefährlichste. Der Christ, der so lesen will, daß er bei seiner Erbauung zugleich denkt (und alle wirkliche Erbauung kann nur eine Erbauung auf der Erkenntniß der Wahrheit sein, Joh. 8, 32), der wird sein Leben lang gewiß nicht

*) Rothe's Brief an den Vater vom 16. März 1827 hatte bereits von einem Briefe von dessen Bekanntem, Justizrath Gerlach aus Frankfurt a. d. O., Meldung gemacht.

mit der Bibel fertig werden. Es fehlt den Christen unsrer Tage wahrlich nicht daran, daß sie zu wenig lesen; aber daran sehr, daß sie einestheils ihr Christenthum zu wenig prakticiren (nicht auf einer besondern Bühne, die sie sich dazu freilich in der besten Meinung, aber doch auf selbstgewählte Weise — erst selbst aufschlagen; sondern mitten in den Verhältnissen des alleralltäglichsten Lebens, in die einen jeden grade der Herr gesetzt hat; nicht in ihrer christlichen Ordenstracht, sondern ganz incognito in dem allgemein anerkannten Gewande ernster Menschen voll thätiger Liebe), anderntheils — was mit dem vorigen genau zusammenhängt — viel zu wenig zu der christlichen Bergmannsarbeit sich verstehen wollen, da man mit der Leuchte des Herrn alle Kammern des eignen Wesens und der göttlichen Werke, alle die Schatzkammern geistiger Kräfte und göttlicher Weisheit und Liebe im Menschen und um den Menschen her durchleuchtet, durchsucht und durchgräbt; was freilich keine Spaziergängerarbeit ist. In allen wirklich würdigen Richtungen der menschlichen Thätigkeit zum gemeinen Besten, in allen wirklich edlen Bestrebungen des menschlichen Geistes sollen die Christen die Antesignani sein, und durch den Augenschein darthun, daß, wenn man einen gnädigen Gott, einen lieben, treuen Heiland und Bruder im Herzen und zur Seite hat, das Arbeiten im Schweiße seines Angesichts mit ganz anderm Ernst und mit ganz andrer Frucht von Statten geht, als ohne das, — und daß die Erkenntniß Gottes in Christo wirklich dasjenige Augenlicht ist, welches den ganzen Leib, den ganzen Menschen und das ganze menschliche Leben licht und durchleuchtig macht. Das unmittelbare Hinarbeiten auf Erbauung erbaut nicht halb so sehr, als das mittelbare; es kann aber überdieß gar leicht die Veranlassung zu ungesunden Säften werden. Unter das faule Geschwätz rechnet der Apostel nicht bloß das Weltgeschwätz. „Sondern" — schreibt er Eph. 4, 29 — „wenn ein gutes Wort da ist" (man soll es also nicht aus allen vier Weltgegenden her zusammenposaunen) „zur nothdürftigen Erbauung, so daß es Gnade gebe den Hörenden." Das klingt freilich wie vom Katheder gesprochen; aber die Sache ist so ernsthaft, daß wer eine aufrichtige und vor dem Herrn wohl erwogene Ansicht von ihr hat, sie wohl aussprechen darf.

Schon vorher hatte derselbe Brief die an Hengstenberg's Plan getadelte Oberflächlichkeit auch an Tholuck's Commentar zum Römerbriefe gerügt:

Mit innigem Danke und zu meiner großen Freude habe ich am 2. d. M. Deine gütige Büchersendung erhalten. So etwas ist einem hier Oel in die Lampe. Besonders werth ist mir der Tholuck'sche Commentar, wiewohl ich doch nicht läugnen kann, daß er (was mir auch durch die mir bekannte Entstehungsgeschichte des Buchs sehr begreiflich wird) eine flüchtige, nur halb verdaute Arbeit ist, weit unter dem was Tholuck hätte leisten können, wenn er seine seltenen Gaben und Mittel hätte an-

gestrengt und auf Einen Punkt concentrirt gebrauchen wollen. Dies Urtheil ist um so weniger aus der Luft gegriffen, je mehr ich grade jetzt das Buch gebraucht habe, indem ich grade kurz vor dessen Empfang angefangen hatte, mit den Freunden, die mich Dienstags und Freitags Abends besuchen, den Römerbrief durchzugehen.

Ueber seinen Schwager Hahn und dessen Situation in Leipzig findet sich in diesem Rothe'schen Briefe vom Mai 1827 hingegen noch folgende Stelle:

Was Du von unserm lieben Hahn schreibst, kann mich — die Wahrheit zu sagen — eigentlich nur freuen. Es ist ein gut Zeugniß für ihn selbst, und niemand hat dabei gewiß so wenig zu besorgen als er. Sage mir doch, wessen Nachfolger Hahn eigentlich geworden. Ich glaubte nicht anders als Cramer's. Nun aber versicherte mich vergangenen Sommer der Hieroglyphicus Prof. Seyfferth aus Leipzig, das könne nicht sein, denn in Cramer's Stelle sei Illgen zum Ordinarius ernannt worden.... Auch habe ich gehört, daß Hahn eine Dogmatik an's Licht gesetzt habe. Ist dem also? Im Uebrigen wird er doch gewiß auf keinen persönlichen Angriff antworten.

Bald darauf, am 27. Juli 1827, schreibt Rothe an Hahn selber*) (bei Anlaß einer Empfehlung des über Leipzig heimreisenden Prof. Braun; von dem es persönlich heißt: „Du wirst Dich selbst der Bekanntschaft dieses liebenswürdigen und einsichtsvollen katholischen Theologen erfreuen, wie er sich der Deinigen"):

Mit Freude und Dank zum Herrn habe ich theils über Wittenberg und Breslau, theils über Königsberg (mittelst Röstell, der Euch herzlich grüßt) — wiewohl freilich unvollständig genug — erfahren, wie Du in Leipzig in's Feuer der Anfechtung gestellt worden, und durch Gottes Gnade wacker darin bestanden bist. Alles, was uns läutern und unserm Christenthum, dem des Kopfes sowohl als dem des Herzens, alle Manier

*) Anmerkungsweise sei noch erwähnt, daß auch Rothe's Brief an seinen Vater vom 7. Juni 1827 auf die Leipziger Vorfälle näher eingeht. Er bemerkt hier u. A.: „Er will so klug sein, gar nicht zu antworten. Bange ist mir weiter nicht um ihn." Dagegen heißt es in einem späteren Briefe Rothe's an Heubner, vom 27. September dess. J., mit Bezug auf die weiteren Vorkommnisse: „Bruder Hahn hätte schweigen sollen. Es liegt eine große Kraft Gottes in solchem Schweigen, wie in dem „sich nicht der Welt gleich stellen" überhaupt. Wir suchen es nur gar zu oft am unrechten Orte. Nun, Gott leuchte uns allen immer weiter, und helfe uns recht auf dem schmalen Weg durch die enge Pforte hinein! Ich sehe aber wohl, daß das die rechte und gesunde Weise ist, daß einem der Weg im Aeußerlichen immer breiter, im Gewissen aber immer schmaler wird."

und menschliche Schule und Uniform ausziehen, alles, was unser ganzes geistiges und sittliches Leben zu einem einfachen frischen Wasser abklären kann, das ohne Farbe und Geschmack ist, aber stärkend und erquickend, klar und durchsichtig für jedermann, und den Durst nach Gott im tiefsten Grunde der Seele löscht, — das ist doch unter allen guten Gaben, die vom Vater des Lichtes kommen, die beste, es sehe von außen aus wie es wolle.

Doch wir müssen von diesem Exkurs noch einmal zu dem Briefe vom 30. Mai 1827 an Heubner zurückkehren,*) da aus demselben noch eine für Rothe's damalige wissenschaftliche Arbeiten wichtige Stelle Erwähnung fordert:

Meine Arbeit über die Paulicianer muß vor der Hand ganz ruhen. Ich habe mich überzeugt, daß sie, wenn sie nicht in die Luft gebaut sein soll, ihre Basis in Untersuchungen über die ersten theologischen Versuche in der Christenheit, namentlich unter den jüdisch-christlichen Parteien finden muß, — Untersuchungen, die ich hier nicht verfolgen kann aus Mangel der nöthigen Hülfsmittel und zusammenhängenden Muße, die ich aber, so Gott Gnade giebt, nicht aus dem Auge verlieren will; wie mir denn überhaupt Ideen zu einer Geschichte der christlichen Theologie in der vor-nicäischen Periode schon lange vielfach im Gemüthe liegen. Ich will aber gewiß nichts eher machen, bis ich es ordentlich machen kann.

In Verbindung damit steht endlich die folgende Bemerkung über Lücke's Berufung von Bonn nach Göttingen:

Daß die Göttinger haben Lücke herbeirufen müssen, (denn wo hätten sie unter dem jüngeren theologischen Anwuchs von einiger Bedeutung einen finden sollen, der mit dem Sinne der Göttinger Theologie weniger disharmonirt hätte? Lücke war immer noch der, bei dem der Widerspruch relativ am wenigsten scharf ausgesprochen ist) ist ein Zeichen der Zeit.

---

*) Auch in diesem Briefe ist übrigens der Bedeutung Bunsen's für die römische Gemeinde gedacht: „Endlich ist nun auch Bunsen's hiesige interimistische Anstellung in eine definitive verwandelt worden. Der König hat ihn zum Minister-Residenten ernannt. Für die Gemeinde scheint mir dies ein unschätzbarer Segen, und die Trennung von ihr wird mir dadurch einmal um Vieles erleichtert werden." Aehnlich heißt es in dem Briefe an den Vater vom 7. Juni nach Mittheilung derselben Nachricht: „Um unsert- und fast noch mehr um der Gemeinde willen bin ich sehr froh darüber, wiewohl Bunsen eben auch nicht gerne, auch in dieser neuen Qualität, länger als noch etwa 2—3 Jahre hier bleiben möchte, was ich ihm freilich nicht verdenken kann. Er wird aber damit nicht loskommen."

Wir fügen hinzu, daß auch ein Brief aus dem folgenden Jahre (vom 22. März 1828) an Heubner (neben einer Kritik von Twesten's Dogmatik, in derselben Art, wie Rothe sie später auch öffentlich aussprach) über Lücke und Nitzsch sich dahin äußert:

Gegen Lücke und Nitzsch nimmt mein Respekt immer mehr zu. Des letztern Abhandlung gegen Delbrück scheint mir ein rechtes Meisterstück. Ich glaube, wir jüngeren Theologen, die es mit dem Herrn ernstlich meinen, haben alle Ursache, uns an die wissenschaftlichen Bestrebungen jener Männer anzuschließen, so sehr mir (mit Dir) eine Theologie wie die de Wette'sche im Innersten widersteht.

Wir verbinden mit diesen Mittheilungen alsbald noch den dritten Brief Rothe's an Heubner aus dem Jahre 1827, vom 12. Juli. Es ist der erste Brief, der den Wunsch, wirklich einen Wechsel in der Amtsthätigkeit eintreten zu sehen, nicht mehr zu unterdrücken vermag, wobei gleichzeitig jedoch das immer mehr sich ihm aufdrängende Streben, in der Weltgeschichte selbst die christlichen Elemente zu erkennen, den prägnantesten Ausdruck gewinnt:

Es ist eine große Plage, zu sehen und zu empfinden, daß man nicht an seiner rechten Stelle ist, ohne doch selbst zu wissen, wo diese wäre, — und in den Trieben und Gaben des Geistes, die mir der Herr etwa eigenthümlich gegeben hat, in meiner ganzen eigenthümlichen Organisation, mit Einem Worte, in dem Besten, wofür ich dem Herrn als dem Schöpfer meines natürlichen und geistlichen Lebens, zu danken habe, täglich die entschiedensten Hindernisse meines Berufs sehen zu müssen. Das Wort des Herrn zu Jeremia: „Wo du das Edle vom Schlechten wirst können ausziehen, so sollst du mir mein Mund sein" (Jerem. 15, 19) lese ich schon viele Jahre lang, als die eigentliche Nativität, die mir in Gottes Wort gestellt ist; und Du magst glauben, das Feuer, das der Herr in meinem Herzen angezündet hat, jene Scheidung zu bewirken, ist oft gar quälend heiß und in mir ein weit tieferer und schmerzlicherer chemischer Proceß zwischen Natur und Gnade, als man mir äußerlich ansieht. Das lebendige Bewußtsein darum, daß die Welt, in der wir leben, kein Werk des Teufels, sondern nur ein vom Teufel verführtes, verderbtes und verunstaltetes Werk der heiligen Hände Gottes ist (in dessen gesammtem Umfange allen darin wirksamen Trieben, Kräften und Elementen etwas Reingöttliches, überschwänglich Herrliches und Seliges zum Grunde liegt, das durch die Allmacht der Gnade wieder abgeschieden und in seiner ursprünglichen Lauterkeit hergestellt werden kann und soll) ist freilich etwas gar Köstliches und die Quelle eines ganz eigenthümlich wunderbaren Lichts der Herrlichkeit, in welchem sich unsre Gotteserkenntniß erklärt, ja auch vielfach ein Licht auf unserm Wege in der Behandlung unsrer selbst und anderer, aber ebenso auch die Ver-

anlassung dazu, daß unter der pflegenden Hand des Herrn in uns alle nur irgend vorhandenen Triebfedern unsers individuell menschlichen Daseins erwachen, und die Gnade in allen Winkeln und Ecken desselben, an hundert Punkten zugleich, den Kampf mit ihm beginnen muß. Ich habe wenigstens aus eigner Erfahrung das praktische Moment des biblischen Chiliasmus in seiner ganzen Stärke verstehen gelernt und möchte um alles in der Welt die Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde in Gottes Wort nicht missen, und dasjenige, was uns von ihnen die Propheten so herrliches sagen. Ueber das Seufzen der Creatur Röm. 8 bedarf ich keines Commentars, und seufze selbst in meinem Theil, so weit ich zur Creatur mitgehöre, redlich mit ihr mit.

Genug hiervon. Ich begreife sehr wohl, daß von dem allem jedem Dritten, dessen geistiges Leben Gott anders organisirt hat, als das meinige (von dem ich, wenn ich menschlich urtheilen wollte und dürfte, selbst sagen würde, es sei ihm sehr abenteuerlich gerathen), nicht mehr verständlich sein kann, als die Empfindung, die sich hindurchzieht, die Melodie, auf die ein an sich barbarischer Text gesetzt ist.

Eine einigermaßen melancholische Stimmung läßt sich bei diesem Briefe nicht bestreiten. So heißt es unmittelbar vor der eben mitgetheilten Ausführung:

Gesund hat uns der liebe Gott diesen Sommer bisher beide erhalten, bis auf einige Wochen Zahnweh, die meine Louise zu bestehen gehabt. Ich kann Ihn dafür nicht genug preisen, und fühle wohl, daß der Dank schon dafür allein die trübe Stimmung besiegen sollte, die sich meiner manchmal bemächtigt, und die großentheils Folge der atmosphärischen Einflüsse ist.

Und schon im Anfang des Briefes giebt sich ein ähnlicher Ton kund:

Wir haben Dich in diesen Wochen vielfach auf Deiner Reise (nach Karlsbad) begleitet, und Dich beneidet, daß Du einmal so ausfliegen kannst. Wenn man so $3^1/_2$ Jahr hintereinander unausgesetzt hinter dem Pfluge hergeht, und das in einem gar sehr steinigten Erdreich, so fühlt man den Werth einer dazwischen tretenden Unterbrechung unserer gewöhnlichen Berufsthätigkeit gar lebendig, und sehnt sich nach einer solchen Pause, da man sich selbst einmal wieder von innen erfrischen lassen kann.

Auch darf sich hier wohl noch eine weitere Ausführung ähnlicher Art anschließen, die zugleich eine eigenthümliche Bestätigung einer im Leben Bunsens*) gegebenen Charakteristik enthält:

Bitte fleißig, mein theurer Bruder, daß mir der Herr Geduld schen-

*) Vgl. daselbst I. S. 222—224.

ken wolle. Ich bedarf ihrer je länger je mehr. Rom selbst und die hiesigen Verhältnisse liegen mir von Tage zu Tage drückender auf dem Herzen. Auch im Bunsen'schen Hause, das doch unsre hauptsächlichste Zuflucht ist, haben sich in den letzteren Jahren, und besonders in dem letzteren, die Dinge immer mehr so gestaltet, daß die Außenseite die Lichtseite ist, und inwendig wenig rechter Friede und rechte Freude zu finden ist. Das geht mir herzlich nahe, ohne daß ich helfen kann, und selbst weiß, von welchem Punkte die Hülfe ausgehen sollte. Mit Bunsen's Schwester ist das erste Element des Unsegens in's Haus gekommen, einer Person, in deren Nähe ich tausend Mal gewünscht habe, im Stande zu sein, ein völliges ἐπέχειν meines Urtheils zu üben; einer Person, in welcher die heterogensten Elemente unmittelbar einander berühren: einerseits die Erkenntniß und die Sprache einer erleuchteten Christin, andererseits die weltlichste Eitelkeit, der heftigste Jähzorn, und etwas, was ich nicht Haß und Rachsucht nennen mag, was aber in menschlichen Augen diesen Dingen so sehr gleicht, als ein Ei dem andern, — einerseits unverkennbar schwere körperliche Leiden, und andererseits ebenso unverkennbar beleidigter Stolz und Eitelkeit als jedesmalige Veranlassung ihrer Krankheitszufälle. Ach, lieber Bruder, wie muß man sich doch so gar stricte in dem schmalen Wege halten, wenn man unter der guten Hand des Herrn durch seine Gnade wirklich genesen will! Möchte ich selber nur das täglich tiefer empfinden und treuer üben können!

Um Rothe's Correspondenz mit Heubner möglichst ohne Unterbrechung zu geben, sind wir an seinem Briefe an den Vater vom 7. Juni 1827 vorübergegangen, brauchen aus demselben aber hauptsächlich nur zu erwähnen, daß er sich vorwiegend um Familienbeziehungen dreht. Aus Rom selbst meldet er das endliche Eintreffen einer lange Zeit in Wien aufgehaltenen Bücherſendung (die Anekdote beifügend, daß Niebuhr in einem ähnlichen Falle das Ministerium gebeten, in Zukunft Bücher als „Käse" zu declariren), sowie die Verhinderung eines beabsichtigten Ausflugs nach Tivoli (wovon mehrere Patienten in seiner Gemeinde die Ursache waren). Auch mag noch die Notiz Aufnahme finden, daß in Schnorr auch der bisherige Organist die Gemeinde verlassen habe, daß einstweilen Koopmann an seine Stelle getreten, daß übrigens von der von ihm in Rom vorgefundenen Generation unter seinen näheren Bekannten Niemand mehr dort sei.

Eine längere Erörterung desselben Briefes über die liturgische Frage können wir, als mit den gegen Heubner geäußerten Anschauungen übereinstimmend, hier übergehen. Dagegen verdient noch eine

schon in dem Briefe vom 16. März 1827 berührte Bewegung vom allgemeinsten Interesse, auf die Rothe auch in den beiden folgenden Briefen zurückkommt, unsere Beachtung. Es ist die damalige, leider nach der ganzen Art jener Periode nicht genügend gewürdigte Reformbewegung unter den schlesischen Katholiken. Rothe's erste Aeußerung darüber vom 16. März 1827 lautet:

Hier spricht man jetzt viel von Bewegungen der schlesischen Katholiken, und einer Supplik eines Theils der schlesischen katholischen Geistlichkeit an den Fürstbischof v. Schimonsky wegen allerlei liturgischer Veränderungen, namentlich der Messe und besonders des Canons (—!?!—), die durch die Schrift: „Die katholische Kirche in Schlesien" und einige unbesonnene Schritte des Hrn. v. Schimonsky veranlaßt worden seien. Die Nachrichten kommen aber aus ziemlich unreiner Quelle, und können, so wie sie erzählt werden, nicht lauter sein. Wer ist denn der Verfasser der gedachten Schrift? Mir ist gesagt worden, ein katholischer Professor der Theologie in Breslau. Da es aber Dereser nicht sein soll, so begreife ich nicht, wer es sein könnte. Die andern sind ja alle tüchtige Ultramontanisten. Ich freue mich, von Dir einige nähere Aufschlüsse über diese Dinge zu erhalten. Besonders arg soll jetzt im Königreich Sachsen ein ganz widerliches Gezänke zwischen Evangelischen (oder hier würde man richtiger sagen! Protestanten) und Katholiken getrieben werden. Es giebt gewisse Arten zu streiten, die man nur sehen darf, um zu wissen, daß dabei die Wahrheit gewiß nicht herauskommt.

Am 7. Juni 1827 sagt Rothe weiter:

Noch einmal auf die Bewegungen unter den schlesischen Katholiken zu kommen, müssen wir hier fürchterlich belogen werden.*) Schon vor mehr als zwei Monaten hieß es hier, und zwar aus dem Munde zweier katholischen Theologen vom Rheine her, die grade hier waren, die präsumtive Theiner'sche Schrift hätte in den katholischen Gemeinden Schlesiens sehr lebhafte Bewegungen erregt. Hr. v. Schimonsky hätte deshalb

*) Es ist ja überhaupt selbstverständlich, daß Rothe in seinem Urtheil über die Begebenheiten in der Heimath von den ihm darüber zu Theil werdenden Berichten abhängig ist. So urtheilt er (in einem Briefe an Bunsen vom 18. August dess. J.) auffallend mild über den (durch den Versuch des Convertiten, seinen Einfluß auf die evangelischen Schulen beizubehalten, über jedes persönliche Interesse hinausgehenden) Uebertritt Beckedorff's: „Von Beckedorff schreibt mir Heubner, daß sehr Viele in Berlin seinen Uebertritt als Folge eines wirklichen und aufrichtigen Suchens nach Wahrheit ansähen. Er ist zu Sailer nach Regensburg gegangen. Eine Absetzung ohne Pension und Wartegeld scheint mir doch hart. Es hätte ja genug Aemter gegeben, bei denen sein Katholicismus ganz unverfänglich gewesen wäre. Es kommt freilich alles darauf an, wie er sich selbst bei der Sache benommen hat." Vgl. oben S. 432.

Anstalten getroffen, die gedachte Schrift in denselben allgemein aufsuchen und confisciren zu lassen, zugleich auch deutsche Bibeln, die man bei dieser Gelegenheit auf dem Lande in den Händen der katholischen Laien entdeckt. Gegen die Wegnahme der letzteren aber hätten die betreffenden Gemeinden auf's Nachdrücklichste protestirt, und zugleich erklärt, wofern man ihnen ihre Bibeln nähme, würden sie unverzüglich zur protestantischen Kirche übergehen. Der Bischof habe darauf die Unterstützung des brachii secularis angesprochen, aber — wie natürlich — vergeblich. Im Gegentheil sei eine von einer bedeutenden Anzahl Geistlicher seines Sprengels unterzeichnete Bittschrift bei ihm eingereicht worden, in der man um Einstellung vieler Mißbräuche, namentlich um mancherlei liturgische Veränderungen und insbesondere nicht bloß um allgemeine Erlaubniß der deutschen Feier der Messe, sondern sogar um Veränderung des Canonis Missae angehalten habe. Diese letztere Behauptung ist natürlich reiner Unsinn! Vor drei Wochen lasen wir weiter in der Allgemeinen Zeitung einen Artikel aus Breslau. Demzufolge hatten 8000 schlesische Katholiken, und zwar aus den gewerbsamsten Einwohnern der Provinz, eine Supplik an den König eingereicht um Abstellung von wer weiß was für Dingen, die sie in der katholischen Kirche anders haben wollten. Der König habe sie aber auf ihre geistlichen Oberen verwiesen. Wir sind überzeugt, daß an diesem allen, wie es hier erzählt ist, kein wahres Wort ist; irgend etwas muß aber in dieser Beziehung doch wohl wirklich in Schlesien vorgefallen sein; indem der Cardinal-Staatssecretair Bunsen gesagt, nach den Berichten der päpstlichen Agenten beschränken sich die unter der schlesischen katholischen Geistlichkeit entstandenen Bewegungen nur auf eine sehr geringe Anzahl von Personen, die Leute von allerlei auch anderweitig wunderlichen Meinungen wären. Du würdest, lieber Vater, insonderheit Bunsen einen sehr großen Dienst thun, wenn Du uns etwas Näheres und Zuverlässiges über diese Dinge zu schreiben wüßtest. Schreiben kannst Du es ohne alles Bedenken in Ansehung der etwaigen Eröffnung des Briefes.

Endlich reiht sich aus dem Briefe vom 31. Juli 1827 noch die folgende Stelle hier an,*) die zugleich den Professor Braun auch bei dem Vater einführt:

Ferner, um es nicht zu vergessen, wirst Du vielleicht (etwa in der ersten Hälfte des Oktobers) einen Besuch von einem jungen, sehr ehren-

*) Authentische Mittheilungen (aus den Bunsen in Berlin erschlossenen Quellen) über diese wichtigen Bewegungen, die nur der eine Präsident Merkel klar in ihrer Bedeutung erkannte und richtig behandelte, sind im Leben Bunsen's I. S. 292—297 aufgenommen; es sei in dieser Hinsicht besonders auch auf die Anmerkungen zu S. 293 und 296 verwiesen. Das Urtheil über Pfarrer Pohl lautet dort ganz anders. Doch durfte auch jenes Rothe mitgetheilte Gerede zur Charakteristik jener Zeit nicht fehlen.

werthen katholischen Theologen erhalten, der vor einigen Tagen von hier wieder abgereist ist, einem Dr. (der Theol.) Braun, Lehrer am erzbischöflichen Seminar zu Köln. Er ist ein sehr verständiger Katholik, der sich in Italien und namentlich in der heiligen Stadt nichts weniger als erbaut gefunden hat. Bei dieser Gelegenheit danke ich Dir in meinem und Bunsen's Namen herzlichst für die Nachrichten Deines letzten, unversehrt erhaltenen, Briefes über die katholischen Bewegungen in Schlesien, sowie der lieben fürstbischöfl. Canzlei-Copistin Nantel für ihre freundliche Bemühung. Die Nachrichten waren uns sehr interessant und verständlich, da wir durch obbesagten Dr. Braun schon vorher den sogenannten „ersten Sieg des Lichts über die Finsterniß in den katholischen Kirchen Schlesiens" zu lesen bekommen hatten. Der Sinn der Bittsteller, wiewohl ihre Wünsche und Vorschläge ziemlich unklar in sich selbst sind, und ohne alle Rücksicht auf die wirkliche Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Gewährung, schien mir, der Vorstellung nach, nicht so ganz übel zu sein; aber ich glaube jetzt gern, daß er wenigstens von geringerem Gehalt sein mag, als ich ihn anfänglich taxirte. Wenn die Sache von Männern ausging, wie Herr Pfarrer Pohl in Bunzlau, so muß wohl wenig Kraft von oben dahinterstecken. Ich kenne diesen Mann persönlich. Die gute selige Tante Cyrus war eine große Verehrerin desselben und fast noch mehr seiner höchst eleganten Schnupftabaksdose, der zu begegnen sie bei ihrem Abendspaziergange um die Ringmauern Bunzlau's jedesmal sich Rechnung machte, und wohl selten vergebens. Damals war er ein noch junger Mann, nach Bunzlauer Maßstabe von höchster Welt, die Perle aller Gesellschaften, und auch des protestantischen gebildeten Publikums Lieblingsprediger. Als Beweis seiner liebenswürdigen Toleranz wurde mir brühwarm erzählt, daß er am letzten Frohnleichnamsfeste darüber gepredigt habe, wie dieses Fest das eigentliche Vereinigungsfest aller christlichen Confessionen sei, nämlich das Fest einer Vereinigung „um den frohen Leichnam unsers Herrn her." Ex ungue leonem. Weitere Mittheilungen werden wir mit herzlichem Dank annehmen. Bunsen hat über die Sache noch gar keine officiellen Eröffnungen.

Die letzte Erwähnung dieser Angelegenheit, die sich in Rothe's Briefen findet, ist am 9. Oktober 1827 an seinen Vater:

Von den schlesisch-katholischen Angelegenheiten ist es hier ganz stille. In Berlin scheint eine große Gährung und gegenseitige Erbitterung der katholischen und protestantischen Meinungen zu sein. Letzteres ist nie gut und bringt nie eine wirkliche Frucht. Um kaltblütig gegen alle etwaigen Machinationen des Katholicismus gegen den Protestantismus zu werden und alle Gespensterfurcht vor ihm zu verlieren, darf man nur nach Rom kommen. Die Todten schlagen keine Lebendigen mehr todt.

Rothe's Brief an die Eltern vom 31. Juli ist im Uebrigen fast noch trüber gehalten, als der 14 Tage ältere, an Heubner vom 12. Juli; er sagt u. A. von sich selber:

So geht es denn einen Tag wie den andern fort, ohne daß man sich am Abend sagen könnte, daß man, auch bei soviel redlichem Willen, als Einem durch Gottes Gnade etwa zu Gebote steht, den Tag über seinen Nebenmenschen in etwas nützlich gewesen sei. Ich bitte den lieben Gott herzlich um Geduld, kann es doch aber auch oft nicht lassen, vor seinem Angesicht den Gedanken verlauten zu lassen, wie schön es wäre, wenn er hinter meinem Rücken anfangen wollte, eine kleine Intrigue anzuknüpfen, um mich auf den Grund und Boden zurückzuziehen, für welchen er mich selbst geschaffen, und in einen Beruf hinein, in welchem ich nicht grade die Gaben, die er mir gegeben, so gut als völlig brache liegen lassen, und mich nicht in einer Art von Thätigkeit abmühen müßte, für die er mir kein Geschick mit auf die Welt gegeben hat. Nun ich kann ihm das getrost sagen, denn es ist nichts Arges dabei; und er hört es ja gewiß, will mir doch manchmal dabei so um's Herz werden, als ob er es erhörte. Was mir von disponibler Zeit bleibt, das verwende ich gewissenhaft auf wissenschaftliches Fortarbeiten. Ich kann leicht sagen: gewissenhaft; denn der dringende Trieb dazu verläßt mich nicht, und wächst vielmehr in demselben Grade, in welchem ich mich in die Arbeit selbst zu schicken und Erfolg derselben zu sehen beginne. Vor allem bitte ich Gott um Eins, er möge nur einmal, wenn es von hier weggeht, meinen Weg so leiten, daß ich darin seinen Willen mit mir unzweideutig erkennen, und so endlich einmal in einen Beruf kommen möge, — welcher es auch sei, — in dem ich mir sagen kann: der liebe Gott hat jetzt über deinen Beruf entschieden; wo du jetzt stehest, da hast du dein Leben lang nach Gottes Willen zu arbeiten. Keine Ungewißheit ist peinlicher, als die Ungewißheit darüber, was man als seinen Beruf in der Welt zu betrachten hat.

Leicht möglich, daß Rothe bei solchen Klagen über Ermüdung sich vielleicht schon nicht mehr völlig wohl gefühlt hat. Der folgende Monat (August 1827) brachte ihm in der That, nach einer vorhergehenden neuen Erkrankung seiner Frau, eine ernstliche eigene Erkrankung.*) Ueber die erstere berichtet ein Briefchen an Bunsen, kurz vor Bellermann's Abreise aus Rom, also Anfang August geschrieben:

Das Schreiben der Seehandlung erhältst Du anbei zurück. Ich würde es Dir selbst gebracht haben, wie überhaupt mich längst bei Dir haben sehen lassen, wenn nicht leider meine arme Frau seit Dienstag Abend sehr ernstlich darniederläge. Den ebengenannten Abend und die

*) In der Allg. kirchl. Zeitschr. 1868, I. S. 19 ist diese Krankheit irrthümlich in das vorhergehende Jahr 1826 verlegt, ebenso wie die Unterbrechung von Rothe's Predigten durch seine Krankheit aus Anlaß desselben Irrthums (vgl. Rothe's Predigten I. S. 376 Anm.) auf einen größeren Ausflug in das Sabinergebirge zurückgeführt wird.

ganze folgende Nacht brachte sie in dem heftigsten Fieber unter unaufhörlichem gleichzeitigen Erbrechen und Diarrhöe zu. Ebenso auch noch den größten Theil des gestrigen Tages. Gestern gegen Abend nahm das Fieber ab, und die Nacht hat sie gut geschlafen. Heute ist sie um Vieles wohler, das Fieber weit schwächer, und Lupi hofft, daß der Zufall so vorübergehen werde, ohne das Vorspiel einer größeren Krankheit zu sein. Das gebe Gott.

Ein weiterer Brief Rothe's an Bunsen, vom 9. August kann denn auch die Besserung seiner Frau melden:

Meine Frau ist, Gottlob, völlig wieder hergestellt. Sie empfiehlt sich mit mir angelegentlichst der Deinigen, sowie Dir. Gott lasse Euch alle die Landluft recht erquicken und stärken. Sehen wir Dich nicht bald einmal in der Stadt?

Und in demselben Briefe finden sich Bemerkungen über den Verkehr mit zwei in ihrer Art gleich bedeutenden Männern, dem Kunsthistoriker Waagen und dem Schotten Thomas Erskine:*)

Ich freue mich, durch die von Waagen mir übergebene Einlage eine Veranlassung zu erhalten, Dir einen herzlichen Gruß nach Deinem Landsitz hin nachzuschicken. Mit inniger Theilnahme haben wir den Unfall des armen Ernst erfahren, mit dem Euch der Herr heimgesucht hat. Die Hand Gottes hat doch auch hierbei sichtbar bewahrend gewaltet, und wie wir hören, fährt sie ja fort, heilend zu walten. Erskine namentlich hat uns sehr beruhigende Versicherungen in dieser Hinsicht gegeben.

Waagen bittet Dich, größerer Sicherheit wegen, den für ihn zurückerfolgenden Wechsel an mich zu adressiren.

Gleich der folgende Brief an Bunsen, vom 18. August 1827 hat nun aber bereits den Anfang einer noch für unbedeutend erachteten Krankheit Rothe's selber zu melden:

Meine Frau hält sich fortwährend sehr frisch; ich aber kann von mir eben so wenig sagen, daß ich wohl, als daß ich unwohl bin. Nachdem ich mich die ersten Tage dieser Woche beständig mit dem Gefühl eines halben Febricitirens und einer drückenden Schwere in allen Gliedern,

---

*) Ueber Rothe's Verkehr mit Erskine möge bei diesem Anlaß auch die von Schenkel (a. a. O. S. 18) gegebene Mittheilung angeführt werden: „Auf dem theologischen Gebiete wurde er von fremden Gedanken nur sehr wenig bewegt. Lebhaft interessirte ihn in dieser Beziehung auch nur eine Bekanntschaft, die des edlen Schotten Sir Thomas Erskine. In diesem trefflichen Manne erschien ihm eine höchst individuelle christliche Frömmigkeit, von eben so liebenswürdiger als ehrwürdiger Art. Seine Schriften wie sein Umgang legten zu Rothe's freudiger Ueberraschung Zeugniß ab von einem beinahe rationalistischen Gedankenkreise, der gleichwohl in die wärmste und zarteste christliche Frömmigkeit eingetaucht war." Vgl. oben S. 371.

verbunden mit großer Unlust und Unfähigkeit zum Arbeiten, herumgeschleppt, hat sich dieser böse Feind (zu meiner großen Zufriedenheit) näher als ein Rheumatismus deployirt, der mir in Kopf und Nacken sitzt, und mir einen zu Zeiten recht unerträglichen Kopfschmerz verursacht. Doch hoffe ich, daß er überhaupt im Abziehen begriffen ist.

Ein weiterer Brief, vom 7. September 1827 (derselbe, der trotzdem auf die Bibelsendung nach Neapel so genau eingeht),*) ist inmitten der Krankheit selber geschrieben:

Mit innigem Bedauern haben wir gehört, daß Deine verehrte Frau mit dem Fieber zu kämpfen hat. Das meinige hat mich seit vorgestern Abend auch von Neuem besucht, und ich werde wohl heute wieder in's Bett müssen, weshalb ich noch vorher in aller Eile diesen Brief expedire. Hoffentlich wird der Rückfall nicht heftig werden.

Näheren Bericht über den Gesammtverlauf dieser einzigen ernstlichen Krankheit in Rothe's früherem Leben verdanken wir sodann seinem Briefe an Heubner,**) vom 25. September 1827:

Anstatt mich bei Dir wegen meines langen Schweigens zu entschuldigen, will ich lieber dem getreuen Herrn und Heiland von Herzen danken, daß Er die Veranlassungen desselben so gnädig gehoben hat. Der August und September sind dieses Jahr für uns Monate der Heimsuchung gewesen. Mit dem Abende des letzten Juli befiel meine arme Louise ein heftiges Fieber, verbunden mit gewaltsamer Diarrhöe, eine Krankheit, die diesen Sommer hier sehr umging. Der Herr half aber so glücklich und schnell, daß sie schon acht Tage darauf wieder ihre erste Ausfahrt machen konnte; und eben so schnell, als sie von der Krankheit in hohem Grade angegriffen wurde, erholte sie sich auch wieder völlig und ist jetzt, Gott sei Lob und Dank, sehr wohl.... Wenige Tage nachher fing ich an, mich sehr unwohl zu fühlen, ohne eigentlich krank zu sein. Ich schleppte mich so eine Woche dahin, bis sich mein Uebelbefinden zu einem Nervenfieber entschied, von dem ich zwar gegen den 20. August hin soweit wieder hergestellt war, daß ich wieder aufstehen, ja schon einen Anfang des Ausgehens machen konnte, und Dom. 13. p. trin. (9. September) wieder predigen zu können hoffte, aber doch meinem Gefühl nach noch nicht wirklich gesund war. Es war daher wohl sehr gut, daß am 22. ein Rückfall der Krankheit eintrat, zwar noch um ein gutes Theil heftiger, aber weit weniger hartnäckig, als das erstere Mal. Auch dieser zweite Act ist jetzt durch die treue Hand des Herrn völlig glücklich beendet. Ich darf nunmehr ausgehen, fühle mich sehr frisch, wiewohl noch ziemlich schwach, und

*) Vgl. oben S. 428 fg.

**) Dieselben Nachrichten bringt auch der Brief an den Vater vom 2. Oktober 1827, auf den wir seines übrigen Inhalts wegen später noch kommen.

habe von dem Arzt die Erlaubniß, nächsten Sonntag zu predigen, wonach ich mich innig sehne. Wir wollen beide dafür dem Herrn aus vollem Herzen danken, soviel er Gnade giebt, und das Feuer der reinen, zarten Liebe zu Ihm von Neuem anschüren. Ich fühle gar lebendig, daß mir die Stille des Krankenlagers, auf das Er mich gestreckt, gar nöthig gewesen ist. Er hat mir da so manche Stunde geschenkt, wo ich durch Seine Gnade den Tod recht nahe in's Auge fassen, und dabei doch mit heller Schrift in meinem Herzen lesen konnte: „ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerecht worden durch den Namen des Herrn Jesu und durch den Geist Gottes," und dabei im Lichte Gottes den 23. Psalm beten, so daß mich dabei eine Empfindung heiliger Neubegierde nach dem, was es hinter dem finstern Thale zu schauen giebt, anwandelte, ähnlich der Empfindung der Kinder am Weihnachtsabende. Nun der Herr möge bei mir bleiben, ich wollte Ihm wohl gern dienen und zur Freude und Ehre sein, da Er mich wieder an's Licht der Lebendigen hervorgezogen.

Einige Tage nach diesem Briefe, am 30. September 1827 (dem Michaelistage), konnte Rothe die sieben Wochen hindurch unterbliebenen Predigten wieder aufnehmen. Bezeichnend ist die Weise, wie er sein Amt neu beginnt:

Welch ein Wort könnte mir wohl heute, wo ich nach langer Unterbrechung durch die Gnade des Herrn zum ersten Male wieder in eurer Mitte auftrete, näher im Herzen und im Munde sein, als ein Wort des Preises der väterlichen Liebe unsers Gottes, die auch ich von Neuem so reichlich erfahren habe? O, meine Brüder, daß ich diese Liebe in ein Wort fassen und euch so als einen unauslöschlichen Brand in's Herz werfen könnte! Aber das kann ich nicht, das kann kein Mensch. Ich kann nicht mehr, als euch hinführen zu den tausend Spiegeln der Liebe Gottes, aus denen er dieses unser menschliches Dasein zusammengesetzt hat; und ihr wißt wohl, vor welchen unter diesen Spiegeln ich euch am liebsten führe, vor den, unter welchem geschrieben steht: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben." Er allein wirft erst auf alle übrigen das rechte Licht. Dahin eure Augen zu richten, erlaubt mir aber unser heutiges Fest nicht. Es hält uns einen andern Spiegel der Liebe Gottes vor, die Engelwelt.

Und nun folgt über das Thema „Die Spuren der Menschenliebe Gottes beim Hinblick auf die Engelwelt" eine Auslegung von Apokal. 12, 7—12, die sofort an jenes bekannte Wort Rothe's kurz vor seinem Heimgange gedenken läßt, es sei nicht gut, wenn zu viel Menschen um ein Sterbebett stünden, weil dann die Engel keinen Platz fänden.

Die eben mitgetheilte kleine Probe aus einer von Rothe's römischen Predigten zeigt den einfachen christlichen Kindesglauben als Grundlage und Ausgangspunkt seiner Kanzelberedsamkeit. Daher denn auch der ungewöhnlich hinreißende Eindruck dieser Reden, von dem die Hörer der verschiedensten Kreise ergriffen wurden. Grade den römischen Predigten Rothe's möchten wir sogar in dem ganzen Cyclus der heute vorliegenden vier Bände den ersten Preis zuerkennen; denn Rothe spricht in ihnen, was später nie mehr der Fall war, und was ja auch nach seinen Briefen seinem „natürlichen Menschen" nichts weniger wie leicht fiel, als Seelsorger einer bestimmten, ihm vertrauten und an's Herz gewachsenen Gemeinde. Gerne würden wir für dieses Urtheil noch andere Belege anreihen; dazu aber ist hier der Raum nicht, und so beschränken wir uns auf die Wiedergabe der competenten Kritik des Straßburgers Schillinger: *)

Während seines römischen Aufenthalts scheint Rothe die Möglichkeit eines Christenthums außerhalb des herkömmlichen Glaubensgebäudes nicht zu kennen. Dennoch aber finden wir selbst hier keine eigentlich sogenannten dogmatischen Predigten. Die Lehre der Kirche, die traditionellen Formeln bleiben im Hintergrund; sie werden vorausgesetzt, nicht vorgeführt. Der Prediger scheint weit mehr darauf auszugehen, der Schrift, als der Kirche treu zu sein, und wenn man diese Predigtenreihe mit einem Wort charakterisiren sollte, würde man sie am besten als specifisch biblische Reden bezeichnen. Auch die Anführung von Schriftstellen, worin Rothe später so sehr sparsam war, ist so häufig, daß sie stellenweise ermüden kann. Die Wahrheit zu sagen, scheinen einige dieser Reden eher exegetische Homilien als Predigten.

Aber nicht blos tragen dieselben Reden keinerlei dogmatischen Stempel, sondern es ergießt sich in ihnen auch bereits ein Geist der Unabhängigkeit, der die zukünftige freie Haltung ahnen läßt. Die Zustimmung zum Dogma, sagt uns Rothe, ist ohne Werth, wenn sie nur vom Verstande und nicht vom Herzen ausgeht, wenn sie den Menschen nicht umwandelt. Im „Unterricht von der durch Christum gestifteten Erlösung" (1. April 1827; I. S. 360), wo die orthodoxe Lehre über das Sühnopfer Christi unangetastet bleibt, trägt der Redner Sorge zu erklären, daß der Glaube,

*) Vgl. die Straßburger Revue de théol. et de phil. von 1869 S. 111 bis 112 u. S. 113. Bei dem frühen Tode des selten begabten und amtseifrigen Verfassers, der auch Hauptredakteur des Progrès réligieux war, wird sein Urtheil über Rothe (mit welchem Schillinger's ehrwürdiger Lehrer Bruch sich ohnedem als Geistes- und Gesinnungsverwandter so nahe berührt) zugleich die Erinnerung an ihn selber wach halten. Have pia anima.

durch welchen wir uns der Wohlthat der Verdienste Christi versichern, ein freier moralischer Akt sein muß, der seine Quelle im Gewissen hat und die ganze Mitthätigkeit des Menschen fordert. Im „Bild heuchlerischer und wahrer Frömmigkeit" (29. August 1824; I. S. 59) gesteht Rothe zu, daß es Viele giebt, die die ganze köstliche Lehre der Schrift über die Rechtfertigung des Menschen vor Gott allein durch den Glauben an den gekreuzigten Christus kennen, sofern Verstand und Gedächtniß ihn erfassen können, aber ohne daß er Einfluß auf ihre Sitten hat; und er vergleicht solche Menschen mit dem Pharisäer des Gleichnisses. In „des Apostels Paulus Unterricht von den Gaben des heiligen Geistes" (7. August 1825; I. S. 182) erklärt er, daß man Jesus für den Sohn Gottes halten und ihm trotzdem fluchen könne; es genüge nicht, ihn zu erkennen und als den zu bekennen, der er sein will; Alles das ist unnütz, wenn man nicht demgemäß handelt....

Eine analoge Modification vollzieht sich in der Art und Weise, wie Rothe die Kirche und ihre Beziehungen zur Welt betrachtet. Die ersten Predigten zeigen uns noch zur einen Seite die Christo feindliche Welt, auf der andern Seite eine kleine Heerde wahrer Gläubigen, die in der großen Kirche eine kleine, verlassene, verachtete, verfolgte Kirche bilden („Der Trost des verlassenen Kirchleins Christi", 1. August 1824; I. S. 40). Aber er weiß auch schon, daß der Glaube vieler der Glieder dieser kleinen Kirche nur Affektation, Heuchelei, Weltsache ist (S. 48). Er predigt ebensowenig den pietistischen Asketismus, er verdammt nicht das natürliche Leben mit seinen Verhältnissen, seinen Bedürfnissen und seinen Freuden, sondern verlangt blos, daß es von dem christlichen Glauben durchdrungen und verklärt sei („Christus unser Tröster in dem Thränenthal dieses irdischen Lebens", 10. Septbr. 1826; I. S. 334).

Hinsichtlich der Form dieser Reden aber sei noch Schenkel's Urtheil (Predigten I. Band, Vorr. S. VII) hier angeführt:

Wahrhaft ergreifend und tief erbaulich ist der durchgängige heilige Ernst des Redners, die Tiefe und der Adel seiner Gedanken, die Wärme seines Gefühls, die ungesuchte Einfachheit seiner Sprache, die höhere Weihe, die auf Allem ruht, was er sagt. Die theologisch-kirchliche Sprache ist nur Hülle, der Kern ist Geist und Leben aus der Fülle des lebendigen Geistes.

Es ist der Zeit nicht vorausgeeilt, wenn wir, obgleich Rothe noch ein halbes Jahr länger sein römisches Amt wahrnahm, und obgleich die Sammlung seiner römischen Predigten deren noch acht*) aus dieser letzten Zeit mittheilen kann, doch bereits hier des Gesammtcharakters seiner römischen Predigten gedachten. Haben wir

*) Sieben aus den letzten Monaten des Jahres 1827, eine aus dem April 1828. Die oben erwähnte Predigt findet sich I. S. 376—382.

doch von nun an hauptsächlich nur noch die nach seiner Genesung neu aufgenommenen Verhandlungen über seine Berufung nach Wittenberg zu verfolgen. Noch im September 1827 war Bunsen nach Berlin abgereist, zu den ersten jener mannigfachen Verhandlungen, welche die Frage der gemischten Ehen hervorrief. Er suchte dort gleichzeitig eine solche Rückberufung Rothe's in's Vaterland zu unterstützen, und für Rom einen passenden Nachfolger zu gewinnen.*)

Schon der erste Brief nun, den Rothe nach seiner Wiederherstellung an seine Eltern schreibt, der vom 2. Oktober 1827, meldet ihnen diesen Thatbestand, und zwar in einer Weise, die auch anderweitiges Interesse erweckt:

Am 25. September ist Bunsen von hier nach Berlin abgereist, commissarisch, um an Berathschlagungen Theil zu nehmen, die dort, zum Behuf von neu zu entwerfenden gesetzlichen Bestimmungen in Absicht der gemischten Ehen, statthaben sollen. Ende November denkt er wieder hier zu sein, was ich indessen nicht glaube. Bunsen wird meine Wünsche in Berlin — ich möchte fast sagen, leider — wie ich ihn kenne, nur zu sehr zur Sprache bringen. Seine Meinung von mir ist tausendmal vortheilhafter, als sie sein sollte. Er hat mir versprechen müssen, in meinem Namen nichts weiter für mich zu thun, als zu hören, ob es das Ministerium für unbescheiden halten würde, wenn ich um Johannis 1828 herum um Berücksichtigung meiner Zurückberufung einkäme. Aber ich weiß wohl, daß er es dessen ungeachtet nicht wird lassen können, *seine* Wünsche für mich lauter werden zu lassen, als mir lieb ist. Wenigstens habe ich ihm auf's Gewissen gebunden, in jedem Falle hinzuzusetzen, daß mein bestimmter Wunsch sei, das Ministerium möge einmal über mich verfügen, ohne mich erst viel zu fragen, weil ich mir wirklich selbst zu rathen nicht klug genug bin, und wenn ich einmal auf einen Platz komme, dem ich nach meinem Gefühl nicht Genüge leiste, wenigstens das Bewußtsein haben will, mich nicht zu demselben hingedrängt zu haben. Ein gewisses Maaß von persönlicher Unabhängigkeit ist nach meinem Gefühle und Urtheil eins der entscheidendsten Güter dieses irdischen Lebens; aber ich glaube mich auch nicht über die Bedingungen zu täuschen, unter denen allein man seiner habhaft werden kann. Es liegt nicht nach oben, sondern nach unten zu, und geht Keinem ab, der keinen andern Platz in der Welt sucht, als einen solchen, den er (versteht sich vom *menschlichen* Standpunkt aus,) vollkommen ausfüllen kann, und noch etwas mehr als dieß, ohne deßhalb weiter hinaufliegen zu wollen. Dieß halte ich für das sicherste Fundament aller irdischen Glückseligkeit, die mir zwar keinen höhern Werth zu haben scheint, als den einer gesunden, frischen Luft, in welcher der göttliche

*) Rothe's eigentlicher Nachfolger wurde bekanntlich Herr v. Tippelskirch, nachdem vorher Tholuck ein halbes Jahr in Rom vikarirt hatte.

Mensch gesund bleibt, gedeiht und erstarkt, — aber eben hiermit einen sehr hohen.

Der gleiche Brief geht sehr ausführlich auf eine abermalige Amtsveränderung seines Vaters ein, dem statt der Abtheilung für indirekte Steuern die für das Forst- und Domainenwesen übertragen war, und spricht in dieser Beziehung die Zuversicht aus, daß hinsichtlich der hiermit verbundenen Wohnungsveränderung Oberpräsident Merkel „schon seine Anträge machen" werde, erbittet endlich auch wieder einen genauen Plan der neuen Wohnung. Doch können wir an diesen Ausführungen ebenso vorbeigehen, wie an denen über den Breslauer Aufenthalt von Henriette Sonntag.

Auch der unmittelbar nachher folgende Doppelbrief vom 9. Oktober zum Geburtstage des Vaters (dem der vom 2. Oktober nur deshalb vorangeschickt war, um die Nachricht von seiner Krankheit nicht in dem Festbriefe zu bringen), bringt außer den schon früher erwähnten Bemerkungen über die Stellung Bellermann's in Neapel und über die schlesisch-katholischen Wirren nur Familiennachrichten. Wir entnehmen demselben daher nur noch die Notiz, daß die sämmtlichen römischen Mitkirchenvorsteher, Bunsen, Kestner und Hopfgarten, Rom verlassen haben, und daß Rothe selbst die dringende Einladung von Frau Bunsen zu einer Villeggiatura in Castell Gandolfo abgelehnt.

Dagegen geht ein dritter Brief an die Eltern vom 20. November 1827 um so genauer auf die Möglichkeit einer Berufung nach Wittenberg ein:

Nun also, liebe Eltern, gesetzt, daß eine vermischte Nachricht, die gestern hier eingelaufen ist, wahr wäre: was würdet Ihr dazu sagen? In einem gestern angekommenen Briefe aus Berlin nämlich läßt mir Bunsen durch seine Frau sagen: das geistliche Ministerium habe mich für die ehemalige Schöne'sche Stelle am Wittenberger Seminar ernannt, ihm die Erlaubniß gegeben, sich einen neuen Gesandtschaftsprediger auszusuchen; worauf er dieserhalb mit einem Herrn v. Gerlach gesprochen, den ich ihm früher eventualiter für einen ähnlichen Fall vorgeschlagen hatte; dieser habe den Antrag angenommen, und würde im nächsten April hier ankommen können. Ich sollte dann dem Willen des Ministeriums gemäß etwa noch einen Monat mit ihm hier zusammen sein, und sodann in Frieden zurückkehren. Ueberdieß würde ich von Seiten des Ministeriums noch besonders zu Vorträgen über Liturgik in Wittenberg beauftragt werden. Die Sache sei im Ministerio vollkommen reif, und müßte nur noch das Cabinet passiren. Sobald sie officiell in Richtigkeit sei, werde er

(Bunsen) Euch und Heubner direct Nachricht davon geben. Das ist's, was Bunsen in einem überaus eiligen und kurzen Briefe seiner Frau schreibt, um es mir mitzutheilen. Er selbst scheint alles als völlig gewiß anzusehen; ich kann es aber vorläufig nur als eine entfernte Aussicht betrachten, hoffe indeß soviel mit Gewißheit, daß es, wenn es auch nichts weiter wird, wenigstens der erste Ruck sein soll, der mich dem lieben Vaterlande näher bringen dürfte.

An diese Mittheilung knüpft sich zuvörderst die Frage:

Aber nun vor allem, liebe Eltern, wenn aus dieser Möglichkeit eine Wirklichkeit würde, was würdet Ihr dazu sagen? Ich denke, ein freudiges, dankbares: Ja, Amen. Ausschlagen könnte ich einen solchen Antrag ohne Eigensinn nicht, und um so unbedenklicher könnte ich ihn annehmen, da ich nicht den entferntesten Schritt dazu gethan, um ihn herbei zu führen. Bunsen fragte mich vor seiner Abreise, ob ich jene Stelle annehmen würde, wenn man sie mir anböte. Ich habe ihm darauf ganz aufrichtig geantwortet: daß ich es, soweit ich mich jetzt hypothetice in diesen Fall versetzen könne, freilich thun würde; daß ich aber überzeugt sei, niemals in diese Versuchung kommen zu können.

Daran schließt sich bald nachher eine nähere Erörterung der eigenen Auffassung:

Wäret Ihr, geliebte Eltern, mit dieser Sache einverstanden, so wäre sie freilich sehr nach unserm Wunsch. Wie sehr nach dem Wunsch meiner Louise, brauche ich Euch nicht erst zu sagen. Aber auch nach dem meinigen. Wir wären einander doch vor der Hand wieder erreichbar (und eine größere Nähe konnten wir ja doch für den ersten Augenblick kaum hoffen,) und ich denke über kurz oder lang auch noch mehr als dieß. Wittenberg hat Euch ja so gar übel nicht gefallen, und die Menschen, mit denen wir dort zusammenleben würden, sind brav und ehrenwerth, und auch Euch lieb und werth, wie Ihr ihnen; das Seminar selbst ist mir sehr theuer, und die Arbeit an demselben, wie ich mir freilich im Stillen schon manchmal gesagt habe, meinen Kräften vielleicht die angemessenste. Mein Treiben dort würde ein streng wissenschaftliches sein (und wie sehne ich mich nach der Möglichkeit eines solchen!), und doch frei von der Pedanterie des akademischen Docentenlebens, wo man, wenn man noch kaum im Großen und Ganzen seiner Wissenschaft Meister geworden ist, schon ein fertiges, bis in's Einzelnste gegliedertes und ausgefeiltes System derselben vortragen soll, — was für jemanden, der nun einmal, wie ich, Erkenntnisse und Gedanken durchaus nicht durch den bloßen Kleister eines willkürlichen Schematismus zusammenkleben kann, — eine rechte Tantalusarbeit sein muß. Mit den jungen Leuten hoffte ich mich, mit Gottes Hülfe, schon recht hübsch einzurichten. Ihnen in den Collegien und im Umgange nützlich zu werden, nützlich auf eine Weise, daß sie es mit Händen greifen könnten, ihnen auf eine thätige Weise an die Hand zu

gehen, um Realien zu sammeln, und zwar solche, die ihnen in ihrer künftigen Amtsführung unentbehrlich und wichtig sind, nicht solche, die blos zur gelehrten Galla gehören (in welchen beiden Punkten man auf der Universität gewöhnlich so sehr arm bleibt und vernachlässigt wird,) — allen Umgang auf die Basis gemeinschaftlichen Arbeitens zu bauen, — und eben hierdurch Leuten aus allerlei Volk und allerlei theologischen Schulen und von allerlei religiösen Richtungen brauchbar zu werden, — das würde mein leitendes Augenmerk sein, und diese Art und Weise nützlicher Thätigkeit mir um so lieber, je bescheidner und anspruchsloser sie wäre. Das Zusammenarbeiten an Einem Werk mit Heubner wäre mir eine unbeschreibliche Freude, und wir beide, meine ich, würden einander gegenseitig sehr zweckmäßig suppliren. Sollte aber Wittenberg mein künftiger Wirkungskreis werden, so könnte ich meinem Gott und Herrn nicht genug dafür danken, daß er mich zuvor auf dieses römische Pathmos geführt, und hier durch seine Gnade nach und nach alles von meinem inneren und christlichen Leben abgeschält hat, was sich an dasselbe als zeitgeistmäßige Rinde und menschlich gemachte Form angesetzt hatte, und mir eben hierdurch auf dem religiösen und theologischen Gebiete eine subjective Selbständigkeit und Klarheit, eine lebendige Ueberzeugung von den eigenthümlichen Gebrechen und Krankheiten des religiösen Treibens unsrer Zeit, von ihren eigenthümlichen Bedürfnissen in dieser Hinsicht, und eine sichre Einsicht von dem Ziele, das ich mir bei meiner individuellen Organisation für mein Treiben und Arbeiten zu setzen habe, gegeben hat. Allein Arbeit würde es die ersten Jahre freilich tüchtig geben, — doch hoffentlich, was ich hier nie erlangen kann, zusammenhängende, ungestörte Arbeit.

Wir erwähnen aus diesem Briefe im Uebrigen noch die Notiz, daß Rothe abermals zwei befreundeten Malern hatte sitzen müssen, und die Frage: „Was hat denn Euer Herr Consist.-Rath (K. A.) Menzel für eine Schrift ausgehen lassen, darin Luther zum Revolutionär und Demagogen gemacht wird?“

Dem ersten freudigen Eingehen auf die Möglichkeit einer Berufung an's Wittenberger Seminar sollte nun aber eine lange bange Zeit der Ungewißheit folgen, aus welcher zahlreiche Briefe voll lebhaftester Erörterungen ein nicht minder lebhaftes Bild geben. Wir erwähnen darunter zunächst einen Brief Heubner's an Rothe's Vater vom 11. December 1827, in dem sich freilich nur die völlige Ungewißheit des Schreibers über die Entscheidung ausspricht:

Bald nach Ihrem lieben Briefe (vom 28. Septbr.) ging von Ihrem lieben Richard ein bereits vor mehreren Wochen beantworteter Brief ein, der uns zur Wehmuth, doch auch zum Dank stimmte. Der Herr hat ihn Schweres erfahren lassen, doch ihm auch mächtig geholfen. Bald nach dem

Briefe, nämlich den 11. Oktober, ging hier Minister Bunsen durch, war den ganzen 11. bei uns; und hat uns die bestimmte Zusicherung gegeben, daß er auf Richard's schnellste Zurückberufung ernstlich antragen werde: nach einer Nachricht von meinem Freunde dem Geh. Ob.-Finanzrath Semler ist dieß auch bereits geschehen. Mit Sehnsucht erwarte ich, was Gott über seine künftige Bestimmung in seinem Rathe beschlossen haben wird. Es ist schon lange, daß in einem uns abgeforderten Gutachten über die beim Seminar noch vakante Professur und deren Besetzung Richard dem Ministerio von uns ist mit empfohlen worden; und ich habe ihm dieß erst letzthin geschrieben. Von dem Erfolg weiß ich noch nichts; und ich wagte es kaum zu hoffen, weil es für mich zu gut und erfreulich sein würde: indeß ein Strahl der Hoffnung scheint zu dämmern, weil es wenigstens von einer fast schon als entschieden angenommenen Hieherberufung des Prof. Bresler von Schulpforte ganz stille wieder geworden ist.

Dieselbe Ungewißheit drückt ein Neujahrsbrief Rothe's selbst an seine Eltern, vom 15. December 1827, noch stärker aus:

Mein letzter Brief wird Euch in große Spannung versetzt haben unserthalben. Leider kann ich Euch dießmal nichts oder wenig näheres schreiben. Haben wir bald von Anfang an Bunsen's Nachricht als ein bloßes entferntes Project angesehen, so haben wir uns in eben dieser Ansicht von Tage zu Tage mehr bestärkt. Bunsen hat seitdem noch drei- bis viermal wieder hierher geschrieben, ohne etwas Weiteres über den fraglichen Punkt fallen zu lassen. Vorauszusetzen scheint er freilich die Richtigkeit desselben; denn in jedem Briefe schreibt er wieder zwei- bis dreimal: „Heute habe ich wieder eine Zusammenkunft mit v. Gerlach gehabt, der sich aber noch nicht bestimmt entscheiden kann." Das wäre nun das Geringste, wenn mich das Ministerium sonst zurückhaben wollte; denn will Gerlach nicht hierherkommen, so wollen es dafür hundert Andre herzlich gern. Heubner weiß von Bunsen gar nichts. Er schreibt mir (vom 23. November) dagegen, er wolle mir nicht verschweigen, daß schon vor längerer Zeit, als das Wittenberger Directorium dem Ministerio Vorschläge wegen Wiederbesetzung der Schöne'schen Stelle hätte machen müssen, auch ich unter den Vorgeschlagenen gewesen wäre. Bunsen habe ihm auf der Hinreise nach Berlin gesagt, daß er diesen Vorschlag von Neuem in Anregung bringen, und überhaupt ernstlich auf meine Zurückberufung antragen wolle; von dem Erfolge wisse er (Heubner) noch gar nichts, nicht einmal, ob Bunsen noch in Berlin sei. Das ist er freilich, auf jeden Fall noch bis zum heutigen Tage. Soviel wissen wir, und ich glaube fast, Ihr wisset mehr als wir, indem ich höre, daß Du, lieber Vater, mit Bunsen selbst Briefe gewechselt.

Wir hier sind sehr ruhig über die Sache. Sie ist in Gottes Händen. Er mache es mit uns, wie es uns allen am besten ist. Auf jeden Fall denke ich, gebraucht er es als einen Ruck, um uns von hier flott zu machen; und was mich sehr in dem Gedanken bestärkt, daß aus der Sache doch am

Ende etwas werden könnte, ist der Umstand, daß sie an einigen Ketten zu hängen scheint, und nicht gar so frisch und rasch von statten geht, als Bunsen es anfangs vorauszusetzen schien. So weit ich Gottes Wege beobachtet, gehen sie immer so, fein adagio, mit etlichen Pausen und Hemmketten, nicht aber prestissimo.

Gleich darauf, am 18. December 1827, läßt er einen sehr ausführlichen Brief an die Eltern folgen, der statt der bloßen Ungewißheit nunmehr gradezu die stärksten Bedenken aussprechen muß:

Dein Brief hat uns aus einer Täuschung gerissen, die zwar angenehm war und unsrerseits unverschuldet, aber doch, wie ich nun wohl einsehe, nichts weiter, als Täuschung. Daß wir in ihr befangen seien, wird Dir wahrscheinlich schon mein Brief vom 22. November verrathen haben. Es ist betrübt, lieber Vater, wenn Einem der liebe Gott eine unverdiente und unerwartete Gnade zuschickt, und man kann sich ihrer dann doch nicht freuen, oder nur halb; mit einem Worte, um zur Sache zu kommen: was Du uns von dem schreibst, was in Berlin über mich beschlossen worden, hat uns im höchsten Grade überrascht. Du setzest voraus, „daß ich von allem, was mit mir im Werke sei, unterrichtet, damit überall einverstanden, und bereit sei, die Stelle in Wittenberg als mir von Gott zunächst angewiesenen Wirkungskreis anzunehmen." Eine sehr natürliche Voraussetzung, lieber Vater! die aber, wie Du schon vermuthen wirst, dießmal gänzlich nicht eintrifft. Aus meinem oben bezeichneten Briefe siehst Du, daß ich nur von der einen Hälfte dessen, was man mit mir vorhat, (der Lehrerstelle am Seminar) etwas weiß, und auch von ihr nur sehr unvollständige Andeutungen, — von der andern Hälfte (dem Archidiakonat) aber auch nicht im Traume etwas erfahren.

Schon in diesem Briefe führt Rothe nun auf das Genaueste aus, weshalb er eine solche Doppelstellung nicht ausfüllen und deshalb nicht annehmen könne; wir nehmen von diesen Erörterungen aber nur eine einzelne auf, die uns von allgemeiner Bedeutung zu sein scheint:

Zwei solche Aemter übersteigen meine Kräfte völlig, — äußerlich könnte ich sie beide versehen; aber mit beständiger, innerlicher Scham und Ekel an meinem eignen Thun, mit dem lebendigen und niederdrückenden Bewußtsein, daß die besten Kräfte und die ganze Entwickelung meines geistigen Lebens gebunden seien, zu einer Zeit, da sie kaum anfingen sich selbständig und mit klarem Selbstbewußtsein zu regen. Ich gestehe aufrichtig, ich würde mein Leben als abgeschlossen, und mich hinfort nur noch als einen antheillosen und mechanischen Handarbeiter in der Kirche ansehen. Noch einmal, zwei solche Aemter würden meine Kräfte übersteigen, und deshalb, bei der Nothwendigkeit, ihnen äußerlich zu genügen, sie zugleich ersticken. Ich kenne die Geschäfte des Wittenberger Archidiako-

nats aus dem eigenen Augenschein, und weiß, welche Zeit sie erfordern, — aber auch (was die Hauptsache ist, und was sonst niemand wissen kann,) welche Zeit sie mich kosten würden. Ich weiß auch am besten, wie wenig die Wittenberger Gemeinde, an einen sehr bestimmten homiletischen Zuschnitt, in den ich mich nicht hineinbegeben kann, ohne die lächerlichste Figur zu spielen, gewöhnt, und ohne Auge und Sinn für die Art von Gaben, von denen mir Gott etwas gegeben, sich an mir erbauen würde.*) Und nun der Katechumenen-Unterricht, der Beichtstuhl (welche beide aller Wahrscheinlichkeit nach sehr zahlreich werden würden, weil Heubner's Katechumenen und Beichtkinder von ihm, der als Superintendent beides verlöre, wohl größtentheils auf mich übergehen würden, schon wegen der Schwägerschaft), die Katechesen in der Kirche, Betstunden ꝛc. und die Seelsorge. Bei so viel natürlichem Ungeschick zum eigentlich Praktischen des Predigtamts, wie mir beiwohnt, gewiß schon vollauf genug für mich! Daneben sollte ich nun noch wissenschaftlich mich ein- und fortarbeiten! Lieber Vater, daraus würde nicht mehr werden, als mit knapper Mühe der allernothdürftigste Bedarf für meine Collegien. Mit dem Gefühl eines elenden Schwätzers, der für Wissenschaft ausbietet, was der flüchtige Schaum ganz unabgegohrner Studien ist, der braven jungen Leuten ihre edle Jugendzeit stiehlt und verleidet, würde ich auf's Katheder treten; und auf die Kanzel mit ganz ähnlichem Gefühl; denn ich schäme mich nicht, es zu gestehen, daß meine Vorträge auf der Stelle dürre und ungesund werden, sobald ich nicht fortwährend durch ernstes Studium der Schrift neue Erkenntniß in mich hineinschöpfen kann. Für das Seminar hätte ich fast ausschließlich Kirchengeschichte zu treiben, und das förderte mich in meinem geistlichen Beruf gar nicht. Je inniger ich die Theologie liebe, desto sehnlicher würde ich unter solchen Umständen wünschen, jeden andern Beruf ergriffen zu haben. Ohne Geist, ohne Herz, auf eine in sich selbst nichtige und eitle Weise das treiben zu müssen, von dem man sich so gern das ganze Herz erfüllen ließe, ist keine kleine Pein. Außer Euch und meinem Weibe habe ich auf Erden nichts lieberes gehabt, als die edle Freiheit meines geistigen Lebens, dessen Quellen durch Gottes Gnade immer reichlicher zu strömen anfingen, — und diese (ich will damit Keinem zunahe treten) ist hinter meinem Rücken verkauft. Wissenschaft, Erkenntniß sind Namen, deren Bedeutung gar wenige kennen, mit denen von vielen ein eitles Spiel getrieben wird, — Namen, die ein Ding bezeichnen, das denen, die es nicht besitzen, unpraktisch erscheint, denen aber, die es kennen, so wesentlich, so unentbehrlich wie das Licht, das man auch nicht mit Händen greifen kann. Ihnen kann man aber nicht zwei oder drei Stunden des Tages widmen, während dann die übrige Zeit in dem allerheterogensten Gesichtskreise sich umherbewegt; sie verlangen den ganzen Menschen und werden nur aus einem ihnen homogenen Leben herausgeboren, wann und wie es Gott

*) Wie sehr ihn hier seine Bescheidenheit täuschte, wird sich später zur Genüge herausstellen. Grade in Wittenberg möchten Rothe's Predigten das bleibend dankbarste Publikum gefunden haben.

gefällt, nicht nach dem Stundenweiser irgend einer willkürlichen Tageseintheilung. Darum hätte ich mich so nach einer Landgemeinde gesehnt, wo ich, unter einfachen und natürlichen Lebensverhältnissen, im Verkehr mit einfachen Gemüthern auf der Basis gegenseitigen Vertrauens, unter den belebenden Einflüssen der freien Natur, still und anspruchslos in Gottes Wort forschen, und die mir darin entgegenscheinenden Lichtadern der Erkenntniß mit dem ganzen Ernst der reinen Liebe zur göttlichen Wahrheit verfolgen könnte...

Rothe schließt diesen Herzenserguß an seinen Vater mit den bezeichnenden Worten:

Sei nicht böse, lieber Vater, daß ich diese Klagen in Dein Herz ausschütte. Ich würde sie vor den Meisten immer zurückhalten, weil sie dieselben für eine kränkliche Sentimentalität halten würden. Du wirst sie nicht mißdeuten. Ich will wahrlich keine faulen Tage, scheue die Arbeit nicht, die mir eigentlicher Lebensgenuß ist; aber es ist schmerzlich, wenn man das lassen muß, wozu man Sinn und Kraft in sich weiß, und das thun, wozu man weder Sinn noch Kraft in sich findet. Die bloße Verpflichtung zu predigen würde mir neben jedem wissenschaftlichen Beruf sehr annehmlich, ja erwünscht sein; aber ein wirkliches Seelsorgeramt daneben eine schwer drückende Last, — und zumal dieses steinerne Wittenberger Archidiakonat.

Wie gesagt, lieber Vater, ich will Dich wahrlich mit dem allen nicht trübe stimmen, sondern mir nur ein tröstliches und aufrichtendes Wort bei Dir holen.

Er meldet gleichzeitig, daß er Bunsen bereits an demselben Tage geschrieben und ihn gebeten, „als Freund dahin zu wirken, daß diese Prüfung ihm erspart werde." „Ich habe ihn nochmals daran erinnert, daß ich nicht von Rom weg eile, daß mein bestimmter Wunsch kein anderer war, als der bescheidene, zu wissen, ob ich um Johanni 1828, ohne unbescheiden zu werden, bei dem Ministerio mit der Bitte um Berücksichtigung meiner Zurückberufung bei etwa eintretender Erledigung einer nach dem Urtheil des Ministeriums sich für mich qualificirenden Stelle einkommen dürfe."

Aus dem weiteren Inhalt dieses Briefes sei endlich noch bemerkt, daß Rothe auch eine Reihe von Trostgründen anführt, weßhalb er hoffe, daß die in Berlin gehegte Absicht nicht so leicht durchführbar sei.

Von diesen Gründen ist wenigstens einer hier mitzutheilen:

Drittens habe ich am letzten Sonnabend, als hätte mir's ein guter Geist eingegeben, in dem Briefe an Heubner noch ganz zuletzt ausdrücklich

bemerkt: um ganz sicher zu gehen, fügte ich noch dieß Eine hinzu; falls es etwa der Gedanke des Ministerii sein sollte, die Seminarstelle wiederum mit einem dortigen Diakonat zu verbinden, so bäte ich ihn dringend, für diesen Fall mich völlig aus dem Spiele zu bringen. — Ich setze auf die Wirkung dieser Bitte freilich wenig Zuversicht; denn ich fürchte sehr, er hält solche Bedenklichkeiten für zu große Bescheidenheit, oder Prätension, oder Kinderei, weil er von einem wissenschaftlichen Arbeiten, im eigentlichen Sinne des Worts, keine Vorstellung hat, und also nicht einsieht, wie sich das, was ich nach seiner Vorstellung am Seminar zu thun hätte, nicht mit einem Seelsorgeramt, wiederum nach seiner Vorstellung von diesem, vertragen sollte.

Gegen den Schluß stellt er jedoch die Entscheidung völlig seinen Eltern anheim:

Noch Eins, lieber Vater, wenn Dir meine Bedenken gegen die mir zugedachte Wittenberger Stellung wirklich bedenklich erscheinen, wenn Du nicht vielleicht im Gegentheil der Meinung bist, daß ich sie gegen die Aussicht eines sorgenlosen äußeren Auskommens lieber nicht beachten sollte (was ich, wenn Du dieser Meinung bist, sammt der Mutter, gewiß von Herzen gern thun will), in diesem Fall, und in ihm allein, möchte ich Dich fast bitten, ein Paar Worte darüber an Heubner zu schreiben, — der hiebei auf Deine Ansicht unvergleichlich mehr geben würde, als auf die meinige. Haec bene monuit Lisel. Aber, ich wiederhole es, wenn Du und die Mutter glauben, daß die Stelle in Wittenberg mit unserm wahren Besten zusammenstimmt, so sind wir fest überzeugt, daß wir Gottes Stimme und unserm eignen Glück folgen, indem wir gänzlich an Euren Rath uns halten, und Ihr sollt gewiß weiter keine Klage aus unserm Munde hören. Bevor ich aber Eure Ansicht kenne, glaubte ich Euch offen bei dieser Sache in mein Herz sehen lassen zu können. Der guten Mutter danken wir herzlich für ihren lieben Brief.

Der vorerwähnte Brief Rothe's an Heubner vom 15. December 1827 nimmt nun aber noch in einer andern Beziehung unser Interesse in Anspruch, indem in Verbindung mit der augenblicklichen Hauptfrage auch die schon im Anfang dess. J. ausgesprochenen Gedanken über die eigenthümliche, von ihm im Anschluß an Oetinger verfolgte theosophische Richtung hier noch deutlicher hervortreten, und nicht minder der Punkt, welchen er als den besondern Gewinn seiner römischen Abgeschiedenheit bezeichnen darf, die dort errungene Unabhängigkeit von dem die heimische Kirche zerreißenden Parteigetriebe. Wir lassen daher diese ganze Ausführung in ihrem eignen Zusammenhang folgen:

Deine Mittheilungen haben mir über eine Sache einiges Licht ge-

geben, die mir bis dahin völlig räthselhaft war. Es wird nun bald einen Monat her sein, als Frau Bunsen von ihrem Mann einen ganz kurzen Brief aus Berlin erhielt, darin er ihr auftrug, mir zu sagen, das geistliche Ministerium habe mich für die ehemalige Schöne'sche Stelle in Wittenberg bestimmt, und ihm die Erlaubniß gegeben, sich während seiner dortigen Anwesenheit einen neuen Gesandtschaftsprediger auszusuchen. Er habe sich dieserhalb an Otto v. Gerlach (von dem ich ihm früherhin in einer ähnlichen Beziehung gesprochen hatte) gewendet; dieser sei auch halb und halb entschlossen, die hiesige Stelle anzunehmen, bis auf einige Bedenklichkeiten, die ihn noch zu keiner bestimmten Entscheidung kommen ließen. Er fügt hinzu, die Sache sei meinethalben im Ministerio vollkommen richtig und müsse nur noch durch's Cabinet gehen. Nach dem Willen des Ministerii sollte mein Nachfolger etwa im April 1828 hier eintreffen, ich sollte dann noch einen Monat mit ihm hier zusammenbleiben und mich sodann zurückverfügen; auch würden mir noch besonders Vorträge über Liturgik (quid?) im Seminar aufgegeben werden.

Du kannst Dir vorstellen, wie sehr uns diese Nachricht überraschte, aber auch wie freudig. Ich hatte Bunsen bei seinem Abgange von hier ausdrücklich gebeten, meinethalben in Berlin nichts anderes zu thun, als Hrn. von Altenstein zu fragen, ob er es unbescheiden finden würde, wenn ich um Johannis 1828 herum mit der Bitte um Berücksichtigung meiner Zurückberufung einkäme. Er hatte mich zwar namentlich in Beziehung auf die Wittenberger Stelle befragt, ich konnte ihm aber nichts anderes antworten, als daß ich fest überzeugt sei, daß mich das Ministerium niemals für diese Stelle passend finden würde. So sehr mich nun auch diese plötzliche Nachricht überraschte, so wenig Glauben gewann sie mir doch ab. Ich weiß zu gut, wie leicht sich Bunsen Projecte macht, und, wenn sich nur eine entfernte Möglichkeit ihrer Ausführung zeigt, sie schon als realisirt ansieht. Und das scheint mir denn auch in diesem Falle der weitere Verlauf zu bestätigen. Bunsen hat seitdem wenigstens vier Mal geschrieben, ohne daß aus seinen Briefen über diesen Punkt etwas Näheres hervorginge. In jedem Briefe heißt es ein oder mehrere Male, er habe wieder eine Zusammenkunft mit Gerlach gehabt, der immer noch keinen festen Entschluß fassen könne. Etwas mehr Glaube an die Möglichkeit der Sache ist mir nun freilich durch Deine Mittheilung gekommen, daß Ihr selbst schon früher einmal mich dem Ministerio für die Schöne'sche Stelle mit vorgeschlagen habt; aber bei dem allen kann ich sie doch immer nur als ein Project ansehen, das noch im Schooße der Zukunft liegt, doch in der treuen, liebevollen Hand unsers Gottes. Und da liegt sie allein und unvergleichlich gut; da mag sie auch liegen bleiben, so lange Er immer will; ich will sie gewiß nicht mit ungeduldigen und neugierigen Wünschen meines Herzens herausziehen. Die Hoffnung aber kann ich gegen mich nicht verläugnen, daß dieser ganze Handel, was auch immer dabei herauskomme, nach Gottes Willen auf jeden Fall eine wirkliche Einleitung zu meiner Rückkehr sein werde; ich könnte wohl in Wahrheit sagen: zu meiner Erlösung von hier, denn Rom liegt mir immer schwerer

auf dem Herzen, so daß ich es im vorigen Juli einige Male nicht habe lassen können, den Herrn gradezu darum zu bitten, mich doch aus meinem hiesigen Amt zu erlösen, indem ich einen bestimmten Zug des Geistes des Gebets zu dieser Bitte, als einer dem Willen Gottes wohlgefälligen, empfand, und eine freudige Versiegelung ihrer Erhörung. Ich weiß wohl, daß das, was mir Rom so drückend macht, großentheils in mir selbst liegt, und nicht in den hiesigen Verhältnissen, darin vor allem, daß ich, mich selbst verkennend, eigensinnig (Gott weiß es, ohne mein Wissen) mich in einen praktischen Beruf hineingedrängt, zu dem ich nun mein völliges Ungeschick (die demselben total zuwiderlaufende Organisation meines ganzen individuellen geistigen Lebens) sonnenklar erkenne; anstatt mich von früh auf entschieden einem streng wissenschaftlichen Beruf zuzuwenden, für den mir Gott allerdings gewisse Gaben gegeben hat, — aber solche, die nur bei der ernstesten und anhaltendsten Anstrengung reiche Früchte bringen können. Siehe, lieber Bruder, was Du mehrmals schriebst, es würde Dir sein, als hätte Dich der Herr von Seinem Angesicht verstoßen, wenn er Dir das Predigtamt nähme, — das könnte ich von mir gar nicht sagen. Es würde mir im Gegentheil eine Last vom Herzen genommen sein, eine andere aber immer noch bleiben, die ich denn auch gern dieß kurze Erdenleben hindurch an Seiner Hand tragen will. Es ist denn doch ein gar trauriges Ding um einen Menschen, der andere lehren soll, mit dem lebendigsten Bewußtsein, daß er nichts weiß. Das hat er vielleicht vor manchem andern voraus, daß er klar und lebendig einsieht, einerseits, welchen unbezahlbaren sittlichen Werth das rechte Wissen für uns hat, andererseits, daß unsre gegenwärtige sogenannte Wissenschaft nur ein elendes Wissen ist, bei dem man mit jedem Schritte auf neue Löcher und neuen Triebsand kommt; ja, es steht ihm wohl auch, in Beziehung auf den besondern Kreis des Wissens, auf den er unmittelbar gewiesen ist, der Weg ganz klar vor dem Auge, auf dem man zu einem rechten Wissen kommen kann und, mit Gottes Hülfe, auch kommen werde. Aber indem er selbst kaum die ersten Schritte auf diesem Wege thut, noch überdieß an allen Ecken und Enden von außen her in dem Verfolgen desselben sich behindert sieht, soll er schon andern die Resultate mittheilen, die er selbst erst am Ziele seines Weges mit voller Klarheit und Gewißheit finden kann; muß also (denn was bliebe ihm sonst übrig?) das als Erkenntniß der Wahrheit geben, was ihm in seinem Munde noch ganz roh und unverdaut schmeckt. Tausend andere, die unvergleichbar über ihm stehen, nach einer andern Seite hin reich und herrlich begabt sind, denen aber grade jene sokratische Unwissenheit nicht lebendig fühlbar wird, fühlen sich sehr glücklich und haben eine sehr nützliche Wirksamkeit in der Mittheilung jenes selben Stoffes, ja, sie müssen natürlich oft auf den Gedanken kommen, jener andere sei ein Sonderling, der sich mit einem bloßen Gespenst abmühe, oder der eine Art Sentimentalität in dergleichen Klagen affectire. Aber sie thun ihm darin wahrlich sehr unrecht.

So gestehe ich Dir ganz offenherzig, daß ich das Neue Testament nicht verstehe, obschon es auf der andern Seite eine affectirte Demuth sein würde, wenn ich nicht hinzusetzte, daß ich ebensoviel davon zu verstehen glaube, als die meisten von denen, welchen es eine gar leichte Speise ist. Ich verstehe gar wohl, und mit aller mir nur denkbaren Klarheit und Gewißheit, die allgemeinen religiösen Theoreme, welche die neutestamentlichen Verfasser in ihren Schriften niedergelegt, wenn ich diese Theoreme einzeln, jedes für sich ansehe. Daran habe ich freilich für mein unmittelbares religiöses Bedürfniß genug; aber ich muß mir dabei sagen, daß mir dabei noch Ein Hauptstück fehlt, — nämlich nicht nur zu verstehen, was das Neue Testament sagt, sondern es auch so zu verstehen, wie es dasselbe sagt. Aber an diesem letzteren fehlt es mir, und leider Gottes unsrer Theologie überhaupt (deren eigenthümliche Aufgabe als Wissenschaft grade die Ausmittelung dieses wie sein sollte), noch bei weitem. Mit andern Worten: Ich sehe eine Menge allgemeiner religiöser Sätze, die ich aus dem Neuen Testament gezogen habe, neben einander vor meinem Auge liegen. Will ich mit diesen Sätzen irgend etwas anfangen, so darf ich sie natürlich nicht neben einander liegen lassen, ich muß sie unter einander verbinden, und zwar auf organische Weise, — sie müssen sich mir zu einem in sich selbst zusammenstimmenden Bilde vereinigen, welches die intellectuelle Seite meines Bewußtseins ausfüllt. Das bedarf keines Beweises. Ich sehe auch, daß jene allgemeinen Sätze in dem Bewußtsein der neutestamentlichen Schriftsteller sehr bestimmt in ein specifisches Verhältniß zu einander gesetzt, zu einer sehr bestimmten und lebendigen intellectuellen Grundanschauung vereinigt sind. Es entsteht mir also eine an sich sehr einfache, aber in ihrer Lösung sehr schwierige und langwierige Aufgabe, nämlich die: diejenige specifische Verbindung, in welcher jene allgemeinen Theoreme in dem intellectuellen Bewußtsein der Apostel u. s. w. gesetzt sind, das specifische Verhältniß, in welchem sie hier stehen, die specifischen logischen Gesetze zu entdecken, auf denen die concrete Gestalt beruht, welche der allgemeine Inhalt der einzelnen Schriftgedanken in den neutestamentlichen Schriftstellern angenommen hat, und in welcher er von ihnen ausgesprochen worden ist. Ich kann in dieser concreten Form, die augenscheinlich total von derjenigen abstich, in welcher wir arme Menschenkinder das, was wir als Inhalt der Schrift andern vortragen, auffassen und aussprechen, — durchaus nichts willkürliches vermuthen; ich muß mir im Gegentheil sagen, daß wenn die obige Verbindung wirklich eine organische (d. h. reale) sein soll, schlechterdings nur Eine wesentliche Art derselben möglich ist; und daß unsre hergebrachten Weisen dieser Verbindung (d. h. unsre Dogmatiken) schon darum unrichtige sein müssen, weil sie kein anderes Princip haben, als ein rein willkürliches, nämlich das irgend eines von außen herbeigezogenen logischen Schemas. Ich sehe also in der Form unsrer Erkenntniß der Schriftwahrheiten noch gar wenig Schriftgemäßes, d. h. mit andern Worten, ich muß mir sagen, daß ich zwar die Schriftwahrheiten kenne, allein daß ich sie doch keineswegs richtig

erkenne. Die göttlichen Gedanken, deren Kenntniß ich mit den Aposteln theile, sind in mir zu einem ganz andern System der Erkenntniß verbunden, als in dem Bewußtsein der Apostel. Diese Thatsache kann ich mir durchaus nicht abläugnen; ich kann, von der Gedankenreihe des erleuchtetsten christlichen Weisen zu den Briefen des Apostels übergehend, schlechterdings nicht umhin, mir zu sagen, daß in den letzteren dieselben Töne nach einem ganz andern Musikschlüssel gesetzt sind (wenn das Bild wegen meiner musikalischen Unkenntniß hinkt, wirst Du doch verstehen, was es sagen will), als in jener; und das wird gewiß auch Deine eigne Erfahrung sein. Weil ich nun aber weiß, daß die Apostel durch den heiligen Geist gedacht, also die göttlichen Gedanken auf göttliche Weise gedacht haben, so ist meine Aufgabe: auf dem Wege sich gegenseitig durchdringender philologischer und dialectischer Analyse der mir vorliegenden logischen Producte der heiligen Schriftsteller hinter die logischen Principien derselben zu kommen. Ich gebe gern zu, ja, ich glaube gewiß, daß diese Principien höchst einfache, über alle unsre Vorstellung einfache (weil in demselben Grade prägnante) sein werden, so daß man, wenn man sie vor sich sähe, sich versucht fühlen könnte, auszurufen: Um ein solches Quentchen Erkenntniß hat man also so viele Centner Anstrengung verwendet: aber das erhöht in meiner Vorstellung ihre Wichtigkeit nur noch mehr. Kurz, ich würde auf diese Weise lernen (freilich immer nur approximative), die in der Schrift niedergelegten Gedanken Gottes göttlich zu denken, — und daß hierauf unvergleichlich viel ankommt, das giebst Du mir gewiß zu, — nämlich (bei dem in unsrer specifisch-menschlichen Natur nothwendig liegenden unmittelbaren Zusammenhang zwischen Denken und Wollen, in dessen gar zu häufigem Zerreißen auch ein sehr wesentliches Stück des Nichtschriftgemäßen in unsrer gewöhnlichen Erkenntniß- und Darstellungsweise der Schriftwahrheiten liegt) grade so viel, als darauf, daß wir in dem göttlichen Willen (das Materielle desselben) göttlich wollen lernen.

Das wäre also die Aufgabe einer logica sacra (wobei ich Dich an Luther's tiefes Paradoxon erinnere: nihil aliud esse theologiam, nisi Grammaticam in Spiritus Sancti verbis occupatam). Genau mit ihr hängt die einer metaphysica sacra zusammen, die freilich nur das Resultat eines Jahrhunderte langen Ineinanderarbeitens aller Kräfte des menschlichen Erkenntnißvermögens in ihrer Richtung auf alle besondern Gegenstände unsrer Erkenntniß hin vom christlichen Standpunkte aus und in rein christlichem Bewußtsein, sowie in lebendiger Verbindung mit der Theologie sein könnte, — aber dann das wirklich sein würde, was jetzt halb fratzenhaft als Theosophie erscheint. So wenig ich nämlich beim Blick in die Schrift übersehen kann, daß die biblischen Schriftsteller eine Logik haben, so wenig kann ich verkennen, daß alle ihre Gedanken auf der Basis eines bestimmten metaphysischen Systems ruhen. Diese metaphysischen Principien selbst finde ich zwar nirgends unmittelbar ausgesprochen; aber ich sehe sie tausendmal auf einzelne concrete Fälle angewendet; und wenn mir also gleich jene

metaphysica sacra noch eine unbekannte Größe ist, so kann ich mir doch gar wohl eine Vorstellung von einem analytischen Verfahren machen, welches dieses unbekannte X durch sehr nahe liegende Gleichungen herausbrächte. Hier heißt's gewiß: ars longa, und für mich selbst noch durchaus: noli me tangere; aber die Aufgabe selbst kann ich nicht umhin, als eine wesentliche Aufgabe der Menschheit selbst zu erkennen, zu deren Lösung sie durch die Schöpfung unmittelbar berufen, und durch die Erlösung in Christo und den dadurch in sie hineingekommenen Sauerteig des Reiches Gottes realiter befähigt worden ist. Diese metaphysica sacra war es, die Oetinger, wenn ich ihn recht verstehe, in specie im Auge hatte; und Du siehst also auch hieraus, daß ich ganz anderes Werkzeug brauche, als er.

Durch diese lange und langweilige Ausschweifung wollte ich Dir nur an einem besondern Falle anschaulich machen, in welchem Sinne ich von einer mich drückenden Nothwendigkeit, andere zu lehren, was ich selbst nicht weiß, reden kann und muß. Unwissenheit an sich ist gewiß kein Hinderniß eines glücklichen Lehrens; aber gewiß muß sie es werden, sobald wir uns ihrer lebendig bewußt werden. Ueberhaupt, lieber Bruder, will ich Dir durchaus nicht besser, nicht brauchbarer erscheinen, als ich bin; Du sollst ja nicht etwa glauben, daß ich hier meine Dir gewiß schon früher nicht unbemerkt gebliebenen, schwachen Seiten und Raupen los geworden bin; im Gegentheil, der Heiland (und ich kann mit Wahrheit sagen: Er) hat mich gelehrt, daß ich grade mit diesen „Raupen" treu zu handeln habe, wenn ich einst von ihm als treuer Knecht aufgenommen werden will. Er weiß es, daß ich gar herzlich wünschte, ein anderes Pfund von ihm empfangen zu haben, das meinen lieben Brüdern und Nebenmenschen besser gefallen könnte, daß ich aber dennoch auch mit diesem meinen Loose darum, weil es von Ihm kommt, als mit einem lieblichen innig zufrieden sein kann. Dir aber lege ich's mit allem Anliegen meiner Seele an's Herz, daß Du, wenn wirklich von meiner Anstellung in Wittenberg ernstlich die Rede sein sollte, hierbei allein an das Seminar und dessen Bedürfnisse denkst, und gar nicht an meine und Deine persönlichen Wünsche. Es wird sich in jedem Falle für mich irgendwo ein Plätzchen finden, und ich kann mit voller Wahrheit meines Herzens sagen, daß mir gewiß keins zu schlecht sein wird. Ist es Gottes Rath, daß ich zu Euch komme, so darf ich Dir wohl nicht erst sagen, wie innig ich Gott dann für die Gnade, mit Euch zusammenleben und zusammenarbeiten zu können, danken, und mit wie ehrlicher Liebe ich, was an mir ist (mehr kann ich freilich nicht), dem Seminar hingeben würde. Eine einzige dem Seminar nützliche Eigenschaft glaubte ich Euch dann mitbringen zu können, die der Herr mir durch meine hiesige Abgeschiedenheit geschenkt, nämlich Freiheit von dem eigenthümlichen Colorit irgend einer der besonderen religiösen und theologischen Richtungen, wie sie jetzt geschichtlich in unserm lieben Vaterlande einander gegenüberstehen, Unbefangenheit in Absicht auf sie, und eben damit eine gewisse Selbständigkeit

meiner Ueberzeugung und Ansicht, die (wie die jedes Einzelnen) gewiß auch, nur in verschiedener Weise, eine einseitige ist, aber doch zwischen manchen andern, die unsre Tage bewegen, auf sehr natürliche Weise ein vermittelndes Mittelglied abgeben dürfte.

Aus dem übrigen Inhalt des Briefes erwähnen wir Rothe's lebendiges *συμπαθῆσαι* mit Stier's Lage, der grade damals seine Lehrerstelle am Baseler Missionshause aufgegeben hatte, die Mittheilungen über den nunmehr in die Heimath zurückgekehrten Geh. Finanzrath Semler, auf dessen aus Gesundheitsrücksichten stattgehabten Aufenthalt in Neapel und Rom sich auch eine Reihe früherer Briefe Rothe's an Heubner sowohl wie an seine Eltern beziehen, und die Nachrichten über Bunsen's Aufenthalt in Berlin. Der schließlichen Bitte, das ihm zugedachte Doppelamt von ihm fernzuhalten, ist bereits in dem Briefe vom 18. December 1827 an seine Eltern Erwähnung gethan.

Besonders lebhaften Eindruck von der langen Ungewißheit, welche die Folge der einander gegenüberstehenden Ansichten war, gewährt ferner der Briefwechsel Heubner's mit Hahn.

Schon am 17. Oktober 1827 hatte Jener Diesem von seiner Hoffnung, Rothe für Wittenberg zu erhalten, Meldung machen können:

Am 11. Oktober war der Ministerresident Bunsen von Rom fast den ganzen Tag bei uns. Die armen Rothe's, besonders er, haben wieder schwere Krankheitsprüfungen zu bestehen gehabt. Bunsen will ernstlich auf baldige Zurückberufung Rothe's antragen: auch, si res integra, zur hiesigen Stelle ihn vorschlagen, wo ich glaube, daß das Seminar besser als mit Bresler versorgt sein würde.

Am 22. December 1827 kommt er abermals auf dieselbe Angelegenheit zurück:

Wegen hier ist's noch in der alten Unentschiedenheit.... Rothe ist bestimmt zurückberufen, und um seinetwillen ist bis jetzt für hier noch keine Wahl geschehen. Bunsen und Nicolovius haben mich zu Vorschlägen nach Rom aufgefordert: und ich habe Kleinert vorgeschlagen; ich hoffe, wenn das Ministerium ihn wählt, er wird den Segen erhalten.

Der von Rothe selber erhobenen Schwierigkeiten gedenkt ein weiterer Brief Heubner's vom 9. Januar 1828:

Man denkt, unsern Rothe hierher zu rufen, aber er will durchaus nicht mit der Professur ein Diakonat übernehmen, und da müssen sie viel

zulegen. Sein Vater schrieb mir gar von Breslau, man denke in Berlin darauf, ihm ein Archidiakonat geben zu können: das klingt, als ob man mich auf eine andere Stelle zu heben gedächte. Es ist Alles noch unbestimmt. Bunsen, zum Geh. Legationsrath ernannt, kommt in wenigen Tagen hier durch, und bringt vielleicht Sicherheit.

Und noch am 16. Februar 1828 befindet sich Heubner in fortdauernder Ungewißheit:

Von Rothe haben wir immer noch keine Gewißheit: da er kein Diakonat zugleich mit annehmen will, so handelt es sich um 400 Thlr.! die zur Entschädigung zugelegt werden müssen! Ebensowenig ist über mich etwas ausgesprochen.

Eine scheinbare Gewißheit gab zwar für Rothe's Vater ein Brief Bunsen's aus Berlin vom 15. Januar 1828, der auch um seines sonstigen Inhalts willen hier Aufnahme verlangt:

Sie haben mich sehr freundschaftlich und gütig durch Hrn. Geh. Rath Reinhart versichern lassen, daß Sie mir verzeihen wollten, wenn ich bis zu gänzlicher Gewißheit über die Bestimmung Ihres herrlichen, mir so theuren Sohnes Ihren Brief unbeantwortet ließ. Es bedurfte dieser entschuldigenden Versicherung, um mir Muth zu geben, Sie ganz ruhig und vertrauensvoll nach so langem Schweigen anzureden, und Ihnen für die große Güte zu danken, die aus Ihrem freundlichen Schreiben hervorleuchtet. Wenn Sie wüßten, was Ihr Sohn mir und der ganzen Gemeinde während seines vierjährigen Amtes gewesen ist, so würden Sie gewiß nicht von Liebe und Gefälligkeit gegen ihn von unsrer Seite reden. Der Herr hat uns allen in ihm einen reich und selten begabten Prediger des Evangeliums geschenkt, mir aber noch dazu einen Herzensfreund, dessen Liebe und Treue mir ewig in der Seele bleiben wird. Schwer wird die Trennung von ihm: aber er sehnt sich nach dem Vaterlande und den Seinigen, sowie diese nach ihm, und mit Recht. Auch ist grade jetzt eine Stelle offen, für die er mir einen ganz besondern Ruf zu haben scheint: die Wiege seiner eigenen praktischen theologischen Bildung bedarf eines jungen kräftigen und geistvollen Lehrers neben dem würdigen Heubner. Erst vorgestern jedoch habe ich über die Art, wie sich die Stelle gestalten wird, vom Minister selbst eine befriedigende Auskunft erhalten.

Bisher nämlich war mit der Lehrerstelle ein Diakonat verbunden, wodurch sie, obgleich immer noch gering ausgestattet, doch annehmbar gemacht wurde. Nun wünscht aber Ihr Herr Sohn mit allen Seelsorgergeschäften verschont bleiben zu können, um recht mit voller Kraft der theologischen Wissenschaft zu leben. Zwar würde mit diesem Diakonat, nach der bisherigen Erfahrung, nur ein sehr geringer Theil der Seelsorge verbunden sein, falls sie nicht gesucht würde: aber es ist doch auch der Wunsch des Ministers, beide Stellen zu trennen, und anzutragen, daß Se. Majestät durch Bewilligung von circa 500 Thlrn. die Stelle verbessere und unab-

hängig mache. Ich zweifle auch nicht, daß dieser Vorschlag genehmigt werde, besonders da Ihr Herr Sohn beim König wegen seiner Amtsführung im guten Andenken ist. Ueberhaupt habe ich hier alle Herzen voll Achtung und Liebe gegen ihn gefunden: auch der Minister (Hr. v. Altenstein) hat sich mit der größten Theilnahme, von Anfang an, über ihn geäußert. Es ist der Gedanke des Ministerii, ihn für die akademische Laufbahn zu erhalten.

Vom gleichen Tage ist auch ein Brief Bunsen's an Rothe selber, aus dem dieser seinem Vater das Folgende abschriftlich mittheilt:

Also jetzt wegen Deiner Anstellung. Tholuck wird „Urlaub erhalten zu einer Reise nach Italien": so wird man es ausdrücken, um alles Aufsehen zu vermeiden, und so rede also auch Du. Er wird Ende März abreisen, um Anfang, spätestens Mitte Mai in Rom zu sein: dort wird er ein, nöthigenfalls zwei Jahre vikariiren. Im Herbste kommt Arndt, der Domcandidat, Straußen's Liebling, den wir behalten können, wenn wir wollen. Sonst wird Nicolovius mit Heubner andern Rath schaffen. Letzterer schlug jetzt Kleinert aus Königsberg vor. Dir ist die Lehrerstelle in Wittenberg bestimmt; vom Archidiakonat ist nie die Rede gewesen, wohl aber vom Diakonat, als mit der Stelle bisher verbunden. Alle versichern mir, auch Tholuck, daß Du hierbei gar keine Seelsorge haben würdest, wenn Du sie nicht suchtest. Doch auch von diesem Diakonat Dich zu entbinden, ist der Wunsch des Ministers. Der König soll circa 500 Thlr. Zulage bewilligen, und ich zweifle nicht, daß es durchgeht. Leider steht es mit Heubner's Promotion an Nitzsch's Stelle noch im Ungewissen, der Union wegen: weder Er noch der König werden nachgeben wollen. Wäre dieß nicht, so würde jetzt die Liturgie keine unübersteigliche Schwierigkeit machen. . . . Bei Deiner Anstellung wird Dir statt der Vorlesung über das kirchliche Leben ganz besonders die Liturgik geschichtlich zu behandeln aufgetragen werden. Alles Thunliche, was Du wünschen kannst, wird Dir hier gewiß mit Freuden gewährt werden. . . . Du wirst Dich über Tholuck's Anerbieten vielleicht wundern, vielleicht auch, daß ich mit eben so freudigem Zutrauen darauf eingegangen bin, als er mir dieß Anerbieten gemacht. Er steht in Halle allein; bis einer der beiden alten Professoren stirbt, hat er wenig Muth, dort zu wirken. Dazu kommt, daß er an der Hypochondrie leidet, so daß ihm die Reise und der neue Wirkungskreis, für ein Jahr mindestens, sehr wohl thun wird.

Daß aber Rothe selber mit diesen Nachrichten die Frage nicht als erledigt ansah, beweisen zunächst lange Briefe von ihm an die Eltern vom Ende Januar und Anfang Februar 1827, die zugleich in seine eigene Stimmung wieder tiefe Einblicke gewähren.

So schreibt er am 29. Januar 1828, allerdings bevor er noch den oben erwähnten Brief Bunsen's erhalten:

Nichts kann uns bei dem Schweben, in welchem jetzt die Wage unsers äußerlichen Schicksals begriffen ist, tröstlicher sein, als die Gewißheit, daß unser Sinn in diesem Punkte auch der Eurige ist, und Ihr unsre Ansicht der Sache billigt, ja schon mit uns theiltet, ehe Ihr selbst sie noch kanntet. Eure Ansicht würde dabei für uns immer von dem größten Gewicht gewesen sein, und ihr hätten wir die unsrige gern untergeordnet. So aber ist's freilich noch schöner. Habe Dank, tausend Dank, lieber Vater, für die viele Schreiberei und Mühe, die Du bei dieser Gelegenheit um meinetwillen gehabt. Es fällt mir recht schwer auf's Herz, wenn ich mir sagen muß, dazu beigetragen zu haben, Deine ohnehin überhäuften Geschäfte noch vermehrt, und überdieß Dir noch eine neue Sorge auf's Herz gewälzt zu haben; ich weiß aber, daß es Dir doch so lieber gewesen, als wenn ich Dir dieß alles aufgespart hätte. Gott gebe nur wenigstens, daß sich die Sache recht bald so auflöst, daß Ihr völlig beruhigt sein könnt; denn wir, lieber Vater, sind junge Leute, denen unmöglich immer alles sogleich nach Wunsch gehen darf, und ich versichere Dich, daß uns die Sache keineswegs niederdrückt, oder den guten Muth benimmt, wiewohl sich allerdings daran mehr und mehr so mancherlei Seiten zu Tage legen, die uns schmerzlich berühren müssen; aber dabei tragen wir die sehr lebendige Ueberzeugung in uns, daß wir im Himmel einen Freund haben, auf dessen unveränderliches Gutmeinen mit uns wir unter allen Umständen rechnen können, und der, bei aller Bescheidenheit, mit der er im Laufe der menschlichen Angelegenheiten in den Hintergrund zurücktritt, am Ende doch auf sie den allein entscheidenden Einfluß ausübt; — überdieß, daß wir hier unten wenigstens zwei Freunde haben, auf deren Freundschaft wir in allen Fällen mit völliger Sicherheit rechnen können, weil ihr Interesse nie mit dem unsrigen collidiren kann. Und auf diese, glaubt es nur, liebe Eltern, rechnen wir gar sehr. Du schreibst zwar, lieber Vater: „Der Himmel scheint es nicht zu wollen, daß ich auf positive Weise zu Deiner Beförderung wirken soll. Er hat Dir selbst so viel Kraft, Befähigung und Freunde gegeben, daß Du im Leben selbständig fortschreitest"; aber mir kommt es immer mehr so vor, daß dieß alles gar unsichere Garantien der Selbständigkeit im Leben sind, und die sicherste von allen immer noch auf der Bescheidenheit unsrer Wünsche beruht.

Derselbe Brief enthält sehr specielle Ausführungen über die contradictio in adjecto eines Diakonats ohne Seelsorge, und über das dadurch nothwendigerweise entstehende schiefe Verhältniß zu den Collegen; sowie andererseits darüber, daß er ja durchaus nicht eine Stelle ambire, sondern nur bereit sei, eine angebotene anzunehmen, sei es diese oder jene, aber nicht zweierlei Heterogenes zusammen. Seine Aeußerungen sind zum Theile in tief wehmüthigem Tone gehalten: „er müsse doch zu irgend etwas in der Welt zu brauchen

sein, wenigstens in den Augen derer, die ihn ganz unaufgefordert mit Lobsprüchen beehrten."

Ebenso setzt er, nachdem er den mitgetheilten Brief Bunsen's erhalten (am 5. Februar 1828), den Eltern ausführlich auseinander, daß damit der eigentliche Hauptpunkt gar nicht entschieden sei. Es möge wenigstens noch ein kleiner Theil dieser langen Darlegung hier Aufnahme finden:

Auch wir sagten also mit Euch, liebe Eltern, Anfangs zu einander: „Nun hiermit könnten wir ja wohl alle einverstanden sein, und dankbar gegen Gott und seine Werkzeuge, beruhigt das Weitere erwarten." Wir nehmen das auch freilich nicht zurück; nur glauben wir die Sache noch keineswegs in's Gleis gebracht, und möchten auf den Grund des Bunsen'schen Briefes unser Vertrauen noch eben nicht gründen. Wenn Herr v. Altenstein auf Erhöhung des Gehalts der Lehrerstelle wirklich anträgt, so scheint mir die Bewilligung dieses Antrags nicht unwahrscheinlich, einmal, weil die Sache an sich sehr billig ist, für's andere, weil es am Fond dazu grade hier nicht wohl fehlen kann, da von den weit mehr als 40000 Thlr. reiner Einkünfte, die jährlich durch die Hände des Directoriums des Wittenberger Seminars dem Ministerio zufließen, nur ein sehr unbedeutender Theil dem Seminar zugewendet wird, und in Wittenberg die allgemeine Klage ist, daß man gar nicht zu erfahren bekomme, wozu das übrige Geld verwendet werde; — nicht im Geringsten aber deshalb, „weil ich beim Könige wegen meiner Amtsführung in gutem Andenken sei", — das ist nichts anderes, als ein bischen Streuzucker. Daß aber der Herr Minister wirklich sich dahin resolvirt hat, auf Verbesserung der Stelle anzutragen, das ist mir auf Bunsen's Brief hin noch sehr problematisch, ebenso sehr als der Frau Bunsen auch; und die Art und Weise, wie sich Bunsen in seinem Briefe an Dich ausdrückt, macht es mir noch problematischer. „Es ist auch der Wunsch des Ministers, beide Stellen zu trennen, und anzutragen" u. s. w. Bunsen wählt seine Worte sehr wohl. Hätte er den Entschluß des Herrn v. Altenstein in dieser Hinsicht als entschieden angesehen, so hätte er nicht geschrieben: „Es ist der Wunsch des Ministers, anzutragen." Hier wäre in jenem Falle der Ausdruck „Wunsch" sehr unangemessen, und ich kann darin nicht mehr lesen, als: „Herr v. Altenstein wollte es Ihrem Sohne herzlich gönnen, daß er die Stelle als unabhängig erhielte, und gern dazu mitwirken; er will sehen, ob es sich vielleicht thun läßt, beim Könige darauf anzutragen", u. s. w. Und dabei kann es gar manches geben, was Herrn v. Altenstein grade jetzt einen solchen Antrag, bei allem Gutmeinen mit mir, mißlich und unangenehm erscheinen lassen kann.

Außerdem sprach aber Rothe sein Bedenken auch gegen Bunsen persönlich aus, in dem bedeutsamen Briefe vom 2. Februar 1828 aus dem eine, für Rothe's „Eifersucht auf seine persönliche Freiheit"

besonders bezeichnende, Stelle bereits im Leben Bunsen's*) Aufnahme gefunden. Hier darf dagegen wohl die nähere Erörterung jener Berufsangelegenheit nicht fehlen:

Weiter komme ich auf den Dank, den ich Dir selbst schuldig bin. Dank, lieber Bunsen, wollte ich Dir von Herzen gern schuldig sein und bleiben, aber das ist mir ein drückendes Bewußtsein, Dir mit meiner Wenigkeit so viel Umstände und Ungelegenheiten machen zu müssen, und der Gedanke, daß das Ministerium meiner Zukunft wegen in Verlegenheit ist, sich meinetwegen den Kopf zerbricht u. s. w., ist mir ein gar widerlicher, weil so gar lächerlicher. Es ist das freilich nicht meine Schuld. Hättet Ihr mich ruhig in dem Strome der Verborgenheit fortschwimmen lassen, so wäre ich mit der Zeit, ohne daß Jemand dadurch in Verlegenheit gerathen, an dem Ziele meiner bescheidenen Wünsche angelangt; nun aber zieht Ihr mich hervor auf's Land und an die Sonne, und müßt nun leider sehen, wie Ihr Euch in mir getäuscht und was für unbeholfene Sprünge ich in diesem neuen Elemente mache; ich aber muß Gefahr laufen, Euch eigensinnig, unbescheiden, wo nicht unverschämt zu erscheinen; ja Du, liebster Bunsen, entdeckst vielleicht erst jetzt an mir eine Seite, die Du mir gar nicht zugetraut hättest, eine starke Eifersucht auf meine persönliche Freiheit. Da siehst Du nun, wie hartnäckig ich über dieser halte, weil ich mir bewußt bin, um keines selbstsüchtigen Zweckes willen sie zu lieben; Du siehst aber auch, wie ich über sie wache, — dadurch daß ich mich herunterhalte, indem ich bei dem Laufe der Welt keine andere Garantie, die man zuverlässig nennen dürfte, für sie kenne, als die Maxime, auf keinen Platz im Leben mich stellen zu lassen, den ich nicht (nach menschlichem Urtheil gemessen) wirklich ausfüllen kann, und wo möglich so, daß ich auch für den nächsten darüber allenfalls noch brauchbar wäre.

Indessen zur Sache selbst! Die gnädige Gesinnung des Ministers erkenne ich sehr lebhaft an; verschafft sie mir die Seminarstelle selbständig, so würde ich sie mit Dank annehmen. Ich wiederhole, daß ich in äußerlicher Beziehung nichts weiter begehre, als die Möglichkeit einer Subsistenz ohne eigentliche Nahrungssorgen, d. h. in Bezug auf Wittenberg 800 Thlr., — daß ich an keine Gleichstellung meiner dortigen Besoldung mit meiner hiesigen auch nur von fern denke. Auf diese Weise scheint freilich die mit jener Stelle verbundene Arbeit sehr theuer bezahlt zu werden; aber das Ministerium kann versichert sein, daß ich mir von demselben eine meinem Gehalte entsprechende Arbeit erbitten und mir schon selbst Arbeit zum Nutzen der Anstalt machen werde, so viel nur in meinen Kräften steht. Wird mir aber die Stelle am Seminar nicht als eine selbständige angetragen, sondern in Verbindung mit dem Diakonat (das aus ökonomischen Rücksichten vor den Riß treten solle), es möge Namen haben, wie es wolle, so bin ich fest entschlossen, sie abzulehnen. Ich bin mir jetzt vollkommen klar darüber in meinem Gewissen, daß ich es

*) Vgl. a. a. O. I. S. 272.

dem Minister, mir selbst und vor allen Dingen dem lieben Gott schuldig bin, kein Amt zu übernehmen, das ich als meine Kräfte schlechterdings übersteigend erkennen muß, und dieses um so mehr, je länger und genauer ich mir die Verhältnisse desselben vergegenwärtige. Du wirst dies nicht Eigensinn nennen, wenn Du Dich an meine Stelle denkst. Ich mache ja nicht die entferntesten Ansprüche auf die Stelle am Wittenberger Seminar, ich bin nur bereit, sie anzunehmen, wenn das Ministerium es (nicht um meinetwegen, sondern des Seminars willen) wünscht; aber dann kann ich doch auch die Bedingungen machen, die mir nicht Eigensinn und Hochmuth, sondern mein Gewissen an die Hand giebt. Ich verlange ja nicht eher von Rom hinwegzukommen, bis mich das Ministerium anderswo zweckmäßig unterzubringen und hier zu verpläciren weiß. Das Ministerium ist mit meiner hiesigen Amtsführung zufrieden, es ist also auch von dieser Seite hin kein Grund vorhanden, mich nur anderswo taliter qualiter unterzubringen. — Meine (wahrhaftig aufrichtigen) Wünsche für meine Zukunft gehen ja auf nichts anderes, als auf das Geringste, wozu man mich, wenn man mich von hier wegnimmt, machen kann, auf nichts Höheres, als eine Predigerstelle auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt; ja selbst, wenn mir das Ministerium eine Militärpredigerstelle antrüge, würde ich, so schwer es mir auch ankäme, keine Minute anstehen, sie anzunehmen. Unter diesen Umständen, lieber Bunsen, glaube ich darin nicht nur befugt, sondern verpflichtet zu sein, indem ich erkläre, jedes Amt übernehmen zu wollen, dessen Verpflichtungen ich leisten kann, zugleich gegen jede Stelle zu protestiren, die mir Verpflichtungen auferlegt, die ich nicht erfüllen kann....

Deinen Zusatz „ohne Seelsorge" in einem früheren Brief an Deine verehrte Frau habe ich doch richtig ausgelegt. Aber ein Mal: kann mich denn ein eingerissener leidiger Mißbrauch in meinem Gewissen von der Pflicht entbinden, eine von meinem Amt, wenn ich dieß wirklich erfüllen will, der Natur der Sache nach unzertrennliche Seelsorge zu „suchen"? und bedarf es überhaupt mehr, um einem ein geistliches Amt gänzlich zu verleiden, als die Zusicherung: „Seelsorge ist in dieser Gemeinde gar nicht hergebracht". Für's andere: es ist nicht die Seelsorge allein, die für mich (und was ich leisten kann, kann wirklich nur ich selbst beurtheilen) mit der Stelle im Seminar unvereinbar ist; sondern hier hast Du noch eine lange Reihe von Dingen, die dazu gehören: wöchentlich eine Katechisation in der Kirche, eine (oder zwei) Betstunden daselbst, zwei Mal Beichthören — alle vier Wochen sämmtliche Taufen, Trauungen und Begräbnisse, desgleichen die Gefängnißpredigt —, dazu rechne den Katechumenenunterricht, die Krankenbesuche, Krankencommunionen u. s. w. Und wenn einzelne dieser Dinge an sich noch so wenig Zeit erfordern, so kosten sie doch viel Zeit, weil sie dieselbe zerreißen, und würden mir ein ernstes wissenschaftliches Treiben für das Seminar und mit den Seminaristen schlechterdings unmöglich machen, — so gern ich zugebe, daß andere das alles mögen gar füglich verbinden können; non omnia possumus omnes,

zumal in meinen Anfängerjahren. Die wöchentliche Predigt für sich allein sollte mich freilich nicht hindern.

Ich weiß, Du nimmst nichts für ungut, lieber Bunsen; darum habe ich Dir unumwunden meinen Sinn mitgetheilt; übrigens wird Gott alles wohl machen; daran ist kein Zweifel. Dies gute Vertrauen kann ich zu ihm haben, ohne mich aufzublähen; ist doch auch mir mitgesagt: „seid ihr denn nicht mehr denn viel Sperlinge." Ueber Tholuck's Entschluß wundre ich mich allerdings sehr, so wenig es mich auch wundert, daß Du freudig auf denselben eingegangen bist. Und nun genug. Gottes reicher Segen begleite Dich! Komm nur bald wieder, und laß uns nicht mehr lange so allein.

Noch fast zwei Monate aber mußte Rothe auf die endgültige Entscheidung seines Geschicks harren. Ein langer Brief an seine Eltern vom 2. März giebt abermals genauen Bericht über die Zeit dieses „Hangens und Bangens". Wie sehr Rothe die ganze Aussicht, noch nach Wittenberg zu kommen, als ungewiß ansah, beweisen u. A. die folgenden Worte:

Die letzte Mittheilung des gütigen Herrn Pathen Reinhart an Dich, lieber Vater, bestätigt uns in unsrer Vermuthung, daß sich die ganze Sache, für den Augenblick wenigstens, wieder zerschlagen werde. Geschieht dieß, so werde ich darin sehr bestimmt Gottes Finger sehen. Auch in Wittenberg, von wo wir am 20. Februar einen Brief vom 31. Januar erhielten, weiß man noch durchaus nichts Näheres. Heubner wußte nicht einmal, ob Bunsen noch in Berlin sei. Ebenso schreibt Bunsen von meiner Sache kein Wort. Glaubt nur so viel, liebe Eltern, daß wir alle beide vollkommen ruhig sind, uns die Gedanken an die Sache so gut wie ganz aus dem Sinn geschlagen haben, und wenn nichts daraus wird, gewiß nicht an dem bittren Geschmack getäuschter Hoffnungen zu laboriren haben werden.

Der gleiche Brief kann übrigens für Mittheilungen und Sendungen danken, welche die inzwischen nach Rom zurückgekehrten Herren Gerhard und Hopfgarten von den Eltern mitgebracht hatten, und beantwortet außerdem die Fragen von diesen über die Feier der letzten Geburtstage und das römische Leben überhaupt. In Bezug auf den ersten Punkt heißt es, daß diese Feste grade am allerstillsten verbracht werden:

Ich gebe gern zu, daß Ihr Euch dieß nicht vorstellen könnt. Ihr solltet aber nur selber sehen, was für ein steifes, kaltes Wesen hier unter und in den wenigen deutschen Familien ist, die hier wohnen oder sich längere Zeit hier aufhalten. Wir könnten noch hundert Jahre hier sein, das würde gewiß nicht anders. Liebe Eltern, die Leute sind hier gar zu vor-

nehm, und die liebe Kunst, die hier das A und O aller gesellschaftlichen Unterhaltung ist, kann wirklich das Eis der Herzen nicht zum Aufthauen bringen. Alle Gesellschaften drehen sich hier um die Reisenden, die von vier zu vier Wochen wechseln: wie kann da herzliche, trauliche und fröhliche Geselligkeit darin herrschen? In unsern vier Pfählen ist uns hier allein wohl, und da je länger, desto wohler.

Ebenso, fährt Rothe weiter fort, „könnten sie mit ihren Geburtstagsgeschenken meistens kein großes Aufheben machen" und motivirt dieß folgendermaßen:

Bei unsrer, wie Bunsen sie nennt, „gastfreien" Weise zu leben — welche doch das Medium und die Bedingung aller hiesigen Wirksamkeit unter der Gemeinde ist, und mich noch nie gereut hat, — da wir, Speise und Trank angehend, nicht so gar viel weniger für andre ausgeben, als für uns selbst, — fällt wirklich zu Geschenken, welche außerhalb des Umfangs eigentlicher Bedürfnisse liegen, nicht so gar viel ab, und die Freude, die wir uns bei solchen Gelegenheiten machen, besteht häufig nur darin, daß wir uns vorher versprechen, einander nichts zu schenken; und ich kann Euch versichern, daß wir uns darüber oft am allerherzlichsten freuen. Auch fehlt's oft bei solchen Gelegenheiten nicht grade am Gelde, aber doch am überflüssigen baaren Gelde. Denn theils erhalten wir unsre Gehaltswechsel oft erst am Ende des Quartals und überhaupt höchst unregelmäßig; theils ist es hier wirklich mit dem Borgen eine fatale Sache, besonders für einen Geistlichen, der thätige Nächstenliebe predigen soll. Die Herren Künstler haben fast nie Geld (oft wirklich ohne ihr Verschulden), und sehen mich als einen Mann an, der bis über die Ohren im Vollen sitzt, und dessen Amtspflicht es überdieß sei, zu geben, wo man nur verlangt. Es versteht sich, ich kann von zehn nicht Einem dienen. Aber was soll ich nun machen, wenn ich über das nächste Bedürfniß hinaus Geld daliegen habe, und es kommt einer meiner näheren Bekannten zu mir, von dem ich weiß, daß er ohne sein Verschulden in peinlicher Verlegenheit ist, und bei der hiesigen Abgeschnittenheit sonst Niemanden hat, der ihm daraus helfen könnte? Ich müßte keinen Funken Glauben an die Wahrheit des Worts haben, dessen Diener ich bin, wenn ich nicht aufschlösse, und borgte, wie ich eben kann. So leicht und schnell aber das Geld die Treppe hinunter wandelt, kommt es denn doch nur gar selten eben so leicht und schnell wieder herauf.

Von noch allgemeinerem Interesse ist die Beantwortung der zweiten Frage der Eltern:

Eben so einfach wie an unsern Festtagen ist nun aber unser Leben überhaupt. Unser Lebensgenuß ist die Arbeit; und daran fehlt's, Gottlob! noch immer nicht. Der Abendgottesdienst am Mittwoch und die Dienstags- und Freitags-Abende bei uns gehen auch diesen Winter fort. Ich bin aber für diesen Winter aus der Kirchengeschichte in die Exegese

hinübergesprungen. Mein jetziger näherer Kreis, der sich, bei allem Abgange früherer Glieder, durch Gottes Segen doch regelmäßig immer wieder completirt, und eher vergrößert, besteht fast aus lauter späteren Ankömmlingen, die den Schwanz der Kirchengeschichte, ohne den Kopf und Rumpf zu kennen, natürlich nicht recht verdauen konnten; und als ich ihnen die Wahl stellte, ob ich die Kirchengeschichte wieder von vorne anfangen, oder ein biblisches Buch mit ihnen durchgehen sollte, zogen sie zu meiner großen Satisfaction das letztere vor; und so haben wir denn bisher den Matthäus ganz, den Marcus und Lucas theilweise miteinander durchgenommen, und stehen jetzt im 8. Kapitel Johannis. Ich habe dabei nur das Augenmerk, sie zu einem klaren und scharfen Verständniß des sensus literalis und des vollen Gedankensinnes (nach allen seinen Dimensionen) und genauen Gedankenzusammenhanges anzuleiten, daß sie lernen, die Bibel mit angestrengtem Nachdenken (was selbst die meisten gelehrten Ausleger hierbei für überflüssig erachten,) zu lesen. Alles gesalbten Gewäsches über die Anwendung, die oft wie die Faust auf's Auge paßt, enthalte ich mich streng. Die rechte und einzige Salbung liegt in der Wahrheit und den Nerven der Schriftgedanken; der unverhüllte Blick in ihr Licht und ihre Tiefen — der erbaut und heiligt den inneren Menschen, die erbauliche Sauce aber, die man darüber gießt, verdirbt nur den Magen. Wem ohne sie Gottes Wort nicht schmeckt, dessen geistlicher Magen ist gewiß schon verdorben. Das tiefe Gefühl hierfür, das mir der liebe Gott geschenkt hat, das ist's eigentlich, was mir jedes practische geistliche Amt allerdings verleiden und schwer machen wird. Darüber täusche ich ich mich allerdings nicht, und würde, wenn ich jetzt anfinge zu studiren, gewiß auf die gelehrte Carriere los arbeiten; aber jetzt — was bleibt da weiter übrig, als jener schale Geschmack, den ich bei und nach allen meinen Amtsverrichtungen im Munde und im Herzen habe, mir gefallen zu lassen, als mein eigenthümliches heiliges Kreuz? — Hat mir doch der liebe Gott in so vielen andern Stücken so reichlich Gutes geschenkt! Am leichtesten würde ich jenen Druck indeß immer in den Verhältnissen eines Landpastors fühlen; dabei bleibe ich. — Also es geht bei uns ein Tag wie der andre dahin, — Gottlob! fröhlich und nicht in Unthätigkeit, ohne aber für die Chronik etwas abzuwerfen. Vorzugsweise ist dieß freilich diesen Winter der Fall, wiewohl die böse Plage der zeitverderbenden Reisenden mich auch diesen Winter nicht unheimgesucht läßt. Besonders machen mir zwei Amtsbrüder aus Nordamerika viel zu schaffen, die schon seit Neujahr hier sind. Dagegen habe ich aber auch mit dem Anfang von 1828 ein gut Glas neues Oel auf meine Lampe bekommen durch ein Pack (für mich) neuer Produkte unsrer lieben theologischen Literatur, deren ich mich zum Theil sehr gefreut habe. Bunsen hatte sich durch Herrn Gerhard's gütige Vermittelung im vorigen Sommer aus Deutschland eine ganze Kiste mit Büchern bestellt, unter denen ich mir auch dieses oder jenes mit bestellt hatte; und diese Kiste kam denn mit dem Schluß des vorigen Jahres glücklich hier an. — Durch Herrn Gerhard's Güte habe ich auch Eures Hrn. C. R. Menzel's vielverschrieene Reformationsgeschichte gelesen. Das

Buch macht, bei vielen schätzbaren Seiten, den unangenehmen Eindruck, den jedes über eine großartige und die allgemein menschlichen Interessen unmittelbar ansprechende Begebenheit wirklich sine ira et studio, d. h. in concreto ohne lebendiges persönliches Interesse an dem Gegenstand, geschriebene Werk nicht verfehlen kann.

Die Fortsetzung dieses Briefes vom 13. und noch mehr der Schluß desselben vom 17. März kann dagegen bereits von der Basis endlich erfüllter Hoffnungen ausgehen. Bereits am 28. Februar hatte Heubner dem Vater Rothe's berichten können:

Ich würde mich freuen, wenn ich eilend, die vor einer Stunde durch Bunsen mir zugekommene Nachricht Ihnen mitzutheilen, der erste Bote für Sie würde. Bunsen schreibt unterm 27.: „R. wird mit 800 Thlrn. in W. angestellt, nur als Lehrer, ohne alle Seelsorge und Diaconatsgeschäfte; er wird schon Anfang Mai frei sein, und zur Reise 300 Thlr., 100 Thlr. zur Badereise nach Ischia oder wo er will, erhalten: Prof. Tholuck in Halle löst ihn für's erste ab." Daß wir vor Freude kaum essen konnten, werden Sie leicht glauben: immer zweifelte ich, wie ich leicht an dem, was mir erwünscht ist, zweifle; — und das Ministerium macht immer soviel Schwierigkeiten, wenn über den Etat hinausgegangen werden sollte. Nur die Hand des Herrn hat es herbeigeführt. . . .

Sie haben nun freilich nicht den so nahen Genuß an den Lieben zu erwarten, als wir; doch gönnen Sie uns gewiß gern, und besonders mir die Nähe eines solchen Bruders, die ich lange vergeblich ersehnte. Die arme liebe Mutter freut sich zwar auch, bangt aber immer, ob sie noch die Rückkehr der lieben Kinder erleben werde. Ich getraue mir nicht ärztlich zu urtheilen. Sie ist zwar sehr schwach geworden, auch geschwollen; doch nicht plötzlich, sondern successive, ihre gewöhnliche Lebensweise ist unverändert. Ich glaube nicht, daß Furcht ist, so schnell und bald sie aufgelöst zu sehen. Der Herr möge ihr diese Freude noch gönnen!

Rothe seinerseits aber kann zunächst am 13. März von einer indirekten Mittheilung Bunsen's sagen:

Hiernach kann ich (wiewohl ich noch immer nichts officiell darüber besitze,) doch kaum mehr bezweifeln, daß uns der liebe Gott wirklich nach Wittenberg führt; und, wie Ihr aus meinen früheren Briefen wißt, unter solchen Verhältnissen gehe ich mit herzlichem Dank und Freude nach Wittenberg. Die Aussicht, für die paar Jahre, die man auf dieser Welt zu verleben hat, einen entschieden wissenschaftlichen Beruf und Thätigkeit vor mir zu haben, nicht mehr von dem, was mir das Heiligste ist, Profession machen zu dürfen, nicht mehr nöthig zu haben, die göttlichen Gedanken und Wahrheiten, die in ihrer ursprünglichen Gestalt wie helle, lichtsprühende Diamanten mich anblitzen, und wie scharfe, zweischneidige Schwerter mein innerstes Bewußtsein und Wesen durch-

dringen, und dort „scheiden Seel' und Geist, auch Mark und Bein, und richten die Gedanken und Sinnen des Herzens", — ex officio wenn die Uhr am Kirchthurm schlägt (ich mag inwendig warm oder kalt sein,) in dem trüben Wasser meiner eignen Gedanken und Gefühle zur vermeintlichen Erbauung der Gemeinde aufzulösen, für mein eignes Gefühl aber in den Koth zu treten, und allen überirdischen Schmelz von ihnen abzuspülen, — die Aussicht, dieser drückenden Nothwendigkeit für die Zukunft überhoben zu sein, — wie sie mir wohlthut, das könnt Ihr Euch kaum vorstellen. Ich bin überzeugt, es geht gewiß nur den wenigsten Geistlichen so, sonst wären sie alle elende, geschlagene Leute; aber der treue Schöpfer unsrer Seelen hat nun einmal den einen so, den andern anders zugeschnitten, und will das nicht umsonst gethan haben, sondern verlangt, daß ihm nun auch jeder in der besonderen Weise diene, nach welcher er innerlich geformt ist. Mich wieder als Laien fühlen zu können, dabei werde ich mit einer ähnlichen Empfindung aufathmen, wie ein Kranker, den endlich der Stickkrampf verlassen hat. Im Uebrigen vertraue ich meinem Herrn und Gott, daß er mir in dem neuen Amte forthelfen, und mich mit der Zeit ordentlich tüchtig dazu machen wird. An Lust, Trieb, Ernst, Fleiß soll es, mit Seiner Hülfe, von meiner Seite nicht fehlen. Wie ich's anzugreifen habe, dieß Eine habe ich wenigstens in den zehn Jahren, da ich Theologie treibe, gelernt. Des Aeußerlichen wegen bin ich auch außer Sorgen.

Und am 17. März schreibt er:

Heute gegen Abend gingen zu unsrer großen Freude Eure theuren Briefe Nr. 37 vom 3. d. M. bei uns ein. Unsern herzlichsten Dank dafür, verehrte Eltern! So seid Ihr also doch die ersten, durch die wir etwas unzweideutig Gewisses über die Entscheidung unsers Schicksals vernehmen. Denn so wenig auch nach den letzteren Bunsen'schen Nachrichten noch an der Richtigkeit unsrer Wittenberger Anstellung zu zweifeln war, so war doch daraus immer noch nicht abzunehmen, ob dieselbe auch bereits officiell und in optima forma decretirt sei. Darüber setzen uns nun die durch Eure Güte erhaltenen Reinhart'schen Mittheilungen außer Zweifel. Nun, so können wir uns also der Freude über die gütige Führung des lieben Gottes zweifellos überlassen, deren authentische Kunde zuerst von Eurer Hand erhalten zu haben, wir als ein sehr gutes omen ansehen. Schon aus dem Früheren seht Ihr, liebe Eltern, daß wir uns dieser Weise der Rückkehr in's Vaterland herzlich freuen, und ohne Besorgniß wegen dessen, was Euch daran vielleicht bedenklich erscheint, dem himmlischen Vater dafür aufrichtig und innig danken. Sein Finger bei Leitung des Ganzen ist unverkennbar. Die Besetzung der Wittenberger Stelle hat sich nun beinahe vier Jahre hinziehen müssen; wenigstens vier oder fünf Leuten ist sie angetragen worden, bei denen es sich eben immer nur um die äußerliche Verbesserung und Selbständigmachung derselben gehandelt hat, die sie zur Bedingung machten, und von der man nichts hören wollte; — wenigstens zehn andre haben sich um die Stelle, wie sie war, beworben, und

auch sie konnten ihrer nicht habhaft werden; jetzt wird sie mir, während ich halb und halb widerstrebe, selbständig fast aufgedrungen!

Uebrigens verhehle ich nicht, daß ich, nun sich die reale Möglichkeit eröffnet hat, mich entschieden für die gelehrte Laufbahn zu bestimmen, gar gern der praktischen valediciren werde, wenn es in jener irgend fortgeht, was ich mir, unter Gottes Beistand, wohl ohne Anmaßung versprechen darf. Ich habe der Lust dazu bisher niemals freien Lauf gelassen, weil ich nicht wußte, ob ich nicht dadurch eine nicht zu befriedigende Leidenschaft in mir wecken würde; aber verhehlen konnte ich sie mir doch schon lange nicht mehr. An meine Promotion will ich gewiß recht ernstlich denken. Ich habe auch gar manches, was ich in's theologische Publikum bringen möchte, und was zum Theil der Geburt schon sehr nahe gebracht ist. An bestimmten theologischen Aufgaben für meine Studien und an Stoff zu literärischen Arbeiten sollte es mir überhaupt nicht fehlen, wenn auch nicht ars longa, vita brevis wäre. Die beiden ersten Jahre wird mich freilich die Ausarbeitung meiner Vorlesungen über das sogenannte kirchliche Leben sehr in Beschlag nehmen; doch wird schon auch noch nebenbei manche Stunde zu andern Dingen übrig bleiben. Es ist ein ganz anderes Ding, wenn man nicht nöthig hat, ganz heterogene Arbeiten neben einander zu treiben.... Also nochmals Gott herzlichen Dank!

Aus der gleichen dankbaren Stimmung heraus ist ein Brief an den treuen Lehrer Heubner vom 22. März 1828 geschrieben, dessen Gemüthsfülle fast an die schönsten alttestamentlichen Dankpsalmen erinnert:

Der Name des Herrn sei gelobet, daß er so gütig ist! Er hat uns von Neuem unsers Herzens Wünsche erfüllt, ganz wider unser eignes Erwarten; Er gebe nun auch noch Gnade dazu, daß wir immer gründlicher lernen, Seines heiligen Herzens Wünsche an uns zu erfüllen! Dich, lieber Bruder, und Deine theure Charlotte bitten wir um einen freundlichen Willkommen in Eurer Mitte und zum Voraus um die alte Liebe und Nachsicht mit uns. Wir müssen jetzt (obwohl ich noch keine officielle Zeile darüber in Händen habe) unsre Bestimmung nach Wittenberg als völlig definitiv und officiell ansehen, theils nach dem, was Bunsen hierher an seine Frau und an Dich geschrieben hat, theils nach dem, was Herr Reinhart in Berlin dem Vater mitgetheilt, demzufolge ihm Bunsen meine bereits am 24. Februar vom auswärtigen Ministerio ausgefertigte Entlassung aus meinem hiesigen Posten vorgelesen hat. Die officielle Entlassung scheint ja doch voraussetzen zu lassen, daß auch bereits die neue Anstellung officiell im Reinen war. Daß ich unter den gegenwärtigen Bedingungen mit inniger Freude und Dank gegen meinen Gott und Heiland zu Euch komme, darf ich Dir nicht erst sagen. Seine Hand ist dabei unverkennbar im Spiele; die einzelnen Fäden, an denen die Sache gehangen hat, liegen zu deutlich vor unsern Augen, viel deutlicher als Ihr, die Ihr unsre

hiesigen Verhältnisse nicht im Detail kennt, es bis jetzt noch sehen könnt. Was wir in der Sache gethan, war ja nur ein Dagegenarbeiten, das mich jetzt doppelt nicht gereut. Mit Händen kann ich darin die Erhörung meiner Seufzer greifen, die ich einigemale in der letzten Hälfte des vorigen Julius aus dem mein Herz überwältigenden Gefühle der Gefangenschaft, unter die mein hiesiges Amt meinen innern Menschen nahm, zu meinem Herrn um Befreiung aus diesen Banden hinaufschicken mußte, und die mir die Seele so unbeschreiblich leicht machten, daß ich gleich zu meiner Louise sagte: „heute hat mich der liebe Gott gehört. Du wirst sehen, Er macht schon hinter unserm Rücken Anstalten, uns aus unsrer Fremdlingschaft auszuführen." — Nun, möchte ich doch dem Seminar nützlich sein, lieber Bruder! Ich habe bis jetzt ein recht freudiges Vertrauen dazu und schöpfe recht eigentlich Luft an meinem inwendigen Menschen bei dem Gedanken (dem ich mich jetzt hingeben darf) an meinen Austritt aus dem praktischen geistlichen Beruf. Lieber Bruder, Du kannst mir das natürlich ebensowenig nachfühlen, als ich Dir Deine Freude und Seligkeit in jenem Wirkungskreise; aber glaube mir nur, wenn jemand zur Seelsorge nicht gemacht ist, so bin ich's. Zu dieser Erkenntniß habe ich hier während mehr als vier Jahren unter viel tiefen Seufzern und Thränen kommen müssen, und dabei ist denn freilich, Gott sei Dank, der Acker meines Herzens ein wenig in die Tiefe hinein umgewühlt und gesiebt worden; aber ich preise doch Gott, daß diese Schule nun bald aus sein soll.

Das Heiligste des Herzens Gottes und auch meines armen Herzens mit viel Worten und menschlichen Handhaben anzufassen, um es so andern darzubieten, ohne daß es dadurch für mich blind und matt würde und seinen eigenthümlich übermenschlichen Lichtglanz und Feuerkraft verlöre, — ohne daß ich dabei meinem Bewußtsein nach mich recht eigentlich daran vergriffe, — diese Gabe geht mir gänzlich ab. Die Kanäle, durch welche Gottes Wort in mich seine Gütigkeit und die in ihm liegenden Kräfte der zukünftigen Welt einströmen läßt, sind so ganz andre, als diejenigen, auf welche ich im geistlichen Amte mit meiner Handleitung zu Christo gewiesen bin! Darum kann ich mich hier mit aller Mühe nicht zurecht finden. Wie oft ich's versucht und immer wieder versucht habe, weiß Gott. Daneben ist mein Trieb zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit Gottes Wort entschieden. Sobald ich ihm nachgehen durfte und konnte, lebte mein Herz auf und fühlte den nahen Gott und die von Ihm ausströmenden Kräfte der Heiligung, — Licht, Leben, Wärme, Gebetstrieb, Liebe und Gegenliebe. Wie bei andern Gott durch das Herz in den Geist zu kommen scheint, so kommt Er bei mir durch den Geist in's Herz (so schief übrigens alle solchen Ausdrücke der Natur der Sache nach sind). Darum zweifle ich nicht mehr, daß auch das: „ein jeder mit der Gabe, die ihm Gott gegeben hat," gilt. Auf dem „Gott mit seiner besondern Gabe dienen" beruht ja doch alle Freudigkeit und aller Segen in diesem Dienst. Ich messe die

meinige gewiß nicht mit den Gaben Andrer, demüthige mich gern unter sie, aber wegwerfen kann und darf ich sie doch nicht; sehe ja auch nicht, daß wir eben Ueberfluß hätten an solchen, die sich zum Forschen in Gottes Gedanken vorzugsweise hingezogen fühlten. Daß auf diesem Wege die Wirksamkeit für das Reich Gottes gewiß nur eine sehr mittelbare, vor menschlichen Augen vielleicht ganz verborgene ist, — das stört mich gar nicht, sondern ist mir grade köstlich und ein Zeichen davon, daß sie eine reine, tiefgehende und bleibende, — daß hier Gottes Weg ist. *Ἐκ μὴ φαινομένων τὰ βλεπόμενα.*

Verzeihe, lieber Heubner, weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über, und es ist hier nichts, davon das Herz nicht vor Gott voll sein dürfte. Die Gabe gewaltiger, directer Erweckungen geht mir gänzlich ab, und nach dem Gesichtskreis, für den der treue Schöpfer unsrer Seelen grade mein inneres Auge organisirt hat, könnte ich auch nicht einmal mit gutem Gewissen darauf hinarbeiten. Diese Thür würde ich auch am Seminar mir immer verschlossen finden, ich hoffe aber nicht auch eine andre, die doch gleichfalls eine Thür zu Christo ist und eine gar nahe liegende, dabei aber für unsern alten Menschen gewaltig eng sich zusammenziehende und immer enger werdende, so daß er schlechterdings nicht mit hinein kann. Gründliche und klare Kenntniß und Verständniß des Wortes Gottes und lebendige Ueberzeugung von seiner Göttlichkeit ist ja doch dasjenige Bedürfniß, das künftigen Dienern jenes Worts am unmittelbarsten als Gewissenssache nahe liegt; und wie eine solche Erkenntniß und Ueberzeugung nicht möglich ist ohne Erneuerung des inwendigen Menschen, so kann auch das aufrichtige und ernstliche Suchen nach jener nicht abgehen ohne kräftige Züge und Wirkungen an dem Herzen zu Buße und Glauben an Jesum. — Mein theologisches Glaubensbekenntniß in meinem letzteren Briefe muß ich freilich auf eine so mißverständliche Weise ausgesprochen haben, daß ich mir selbst keine Vorstellung davon machen kann. Dieß muß ich theils aus den Consequenzen schließen, die Du daraus ableitest, und die, wenn durch irgend eine Ansicht, grade durch die meinige schlechterdings ausgeschlossen werden, — theils aus Deinem Verlangen, meine Principien durch ihre Anwendung auf einen besondern concreten Fall veranschaulicht zu sehen; denn dieß könnte ja meinestheils nur durch eine förmliche Abhandlung über eine einzelne dogmatische Materie geschehen, und anderntheils auch hierdurch nur noch sehr unvollkommen, und so, daß die Hauptsache immer noch nicht klar hervorträte, da diese ja nicht in den einzelnen dogmatischen Sätzen liegt, sondern in dem nothwendigen Organismus, zu welchem sich diese, wenn sie einzeln ihre specifisch adäquate Form gefunden, ohne Beihülfe eines von außen hinzugebrachten Schematismus von selbst zusammenschließen. Dieß Factum, das sich unverkennbar im alten und neuen Testament findet, nichtsdestoweniger aber in allen unsern Dogmatiken vermißt wird, und das gewiß nur die Frucht vieler Jahrhunderte sein kann, ist natürlich das Endresultat, nicht die erste vorläufige Frucht des Schriftstudiums, und es kann, was

den Einzelnen angeht, nur von Approximation an dieses Ziel die Rede sein. Die alten Wahrheiten bleiben unverändert die alten, es werden derer nicht weniger und nicht mehr; aber ob diese nämlichen Wahrheiten in meinem Kopf (und mithin auch in meinem Herzen) so oder so untereinander rangirt sind, ob in dem Baum der Erkenntniß, den sie bilden, was seiner Natur nach, d. h. im göttlichen Intellectus, Wurzel ist, als Wurzel, was Ast und Zweig, als Ast und Zweig gesetzt ist, oder ob diese Ordnung, die das gesunde organische Leben des Ganzen bedingt, verfehlt ist, — darauf kommt nach meiner Ueberzeugung nichts weniger als wenig an, und ich kann mir keinen andern Weg vorstellen, auf dem eine philosophische Rechtfertigung der Offenbarung (die wir doch wenigstens als Aufgabe nicht aus dem Auge verlieren dürfen,) erreichbar sei, NB. nicht etwa von mir, was mir nicht in den Sinn kommt, wie Du mir das wohl auch ohne weitere Bemerkung zutrauen würdest. — Aber genug hiervon; läßt uns der Herr eine Weile mit einander leben und arbeiten, so werden Dir meine Gedanken schon deutlicher werden, als durch alle Briefe, wenn Du sie auch nicht solltest billigen können. Geht mir's doch auch mit tausend Dingen in der geistlichen Welt so. Es will einem manchmal wehe thun, daß kein einziger einen Blick nach dem ganzen Horizont hin hat, sondern jeder nur ein Stück davon sieht, und man sich also so oft nicht lebendig in den Gesichtskreis seines lieben Nebenmannes zu versetzen vermag; und doch ist das bescheiden Beharren innerhalb der Grenzen seiner Individualität die nothwendige Bedingung jeder Gott wohlgefälligen und wirklich fruchtbringenden Thätigkeit, und wider alle solche Wehmuth ein überfließender Trost in dem Bewußtsein, daß doch, bei aller Verschiedenheit der Gesichtskreise der Augen, die Herzen nur Einen Gesichtspunkt haben, der nicht am Horizont, sondern oben liegt, und nur Eine Sonne, in deren Licht sie alle sehen, was ihnen von so verschiedenen Seiten erscheint. O daß diese Sonnenstrahlen mir täglich immer tiefer in mein innerstes Bewußtsein eindringen mögen, dort Leben weckend und befruchtend, — dafür bete recht ernstlich, mein lieber Bruder. — Uebrigens hat meine damalige Exposition wenigstens ihren nächsten Zweck vollkommen erreicht, nämlich Dir zu einer Zeit, da Du meine Anstellung am Seminar noch leicht rückgängig machen konntest, meine theologischen Ansichten von der Seite zu zeigen, von welcher Du an ihnen vielleicht irre werden könntest.

In dem weiteren Verfolg dieses Briefes tritt zugleich die Rothe so besonders kennzeichnende demüthige Bescheidenheit wieder in einer Parallele hervor, die er zwischen sich und Tholuck zieht:

Daß Tholuck mein nächster einstweiliger Nachfolger wird, freut mich um der Gemeinde willen sehr. Säen und ernten wird bei ihm, so Gott Gnade giebt, ganz anders schnell auf einander folgen, als bei mir. Ich will innig jubeln, neben ihm auch in der Menschen Augen recht klein zu werden, damit Christus in ihm und durch ihn groß werde, und er in

Christo. Bange ist mir aber für des armen Tholuck Gesundheit bei den heißen Sommermonaten, in die er hier grade hineinkommt. Kennst Du meinen eigentlichen Nachfolger, den Herrn v. Tippelskirch aus Königsberg näher? Bunsen scheint sehr entzückt von ihm. Meine kleine Heerde ist recht aufrichtig betrübt über meinen Abgang, und macht mir das Herz gar schwer. Unerklärlich, daß diesen guten Seelen das noch immer wohl und nahrhaft schmeckt, was, wenn es über meine Lippen geht, mich anekelt wie laues Wasser. Das ist eine besondre Gnade des heiligen Geistes, durch den Gedanken an die ich mich oft habe aufrichten müssen, wenn mir mein Predigen gar zu ärgerlich vorkam.

Umgekehrt darf aber auch das Facit, das er nunmehr über die Gesammtwirksamkeit in Rom ziehen kann, ein freudig dankbares sein:

Wir haben hier viel, sehr viel Gutes und Gnade aus der Hand Gottes empfangen; bei aller innerlichen Noth, durch die ich hier zu gehen gehabt, möchte ich um alles in der Welt nicht diese vier römischen Jahre nicht durchlebt haben; bin ich einmal irgend brauchbar zu Gottes Werk, so verdanke ich es meiner hiesigen Abgeschiedenheit von den Einflüssen der Menschen, in der ich erst (freilich nur noch sehr kinderhaft) angefangen habe, fest und selbständig zu werden im Herrn, wenigstens doch zu lernen, was dieß ist — in der erst die Scheidewand zwischen meinem individuellen Leben und meinem Leben in Christo gesunken ist, und der Mensch und der Christ in mir ἀδιαιρέτως und ἀχωρίστως Eins geworden sind. Aber dabei fühlte ich doch auch zuletzt immer klarer, daß es nun Zeit werde, am Glöckchen zu ziehen und einen neuen Abschnitt dieses kurzen Lebens einzuläuten. Nun, der Herr hat's zu seiner Zeit gnädiglich gethan. Er sei herzlich dafür gepriesen!

Auch der Brief an die Eltern vom 13. März ging übrigens bereits auf die Frage wegen seines Nachfolgers in Rom ein; und es möchten die dortigen Ausführungen eine unentbehrliche Ergänzung zu dem an Heubner über Tholuck Geschriebenen sein:

In Ansehung meiner Remplacirung schreibt Bunsen Folgendes. Ende April würde Tholuck hier eintreffen, um vorläufig zu vicariiren. Als meinen eigentlichen Nachfolger habe er (Bunsen) sich jetzt definitiv einen jungen Herrn von Tippelskirch aus Königsberg ausgesucht, der zuerst Jurist, dann Separatist gewesen, jetzt aber ein sehr besonnener und erleuchteter (ich bitte diesen Ausdruck, mit dessen Ausspendung ich gern etwas behutsamer zu Werke gehe, nicht auf meine Rechnung zu setzen,) gelehrter kirchlicher Theologe sei. Dieser werde sich bis zum 1. Mai auf eine durch ganz Deutschland zu unternehmende liturgische Reise vorbereiten, dann dieselbe auf acht Monate antreten, um allen in unsrer Kirche vorhandenen liturgischen Stoff vollständig zusammen zu bringen; demnächst nach Marienwerder zurückgehen, um sich dort mit einer Gräfin

Kanitz zu verheirathen, und darauf dann sich mit dieser auf den Weg nach Rom zu begeben. Zum Verständniß des weit aussehenden liturgischen Operationsplans muß ich hinzusetzen, daß Bunsen in der letzteren Zeit sich ein Herz gefaßt hat, dem Könige unsre hiesigen liturgischen Versuche vorlegen zu lassen. Anfangs hat der König dieselben nicht eben sehr günstig aufgenommen, sondern nur erklärt, über unsre hiesige Kapelle, wo wohl ganz eigenthümliche Verhältnisse obwalten möchten, wolle er sich gern keine Jurisdiction anmaßen, und uns vollkommen frei nach bestem Wissen und Gewissen schalten lassen; aber sonst könne er sich in Bunsen's liturgische Ideen nicht finden. Einige Tage darauf indeß ließ er sich das Ganze, das er bisher nur flüchtig durchblättert, im Zusammenhange vorlesen, und urtheilte nun, er könne nicht läugnen, daß die Grundsätze, auf die die Sache gebaut sei, ihm vollkommen als die richtigeren einleuchteten, und das Ganze eine lobenswerthe und schöne Arbeit sei. Er ging hierauf die Papiere noch einmal für sich durch, fügte seine bleistiftlichen Anmerkungen bei, und sprach die einzelnen ihm dubiösen Punkte mit Bunsen durch; worauf er sich abermals sehr zufrieden erklärte, und Bunsen sagte, das solle in der römischen Kapelle ja alles so bleiben, sonst aber wisse er es freilich jetzt nicht zu benutzen. — Bunsen scheint allerdings zu meinen, daß damit schon wer weiß wie viel gewonnen sei. Da hat nun seine Frau gewiß sehr recht, wenn sie das bei ruhiger Ueberlegung nicht in der Sache finden kann; allein dasjenige, was nach meiner Ansicht in dieser Sache einzig und allein wirklich zu wünschen war, ist doch in der That zu Stande gekommen, nämlich die bestimmte Anerkennung und Autorisation unsres hiesigen liturgischen Zustandes, und dafür danke ich Gott von Herzen. Ich habe bei unsern liturgischen Arbeiten nie einen andern Wirkungskreis im Auge gehabt, als unsern nächsten hiesigen; Bunsen als Kirchen-Politicus hat freilich dabei immer weiter hinausgesehen; dennoch bin ich überzeugt, daß das etwaige Gedeihen, das auf diesen Arbeiten ruht, grade von jener Beschränkung meines Gesichtskreises herrührt, indem durch sie die Lauterkeit meiner Absichten dabei wohl ziemlich bedingt war. Mein Glaube an das Gute und Große, das im Verborgenen geschieht, und um das die, durch welche es geschieht, grade am allerwenigsten wissen, nimmt von Jahr zu Jahr zu, wie die Ueberzeugung, daß die besten und kräftigsten Potenzen, die diesen irdischen Zeitlauf in Bewegung setzen und seinem Ziele zu entwickeln, nur im Verborgenen gedeihen. Meine Abneigung gegen alles Reformiren von außen her, gegen alles Helfenwollen durch Verbesserung der äußeren Formen des Kirchenthums wird immer entschiedener, und meine Ueberzeugung immer lebendiger, daß auch die neue geistliche Schöpfung, das Reich Gottes nach derselben Formel in's Dasein tritt, nach welcher der Apostel Hebr. 11, 3 die materielle Schöpfung erfolgen läßt: „also, daß aus Nichterscheinendem das Sichtbare geworden." Freilich kann dieß aber nur der Glaube merken und anerkennen, der nach demselben Apostel „eine Hypostasis gehoffter und eine Ueberweisung von nicht gesehenen Dingen" ist (V. 1. wir haben keinen ordentlichen und genauen deutschen Ausdruck für den Gedanken des Apostels).

Aus dem Briefe vom 17. März sei endlich noch erwähnt, daß derselbe bereits das Anerbieten der Eltern wegen der Badekur in Ischia nach eingehender Erwägung dankend annimmt, auch schon die verschiedenen Möglichkeiten des Zusammentreffens mit den Eltern auf der Rückreise bespricht, dabei eifrig für München plaidirend. Wir erwähnen aber nur noch, im Anschluß an das, was der Brief an Heubner über das Facit der römischen Periode gesagt, ein paar ähnlich zusammenfassende Aeußerungen:

Wir haben hier bisher noch gar nichts von unserm Abgange verlauten lassen, wollen aber jetzt damit herausrücken. Diejenigen, die sich zu unsrer Kapelle halten, werden mit dieser Nachricht aufrichtig unzufrieden sein, und mich ungern wegziehen sehen — davon bin ich fest überzeugt. Die Trennung von ihnen wird mir auch nahe genug gehen....

Es soll mich verlangen, wie Ihr mit uns nach Verlauf von $4^1/_2$ Jahren zufrieden sein werdet. Ohne Eigenlob zu vermelden, hoffe ich, Rom hat uns hier und da gut gethan, und wir werden unser Lebelang Ursache haben, es uns nicht gereuen zu lassen, daß wir dieser Führung Gottes in die Fremde gefolgt sind.

Nach der ursprünglichen Bestimmung sollte nun Tholuck bereits im April 1828 in Rom eintreffen. Obgleich er aber seine Bitte um das römische Vikariat noch im Jahre 1827 gestellt hatte, und obgleich eine Menge von Schwierigkeiten, die sich der Ausführung seines Wunsches entgegenstellten, von Bunsen mit wahrhaft unermüdlichem Eifer erledigt wurden, verzögerte sich seine Ankunft doch so sehr, daß Rothe noch den ganzen Mai hindurch sein römisches Amt wahrzunehmen hatte.

Ueber die, von vornherein befürchtete, Verzögerung seiner Heimkehr schreibt Heubner am 17. April 1828 an Hahn:*)

Tholuck reist nun morgen früh nach Rom ab, und Rothe kommt hierher. Gott gebe, daß die heißen Monate nicht Tholuck's Gesundheit angreifen! — Wann aber Rothe's hierher kommen, ist noch sehr ungewiß. Erstens wird Rothe noch einige Zeit bleiben, um Tholuck einzuweisen, und dann wollen sie die Bäder in Ischia gebrauchen, welches vor Mitte Juni nicht geschehen kann, gewöhnlich sogar erst im Juli; — wollten sie nun erst hierher kommen, was erst im August geschehen könnte, und von da nach Breslau reisen, und im September oder spätestens Anfangs Oktober wieder hierher, so machte das viel Umreisens.

*) Gegen Rothe's Vater hatte Heubner bereits am 5. April seine Bedenken über den Plan Tholuck's ausgesprochen, in ähnlicher Weise wie in dem oben S. 193 mitgetheilten Briefe an Hahn vom 16. Februar 1828.

Bald darauf (am 16. Juli 1828) berichtet Heubner demselben über eine unliebe Erschwerung der Wittenberger Stellung Rothe's:

Unserm lieben Rothe soll zum guten Anfang viel aufgebürdet werden; ich weiß nicht, von wem das ausgehen mag! Er bedarf besonders zum Antritt einer Ermäßigung! Gott wird helfen; wenn er an einer Universität Anstellung erhielte, hätte er's leichter; da würde ihm nicht vorgeschrieben, was und wie viele Stunden er lesen solle!

Rothe seinerseits sehen wir in die Verzögerung von Tholuck's Ankunft sich leichter hineinfinden. Er schrieb darüber am 24. Mai 1828 an den am 21. Mai nach Rom zurückgekehrten Bunsen:

Ich habe so eben beiliegenden Brief von unserm Tholuck erhalten, den ich (das Postgeld Dir schuldig bleibend) Dir hiermit mittheile. Tholuck's längeres Ausbleiben ficht mich keineswegs an, wohl aber hat mich sonst der Brief etwas unruhig um ihn gemacht. Der Arme hat auch noch alle möglichen Fatalitäten erleben müssen, und sein Brief scheint, dem Siegel nach zu urtheilen, auch in indiscrete Hände gefallen zu sein.

Derselbe Brief enthält noch die folgende, für das Verhältniß des Gesandten und des Gesandtschaftspredigers charakteristische Bemerkung:

Ich weiß nicht, ob ich Dir gestern gesagt, daß wir morgen Communion haben (die Vorbereitung heute um Ave Maria); wo nicht, so hole ich es hierdurch nach. Blos der Ordnung wegen und weil (wenn sonst nichts im Wege steht) ich mich freuen würde, noch einmal mit Euch zusammen zu communiciren.

Wir verbinden hiermit sofort noch den Abschiedsgruß Rothe's an Bunsen, bei seiner späteren Durchreise durch Rom am 15. Aug. 1828 (Abends halb zwölf Uhr):

Nachdem ich von allen meinen Lieben in Rom einen wehmüthigen Abschied genommen, drücke ich zuletzt Dir aus der Entfernung herüber nochmals die Hand zum Lebewohl....

Mein Herz, theurer Bunsen, bleibt Dir gewiß, — ich hoffe, nicht bloß für diese kurze Spanne Zeit; mit meinem Kopf wirst Du wenig gewinnen können, und wirst ihn vielleicht hart schelten; verdamme nur deshalb nicht das Herz mit. Es zieht sich auch durch die Freundschaft ein tragischer Ton hindurch, ohne den es wohl keine wahre geben dürfte.

Noch einmal sagen wir beide Euch allen aus voller Seele Lebewohl, so schwer sie uns auch heute ist. Gott segne Euch mit Seinem Frieden und Seiner Gnade! Ewig Dein R.

Aus dem übrigen Briefwechsel Rothe's in der letzten Zeit seines römischen Aufenthaltes erwähnen wir seine Dankschreiben an die

beiden Minister Graf Bernstorff und v. Altenstein, an Geh. Rath Nicolovius und an seinen Pathen, Geh. Obertribunalsrath Reinhart, von denen das letztere hier angefügt werden mag:

Da sehen Sie nun wieder einmal, welch' ein jämmerlich Ding es um den Dank ist, den man von Menschen einerntet! Ich möchte Ihnen ja so gern für die viele, viele Plage, die ich Ihnen nolens volens während der letztvergangenen Monate gemacht, ein recht ehrliches „Vergelt's Gott!" recht aus Herzensgrund heraus zurufen: und doch kann ich's nicht anders, als indem ich Sie mit dieser Zuschrift noch einmal behellige; ja, auch diese kann Ihnen doch wieder nicht eigentlich bezeugen, wie herzlich ich Ihnen für diesen neuen Beweis Ihrer treuen Freundschaft für meine Eltern und Ihrer pathlichen Gewogenheit gegen mich dankbar bin, — wofern Sie mir dieß nicht schon zum Voraus selbst zutrauen. Das letztere hoffe ich aber wirklich. Kann ich's ja doch jetzt mit Händen greifen, daß Sie und die gütige Frau Pathe unsrer noch in allem Guten gedenken, und daß wir auf ein freundliches Gesicht rechnen dürfen, wenn wir, mit Gottes Hülfe, bei der Rückkehr von unsrer Pilgerschaft uns Ihnen wieder vorstellen werden. Ja, sollte ich nicht selbstsüchtig genug sein, um schon dieser angenehmen Ueberzeugung wegen mich darüber zu trösten, daß ich diesen Winter Ihr Quälgeist gewesen bin?

Sie haben gewiß, verehrter Herr Geh. Rath, oft mit mir in dem Gedanken sympathisirt: sollte man wohl meinen, daß es um eines solchen kleinen Mannes willen so viel hin und her zu reden und zu schreiben geben könnte? Ja wohl! niemandem war gewiß dieß viele Aufhebensmachen um meinethalben lächerlicher und widerlicher als mir selbst. Zu verantworten hat es aber Bunsen allein, dessen Leidenschaft, seine Freunde nach seinen Ideen glücklich zu machen, ich seit langem kenne und auch für mich gefürchtet habe. Daß seine Operationen dieß Mal zuletzt noch so glücklich abgelaufen sind, das danken wir dem lieben Gott und nächst ihm meinem verehrungswürdigen Herrn Pathen in Berlin. Uebrigens darf ich mich vor Ihnen wohl nicht erst meines scheinbaren Eigensinns wegen rechtfertigen. Wem es Ernst darum ist, seine Pflichten zu erfüllen, der muß vor allen Dingen bei der Uebernahme derselben mit gewissenhafter Besonnenheit zu Werke gehen. Was hilft nachher aller guter Wille und Eifer, wenn das zu leistende einmal unser Maaß von Kraft übersteigt? Und sagen Sie, hochzuverehrender Herr Pathe, warum hätte ich mich denn ohne Noth in ein Amt stürzen sollen, das mir nothwendig ein hartes Joch geworden wäre, und mich zum bloßen Schaarwerker gemacht hätte? Ich habe hier mit innerer Klarheit und Zuversicht eine geistige Fähigkeit und Kraft in mir kennen gelernt, auf die ich gewiß nicht stolz bin, die ich aber auch nicht Lust habe, zu vergraben, und um derenwillen ich herzlich froh bin, von der Kanzel auf's Katheder zu wandern; sollte ich sie denn nun muthwillig zersplittern und somit vergeuden? Meine Rückkehr hatte ja gar keine solche Eile; denn was Sie etwa über meine Kränklichkeit gehört haben möchten, dem bitte ich Sie nur ja keinen Glauben beizumessen. Ich

bin in den nun mehr als vier römischen Jahren, Gottlob, ein einziges Mal krank gewesen, im vergangenen Sommer, bis dahin und seither (Kleinigkeiten, die nirgends ausbleiben, abgerechnet) wohl und frisch wie nur je im Vaterlande. Meiner Frau dagegen sagt allerdings das hiesige Klima wenig zu, doch dürfte auch hier schwer auszumachen sein, was auf Rechnung des Klimas und was auf Rechnung weiter zurückliegender Ursachen gehört.

Danken, herzlich danken für Ihre Liebe wollte ich Ihnen durch diesen Brief; — ob ich's gethan, weiß ich nicht; nur so viel sehe ich, je länger ich fortschreibe, desto mehr mache ich das Uebel ärger. Ich breche also dankend ab, wie ich dankend angefangen habe, und schließe bittend, theils in meinem Namen allein, um Nachsicht gegen Format und Form dieses Briefleins, welche (des lieben Porto's wegen) ein sehr unangemessener Ausdruck des ehrfurchtsvollen Respects geworden sind, den ich Ihnen beiderseits treu im Herzen bewahre; — theils in unsrer beider Namen, um ein gewogentliches freundliches Andenken bei Ihnen und meiner verehrungswürdigen Frau Pathe (der ich einstweilen in Gedanken die Hand küsse) und um die Erlaubniß, Ihnen bei unsrer Rückkehr persönlich unsern Dank wiederholen zu dürfen, wenn auch nicht mit stattlicheren Worten, doch wenigstens mit einem treuherzigen Gesicht. Daß Sie, verehrter Herr Geh. Rath, zu Ihrer sehr billigen Forderung pro studio et labore kommen sollen, daran verspreche ich nach besten Kräften zu arbeiten.

Rothe sandte die erwähnten Briefe sämmtlich am 30. März 1828 zur Weiterbeförderung an seinen Vater. Er meldete dabei letzterem u. A., daß er nicht weniger als vier jüngere Collegen gleichzeitig in Rom zum Besuch habe (Hohenhorst, Arndt, Krug und Gündel) Sowohl in diesem Briefe wie in dem Geburtstagbrief an seine Mutter vom 22. April sprach er noch Bedenken gegen die Kur in Ischia aus, die erst durch die Ermunterungen der Eltern zurückgedrängt wurden. Wir gehen aber auf diese Briefe Rothe's, sowie die gleichzeitigen Beilagen seiner Frau nicht mehr ein, um statt dessen die Mittheilungen über die römische Zeit überhaupt mit zwei Urtheilen Anderer über dieselbe zu schließen.

Das Rescript des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, des Grafen Bernstorff, vom 24. Februar 1828 spricht über Rothe's Amtsthätigkeit mit folgenden Worten:

Je mehr ich während Ew. Hochwürden dortigen Amtsverwaltung Veranlassung gehabt habe, den Eifer und die Umsicht wahrzunehmen, womit Sie Ihren in vielfachen Beziehungen schwierigen Dienstobliegenheiten nachzukommen bemüht gewesen sind, um desto aufrichtiger kann ich es nur bedauern, Sie aus einem Verhältnisse scheiden zu sehen, in welchem Sie den Erwartungen Sr. Majestät des Königs wie der betheiligten

Miniſterien auf das Vollkommenſte entſprochen haben, und für das allgemeine Wohl der evangeliſchen Kirche mit ſo günſtigem Erfolge thätig geweſen ſind.

Dreißig Jahre ſpäter aber hat Bunſen, in Erinnerung an die für ſie beide gleich bedeutſamen Jahre in Rom die begeiſterte Widmung ſeines „Hippolytus“ an Rothe gerichtet, die auch uns als der beſte Rückblick auf jene Periode erſcheint:

Einſt auf Capitoles Höhen knüpften wir den heil'gen Bund,
Als Du geiſteskräftig thateſt dort des Herren Willen kund,
Als wir gläubig und im Stillen bauten die Gemeinde auf,
Die, der Menſchheit Opfrung weihend, Ew'ges wirkt im Zeitenlauf.

Dreißig Jahre, bald verfloſſen unter Sorgen, unter Müh'n,
Sahen manche Hoffnung ſchwinden, Friſch' und Jugendkraft verblüh'n.
Doch hat immer ſich bewähret Jugendſtreben jener Zeit,
Das mit Ernſt uns war gerichtet auf das Ziel der Ewigkeit.

Feſt und friſch iſt auch geblieben unſrer Herzen Liebesband,
Ziehen beid' im Geiſt vereinet nach des Geiſtes Vaterland,
Wiſſend, daß auf dieſer Erde hat gezündet Geiſtes-Blitz
Und daß einſt ihr Geiſt ſoll werden freien Gottesreiches Sitz;

Wiſſend auch, daß unſerm Volke ward ein göttlich hohes Pfand
Daß der Geiſt des Herren wehet noch im großen Vaterland,
Daß er heilen will, was ſiechet, einen, was zerriſſen ward,
Und verklären ſich auf's Neue in der freien deutſchen Art.

Was nur ſich gelebt, muß ſinken unbetrau'rt in Todes-Fluth,
Doch was Menſchheit ausgepräget, ſchwimmet in der Arche Hut.
Was im Bilde, was im Tone, was im Worte Gott verklärt,
Leuchtet durch der Erde Nächte, ſpäteſten Geſchlechtern werth.

Von dem Tempel, den wir ſchauten in des Glaubens Morgenroth,
Hab' ich Steine mir gerettet aus der Zeiten bittrer Noth.
Richte Du nach Deinem Bilde ſelbſt Dir auf den Wunderbau,
Daß der Geiſt auch in den Trümmern noch des Urbilds Plan erſchau'.

VIII.

Reise nach Süditalien und Heimkehr.

Mit dem Juni 1828 schied Rothe aus seiner römischen Stellung. Am 1. Juni war seine Abschiedspredigt, nachdem Tholuck den Tag vorher in Rom eingetroffen war. Doch kehrte er damit noch nicht sofort in die Heimath zurück, begab sich vielmehr dem Wunsche seiner Eltern zufolge zunächst (am 7. Juni 1828) nach Neapel, um von dort aus die Insel Ischia zu besuchen. Bevor er aber den letzteren Zweck ausführen konnte, mußte er noch mehrere Wochen in Neapel verweilen.

Ueber die dort verbrachte Zeit ist nun bereits durch die Mittheilungen Schenkel's aus Rothe's Tagebuch*) bekannt, daß dieser sie zu mannigfachen Ausflügen nach dem Vesuv, der Insel Capri, Pompeji, Herculanum und Pästum benutzte. Schenkel fügt hinzu, daß durch den Verkehr mit solchen Archäologen und Kunstkennern wie Gerhard und Göttling auch Rothe selbst das Verständniß für den althellenischen Naturcultus doppelt erschlossen worden sei, daß er ferner in dem aufgegrabenen römischen Hausrath den feinen ästhetischen Sinn bewundern gelernt habe, daß ihm endlich eine Nachtpartie auf dem Vesuv mit einem herrlichen Sonnenaufgang, den er weit über den vom Rigi erhoben, besondern Genuß gewährt habe. Trotzdem sei die erzwungene Unthätigkeit ihm schwer gefallen. „Es

*) Allg. kirchl. Zeitschr. 1868. II. S. 85 ff.

kam ihm recht sauer an, Gott und den Menschen die edle Zeit und das theuer zu bezahlende Brod so stehlen zu müssen."

Schenkel hat gleichzeitig die Einwirkungen der römischen Periode auf Rothe selbst in eingehender Weise charakterisirt, so daß wir auch hierzu nur einige Ergänzungen anzufügen haben. Daß nämlich Rothe mannigfach gesegneter Einwirkungen seines römischen Aufenthalts sich in der That zeitlebens bewußt war, beweist am besten der Umstand, daß er in seinen Briefen aus der Wittenberger und der Heidelberger Zeit wieder und wieder darauf zu sprechen kommt. Und noch von Bonn aus sagt er in der Antwort (vom 9. März 1853) auf die Zusendung von Bunsen's Hippolytus, deren herrliche Widmung wir eben anführten:

Du hast mich wieder einmal recht lebendig in die Zeiten zurückversetzt, wo mir, der ich vielfach innerlich angeregt auf einen mir völlig neuen Boden verpflanzt war, in Dir so viele Ideen in voller Klarheit ausgebildet entgegentraten, die mir nur erst in schwankenden Umrissen vorschwebten.

Bezieht sich diese Aeußerung ersichtlich in erster Reihe auf die in Rom beginnende Ausbildung von Rothe's theologisch-kirchlichem System, so boten uns bereits eine Reihe seiner römischen Briefe selbst Belege für die in Rom ebenfalls zuerst geweckte künstlerische Empfänglichkeit. Für die Musik allerdings hatte er schon im Heubner'schen Kreise jenes tiefe Verständniß gewonnen, das bis in seine letzten Lebensjahre sich stets neu bewährte, und für dessen Verbindung mit der Religion seine (später näher zu berührende) Gedächtnißrede auf Thibaut ein so schönes Denkmal bildet. In Rom begründete sich aber zunächst jene Freude an der Malerei, die ihn den dort gewonnenen künstlerischen Freunden, wie Schnorr, Koopmann, selbst dem wirren Ahlborn*) auch später verbunden bleiben ließ, und die in so eigenthümlich sinniger Form auch in dem gewählten Bilderschmuck seiner Wohnung hervortrat. Und es wurde überhaupt sein Kunstinteresse allseitig geweckt. Grade die letzte Zeit des italienischen Aufenthalts hat er noch recht in diesem Sinne benutzt und genossen. Schenkel führt u. A. nach Rothe's eigenen Aeußerungen an, daß bei der Rückkehr von Neapel nach Rom ihm die eigenthümlich künst-

*) Hinsichtlich der Conversion Ahlborn's durfte der Bericht in meinen „Wege nach Rom" (S. 198 — 200) sich speciell auf Rothe's Mittheilungen stützen.

lerische Bedeutung Roms grade durch den Vergleich mit Neapel erst recht klar geworden, und zumal bei der Abwesenheit der meisten Bekannten doppelt nahe getreten sei; daß er sich während des Aufenthalts in Florenz seiner nunmehr sachkundigeren Betrachtung der Kunstschätze gefreut; daß er endlich in Mantua die Fresken von Julius Romanus über den Kampf der Götter und der Titanen staunend bewundert.

Ebenso verdient aber auch die weitere Bemerkung Schenkel's Beachtung, für Aesthetik und Kunst zwar habe er in Rom Interesse gewonnen, eins dagegen sei ihm damals noch völlig fremd geblieben, die Politik. Es stimmt diese Beobachtung völlig zu jenem schönen, später wörtlich anzuführenden Briefe an Bunsen, worin es gradezu heißt, „die politische Geschichte habe für ihn erst seit dem Juli 1830 Sinn und Verstand und Reiz gewonnen; in Rom habe er die nämliche trostlose Ansicht von der Geschichte gehabt, die Niebuhr das Herz gebrochen." Doch ist der von ihm selbst in dieser Weise gerügte Mangel an Verständniß der politischen Entwickelung jedenfalls kein Mangel an nationalem Patriotismus gewesen. Fühlt er sich doch (nach Schenkel's Bericht) beim Betreten der deutschen Grenze in Bozen gleich warm sympathisch berührt! Und sein erster, uns vorliegender Brief aus der Heimath (an Bunsen, München, 6. September 1828) sagt noch stärker: „Auf deutschem Grund und Boden ist uns das Herz wieder weit geworden."

Bevor wir aber auf diese Heimkehr Rothe's in's Vaterland selber eingehen, seien zunächst die Data zusammengestellt, welche wir über seinen Aufenthalt in Süditalien besitzen. Der erste Brief aus dieser Zeit ist aus Neapel vom 12. Juni 1828, und an seine Eltern gerichtet. Nachdem er hier zunächst mitgetheilt, daß er in den letzten Tagen in Rom vor lauter „gutmeinenden Abschiedsnehmern" nicht zum Schreiben gekommen, berichtet er weiter, daß die Verordnung des neapolitanischen Arztes zuerst eine Vortur in Neapel selbst vorgeschrieben, bevor die eigentliche Kur in Ischia beginnen könne. Der fernere Verlauf des Briefes erzählt aus Rom noch von „sehr vielen Beweisen herzlicher Liebe und Anhänglichkeit, so daß ihnen beiden der Abschied von dort noch viel näher zu Herzen gegangen, als sie selbst erwartet." Sodann heißt es über den Aufenthalt in Neapel selbst:

Hier haben wir mit anhaltendem Regenwetter debütirt, und noch bis auf diese Stunde haben wir keinen recht klaren Himmel. Schön ist die Lage von Neapel nun wohl sehr, doch kann ich nicht sagen über meine Erwartung, eher das Gegentheil, und das widerliche Treiben der Bewohner, die fast durchgängig recht eigentlich entarteten Menschenphysiognomien und das grenzenlose Lärmen, Schreien und Fahren auf der Straße, vor dem man außerhalb und innerhalb des Zimmers sein eignes Wort nicht verstehen und keinen zusammenhängenden Gedanken fassen kann, verleidet einem doch den ruhigen Genuß der Natur gar sehr. In Rom hat doch alles einen weit edleren und ernsthafteren Styl und Charakter, und selbst die dortige Natur würde ich der hiesigen, wenn davon die Rede ist, in ihr zu leben, unbedingt vorziehen. Wir haben bisher des Wetters wegen im Ganzen noch wenig sehen können; denn in der Stadt selbst ist außer den (allerdings desto beachtenswertheren) Studien des Sehenswürdigen so gut wie nichts. Umsomehr sehnen wir uns nach den Landexcursionen, die wir, so Gott gutes Wetter giebt, mit der künftigen Woche zu beginnen hoffen. Was viel dazu beiträgt, uns den hiesigen Aufenthalt zu verleiden, ist, daß wir durch die guten Bellermann's nolentes volentes mit einer Menge hiesiger deutscher Familien bekannt geworden sind, die uns nun mit allerlei uns gänzlich ungenießbaren Artigkeiten in bester Absicht entsetzlich quälen.

So sind wir denn, liebe Eltern, durch Eure große Güte in dem schönen Neapel, und haben es doch noch nicht dazu bringen können, uns dessen recht von Herzensgrund zu freuen. Seid nur nicht böse darüber; der Mensch kann sich ja seine Empfindungen nicht selbst machen, und Ihr begreift wohl, daß die große Freude des Wiedersehens, die wir im Auge haben, uns alles, was ihre Erfüllung verzögert, auf eine betrübende Weise empfinden läßt. Gott führe uns nur erst wieder zusammen (wir hoffen noch immer, in München), so wollen wir dann schon fröhlich sein.

Noch erwähnen wir aus diesem Briefe die weitere Notiz:

Von Wittenberg aus schreibt man uns, daß für uns schon eine Wohnung (von Michaelis an) gemiethet worden ist, im ehemaligen Schröckh'schen Hause. Ich komme also recht auf kirchengeschichtlichen Grund und Boden. Gott gebe, daß sich meine Arbeiten einmal ebenso bestimmt durch Intensivität signalisiren mögen, als die des seligen Schröckh durch ihre Extension.

Ein zweiter Brief aus Neapel an die Eltern vom 11. Juli 1828 ist (von einigen Familienangelegenheiten abgesehen) folgenden Inhalts:

Endlich haben wir von unserm Hrn. Dr. Fusco die Erlaubniß zur Abreise nach Ischia, und gehen, so Gott will, morgen in aller Frühe dahin ab. Dieß will ich Euch wenigstens noch von hier aus schreiben, übrigens den detaillirten Bericht über die Art und Weise, wie wir seit dem

letzteren Briefe unsre Zeit zugebracht, für Ischia aufsparend, wo ich hoffentlich wieder ein ordentliches menschliches, einigermaßen thätiges Leben werde beginnen können. Heute nur allgemeine Klagen über die drückende Trägheit, die sich unsrer in diesem heißen Klima bei einem solchen bloß genießenden Leben und dem alle Gedanken betäubenden Lärm rund umher bemächtigt hat. Nur außerhalb Neapels sind wir eigentlich zu uns selbst gekommen, und des schönen Landes froh geworden, besonders in Sorrent. Doch von dem allen im nächsten Brief.

Wohl sind wir beide, Gottlob, sehr. Ob die ziemlich lästige Vorkur Louisen gut gethan oder nicht, können wir, Gott sei es gedankt, nicht eigentlich beurtheilen; denn sie war sehr wohl, als sie dieselbe begann, und ist's die ganze Zeit geblieben bis auf diese Stunde. Gott gebe, daß Ischia desto sichtbarer wirkt, wenn auch erst im nächsten Winter erkennbar, an dem Ausbleiben der rheumatischen Beschwerden. Der Arzt hat eine 26tägige Badekur verordnet. Demnach könnten wir also erst gegen den 8. August wieder hier sein, gegen den 13ten in Rom, — und weiter hinaus mag ich meine Rechnung gar nicht machen. Ja, liebe Eltern, Ihr könnt es Euch nicht vorstellen, welch' ein drückendes Gefühl es für uns ist, hier zum Theil Euer sauer erworbenes Geld nichtswürdig todtschlagen, und die schönen Tage, die wir dem Wiedersehen nach nun bald fünf Jahren zugedacht hatten, an das faule Ansehen von allerlei Sehenswürdigkeiten vergeuden zu müssen. Unsre einzige Beruhigung dabei ist, daß Ihr selbst es ausdrücklich so gewollt. Nun Gott helfe uns aus dieser dem Raume nach bis jetzt weitesten Trennung glücklich zusammen, und schenke uns bei unserm Wiedersehn für die verloren gehende größere Extension eine desto bessere Intensivität unsrer Freude. Die Möglichkeit, die Paterna limina in Breslau noch in diesem Jahre zu betreten, verschwindet immer mehr.

Kann mir irgend etwas rechte Lust zu meinem neuen Amte machen, so ist's gewiß die hiesige Unthätigkeit. Hoffentlich brauche ich sie in Ischia nicht fortzusetzen. Trügt mich diese Hoffnung nicht, so will ich die dortige Muße zur Ueberarbeitung einer Abhandlung über die verzweifelte Stelle Röm. 5, 12 ff. anwenden, die ich etwa in die Bonner theologische Zeitschrift einrücken lassen könnte, zu Beiträgen, für welche mich der jüngere Nitzsch wiederholentlich hat auffordern lassen. Meine erste dortige Arbeit aber soll auf jeden Fall ein ausführlicher Brief an Euch, liebe Eltern, sein.

Dieser lange Brief aus Ischia, auf den auch noch ein späterer Brief Rothe's aus München vom 6. September 1828, der ihn als „dick" bezeichnet, recurrirt, ist verloren gegangen. Dagegen ist von dem gleichen Tage, wie der zweite neapolitanische Brief an die Eltern, vom 11. Juli 1828, der folgende an Bunsen gerichtete Brief:

Wahrlich, lieber Bunsen, ich habe seit unserm Abschiede Eurer sehr, sehr viel in herzlicher Liebe und Sehnsucht gedacht. Dazu habe ich reich-

lich positive und negative Veranlassungen gehabt. Jene brauche ich Dir nicht zu nennen, und Du weißt vielleicht aus eigner Erfahrung, bei ähnlichen Gelegenheiten, wie die Nachwehen der Trennung noch viel schmerzlicher sind, als die Augenblicke des Scheidens selbst. Ich bin auch sehr bald beim Eintritt in Neapel inne geworden, daß ich hier in keiner Hinsicht einen Ersatz für das finden würde, was ich in Rom verlassen; und das Gefühl hiervon ist mir grade dadurch um so lebendiger geworden, daß wir ganz wider unsern Willen, durch Bellermann's herzliches Gutmeinen, ziemlich tief in die Familienkreise der hiesigen Deutschen hineingezogen worden sind, — aller der großen Freundlichkeit ungeachtet, mit der sie uns zuvorgekommen sind. Wer mich nicht näher kennt, dem kann es scheinen, als ginge mir aller Sinn für Freundschaft und Geselligkeit ab, weil ich, in Folge meiner ganzen Erziehung und vielleicht auch meiner natürlichen Organisation, in Ansehung der Extension derselben geringere Bedürfnisse habe, als die meisten andern; aber ich habe darin in der That auch mein Maß, das ich gar schmerzlich vermisse, wenn es nicht erfüllt wird, und desto mehr Gefühl für die Intensivität der Sache.

Zu den negativen Veranlassungen gehört besonders mein schwer zu überwindender Mißmuth darüber, daß ich mehr als einen ganzen schönen Monat in elender Unthätigkeit an Neapel habe setzen müssen. Gott und den Menschen die edle Zeit und das theuer zu bezahlende Brod so stehlen zu müssen, wurde mir recht sauer; und doch, was wollte ich thun. Der uns hier allgemein empfohlene und fast von allen hiesigen Deutschen gebrauchte Arzt, Dr. Fusco, erklärte, sogleich nach unsrer Ankunft wegen des Zustandes meiner Frau befragt, daß ihr allerdings eine Kur auf Ischia sehr wohlthätig sein würde, daß aber eine solche vor der Mitte des Juli nicht begonnen werden kann, und daß es sehr rathsam sei, der Badekur eine vorbereitende innerliche Kur vorangehen zu lassen, welche auch vor jenem Zeitpunkt nicht beendet sein könnte. Darein mußten wir uns denn ruhig fügen, zumal jene Vorkur an sich sehr unschuldig, nur ziemlich lästig war. Bisher haben wir also nur Quarantaine gehalten, und morgen endlich segeln wir nach erhaltener ärztlicher Erlaubniß nach Ischia hinüber, wozu der liebe Gott Seinen Segen geben wolle. Die Ausflüge in den näheren und entfernteren Umgebungen Neapels haben wir alle gemacht, und eigentlich nur auf diesen, wo ich mir doch wenigstens durch eine Art von körperlicher Anstrengung mein Brod verdient, bin ich fröhlichen Muths gewesen. Sorrent ist wirklich eine Art von Paradies; aber es geht damit wie mit dem Paradiese, das auch noch bis auf diese Stunde diese liebe Erde trotz aller ihrer Leiden ist; man hat an Ort und Stelle keinen Standpunkt, von dem aus man es übersehen und als solches erkennen kann; man muß ihn außerhalb seines Gebiets nehmen. Der Landweg von dort nach Castellamare hat mich im höchsten Grade überrascht. Der Vesuv war so freundlich, uns ein kleines wunderliebliches Feuerwerk zum besten zu geben. Nach Pesto sind wir in Gesellschaft des Hrn. Prof. Göttling aus Jena gewallfahrtet, den Du wohl in diesen Tagen gesehen haben wirst.

Auf Ischia hat meine Frau, wenn keine unvorhergesehene Hindernisse des Badens eintreten, 26 Tage zu thun. Wir werden also, so Gott will, etwa gegen den 8. August wieder hier sein, etwa den 11ten von hier abreisen, und ungefähr den 13. unser liebes Rom wieder erreichen. Du siehst selbst, theurer Bunsen, bei so bewandten Umständen müssen wir leider unsern Aufenthalt in Rom so kurz abschneiden wie möglich. Deine Einladung, gleich nach Frascati zu Euch hinüber zu lenken, wissen wir höchlich zu schätzen, allein Freund Angrisani würde in keinem Fall auf einen solchen Vorschlag eingehen. Dafür versprechen wir Dir, alsbald nach unsrer Ankunft in Rom zu Euch hinauszukommen, und so lange zu bleiben, als es sich irgend thun läßt. Auf jeden Fall schreibe ich Dir vorher noch das Nähere in Ansehung der Zeit.

Innig erquickt und beruhigt haben mich die Nachrichten von unserm theuren Tholuck. Gott unser und Aller Heiland gebe ferner Segen und Gedeihen nach Seele und Leib! Ich habe hier inzwischen Zeit gehabt, meine Rechnung über meinen römischen Aufenthalt zu machen, und vor dem fürchterlichen Deficit auf meiner Seite zurückzuschaudern. Gott aber ist gnädig, und richtet anders als Menschen richten, weil Er unsers Herzens Grund tiefer kennt als wir selbst. Ich habe des Guten in Rom sehr, sehr viel empfangen; das Bewußtsein davon wird für mich auf immer mit dem Namen Rom verknüpft bleiben.

Bellermann hier habe ich herzlich lieb gewonnen, und fast täglich mit ihm theologisirt. Du würdest ihm mit einem Exemplar der römischen Agende eine große Freude machen. Er hat sie zum Theil bei seinem Gottesdienst selbst in Anwendung zu bringen versucht (Anbetungs- und Beichtsprüche und das Opfergebet). Sonst freilich hat mir der hiesige Gottesdienst (der französische dauerte die beiden Male, als ich ihm beigewohnt, im Ganzen nicht volle 50 Minuten) eine innige Sehnsucht nach dem unsrigen erweckt...

Gott segne Euch allen den Aufenthalt in Frascati, namentlich der lieben kleinen Franzisca. Mit wie herzlicher Dankbarkeit, Verehrung und Liebe wir beide Eurer gedenken, und wie sehr wir uns auf die Paar Augenblicke nochmaligen Wiedersehens freuen, schriebe ich Dir lieber nicht erst. Unsre lieben Freunde in Rom alle können versichert sein, daß ich sie täglich mit treuer Liebe vor Gott und mir selbst auf dem Herzen trage. An sie alle, die ich Dir ja nicht einzeln zu nennen brauche, die innigsten Grüße; außer den verehrten Deinigen vor allem an die, welche Deinem Hause die nächsten sind, Simon, Rehbenitz, Röstell, Tholuck, Kestner, Eggers, Fr. Klein u. s. w. Erhaltet mir nur alle Eure Liebe, die das einzige Kennzeichen ist, an dem ich manchmal zu erkennen glaube, daß ich meinem Herrn und Heiland unter Euch doch nicht lauter Schande gemacht haben möchte. Seine Gnade sei über uns allen, vergebend, stärkend, heiligend und heilend.

Während des Aufenthalts auf Ischia hat Rothe nur den verloren gegangenen Brief an die Eltern, aber weder an Heubner noch an

Bunsen geschrieben. Erst nach der Beendigung der Badekur seiner Frau nahm er die unterbrochene Correspondenz wieder auf. Am 5. August 1828 schrieb er Bunsen (aus Casamiccia auf Ischia):

Du sollst wenigstens vor unserm Abzug von diesem reizenden Eilande noch einige Zeilen von mir geschrieben erhalten, wenn ich sie gleich erst morgen von Neapel aus zur Post besorge. Denn morgen in aller Frühe, so Gott will, brechen wir von hier auf, herzlich froh, nun endlich einmal den ersten Schritt zu unsrer eigentlichen Heimreise zu thun. Ich bitte Gott herzlich, daß meine Frau nicht umsonst hier gewesen sein möge, wiewohl ich wenig Glauben daran habe. Daß das Bad auf ihr Uebel gewirkt hat, ist allerdings nicht zu verkennen; denn das fürchterliche Kopfreißen, das sie die zweite Woche unsres hiesigen Aufenthalts hindurch gequält hat, war sichtlich Wirkung des Bades. Dieß ging dann glücklich vorüber, und hatte zur noch immer fortdauernden Folge einen heftigen stechenden Schweiß des Kopfes, von dem ich wohl glaube, daß er etwas von der materia peccans mit sich fortführen mag. Nun, der liebe Gott wird's wenden, wie es uns gut ist. Im Uebrigen haben wir hier sehr vergnügliche Tage gewiß auf einem der herrlichsten Punkte des Erdbodens in absoluter Einsamkeit verlebt, und würden gar nicht von hier fort wollen, wenn es uns nicht doch zu stark der Heimath zu hinzöge. An Euch und unsre römischen Lieben alle haben wir manch ehrliches Mal gedacht — und freuen uns innig, hoffentlich einige Zeilen von Dir in Neapel vorzufinden. Rom selbst angehend, weiß ich nicht, ob ich mich mehr darauf freuen soll, des Wiedersehens wegen, oder mehr davor fürchten, des unmittelbar darauf folgenden Abschieds wegen. Die beiden Monate, seit wir von dort weg sind, dünken uns gewaltig lang, und wir denken oft, Ihr werdet uns ganz wie fremde Leute mit großen Augen ansehen. Ich hoffe aber doch, Ihr werdet das nicht thun. Nicht wahr?...

Hier auf Ischia bin ich wirklich fleißig gewesen, und habe, in Ermangelung von Gelegenheit zu etwas anderem, ein längst im Kopfe getragenes Opusculum über Röm. 5, 12—21 fix und fertig auf dem Papiere zu Stande gebracht, das ich sehr gern der Censur unsers lieben Tholuck vorlegen möchte, wenn sich bei unserm Durchfluge durch Rom Zeit dazu finden sollte. Ich könnte ihm wenigstens dadurch die exegetische Methode, wie ich sie im Sinne habe, etwas deutlicher veranschaulichen. Diese kleine Arbeit ist mir hier eine wahre Erquickung gewesen, und hat meine Sehnsucht nach zusammenhängender und angestrengter Thätigkeit nur noch mehr gesteigert.

Was mich sehr betrübt, ist, daß ich jetzt keine Möglichkeit absehe, einen Sonntag in Rom zuzubringen auf der Durchreise. Ich hätte mich so sehr gern noch einmal mit der Gemeinde zusammen und bei Tholuck erbaut. Nach unsrer gegenwärtigen Rechnung aber können wir nicht wohl vor Montag in Rom sein, und dann auf keinen Fall mehr den nächsten Sonntag dort abwarten. Es ist lautere Wahrheit, wenn ich Dir sage, daß

ich, so oft dieß auch geschieht, nie ohne Art von Schrecken an Rom zurückdenke. Ihr werdet es mir jetzt gewiß auch offener zugestehen, daß ich Euch ganz und gar nicht das gewesen bin, was ich Euch hätte sein sollen, — sein können, das will ich nicht sagen —; denn das wird mir freilich immer klarer, daß die Ursache davon wirklich weit weniger an meinem herzlichen und ernstlichen Willen, als an meinem in meiner Individualität liegenden absoluten Ungeschick zu allem, was Seelsorge heißt, gelegen hat, einem Ungeschick, das allerdings wieder auf's genaueste mit dem zusammenhängt, was etwa von Gaben Gottes und Brauchbarem in mir ist. Und diese Ueberzeugung erleichtert mir den Austritt aus Eurer Mitte am meisten, und giebt mir die gewisse Zuversicht, daß er dem Willen Gottes gemäß ist, der mich — das fühle ich wohl — diese $4^1/_2$ Jahre nur um meiner selbst willen unter Euch hat sein lassen. Für die Zukunft aber benimmt sie mir den freudigen Muth nicht, da ich einem Thätigkeitskreise entgegen gehe, der meiner Natur gewiß angemessener ist.

Diesem Briefe an Bunsen (der schon durch die Notiz von Interesse ist, daß die bereits von Neapel den Eltern annoncirte, aber erst viel später erschienene exegetische Arbeit Rothe's über Röm. 5, 12—21 auf Ischia niedergeschrieben wurde) gesellt sich einer vom folgenden Tage, aber noch vom gleichen Orte, an Heubner hinzu:

Casamiccia auf Ischia, 6. August 1828.

Es ist sehr Unrecht, daß wir seit unsrer Abreise von Rom nichts haben von uns hören lassen. Du weißt aber wohl, wie es unter der Reiseunruhe geht. Seid also nicht böse, Ihr Lieben. Nun wir so nahe Aussicht auf ein besseres Communicationsmittel haben, will uns das leidige Schreiben gar nicht mehr eingehen. Auch heute, wo wir, Gottlob! schon halb auf dem Sprunge wieder auf's feste Land hinüber sind, nur ein paar Worte.

In Neapel sind wir durch den in diesem Jahre wegen der Unbeständigkeit des Wetters so spät eintretenden Anfang der hiesigen Badezeit bis zum 12. vor. Mon. aufgehalten worden. Diese faulen und dabei doch so unruhigen Wochen haben mir gewaltig schwer auf dem Herzen gelegen. Hier auf unsrem Eilande und in unsrer ungestörten Einsamkeit dagegen ist uns recht wohl geworden, und hier habe ich auch nicht gefaulenzt. Meine Louise hat heute ihre 22 Bäder beschlossen, und morgen Mittag sind wir, so der Herr will, schon wieder in Neapel. Dann geht alles so schnell als möglich vorwärts, unserm lieben Wittenberg entgegen. Ich hoffe, Louisen soll das hiesige Bad recht wohl gethan haben; in jedem Falle nehmen wir die Beruhigung mit, ein uns so nahe gelegenes Heilmittel nicht unversucht gelassen zu haben.

Wie freue ich mich auf unser liebes Wittenberg, und unser dortiges Zusammenleben und Zusammenarbeiten; und wie sehne ich mich, schon dort zu sein! Es thut mir wohl recht wehe, erst so spät meine dortige Arbeit antreten zu können. Indeß hat es der Minister ja selbst so gewollt.

Wenn Du dessen gegen Deine beiden Collegen mit ehrerbietigen Empfehlungen meinerseits gedenken und ihnen einige Aufklärungen über mein langes Ausbleiben geben willst, so werde ich Dir dieß herzlich danken. Vor allem hat uns die briefliche Nachricht von Bunsen glücklich gemacht, daß endlich Deine Angelegenheiten im Reinen sind. Nun Gottes reicher Segen über Dich und die Deinigen zum Glückwunsch, mein lieber Herr Superintendent! Er fahre fort, Dich Deinem ganzen Kreise und namentlich auch mir zum Segen zu setzen! Nehmt ihr Wittenberger denn nun aber die königliche Agenda an? mit oder ohne Modification? Es wäre mir eine rechte Freude verbittert, wenn ich nicht unsren alten lieben Gottesdienst wiederfinden sollte. Aus dem, was ich von Bunsen über Eure Agendenprotestationen habe erfahren können, habe ich noch gar keine klare Vorstellung von dem eigentlichen Stande der Dinge bei Euch....

Von Rom weiß ich lange nichts. Die letzten Nachrichten erhielt ich in Neapel; ihnen zufolge ging's unserm lieben Tholuck äußerlich und innerlich sehr wohl. Er wird jetzt mit Bunsen's draußen in Frascati sein. Besorgt bin ich noch immer etwas für seine Gesundheit. Sein Wiedersehen hat mich innig erquickt, und ich habe ihn in den wenigen Tagen, die wir zusammen waren, noch viel lieber gewonnen. Die Jahre, seit ich ihn nicht gesehen, haben ihn sehr abgeklärt und viel reifer und milder werden lassen. Es ist mir gar schwer geworden, mich so schnell wieder von ihm loszureißen, und ich freue mich herzlich auf ein künftiges recht oftmaliges Zusammensein, wenn wir ihn erst wieder in Halle haben werden.

Ueberhaupt ist mir der Abschied von Rom und der Gemeinde doch gar sehr tief an's Herz gegangen, noch viel tiefer, als ich selbst vorausah. Noch bis zuletzt haben wir so vielerlei Beweise von Liebe erhalten, die uns das Scheiden recht erschwert. Der Herr hat uns dort vielerlei Segen geschenkt, der, ich vertraue es Ihm, unser ganzes Leben lang Frucht bringen soll. Die Aussicht auf das nochmalige baldige Wiedersehen unsrer lieben römischen Gemeinde war uns bei unsrer Abreise sehr wohlthuend, jetzt aber fürchte ich mich vielmehr vor dem nochmaligen Abschied. Auch meiner Louise wurde gar sehr weich um's Herz.

Statt weiterer Mittheilungen aus diesem Briefe bemerken wir noch, daß ihm ein doppeltes Postscriptum nach der Ankunft in Neapel und Rom (8. und 12. August) hinzugefügt ist, und daß Heubner's Pietät auf dem Couvert „Letzter Brief aus Rom" vermerkt hat.

Dagegen dürfte, zumal die ganze Badereise nach Ischia vor Allem auf den Antrieb von Rothe's Vater gemacht wurde, aus der Correspondenz, die letzterer darüber mit Bunsen geführt hat, einiges anzufügen sein, was zugleich auf den Charakter des ehrwürdigen Greises weiteres Licht wirft.

Gleich der erste Brief des Geh. Ober-Regierungsrath Rothe an

den grade in Berlin befindlichen Bunsen geht,*) nach innigem Vaterdanke für die dem Sohne erwiesene Liebe auf das Wünschbare einer solchen Reise ein. Dieser Brief (vom 7. November 1827) lautet wie folgt:

Mein Sohn ist seit seiner Ankunft zu Rom Ew. Hochwohlgeboren eine so ununterbrochene Reihe von ihm höchst wohlthätigen Aeußerungen Ihres liebreichen Wohlwollens schuldig geworden, daß ich erröthen muß, meinen Dank dafür bisher immer nur im Herzen getragen und Ew. Hochwohlgeboren noch nicht unmittelbar dargebracht zu haben. Die Nachricht von Ihrer Ankunft in Berlin erweckte mir einige Hoffnung, dieß bei Gelegenheit von Ew. Hochwohlgeboren Rückreise persönlich aussprechen zu dürfen. Vater und Mutter des von Ihrer Güte väterlich beschützten und durch Ihre Leitung beglückten Sohnes hatten sich schon der sehnlichst erwünschten Freude, Ew. Hochwohlgeboren, wäre es auch nur auf kurze Zeit gewesen, in Breslau zu besitzen und Ihnen unser herzinniges Dankgefühl in Person an den Tag zu legen, im voraus überlassen. Unser Schmerz, dieser Hoffnung entsagen zu müssen, ist um so größer, als die mit Ew. Hochwohlgeboren gütiger Genehmigung mir von dem Herrn Geh. Ober-Tribunalsrath Reinhart zugegangene Nachricht von dem, was Ihre wohlthätige Fürsorge für meinen Sohn auch in Berlin so erfolgreich einleitet und bewirkt, unsre Dankbarkeit noch täglich mehr erheischt, und unsre Wünsche, sie Ihnen persönlich darzubringen, auf das Höchste steigert. Darum werden Ew. Hochwohlgeboren es geneigtest entschuldigen, daß ich durch dieses Schreiben in Ihre gewiß sehr kurz für Berlin zugemessene Zeit einzugreifen mir erlaube, um Ihnen die reinsten und tiefsten Dankgefühle innigst gerührter Eltern für die ihrem einzigen Sohn geschenkte, ihn und sie beglückende Liebe und thätige Beförderung seines Wohls aus voller Seele zu versichern.... Hätte ich bei Gelegenheit Ihrer Reise nach Berlin die Ehre erlangen können, Ew. Hochwohlgeboren persönlich bekannt zu werden, so würde ich mich unterstanden haben, Ihnen noch eine recht angelegentliche Bitte vorzulegen. Es ist der Wunsch, daß Ew. Hochwohlgeboren meinem Sohne, während seines Aufenthalts in Rom, noch geneigtest vorstellen und ihn disponiren möchten, vor seinem Abgange Neapel zu besuchen, und wenn es irgend möglich ist, seine mit rheumatischen, krampfhaften und vielleicht gichtischen Zufällen geplagte Frau die Bäder von Ischia gebrauchen zu lassen. Meine gute Schwiegertochter kommt nie mehr in den Bereich dieser, wie ich von mehreren Seiten vernehme, ihr gewiß sehr ersprießlichen Heilquellen, und es wäre doch höchst zu bedauern, wenn sie ihnen vergeblich so nahe gewesen wäre. Die Kosten dieser Reise und Badekur will ich herzlich gern übernehmen und nach Rom remittiren. Auch scheint mir, da der künftige Prediger einige Monate vor meines Sohnes Abgang dort eintreffen soll, in

*) Die Antwort Bunsen's auf diesen Brief ist oben S. 499 mitgetheilt.

der Amtsverrichtung des letzteren dann kein Hinderniß zu liegen. Dennoch besorge ich, daß mein Sohn die Reise nach Neapel aus allzuzarten andern Rücksichten unterlassen möchte, und darum ersuche Ew. Hochwohlgeboren ich dringend, auch hierin sein gütiger Rathgeber und Leiter zu sein.

Ein zweiter Brief vom 19. Mai 1828 geht noch näher auf dieselbe Frage ein:

Die höchst schätzbare Zuschrift vom 11. vor. Mon., womit Ew. Hochwohlgeboren noch am Tage Ihrer Abreise von Berlin mich so wohlwollend beehrt haben, ist, sowie das beigefügte mir und meiner Frau höchst werthe Geschenk, mir richtig zugekommen. Der Inhalt Ihres gütigen Schreibens war uns von Herzen erfreulich und willkommen. In jeder Zeile fanden wir einen neuen und beglückenden Anlaß zur innigen Dankbarkeit für die große Güte und Gewogenheit, womit Ew. Hochwohlgeboren unermüdete und glückliche Wirksamkeit, aller Schwierigkeiten ungeachtet, meinem guten Sohn eine erwünschte Zukunft bereitet und angewiesen hat....

Zur Ausführung der Badereise nach Ischia, für deren Hülfsmittel Ew. Hochwohlgeboren mit so großer Güte gesorgt, rede ich meinem Sohne in jedem Briefe zu, und ich hoffe, daß, beim Eingange dieses Schreibens, die Abreise dorthin nicht mehr entfernt sein wird. Haben Sie die Gewogenheit, auch Ihrerseits die dazu auffordernden, dringenden Gründe geltend zu machen. Unter den von meinem Sohn dagegen aufgestellten Bedenken kann ich nur eines in nähere Erwägung zu ziehen wünschen, nämlich den Umstand, daß die Rückreise von Ischia bis zu den Alpen grade in die heißeste Jahreszeit treffen wird. Indessen glaube ich, daß, wie auch meinem Sohne geschrieben habe, Vorsicht und einige Ruhepunkte in frischen Gegenden die Besorgniß, die Vortheile der Bäder wieder Preis zu geben, aus dem Wege räumen können.

In einem Briefe vom 27. Juni 1828, der zugleich einen Vetter Rothe's (den Brudersohn seiner Mutter, damaligen Stud. jur. Bernhard Müller) anmeldet, welcher gerne noch in Italien mit jenem zusammentreffen wollte, spricht sich der Vater noch ungewiß in Bezug auf den Erfolg seines Wunsches aus:

Ich selbst weiß in diesem Augenblicke von meinem Sohne weiter nichts, als daß er, wie Hr. Prof. Gerhard hierher geschrieben hat, am 7. Juni nach Neapel abgereiset ist. An mich selbst ist seit einem Schreiben vom 22. April kein Brief aus Rom eingelaufen. In Wittenberg ist einer vom 5ten angekommen. Nach dem zu schließen, was Dr. Heubner nach seiner Rückkehr von Berlin mir am 21. dies. schreibt, fange ich an zu zweifeln, daß die Bäder von Ischia gebraucht werden. Möchte ich doch unrichtig geschlossen haben!

Noch entnehmen wir dem Briefe des Vaters vom 3. Juli, nachdem jene Ungewißheit gehoben war, die folgenden mehr geschäftlichen Notizen:

In einem Briefe vom 12. Juni aus Neapel versichert mich mein Sohn, daß Ew. Hochwohlgeboren gütigst erlaubt haben, Ihnen den für ihn bestimmten anliegenden Wechsel über 300 Gulden auf Augsburg zu übersenden, auch solchen auf Ihren Namen ausstellen zu lassen. Ich thue dieß mit der gehorsamsten Bitte, die Porto- und sonstige Auslagen dafür von meinem Sohne, den ich deshalb heut benachrichtige, Sich gefälligst erstatten zu lassen. Ich zähle die Ew. Hochwohlgeboren durch diese Remesse verursachte Bemühung zu den mannichfaltigen Beweisen des großen und herzlichen Wohlwollens, wodurch Sie ihn und mich so freundlich beglückt haben.

Er schreibt mir, in Neapel beschlossen zu haben, in der ersten Woche des Juli nach Ischia zu gehen, seine Frau dort in zwanzig Tagen zehn Bäder nehmen zu lassen, sich dann bald auf den Rückweg nach Rom und von dort auf den eigentlichen Rückzug nach Deutschland zu machen. Sobald ich die versprochene nähere Zeitbestimmung von meinem Sohne erhalte, werde ich ihn unter der Adresse des Prof. Schubert zu München von dem Ort benachrichtigen, an welchem ich hoffe, mit Gottes Hülfe ihn auf seiner Reise nach Wittenberg aufzugreifen.

Bunsen's Antwort auf diesen letzten Brief, vom 15. Aug. 1828, dürfte ebenfalls von weiterem Interesse sein:

Ihr gütiges Schreiben beantworte ich erst durch Ihren Herrn Sohn, da die richtige Ankunft desselben mit dem ihm beigelegten Wechsel Ihnen schon längst durch ihn selbst gemeldet worden ist.

Wenn wir uns betrüben, ihn nur im Durchfluge noch gesehen und umarmt zu haben, so tröstet uns der Gedanke, daß er sehnsüchtig auf seine Rückkehr harrenden Eltern entgegenreist. Möge Ihr Wiedersehen so glücklich sein, wie wir allen Grund haben es zu hoffen! Die Jahre der Trennung sind nun vorüber; wenn auch nicht im Vaterhause, lebt Ihr Richard doch im Vaterlande, und die Möglichkeit leichten Wiedersehens versüßt die wirkliche Entfernung.

Daß Sie mit der neuen Bestimmung Ihres geliebten Sohnes zufrieden sind, ist mir eine überaus große Freude: er selbst folgt, mit bescheidenem Herzen, und anspruchslos, wohin der Herr ihn ruft. Wir, seine Freunde, würden in seiner äußeren Lage manches vortheilhafter wünschen: allein wir leben der Zuversicht, daß sie sich bald noch günstiger für ihn gestalten wird. Er gehört dem akademischen Leben durch seinen tiefen wissenschaftlichen Geist, seine gründlichen Kenntnisse, und seine Gaben zum Lehren wie zum Schreiben: es wird genügen, daß seine Vorgesetzten ihn kennen lernen, um ihm einen größeren Wirkungskreis anzuweisen.

Rothe selbst schrieb am gleichen Tage aus Rom seinen Eltern über den Abschied von dort:

So haben wir denn wirklich von allen denen Abschied genommen, mit denen wir hier in diesem Lande der Pilgrimschaft unsre Freuden und Leiden getheilt, und schreiten nun hinüber in die neue Epoche des kurzen Lebens. Gott möge uns in sie geleiten. Die Freude unsres Wiedersehens ist jetzt unser nächster Gedanke. Wir scheiden aus Rom, mit Dank gegen Gott und Mancher Liebe und Geduld; vorzugsweise aber vergessen wir nicht den Dank für alle die elterliche Liebe und Hülfe, die Ihr uns in der Ferne so gut als in der Nähe habt werden lassen. Gott wolle sie Euch lohnen!

Morgen früh um 4 Uhr fahren wir von hier ab, über Perugia nach Florenz, wo wir den 20ten anlangen sollen, und, so viel an uns liegen wird, nur Einen Tag bleiben.

An diesen Brief schloß sich sodann einer vom 22. August 1828 aus Florenz, dessen Hauptinhalt bereits früher*) zur Sprache gekommen ist, und aus dem wir daher nur noch die kurze Notiz aufnehmen:

Von Rom hierher haben wir eine herrliche Reise gehabt. Die Gegend von Otricoli bis Perugia hat unsre Erwartungen weit übertroffen, namentlich der Wasserfall von Terni. In Perugia fanden wir noch ein Häuflein römischer Freunde, die für uns zugerichtet hatten, und nahmen zum letzten Mal Abschied. Von der Hitze haben wir auf diesem Wege fast gar nicht zu leiden gehabt. Unser Vetturin, ein Venetianer, war vortrefflich, und um so lieber ist es uns, daß wir ihn bis Verona behalten.

Auch Heubner sandte noch am 31. August den auf der Reise nach Alexandersbad begriffenen Eltern Rothe's die ihm bis dahin zugegangenen Nachrichten. Und dieser selbst konnte endlich am 6. September 1828 seinen Eltern aus München berichten:

Nur zwei Worte vor dem unmittelbar nahen Wiedersehen. Mit Gottes Hülfe sind wir hier am 3ten dies. glücklich angelangt. Vergeblich fragten wir auf der Post nach einem Briefe für uns, vergeblich in Schubert's Hause, wo alles ausgeflogen ist. Endlich heute früh, da wir in höchster Rathlosigkeit und Betrübniß dasitzen, tritt der Hausknecht mit dem ersehnten Briefe N. 42 vom 27. Juli bis 20. August herein. Gott sei dafür gelobt und gepriesen; Er möge Euch alle mit Frieden nach Alexandersbad gebracht haben! Auf der Stelle wurden die Anstalten zur Abreise getroffen. Morgen früh fahren wir von hier ab auf dem grade-

*) Siehe oben S. 336.

sten Wege über Freysingen, Landshut, Regensburg, Schwandorf, Wernberg, Weiden, Tirschenreuth, Wunsiedel nach Alexandersbad, nach menschlicher Rechnung in 4½ Tagen, so daß wir also, wenn Gott will, Donnerstag den 11ten bei guter Zeit in Euren Armen liegen.

Vom gleichen Tage sind auch die folgenden Zeilen Rothe's an Bunsen:

Wenigstens ein Lebenszeichen und zugleich ein Zeichen unsrer herzlichen Liebe sollst Du von hier aus von uns erhalten, aber freilich auch nicht mehr. Schneller als wir rechneten und durch des Herrn Schutz wohlbehalten sind wir am 3. dies. Mon. hier angekommen und haben heute die Nachricht erhalten, daß meine Eltern uns im Alexandersbade bei Wunsiedel erwarten, wohin wir morgen über Regensburg abreisen. Nach menschlicher Rechnung kommen wir den 11. dies. Mittags dorthin. Der liebe Gott wolle uns diese große Freude ungetrübt genießen lassen! Mit Schnorr's haben wir uns diese drei Tage innig erquickt. Schubert's und Schelling's sind im Karlsbade.

In Alexandersbad traf Rothe Anfangs die sehnlich erwarteten Eltern nicht vor und schrieb ihnen deshalb noch einmal (am 11. September 1828) nach Baireuth:

Seit gestern Abend harren wir schmerzlich und sehnsüchtig Eurer hier. Unglücklicherweise ist unser am 6ten in München zur Post gegebener Brief erst wenige Stunden vor unsrer Ankunft nach Alexandersbad gekommen. Unsre sichere Hoffnung stand darauf, Euch heute Abend hier mit offenen Armen zu empfangen. Es scheint, daß diese theure Hoffnung zu schanden werden soll. Hätten wir dieß geahnet, so wären wir Euch noch gestern Abend mit Extrapost nachgereist. Der Himmel gebe nur, daß Ihr nicht noch weiter über Baireuth hinausgereist seid. Ihr könnt Euch vorstellen, geliebte Eltern, wie uns das Herz schlägt, bis wir Euch in unsern Armen haben; darum laßt uns nicht länger harren, darum bitten wir inständigst.

Dieser Brief brauchte aber nicht mehr abgesandt zu werden, wie die Nachschrift von Vater Rothe beweist:

Dieser Brief sollte eben durch einen Boten abgesandt werden, als wir Abends den 11. September zu Alexandersbad aus Baireuth zurückkamen, und die am 10ten Abends dort angekommenen Kinder uns in die Arme fielen.

Aus dem eben genannten Alexandersbade bei Wunsiedel schrieb Rothe ferner (am 16. September 1828) an Heubner:

Mit der innigsten Freude habe ich am 11. Deinen theuren Brief vom 31. August aus der Hand meiner lieben Eltern erhalten, deren An-

gesicht der Herr mich von Neuem hat sehen und segnen lassen. Wir kamen am Abend des 10. hier gesund und frisch, aber mit schlagendem Herzen an und fanden die Eltern nicht, die, uns noch nicht erwartend, einen Abstecher nach Baireuth gemacht hatten. Am folgenden Abend endlich schlossen wir sie in unsre Arme. Seitdem hat uns Gott mit ihnen zusammen fünf unvergleichlich freudenreiche Tage geschenkt. Morgen reisen wir von hier weiter, einstweilen noch gemeinschaftlich über Franzensbrunn, Karlsbad, Teplitz nach Dresden. Von dort begleiten uns die Eltern noch bis Meißen, und wir eilen dann über Leipzig zu Euch. In den ersten Tagen des Oktobers sind wir mit Gottes Hülfe bei Euch. Doch schreibe ich von Dresden aus noch ein Näheres. Alles übrige mündlich. Wie uns das Herz schlägt vor Freuden bei dem Gedanken an das nun so nahe Wiedersehen, darf ich Euch nicht erst schreiben.

Dem in diesem Briefe schon vorweg angekündigten weiteren Schreiben aus Dresden (vom 24. September 1828) seien noch die folgenden Mittheilungen entnommen:

Morgen früh fahren wir weiter. Die Eltern begleiten uns noch bis Meißen, dann reisen wir allein nach Leipzig, wo wir also, so Gott will, übermorgen den 26. bei unsern lieben Hahn's ankommen. Montags oder Dienstags denken wir endlich in Euren Armen und in unserm lieben Wittenberg zu sein. Der Herr schenke uns dazu die rechten Herzen voller Lob und Preis seiner Treue und gnädigen Führung, und seinen Segen zu meinem neuen Beruf, dem ich mit inniger Sehnsucht entgegensehe.

Von demselben Tage und Orte ist außerdem noch der folgende Brief Rothe's an Hahn, der die bevorstehende Ankunft in Leipzig anmeldet:

Mein innigstgeliebter Bruder, ich komme vor Freuden auf unser endlich so nahes Sehen von Angesicht zu Angesicht nicht dazu, Dir heute mehr als zwei Worte zu schreiben.... Uebermorgen, so der liebe Gott will, sind wir in Leipzig, kehren Eurer geschwisterlichen Einladung zufolge in Euren traulichen vier Pfählen ein und fallen Euch um den Hals. Alles übrige außer unsren und der Eltern innigsten Grüßen, spare ich bis dahin auf. Bis hierher hat der Herr glücklich geholfen; bittet, daß Er uns auch in diesem neuen Abschnitt unsres irdischen Lebens Seinen Segen mit hinübergeben wolle und ein rechtes Herz dafür.

Wie sehr beide Schwäger — Heubner und Hahn — sich ihrerseits auf Rothe's Ankunft freuten, darüber mögen noch zwei Briefe Heubner's an Hahn, die ein gemeinsames Stelldichein verabreden, Zeugniß ablegen. In dem ersten Briefe, vom 3. September 1828, heißt es:

Herzlich gern werden wir Euch zusammen mit Rothe's empfangen,

und da Rothe's anfangs bei uns wohnen müssen, so werden sich's die beiden Schwestern in Einer Stube und die beiden Brüder in der andern Stube zusammen zu schlafen gefallen lassen. Den Tag von Rothe's Ankunft können wir nicht bestimmen, da sie ihn nicht selbst angeben können. Rothe's wollten den 26. Aug. von Rom abreisen (unser letzter Brief ist vom 12. Aug. aus Rom); von Rom nach München kann man mit Lohnkutschen wohl in 14—15 Tagen fahren (110—115 Meilen). Ob sie sich in München aufhalten werden, weiß ich nicht: aber bis Wunsiedel oder Alexandersbad sind ihnen am 28. August die Eltern von Breslau entgegengereist. Wenn Rothen's jun. den 29. oder 30. August in München eingetroffen sind und da etwa zwei Tage ruhten, könnten sie wohl den 3. oder 4. September in Wunsiedel sein; nun wird sich's fragen, wie lange sie mit den Eltern zusammenbleiben wollen? Sie sollen auch meinen Bruder in Pl. besuchen — sonach halte ich es kaum für möglich, daß sie vor dem 12. September in Leipzig eintreffen werden. Gewisses kann ich Dir jetzt nicht geben: aber wenn von München ein Brief eingegangen ist, so sollst Du Nachricht erhalten.

Der zweite Brief vom 12. September 1828, fügt Näheres hinzu:

Meinem Versprechen gemäß melde ich Dir, daß nach einem heute an die Mutter eingegangenen Briefe aus München vom 6. September unsre lieben Rothe's den 11. in Wunsiedel bei ihren Eltern einzutreffen gedenken. Da sie den 6. schon von München abreisten, so sollte ich glauben, daß sie schon den 10. hätten können in Wunsiedel sein. — Wann sie in Leipzig eintreffen werden, hängt aber wohl davon ab, wie lange sie mit ihren Eltern zusammen sind? Sie wollen uns von München noch einmal schreiben. Auf jeden Fall kommen sie im Laufe (vielleicht Mitte) nächster Woche nach Leipzig. Vielleicht sind da Deine Collegien geschlossen, und Du kannst ungehindert die lieben Rothe's hierher begleiten....

Ich bitte Dich, ein paar Zeilen an mich im Voraus parat zu halten, und gleich nach Rothe's Ankunft, mit Bemerkung der Zeit ihrer Ankunft, auf die Post zu schicken, weil es uns lieb ist, wenn wir ihre Ankunft vorher wissen.

Wir schließen diese brieflichen Auszüge mit Rothe's Brief über die Ankunft in Wittenberg, an die Eltern vom 30. September 1828:

Um keinen Posttag zu versäumen, schreibe ich heute wenigstens folgendes Skelet eines Briefes: Donnerstags (den 25.) Nachmittags eine sehr wehmüthige Fahrt bis Oschatz, — Freitags (den 26.) Nachmittags nach 4 Uhr in Leipzig, und dort bei Hahn die freundlichste Aufnahme, — Sonnabend (den 27.) und Sonntag (den 28.) zwei sehr angenehme Tage in Leipzig, — Montags (den 29.) mit Hahn's ganzer Familie hierher, wo wir gegen 7 Uhr des Abends unversehrt eintrafen, — am Ziele unsrer Reise. Louisens Freude könnt Ihr Euch vorstellen. Mutterchen fanden wir weniger leidend, als wir gefürchtet. Der alte Nitzsch und Schleusner haben mich mit aller nur wünschbaren Freundlichkeit und Herzlichkeit auf-

genommen. Unsre Wohnung entspricht ganz unsern Bedürfnissen; die Anlage der Zimmer ist ganz so, wie wir sie gemacht haben würden, wenn wir uns selbst ein Haus gebaut hätten. Das Ganze ist wohnlich, hell und wirklich allerliebst. Allerdings schon weit mehr eingerichtet, als wir bestellt hatten; allein wirklich zu unsrer Ueberraschung wohlfeil. Die römische Kiste ist bereits hier.

Also lauter gute Nachrichten, geliebteste Eltern et Nantula; Gott gebe auch uns lauter desgleichen von Euch. Möget Ihr unter des Himmels Schutz gestern in Breslau angekommen sein, und gesund und fröhlich unsrer in Liebe gedenken. Wir umarmen Euch beide, liebe Eltern, nochmals in Gedanken mit dem kindlichsten Dank für alle Eure Güte, die in den letzten Wochen von Neuem so reich über uns gewesen ist. Gott wolle sie Euch lohnen.

Der Wittenberger Beruf, dem Rothe, wie er Heubner geschrieben, mit so „inniger Sehnsucht entgegensah", bestand in der vierten Professur an dem, nach wie vor für 25 Candidaten, die das erste Examen gut bestanden haben mußten, eingerichteten und mit je 200 Thaler für jeden derselben dotirten Seminar. Noch war der bereits 77jährige Generalsuperintendent Nitzsch, der Schwiegervater von Stier, erster, der ebenfalls über 70jährige Schleusner zweiter Direktor, während die dritte Direktorstelle sammt dem Ephorat und einem städtischen Archidiakonat gleichfalls noch in Heubner's Händen beruhte. Rothe's Arbeitsfeld war nun zunächst und vorwiegend das kirchenhistorische. Speciell sollte er Vorlesungen über das kirchliche Leben halten. Da der Begriff des Letzteren unbestimmt genug war (wie es denn überhaupt in der Behandlung der Kirchengeschichte vor dem Ueberwuchern des dogmatischen und kirchenpolitischen Faktors selten zu seinem Rechte gekommen ist), so faßte ihn Rothe als den einer Geschichte des Christenthums im Unterschiede von der bloßen Geschichte der christlichen Kirche. Auf diese Weise konnten die bereits in Rom in ihm schlummernden Ideen über Christenthum und Kirchenthum (die dort besonders in dem Ueberwiegen des Katholicismus als des ausschließlichen Kirchenthums an ihn herantreten mußten) sich in Wittenberg durch die eingehendsten Berufsstudien klären und quellenmäßig begründen. Und so haben wir denn den Ursprung seines epochemachenden Werkes über die „Anfänge der Kirche" grade in dieser Hauptseite seiner Wirksamkeit am Seminare zu sehen.

Nicht minder bedeutsam wie für seine eigene Weiterbildung so schon für seine damaligen Schüler waren die ihm obliegenden Pre-

digten. Auch diese erbaulichen Reden liegen im zweiten Bande der Predigtsammlung heute gedruckt vor, und können wir an dieser Stelle nur auf die reiche Fülle der immer neuen Beziehungen auf den Heiland hinweisen. Gleich die erste Predigt (über Phil. 2, 5—11) führt in diesen persönlichen Mittelpunkt jedes in vollem Sinne christlichen Lebens in einer so eigenthümlichen Art ein, daß uns ein Ohrenzeuge darüber berichtet:

Durchschlagend aber und entscheidend für Viele wurde seine erste Predigt am Palmsonntag 1829. Nie hatte uns ein Mensch die Demuth des Herrn so übereinstimmend in Wort und Leben geschildert, als Rothe. Dieser Vortrag, so vollständig frei, daß auch keine Spur von Besinnen oder Reproduktion daran erkenntlich war, bekundete das größte Ergriffensein von der Herrlichkeit des Herrn bei völligem Zurücktreten jedes Bestrebens, Eigenes in Ansicht oder Darstellung zu obtrudiren, oder Effekt zu machen.

So Superintendent Dr. F. W. Winckel, dessen schöner Aufsatz über den früheren und späteren Rothe, *) ebenso wie sein uns freundlich zur weiteren Benutzung überlassener Briefwechsel mit Rothe eine der reichsten Quellen für Rothe's rechte Würdigung ist.

Auch auf denjenigen aber, der auf das Lesen der Predigtskizze**) allein angewiesen ist, übt dieselbe schon dadurch einen merkwürdigen Zauber aus, weil sie die Quelle der grade Rothe so individuell eignenden Demuth in's volle Licht stellt. Um die Ermahnung des Apostels zu der sich auf Demuth begründenden Einigkeit den Hörern an's Herz zu legen, wird zunächst das Bild Christi selber entworfen, jener Lebensgang in der Niedrigkeit, durch die die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes hindurchscheint, — jener sittliche Charakter, den der Herr selbst als den demüthigen und von Herzen sanftmüthigen zeichnet, — jenes eigenthümliche Verhältniß zum Vater, auf dem das Verhältniß zu den Menschen in der überall hervortretenden wunderbaren Mischung von Hoheit und Demuth beruht. Als der sittliche Gehalt der Demuth Jesu zeigt sich der Gehorsam gegen den Vater, wie ihn besonders die johanneischen Erinnerungen seines Wesens erscheinen lassen. Dann folgt der zweite Theil, in dem erwogen wird, wie dieses Bild Christi zu unsern Herzen spreche,

*) In Gelzer's Monatsbl. vom Juli und August 1869.

**) Vgl. Rothe's Predigten II. Band. S. 1—9.

indem es uns nämlich die Schönheit und Herrlichkeit solcher Demuth, ihren Werth und ihren Ernst vergegenwärtige.

Ungern versagen wir uns weitere Auszüge aus diesen Seminarpredigten, erwähnen aber wenigstens, daß eine Reihe von Texten dem Leben Jesu entnommen, außerdem aber (im Laufe von fünf Jahren) der erste johanneische und die drei Pastoralbriefe im Zusammenhang von ihm vorgeführt wurden, und daß sich ganz besonders die Vorträge an den Reformationstagen vor allen übrigen abheben.

Zu den Collegien und den Andachtsübungen gesellten sich nun weiter die jede Woche einmal stattfindenden Abendbesprechungen mit den Seminaristen. Wie ihre ganze Einrichtung an Rothe's römische Abendversammlungen erinnert, so fand er speciell ebenso wie dort als Kern seiner Gemeinde eine kleinere Anzahl junger Männer vor sich, die mit demselben Enthusiasmus wie die begeisterten Künstler sich an ihn anschlossen. Freilich waren es in Wittenberg keine Maler, Bildhauer, Architekten und Musiker, sondern sämmtlich Theologen. Schenkel theilt mit, wie Rothe in der That sowohl den Kunstsinn und die Naturschönheit in seiner neuen Umgebung vermißt, als auch ganz besonders „den weiteren Gesichtskreis, die allseitige Empfänglichkeit und die naive Unbefangenheit". Dagegen fand sich andrerseits noch eine bunte Mischung der verschiedensten theologischen Schulen. Jene von Kögel so gepriesene Hengstenberg'sche Ausschließlichkeit, die nur Orthodoxie und Pietismus als christlich gelten läßt, war auch jetzt noch nicht unter den jungen Männern zur Herrschaft gekommen. Zwar hatte bereits Tholuck mit seiner exclusiven Art auf einen kleinen Kreis eingewirkt; aber nebenher gingen Schüler von Schleiermacher, Neander und Wegscheider, von Hegel und Herbarth. Und es fiel grade Rothe als specielle Aufgabe zu, sich mit allen diesen jugendlich durcheinander gährenden Zeitrichtungen vertraut zu machen, wo die älteren Herren darin nicht mehr ihren Beruf fanden.

In der Art nun, wie sich Rothe allen diesen mannigfachen Schulen gegenüberstellt, jede in ihrer individuellen Berechtigung anerkennend, alle aber auf den einen Meister hinweisend, der allein die Wahrheit ist, dürfen wir sowohl die Ursache erblicken, weshalb die in Rom gelegten Keime nun eine sofort aufblühende Frucht zeitigen, als den Quell der warmen Begeisterung, mit der gleich die ersten seiner Schüler sich ihm anschließen. Rothe's eigene innere

Stellung dem ihm im Vaterlande neu entgegentretenden Parteileben gegenüber zeichnet gleich sein erster Wittenberger Brief an Bunsen mit den lebendigsten Farben. Können wir jedoch auf seinen umfangreichen Briefwechsel in dieser Zeit nur in eigenem Zusammenhang eingehen, so mögen dagegen die Gefühle der Seminaristen ihm gegenüber durch zwei Aufzeichnungen aus einem verschiedenen Cötus, die uns darüber vorliegen, schon hier charakterisirt werden, da grade aus ihnen besonders hervorgeht, was Rothe aus Rom für seine Heimath mitgebracht hatte.

Wenn bereits Schenkel mit Recht urtheilte, Rothe habe in Wittenberg dem Rationalismus nicht eine geschichtlich überwundene Orthodoxie gegenübergestellt, sondern sich bestrebt, jenen von seinen eigenen religiösen Prämissen aus über sich hinauszuführen, so tritt in dem schon erwähnten Aufsatz Dr. Winckel's die ganze damalige Situation im Seminar und die Art und Weise, wie Rothe auf sie einwirkt, deutlich zu Tage:

Mit wahrer Sehnsucht, fast mit der Ahnung des durchgreifenden Einflusses, den er gewinnen sollte, war Rothe schon im Sommer 1828 auf dem Predigerseminarium in Wittenberg erwartet worden. Die Spannung zwischen „Gläubigen" und „Rationalisten" hatte eine Schärfe erreicht, die in ihrer Unerquicklichkeit und Verderblichkeit kaum länger zu ertragen war. Jene, meist aus der Schule Neander's und Schleiermacher's von Berlin gekommen, hatten das stolze Bewußtsein, daß ihnen doch die Zukunft gehöre, daß der Rationalismus in seinen letzten Zügen liege; diese, noch ganz in den Anschauungen Gesenius' und Wegscheider's lebend, waren ihrer Vernünftigkeit und praktischen Tüchtigkeit gewiß und blickten lächelnd auf die besondern Andachtsübungen, die Conventikel und Absonderlichkeiten der „Frommen" hin. Es fehlte an jeder Vermittelung vom höhern Standpunkt aus. Denn wenn der treffliche Heubner, dessen tiefer und reiner Frömmigkeit die Herzen offen standen, Herder doch ein „Großmaul" nennen und Schleiermacher nur als Philosophen konnte passiren lassen wollen, so blieben drüben und hüben schwere Zweifel ungelöst. Der „Alte" aber, der hochbetagte und ehrwürdige K. H. Nitzsch, der einst die wunderbare Macht des Beispiels Christi, als das Wesentliche in seiner Erscheinung, mit Geist und speculativer Schärfe gelehrt hatte, stand jetzt doch außer den die Zeit beherrschenden Gegensätzen und ohne Einfluß auf sie. Rud. Stier, sein Schwiegersohn, der damals grade bei ihm wohnte, war zwar nicht Lehrer am Seminar, hatte aber doch im brüderlichen Verkehr viel anregenden und befestigenden Einfluß auf die Gleichgesinnten. Endlich, Anfangs Oktober, kam denn Rothe, der kleine, gehaltene Mann, hielt seine Eröffnungsrede vor gespannten Ohren, begann seine Vorlesungen, zunächst über die Geschichte des christlichen Le-

bens, und lud ein zu seinen vertraulichen, häuslichen Besprechungen und zu seinen Spaziergängen mit Einzelnen. Soll ich dem Eindruck Worte leihen, den seine Erscheinung bald zu klarem Bewußtsein brachte, so muß ich sagen: es war ein glückseliger Mensch, dieser Rothe, glückselig in der Einheit seines Denkens und Fühlens, in der thatsächlichen Ueberzeugung von der vollen Uebereinstimmung des ganzen Glaubensinhaltes des Evangeliums mit jeder wahren Wissenschaft. Noch höre ich ihn, mit welcher Klarheit er in einer der ersten Stunden es ausführte, daß das Christenthum im Anfang gar nicht auf Auseinandersetzungen mit einer vorhandenen Wissenschaft und Bildung ausgegangen sei, daß es vielmehr sich selbst eine Wissenschaft geschaffen habe, Gründerin wahrer Wissenschaft geworden sei, die, frei aus seinem Schooße geboren, sich selbst assimilirend alle guten Errungenschaften griechischer Kunst und Philosophie, dem Christenthum ein wesentliches Organ seines Selbstverständnisses und seiner Ausbreitung geworden sei und immer mehr werden müsse....

Was in dem Pietismus von Glaubensinnigkeit, wahrer Demuth und reinem Eifer für Verbreitung christlicher Gesinnung war, das hat Rothe in sich zu bewahren und in schöner, menschlicher Gestaltung zu entwickeln gewußt; aber die Absonderlichkeiten, dieses exclusive Wesen, welches geflissentlich nach allen Seiten hin zu verstehen geben will: ich bin anders und denke anders als ihr, ich „stelle mich nicht dieser Welt gleich", das hatte Rothe in Wittenberg gänzlich abgestreift. Unvergeßlich ist es mir, wie ich ihn zuerst in größeren geselligen Kreisen in Wittenberg gesehen habe, wie er sich so ganz einem Jeden und absichtlich auch den gar nicht pietistisch gerichteten, den „Anderen", denen „die draußen sind", hingab, wie er auf ihre Gedankenkreise einzugehen wußte und vorsichtig den Schein jeder Absonderung mied. Wie fern ihm aber auch Bevorzugung der „Gläubigen", besonders unter seinen Schülern war, so unnachsichtlich wußte er das wirklich Weltliche und Ungeistliche an jenen zu strafen. Als er die Lektüre einer Predigt des Chrysostomus über den Theaterbesuch mit einer Discussion über die Sittlichkeit des Theaters eröffnete und da sich ganz rohe Ansichten geltend machen wollten, auch in der Behauptung, daß mit dem Theater auch die Musik verboten werden müsse, wie wußte er sie ad absurdum zu reduciren, mit welcher Feinheit führte er den Beweis, daß auch die Musik unsittlich sei, wenn sie den Menschen der Selbstherrschaft beraube und ihn unreinen Begierden preisgebe. In der That, nach beiden Seiten hin war Rothe ein Anderer, als sie ihn haben wollten, den „Gläubigen" zu natürlich und den „Ungläubigen" zu geistlich, und dennoch Allen anziehend, mit unwiderstehlicher Kraft....

Was zwischen uns schon wiederholt zur Sprache gekommen war, die Ursache der Entfremdung zwischen den beiden Parteien — immer Selbstüberschätzung und Mangel an Demuth, — das predigte uns der treue Seelsorger und schob es den Communicanten besonders ins Gewissen: „Die Bedingung aller wahren Einigkeit ist ungeheuchelte Demuth. Was

meinen wir nun, meine Brüder, thäte vielleicht auch uns rechte, innige, herzliche Einigkeit, — und zwar in Christo — Noth? Was sollte ich euch etwa noch erst beweisen, daß sie keine andre Grundlage und keine andere Gewährleistung für ihr Bestehen haben kann, als wahre Demuth! O, meine Brüder, wir bedürfen wahrlich der rechten christlichen Herzenseinigkeit, das muß ja einem Theile von uns an dem heutigen-Tage doppelt fühlbar sein." Demuth, der Grundzug in der ganzen Erscheinung Rothe's, war, bei seiner eminenten Begabung, die sittliche Macht, wodurch er die Herzen zu läutern und zu vereinigen wußte. Was er damals als die nächste Aufgabe seines Berufes im Seminar ergriff, die Aufhebung des alten Gegensatzes zwischen der modernen, weltlichen Bildung und der kirchlich-christlichen, das ist ihm dann die Aufgabe seines ganzen Lebens für unsere evangelische Kirche geworden, an die er seine ganze Kraft gesetzt, an der er fort und fort gearbeitet und zu deren völliger Lösung er die feste, gediegene Grundlage gelegt hat in seiner Ethik, diesem unerkannten Schatze, dem reichen Erbtheil, welches er uns hinterlassen hat.

Nicht minder dankenswerth aber sind die nachfolgenden, mehr kritisch gehaltenen Mittheilungen von Pfarrer Müller in Frankenförde bei Luckenwalde, dem wir unter den Michaelis 1830 eingetretenen Seminaristen begegnen:

Rothe war damals neben den Directoren Dr. Nitzsch und Dr. Heubner als Professor thätig. Er hielt Vorlesungen über das kirchliche Wesen und Leben der alten Kirche, die Grundlage zu seinem nachherigen bekannten kirchengeschichtlichen Werke; ferner über Geschichte der Kanzelberedtsamkeit mit Proben aus französischen, niederländischen, schwedischen und deutschen Kanzelrednern namentlich aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Er leitete Disputationen, recensirte Predigt-Dispositionen und Predigten der Seminaristen, und gab in dem sogenannten Quinque, zeitweiligen Unterhaltungen mit je fünf Seminaristen in seiner Wohnung Beschreibungen des römischen, anglicanischen, niederländischen, schwedischen u. s. w. Gottesdienstes und der bezüglichen Liturgieen.

In allen diesen Zweigen seiner Thätigkeit verfuhr Rothe mit der höchsten Gründlichkeit, Hingabe an die Sache, und dem fühlbarsten Bestreben, uns nützlich zu sein. Indeß fanden seine kirchengeschichtlichen Vorträge, wenigstens parthieenweise, wenig Anklang und wenig Besuch. So sehr wir den Fleiß und die Mühsamkeit bewunderten, womit er den Stoff gesammelt und verarbeitet hatte, so waren doch Vielen die Gegenstände manchmal zu trocken und zu langweilig. So wurden z. B. in fünf auf einander folgenden Vorlesungen die Veränderungen in der Tonsur der Geistlichen und die Verschiedenheiten in der Tonsur der Mönche beschrieben, welche Vorlesungen hernach unter der Benennung der fünf Stunden von den Glatzen in unserer Erinnerung fortlebten. Viele konnten sich auch nicht finden in die ihm eigenthümliche, uns ganz neue, von

ihm mit Gelehrsamkeit, Geist und Schärfe eingeführte und ausgeführte Idee von der Bestimmung der Kirche, in den Staat aufzugehen. Die Vernachlässigung und Versäumniß dieser kirchengeschichtlichen Vorlesungen nahm so überhand, daß Heubner uns eines Tages väterlich aber ernst das Gewissen darüber schärfte, worauf denn allerdings der Besuch sich besserte. In allen übrigen Gegenständen seiner Thätigkeit am Seminar war Rothe überaus interessant, anregend und fördernd. Besonders trefflich auch waren die Predigt-Dispositionen, welche er aus Anlaß der bei ihm eingereichten Dispositionen zu freier Benutzung als Anleitung gab, ausgezeichnet durch sorgfältige Textverwendung, Klarheit, Tiefe der Auffassung, Fülle und Feinheit der Gedanken; dabei frei von jedem schablonenhaften Schematismus, voll heilsamer Impulse zu eigenem Denken und Insichgehen, und der individuellen Eigenthümlichkeit freien Spielraum lassend. Seine Beurtheilung der von uns gehaltenen Predigten war eben so gerecht als liebevoll; der Tadel eben so entschieden und überzeugend, als schonend; die Anerkennung und Aufmunterung reichlich und freudig. Ermuthigung Schwächerer und Verzagter war ihm sichtlich eine Hauptsache.

Die Predigten der Seminaristen sowohl in der Schloßkirche als in der Stadtkirche wurden jedesmal von zwei dazu ernannten Commilitonen schriftlich recensirt, diese Recensionen dem Ober-Censor eingereicht und von diesem im Auditorium vorgelesen. Da stützte und bestätigte Rothe jeden gerechten Tadel durch seine Autorität. Noch geflissentlicher aber war er der Anwalt des Angegriffenen bei jedem zu scharfen, oder durch Enge und Befangenheit des Systems eingegebenen Tadel. Er suchte Entmuthigung und Kränkung möglichst zu verhindern. Verdächtigungen aber des Glaubens, Ketzerriecherei und Verdammungssucht, wenn dergleichen bisweilen auftauchte, wies er mit größter Entschiedenheit und Schärfe zurück, sowohl bei Recensionen als bei Disputationen.

Er selbst predigte nur ein paar Male des Jahres in der Schloßkirche, und zwar bei Communionfeiern des Seminars. Auf diese gehaltvollen, klaren und liebewarmen Musterpredigten freute sich nicht nur im Voraus unsere ganze Genossenschaft, sondern sie wurden auch jedesmal von einer überaus zahlreichen Zuhörerschaft, namentlich aus den gebildeten Klassen, mit größter Aufmerksamkeit, Andacht und Erbauung gehört. Obgleich Rothe in der Stadt so gut wie keinen geselligen Umgang hatte, wurde er doch in der ganzen Stadt hoch verehrt. Es war ein auch in der Bürgerschaft geläufiger Vergleich, Heubner den zweiten Luther, Rothe den zweiten Melanchthon zu nennen.

Ein eigentlich geselliger Verkehr der Seminaristen mit den Directoren und den Professoren fand damals nicht statt. So zugänglich auch Rothe jedem Einzelnen war, kam man doch nur zu ihm aus besonderer Veranlassung, und ging wieder, sobald die Sache erledigt war; denn man fand ihn stets bei Arbeit. Für geselligen Verkehr waren die Seminaristen meistentheils auf einander angewiesen, und hatten daran auch genug. Aber obgleich Rothe im Grunde nur vom Katheder aus wirkte, war seine Wirksamkeit doch von unaussprechlichem Segen auf die Gemüther. Als Haupt-

zug dieser Wirksamkeit kann bezeichnet werden sein liebevolles, freisinniges, weitherziges Eingehen auf die verschiedenen Eigenthümlichkeiten, seine volle Anerkennung aller wissenschaftlich und sittlich berechtigten Standpunkte, sein Hinwirken auf Verträglichkeit, Duldsamkeit, friedlichen und freundlichen Verkehr zwischen den Leuten der verschiedenen, zum Theil gegensätzlichen Richtungen, die im Seminar aus allen Gegenden des Landes her vertreten waren. Wohl platzten zu Zeiten die Geister heftig auf einander, oder aber standen mit vorsichtiger und kühler Gespanntheit einander gegenüber. Aber im Ganzen war doch der Geist im Seminar ein brüderlicher, freundlicher und fröhlicher Geist, und das ganz vornehmlich durch Rothe's Einfluß.

Von einem besonderen damaligen Schülerkreise Rothe's kann nicht geredet werden. Weil er Allen allerlei war, stimmten wir in der Verehrung dieses herrlichen und liebenswürdigen Mannes Alle zusammen, ein Rupp und ein Neuenhaus, ein Borghardt und ein Zschiesche.

In Verbindung mit diesen später niedergeschriebenen Erinnerungen damaliger Schüler mag hier noch angeführt werden, wie auch Tholuck über die Wittenberger Wirksamkeit Rothe's gleich damals sich äußert (in einem Briefe an Bunsen, vom 14. Juli 1829):

In Wittenberg habe ich neulich auf einige Stunden auch Rothe gesehen; er war froh, seine Frau gesund, und die Seminaristen im hohen Grade dankbar für das, was ihnen in dem lieben Lehrer geschenkt worden.

In den Briefen Heubner's an Hahn endlich finden wir zunächst die hierhergehörige Notiz vom 23. Oktober 1828:

Rothe grüßt herzlichst. Ich habe noch nicht fragen mögen, wie seine Vorlesungen Eingang finden. Er ist unermüdet eifrig.

Und ihr schließt sich die weitere Mittheilung vom 16. December 1828 an:

Unser lieber Rothe arbeitet zu angestrengt fleißig. Er grüßt allerherzlichst.

Mit Rothe's eigener Correspondenz aus Wittenberg wird der zweite Band seinen Anfang nehmen.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

THEOLOGY LIBRARY
CLAREMONT, CALIF.
11368

Im Verlage von **Hermann Koelling** in Wittenberg erschien

Dr. **Richard Rothe's**

theologische Ethik.

Zweite Auflage. 1870.

Vollständig in 5 Bänden.

Preis geheftet 12 Thlr. 15 Sgr. Elegant geb. 14 Thlr. 5 Sgr.

Stille Stunden.

Aphorismen

aus Richard Rothe's handschriftlichem Nachlaß.

Herausgegeben

von

Dr. Friedrich Nippold,

ordentl. Professor der Theologie in Bern.

1872. 24 Bogen. 8o. Eleg. geh. 1 Thlr. 6 Sgr. Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 21 Sgr.

Im Verlage von **R. L. Friderichs** in Elberfeld ist erschienen:

Handbuch der neuesten Kirchengeschichte

seit der Restauration von 1814.

Von

Dr. **Friedrich Nippold.**

Bevorwortet von Geh. Kirchenrath **Dr. R. Rothe.**

Zweite Auflage 1868.

Im Verlage von Hermann Koelling in Wittenberg erschien ferner:

Ludwig, Fürst zu Solms,

Uebersicht theologischer Spekulation

nach

Richard Rothe.

7 Bogen. gr. 8°. Preis 10 Sgr.

Der Versuch einer gedrängten Skizze des spekulativen Inhalts der Rothe-schen Ethik von der kundigen Hand des in der theologischen Welt nicht unbekannten Verfassers dürfte allen Freunden und Verehrern Rothe's und denen, die seine Ethik studiren, willkommen sein, gleichzeitig als Wegweiser dienen, das Verständniß erleichtern und manchen Leser, dem das Hauptwerk zu umfangreich ist, in Rothe's Ideen einführen.

Dr. Ewald Rudolf Stier.

Darstellung seines Lebens und Wirkens

von G. Stier,

Director des Herzogl. Franciscums zu Zerbst

in Verbindung mit

Fr. Stier,

Diaconus zu St. Nicolai in Eisleben.

2 Bände mit einem photographischen Brustbilde.

Zweite Ausgabe. 1871.

55 Bogen in 8°. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

In englischem Einband 2 Thlr. 5 Sgr.

18368

BX
4827
R6
N5
1877
v.1

Nippold, Friedrich Wilhelm Franz, b.1838.
Richard Rothe ... Ein christliches lebensbild auf grund der briefe Rothe's entworfen. 2. Ausg.
Wittenberg, H. Koelling, 1877.
2 v. front. (port.) 21½ cm.

1. Rothe, Richard, 1799–1867. I. Rothe, Richard, 1799–1867.

CCSC/mmb
18368 Library of Congress [63b½]